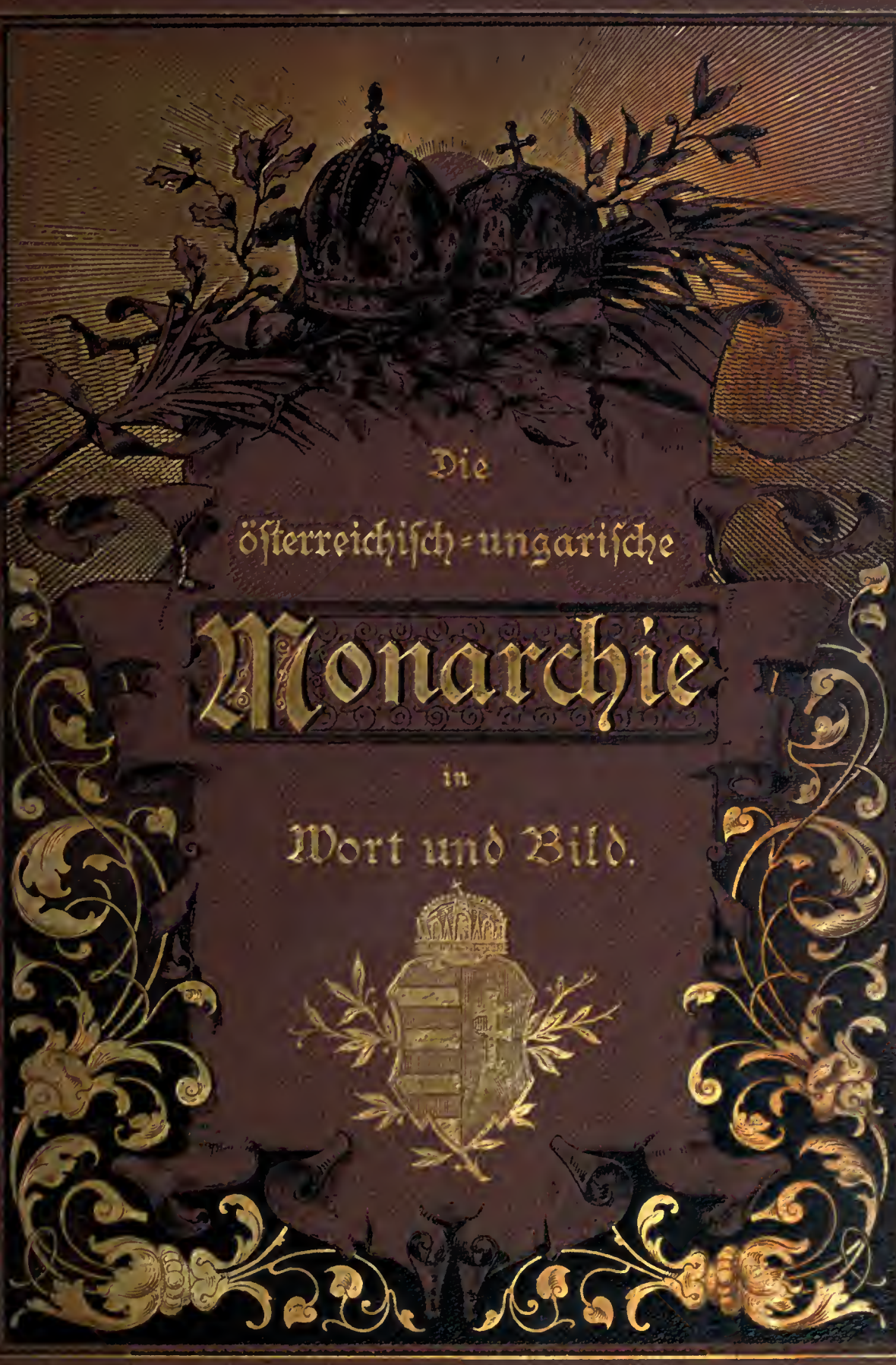


UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 01516113 6



Die

österreichisch-ungarische

Monarchie

in

Wort und Bild.



Gustav Preuss

Die
österreichisch-ungarische Monarchie
in
Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog
Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit
der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Ungarn (IV. Band).



Wien 1896.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



807807

DB

17

029

Bd:20

Inhalt.

Jenseits der Donau.

	Seite
Das Land jenseits der Donau, von Karl Cötvös	3
Die ungarische Donau, von Béla Gonda	17
Denkmäler der Urzeit, Römerzeit und Völkerwanderungszeit jenseits der Donau, von Julius Pasteiner	87
Baudenkmäler jenseits der Donau, von demselben	111
Das Weßprémer Comitât, von Karl Cötvös	175
Das Zalaer Comitât, von demselben	211
Die Wenden im Zalaer und Eisenburger Comitât, von Valentin Bellosicz	259
Die Meczet-Gegend, von Alexander Bakfay	270
Das Tolnaer Comitât	276
Das Somoghyer Comitât	299
Das Baranyaer Comitât	323
Das Eisenburger Comitât, von Julius Balogh	361
Die Gienzen, von Anton Herrmann	392
Das Ödenburger Comitât, von Ludwig Bella	417 401
Das Wieselburger Comitât, von Eugen von Rodiczky	435
Das Raaber Comitât, von Norbert Francsics	461
Totis und Umgebung, von Alexander Takáts	483
Kisbér und Bâbolna, von Fabian Maurovich	494
Gran und Umgebung, von Ladislaus Körösy	503
Das Weißburger Comitât, von Alexander Weferle	525
Der Plattensee, von Karl Cötvös	577

Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
Kopfleiste: Schafherde am Ufer des Plattensees, von Paul Vágó	3
Partie aus dem Bakonyerwald, von Gustav Keleti	7
Kemenezalja und der Berg Ság, von Julius Háy	9
Fischfang auf dem Plattensee, von Paul Vágó	11
Der Somlyóberg, von Julius Háy	13
Schlußvignette: Fischerboot am Plattensee, von Paul Vágó	16
Kopfleiste: Burg Theben und der Thebener Steinbruch	17
Die Donau bei Preßburg	21
Die Franz Josephsbrücke in Preßburg	23
Sperrdamm zu Bagomer	31
Die Donau bei Komorn und die Waagmündung	33
Die Donau bei Bisegrád	37
Winterhafen und Schiffswerfte in Neupest	43
Sämmtlich von Julius Háy.	
Mündung des Franzenskanals bei Bezdán, von Géza Paur	45
Mündung der Drau in die Donau, von demselben	47
Semlin	49
Mündung der Save in die Donau	51
Bajlász	53
Der Beginn der Unteren Donau bei Galambóc	55
Drenkova	57
Die Donau bei Greben	59
Die Triküle	61
Der Beginn des Kasanpasses	63
Der untere Theil des Kasanpasses	65
Orsova	67
Das Eisene Thor	69
Die Trajanstafel	71
Die Széchenyi-Gedenktafel	73

Sämmtlich von Julius Háy.

	Seite
Schlußvignette: Der Dampfer „Orient“, von Karl Eszerna	86
Kopfleiste: Thongefäße aus den Urnengräbern bei Ödenburg	87
Der Grabstein Bato's	93
Römische Alterthümer im Ungarischen Nationalmuseum: Bacchische Gruppe und Gefäße aus Bronze, Herkules-Statuette aus Elfenbein	99
Römische Glasgefäße im Ungarischen Nationalmuseum	101
Altchristliche Grabkammer zu Fünfkirchen	103
Gegenstände der Völkerwanderungszeit aus den Pestheller Gräbern, im Ungarischen Nationalmuseum	107
Schlußvignette: Bierstücke eines Gürtels aus der heidnischen Zeit der Magyaren (IX. bis X. Jahrhundert); Fund von Stuhlweißenburg (Demfó-Berg)	110
Kopfleiste: Lang- und Schmalseite eines christlichen Steinsarkophags aus der Völker- wanderungszeit, im Ungarischen Nationalmuseum	111
Innere der Unterkirche zu Tihany	115
Detail von den Reliefdarstellungen an der Stiegenwand der Unterkirche zu Fünfkirchen Sämmtlich von Theodor Dörre.	117
Die Kirche zu Lébény; Portal und Chorabschluß, von Karl Eszerna	121
Portal der Kirche zu Horpács	123
Die Kirche zu Ját	127
Portal der Kirche zu Ját	129
Sanctuarium der Kirche zu Ját	131
Pfarrkirche zu St. Michael in Ödenburg	135
Innere der Pfarrkirche zu St. Michael in Ödenburg	137
Die Benediktinerkirche in Ödenburg	139
Sämmtlich von Ludwig Kaufcher.	
Innere der Bakoës-Kapelle in Gran, von Theodor Dörre	143
Renaissance-Altar in der Corpus Domini-Kapelle des Domes zu Fünfkirchen, von Karl Eszerna	145
Burg Forchtenstein, von Julius Hány	149
Burg Léka und der Kapitelsaal der Hospitaliter in der Burg, von Theodor Dörre	151
Burg Schlaining, von Julius Hány	153
Burg Sárvár, von demselben	155
Burg Simontornya, von Ladislaus Kinnach	157
Zwei türkische Moscheen in Fünfkirchen: die Pfarrkirche der inneren Stadt und die Krankenhauskapelle, von Karl Eszerna	159
Das neuerbaute Innere der Benediktinerkirche zu Martinsberg, von Julius Hány	161
Der neuerbaute Dom zu Fünfkirchen, von demselben	165
Aus dem Innern des neuerbauten Domes zu Fünfkirchen, von demselben	167
Schloß Esterháza — Die vordere Front des Hofes und das Thor, von Karl Eszerna	169
Bänke aus dem XVIII. Jahrhundert in der Benediktinerkirche zu Pápa, von demselben	174
Kopfbild: Beßprém von Ezerhater Hügel, von demselben	175

	Seite
Die Zirczer Abtei, von Julius Hány	179
Pápa: Die Stadt — Das Esterházy'sche Schloß — Die Hochschule der Reformirten — Am Ufer der Tapolca — Die große Kirche — Das Theater, von demselben .	183
Beßprém: Der Feuerthurm — Das Comitatzhaus — Die Ostseite der Stadt von demselben	185
Der St. Benediktberg in Beßprém, von demselben	187
Aus dem Innern der Beßprémer Gifella-Kapelle, von Karl Czerna	189
Das Kloster der englischen Fräulein in Beßprém, von Julius Hány	191
Römische Straße am Kiferi-See, von Karl Czerna	195
Schweinehirten im Bakony, von Paul Bágó	205
Holzindustrie im Bakony, von demselben	207
Schlußbild: Die Moschee in Öskü, von Karl Czerna	210
Kopfbild: Bala-Egerszeg, von Julius Hány	211
Weizenweibe in Göcsej, von Mathias Jancsik	219
Das Balaer-Ufer des Plattensee's, von Julius Hány	225
Das Steinkrenz auf dem Badacsony, von Gustav Peleti	231
Keszthely	233
Das Keszthelyer Schloß	235
Die Festung Sümeg	237
Statue Franz Deáks in Bala-Egerszeg	243
Ehemaliges Haus Franz Deáks in Kehida	245
Alsó-Lendva	247
Hauptstraße von Groß-Kanizsa	249
Sämmtlich von Julius Hány	
Schlußbild: Csakathurm im XVIII. Jahrhundert; nach einem Stich, von Karl Czerna	258
Kopfbild: Wendisches Wohnhaus, von Valentin Bellosics	259
Wendischer Oeconom, von Mathias Jantzik	261
Wendische Braut, von demselben	263
Wendischer Gästelader, von demselben	267
Schlußbild: Wendische Mädchen, von demselben	270
Kopfbild: An die Arbeit gehende Schnitter, von Paul Bágó	271
Drautmühle, von Johann Greguß	273
Tabaktrocknen, von Arpád Feßty	277
Duna-Földvár und der Thurm der einstigen Abtei, von Ladislaus Rimnách	279
Schiffszug mit Pferden, von Johann Greguß	281
Szegvár: Die Stadt von Westen gesehen — Adam Béri-Baloghs Baum — Sortirung der Seidencocons in der Anstalt für Seidenraupenzucht — Das Comitatzhaus, von Ladislaus Rimnách	283
Mädchen des Sárközfég auf dem Spielplatz, von demselben	285
Garbenbinden, von Arpád Feßty	287

	Seite
Schnitter mit dem Erntekranz, von Árpád Festy	289
Tolnaer Deutsche, von Ladislaus Kimnach	291
Schloß und Bibliothek zu Lengyel, von demselben	297
Schweinehirten (Kanász), von Paul Bágó	303
Schäfer, von demselben	305
Eichenwald im Winter, von Ignaz Ujváry	309
Heu-Einfuhr, von Paul Bágó	313
Aus dem Urwald bei Eszergó, von Árpád Festy	315
Kaposvár, von Theodor Dörre	317
Der Grundbesitzer zu Wagen, von Paul Bágó	319
Karáder Volkstracht, von demselben	321
Szigethvár und das Brinyi-Denkmal, von Karl Eszerna	322
Fünfkirchen, von demselben	331
Die Bjalnay'sche Majolikafabrik zu Fünfkirchen, von Julius Hány	333
Der Dom zu Fünfkirchen, von demselben	335
Treppe zur Unterkirche im Dom zu Fünfkirchen mit der Armenbibliothek, von Theodor Dörre	337
Burg Sikkós und ihr Thor, von Karl Eszerna	347
Auf dem Marktplatz zu Mohács, von demselben	349
Das Mohács'er Feld und das Denkmal am Eszle-Bach, von Ladislaus Kimnach	351
Hopfenereute und Schloß Föherezglaf	353
Der Wald von Blázovicza in der Bélye'er Herrschaft	355
Schlußbild: Mohács	360
Sämmtlich von Karl Eszerna.	
Kopfbild: Steinamanger, von Julius Hány	361
Die Domkirche in Steinamanger, von Karl Eszerna	369
Das Schloß zu Bogát	373
Brunksaal im Schloß zu Sárvár	375
Das Schloß zu Ikervár	377
Das Schloß zu Mitosd	379
Das Schloß zu Körmend (mit Detail)	381
Güns	385
Sämmtlich von Julius Hány.	
Güns: Die Militär-Unterreal'schule — Wappen des Nikolaus Jurisch — Der „Magyare“ und dahinter die St. Jakobskirche, von Theodor Dörre	387
Bernstein, von Julius Hány	389
Hienzenhäuser zu Rechnig, von Karl Eszerna	397
Schlußbild: Hof eines Hienzenhauses zu Bernau, von demselben	400
Kopfbild: Burg Forchtenstein, von Julius Hány	401
Der Neusiedler See von Eödenburg aus gesehen, von demselben	407
Fischeude Knaben an der Kleinen Raab, von Otto Badiß	409

	Seite
Heimkehrende junge Fischerfrau, von Otto Baditz	411
Ödenburg: Die Stadt — Das Theater — Der Stadtpark, von Julius Hány . . .	419
Stadthurm zu Ödenburg, von demselben	421
Burgthor zu Forchtenstein, von demselben	423
Deckelbecher auf Burg Forchtenstein	425
Eisenstadt: Das Schloß — Kirche zu Maria Heimsuchung, von Julius Hány . . .	427
Statue der Fürstin Leopoldine Esterházy (von Canova) und der Leopoldinentempel zu Eisenstadt, von Karl Czerna	429
Das Schloß zu Zinkendorf: Familiengruft des Grafen Széchenyi zu Klein-Zinkendorf — Die Särge des Grafen Stefan Széchenyi und seiner Gattin — Grabdenkmal der Gräfin Béla Széchenyi, von demselben	431
Schlußbild: Die Residenz der Propstei Ozorna, von demselben	434
Kopfbild: Die Burg zu Ungarisch-Altenburg (jetzt landwirthschaftliche Akademie) und das Vasteithor, von demselben	435
Der Deákplatz und die Hauptstraße zu Ungarisch-Altenburg — Das Comitatzhaus, von demselben	443
Das Schloß zu Karlsburg, von Ladislaus Rimnách	449
Das Schloß zu Halbtürn, von Karl Czerna	453
Fuchs in den Sümpfen des Neusiedlersees, von Árpád Festy	455
Mattensflechten in Wüßt-Sommerein, von Matthias Zantnyk	457
Schlußbild: Die Mündung der Leitha bei Ungarisch-Altenburg, von Karl Czerna . .	460
Kopfbild: Raab und der Rathhansthurm, von demselben	461
Pannonhalma (Martinsberg), von Julius Hány	465
Das Schloß zu Hébervár, von demselben	467
Raab: Thor der bischöflichen Burg — Der bischöfliche Palaß (Burg) von der Donau- seite — Die städtische Redoute und die Benediktinerkirche, von demselben . .	473
Die Oberrealschule zu Raab, von demselben	475
Das Gebäude der königlichen Tafel zu Raab, von demselben	477
Schlußbild: Karl Kisfaludy's Denkmal zu Raab, von Karl Czerna	482
Kopfbild: Totis vom See gesehen — Tóvároser Villa am großen See, von Julius Hány	483
Totis: Das Esterházy'sche Schloß — Der große See mit der Burg — Die Pfarrkirche, von demselben	487
Der Cseka-See im Park zu Totis, von Árpád Festy	489
Überreste des Klosters in Majt aus dem XVIII. Jahrhundert, von Franz Olgyay . .	491
Der Wendheim-Hügel zu Kisbér, von Cölestin Pállya	495
Kisbér: Vollblutstute mit Fohlen im Ritter-Dörfchen — Zureitung junger Stuten — Weidendes Gestüt, von Paul Vágó	497
Schweizerei zu Bábolna, von Cölestin Pállya	499
Schlußbild: Fohlangestüt zu Bábolna, von demselben	502
Kopfbild: Grau vom St. Thomasberge gesehen, von Julius Hány	503
Gran von der Donauseite, von demselben	507

Gran vom Festungsberg gesehen, von Julius Hány	509
Die St. Jtván-Kapelle und der Festungsberg, von demselben	511
Johann Vitéz' Grabdenkmal in der Graner Erzkathedrale, von Theodor Dörre	513
Aus der Schatzkammer der Graner Erzkathedrale: Calvarienberg des Königs Matthias, Botiv-Monstranz, Horn für Salböl, Reliquiarien, Kreuze, Kelche u. s. w., von demselben	515
Casel des Thomas Batócz; nach einer Photographie	517
Schlußbild: Rathhaus zu Gran und das kleine Stadtsiegel vom Jahre 1389, von Theodor Dörre	524
Kopfleiste: Der Belenezcer See, von Julius Hány	525
Stuhlweißenburg, von demselben	533
Stuhlweißenburg: Die Cistercienserkirche — Der bischöfliche Palast — Motiv aus dem Schützengarten — Der Dom — Das Börösmarty-Denkmal, von demselben	539
Das Rathhaus zu Stuhlweißenburg, von demselben	545
Burg Csótakö, von Karl Cserna	551
Am Fuß des Vértes bei Moór, von demselben	553
Alecsüth und Umgebung, vom Csaplärer Wald gesehen, von Julius Hány	559
Hauptfacade des Alecsüther Schlosses, von demselben	563
Aus dem Alecsüther Park: Motiv aus dem Hortensienheim, von Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit Frau Erzherzogin Clotilde	565
Das Schloß zu Martonvásár, von Karl Cserna	569
Schlußbild: Überrest der türkischen Moschee zu Erd, von demselben	576
Kopfleiste: Die Halbinsel von Tihany oberhalb Balaton-Füred, von Theodor Dörre	577
Der Sió-Kanal, von Julius Hány	579
Nachtregatta auf dem Plattensee, von Paul Bágó	581
Balaton-Füred — Tihany — Üreskö oder die Mönchsklausel in der Flanke der Halbinsel Tihany, von Theodor Dörre	585
Der Héviz-See — Badeanstalt Héviz, von Julius Hány	587
Badeanstalt zu Siófok, von demselben	589
Ezigliget, von Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie	593
Der Plattensee bei Aliga, von Gustav Keleti	595
Der Plattensee bei der Puszta Bilágos, von Theodor Dörre	599
Schlußvignette, von Béla Spányi	602

Jenseits der Donau.



Schafherde am Ufer des Pfattensees.

Das Land jenseits der Donau.

Jenseits der Donau (Dunántúl), das ist im Ungarischen nicht nur ein geographischer, sondern zugleich ein geschichtlicher, politischer und der Organisation des Staates angehöriger Begriff. Ehemals war das Land hinsichtlich seiner Vertheidigung, Verwaltung und Rechtspflege in vier Districte eingetheilt. Einen von diesen bildeten jene elf Comitate, die man als das „Dunántúl“, das Land jenseits der Donau — *Districtus transdanubialis* — zusammenfaßte. Seine geographischen Grenzen waren im Norden und Osten die Donau, die ihre Fluthen von

Preßburg bis Waizen in östlicher und von da weiter in genau südlicher Richtung dahinwälzt; im Süden war das Gebiet der elf Comitate durch die Drau und im Westen durch die österreichisch-steirischen Boralpen begrenzt. Eines dieser Comitate war das von Komorn, welches zur Hälfte am linken Ufer der Donau liegt, also geographisch nicht ganz dem Dunántúl angehörte, dagegen wurde das Graner Comitath nicht zu den elf Comitaten gezählt, obgleich sein am rechten Donau-Ufer gelegenes Gebiet beinahe so groß ist wie das am linken Ufer liegende, und ebensowenig gehörte dahin das frühere Comitath Pilis, dieser rechts der Donau liegende Theil des Pester Comitaths. „Jenseits der Donau“, Dunántúl, sagte man aber, weil die letzten vierthalhundert Jahre her Preßburg der

Mittelpunkt für die Gesetzgebung des Landes gewesen war. Wer aber in Preßburg residirt, für den liegen die elf Comitate jenseits der Donau, im Dunántúl.

Zu allen Zeiten war dieser Theil Ungarns der bestbevölkerte, gebildetste und reichste. Seit tausend Jahren hatte er am wenigsten gelitten, und obgleich er in den ersten Jahrhunderten den offenen Kriegen gegen die von Westen andringenden Heere des deutschen Reichs, wie des Gesindels der Kreuzzüge als Schauplatz diente, desgleichen auch seine öftlichen Theile in der Türkenzeit viel zu leiden hatten, wurde doch dieser Theil des Landes in seiner Cultur wie in seinen Besitzverhältnissen am wenigsten gestört. Von Árpád bis auf den hentigen Tag läßt sich die Geschichte des politischen und gesellschaftlichen Lebens der ungarischen Nation, ihrer kirchlichen und weltlichen Cultur, ihrer Besitz- und Wirthschaftsverhältnisse in reichster Form und ununterbrochener Folge an dem Gebiete jenseits der Donau ersichtlich machen.

Das ganze Dunántúl besteht, nach seinem geographischen und geologischen Bau, aus drei Gebirgen und zwei großen Ebenen.

Das eine Gebirge greift von Westen in die Comitate Ödenburg und Eisenburg herein. Diese Bergkette wird durch die Vorberge der österreichischen und steirischen Alpen gebildet; reich an Wäldern, Regen und Bächen, erzeugen sie ein Klima, das dem von Baiern nahekommt.

Die andere Bergkette beginnt mit ihrem nordöstlichen Ende, gleichsam als Fortsetzung der Nógráder und Honter Gebirge, am rechten Ufer der Donau auf der Linie Budapest-Mézmély und streicht in südwestlicher Richtung, dem Plattensee parallel, beinahe bis an die Mur hinab. Dies ist das Vértes- und Bakonygebirge, das trotz seiner zahlreichen Verästelungen im Grunde nur eine einzige Bergkette darstellt; in der Natur freilich wird es durch das Thal von Moór und in der Sprachgewohnheit durch die geschichtliche und volkstümliche Benennungsweise in zwei Gebirge geschieden, so daß der nordöstlich vom Moórer Thale liegende Abschnitt Vértesgebirge, der südwestlich gelegene aber Bakonygebirge heißt. Das Gerippe beider besteht aus Kalkstein und Dolomit. Bloss um den Plattensee her kommen, Inseln gleich, mächtige vulkanische Gebilde vor, unter denen im Békprémer Comitat der Somlyó, im Eisenburger der Ság, im Zalaer der Badaacsony, Szentgyörgy und Haláp, lauter abgestumpfte Bergkegel, die schönsten und größten sind. Hier, oberhalb der Szigligeter Bucht des Plattensees dehnt sich die schönste basaltisch-vulkanische Gegend Europas aus, ein Panorama der charakteristischsten Regalberge. Diese vulkanischen Regal scheinen so sehr aus der neuesten geologischen Revolutionsepöche des Erdlebens zu stammen, daß am Somlyó und Badaacsony sogar noch die Ränder und Vertiefungen der Krater vorhanden sind und das Material aller dieser vulkanischen Berge in Vielem mit der Lava des Vesuvius zur Zeit der Zerstörung von Herkulanum und

Pompeji übereinstimmt. Sowohl das Vértes-, als auch das Bakonygebirge ist mit üppigem Waldwuchs bedeckt, der zum Theil sorgfältig bewirthschaftete Waldgüter bildet. Der Wildbestand ist hier der reichste im ganzen Lande.

Im Zalaer Comitate verliert der Bakony diesen Namen und erhält ort- und gruppenweise selbständige Bezeichnungen. Südlich und westlich von Késthely und Kanizsa schrumpfen seine Höhen zu sanften, aus jungen Tertiärschichten bestehenden und meist mit fruchtbarem Löß bedeckten Hügeln zusammen, um noch weiterhin sich nach der Ebene des Muraköz und des Drau-Ufers abzufachen.

Im Mittelpunkte der dritten Bergkette stehen das Baranyaer Gebirge und der bei Fünfkirchen aufragende Mecsek. Ihre Verzweigungen erstrecken sich blos auf die Comitate Baranya und Tolna; das Somogyer Comitat berühren sie nur an seinem östlichen Rande, im sogenannten Zselizég.

Jene größere Fläche nun, die sich zwischen diesen drei Bergketten ausdehnt, bildet die beiden westlichen Tiefländer Ungarns, die wohl nicht so groß sind, doch beinahe so glatt und eben daliegen wie das große ungarische Alföld zu beiden Seiten der Theiß.

Die eine westliche Tiefebene umfaßt den östlichen Theil des Ödenburger und Eisenburger Comitats, ganz Wieselburg und die westlich vom Bakony gelegenen Theile der Comitate Raab, Békprém und auch Zala, dazu den Neusiedlersee und die Flüsse Leitha, Raab, Rábca, Mur und Zala nebst den hundert größeren und kleineren Bächen, die deren Gewässer nähren. Einen merkwürdigen Abschnitt dieses Tieflandes bildet die an der Ostseite des Neusiedlersees gelegene, größtentheils mit Sumpf und Gestrüpp bedeckte Ebene des Ödenburger und Wieselburger Comitats, die den Römern als damals unbewohnte Einöde schon im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt als bojische Haide (deserta Boiorum) wohlbekannt war. Heute findet man in den entwässerten Theilen dieser Ebene Landgüter, die zu den blühendsten und werthvollsten des Landes gehören. Der andere, bemerkenswerthe Theil dieses Tieflands heißt Kemenezalja (Fuß des Kemenes). Er liegt im östlichen Theile des Eisenburger Comitats und füllt den Raum zwischen den Flüssen Raab und Marezal; er beginnt im Süden am kleinen Somlyó, entfaltet seine Reize besonders in der Umgebung des Berges Ság und endet im Norden an der Einmündung des Marezal in die Raab. Er ist der uralte Besitz der Dichterfamilien Berzsenyi und Kisfaludy und eine der fruchtbarsten Brutstätten des ungarischen Volksliedes.

Das andere westliche „Alföld“ liegt im Südwesten des Vértes und Bakony, zwischen diesen Gebirgen und der Donau, und umfaßt die ebenen Theile der Comitate Stuhlweißenburg, Békprém und Tolna, die eben deshalb seit Vorzeiten Mezöföld (Wiesenland) genannt werden. Auch ein drittes kleines Tiefland hat sich in dem Dreieck gebildet, dessen zwei Seiten bei Draueck von der Donau und Drau begrenzt werden und das mit

dem Mezöföld des Beszprémer Comitats durch den gegen den Siófluß und den Plattensee niedersteigenden flachen Theil des Somogyer Comitats verbunden ist. An der dem Bakony zugewandten Grenze dieses Tieflands liegt der herrliche Balaton oder Plattensee, der außer seinen inneren Quellen durch die Flüsse Zala, Lesencze und den Zalaer Tapolcafluß und etwa dreißig größere und kleinere Bäche gespeist wird, während der Siófluß seinen überschüssigen Gewässern als Abfluß dient. Der Plattensee, dieser größte See Mittel- und Südeuropas, ist nicht nur durch landschaftliche Schönheit und die heilkräftige Wirkung seiner Bäder, sondern auch wegen seiner Fischerei bemerkenswerth. Die Plattensee-Fischer wenden im Sommer sowohl, wie Winter überaus interessante Methoden und Werkzeuge für den Massenfischfang an. Ein zweites Sammelbecken für die Gewässer des Mezöföld ist der rohbedeckte See von Velencze mit einem Flächeninhalt von etwa 30 Quadrat-Kilometer. Übrigens sind die fließenden Gewässer dieses Tieflandes nur Bäche, unter denen es keine größeren gibt als den Sár, Sió und Rapos.

Beide Tiefebene sind, dank einem üppigen, auf reicher Dammerde ruhenden Pflanzenwuchs und dem sorgfältigen Ackerbau mehrerer Jahrhunderte, sowie einem Klima, das weit günstiger ist als das des Tieflandes an der Theiß, förmliche Schatzkammern Ungarns. Saftige Wiesen, wohlbebaute Äcker, Fruchtgärten und Weinberge in steter Abwechslung mit herrlichen Waldungen kennzeichnen das ganze Dunántúl.

Die Geschichte dieses Landstrichs, wie wir sie kennen oder zu kennen beginnen, zerfällt in drei ganz selbständige Epochen.

Die erste ist die vorgeschichtliche, als deren ungeschriebene Chroniken die Pfahlbauten des Neufiedlersees, die an hundert Stellen gefundenen prähistorischen Bestattungsorte und die ungemein zahlreichen Funde aus der jüngeren Stein- und Bronzezeit zu gelten haben. Diese Epoche ist noch lange nicht genau erforscht und wird vielleicht niemals völlig bekannt werden. Sicher ist nur, daß zu Ende dieses Zeitraumes und vor Beginn der Römerherrschaft hier keltische Stämme, wie Bojer, Aravischer und andere, wohnten, die eine nennenswerthe Cultur erwarben und Städte gründeten, deren Namen auch die Römer zum großen Theil beibehielten.

Die zweite Geschichtsepoche dieses Landes beginnt mit dem Zeitpunkt, wo Rom seine Herrschaft auch hieher ausdehnte, und endet mit Árpád, der an der Spitze seiner siegreichen Scharen das heutige Ungarn auf diesem Boden begründete. Ihre Zeitabschnitte gehören der römischen, hunnischen und avarischen Herrschaft an.

Die Römer nannten dieses Gebiet Pannonien und beendeten seine Eroberung, indem sie es an der ganzen Donaulinie von Preßburg bis Waizen und von Waizen bis Semlin mit Forts versahen, durch die sie den Angriffen der nördlichen und östlichen Barbaren zu widerstehen suchten. Auch im Binnenlande gründeten sie mächtige Städte,

oder vergrößerten die vorgefundenen keltischen und verbanden diese, wie auch die Vertheidigungslinie der Donau durch ausgezeichnete Straßen. Dem Lauf der Donau entlang erhoben sich blühende Römerstädte, Arabona, Bregetium und Aquincum (lauter Namen von keltischem Ursprung), an deren Stelle, ja zum Theil auf deren Trümmern heute Raab, Neu-Szöny und Alt-Ofen stehen. Im Innengebiet finden wir auf den Stätten von Scarabantia, Sabaria, Rhispia und Sopianae heute Ödenburg, Steinamanger, Bezprím und Fünfkirchen. Kleinere römische Niederlassungen sind fast auf allen Hochflächen des Bakony, sowie an dessen Abhängen beiderseits in großer Zahl zu finden, wie denn auch



Partie aus dem Bakonyerwald.

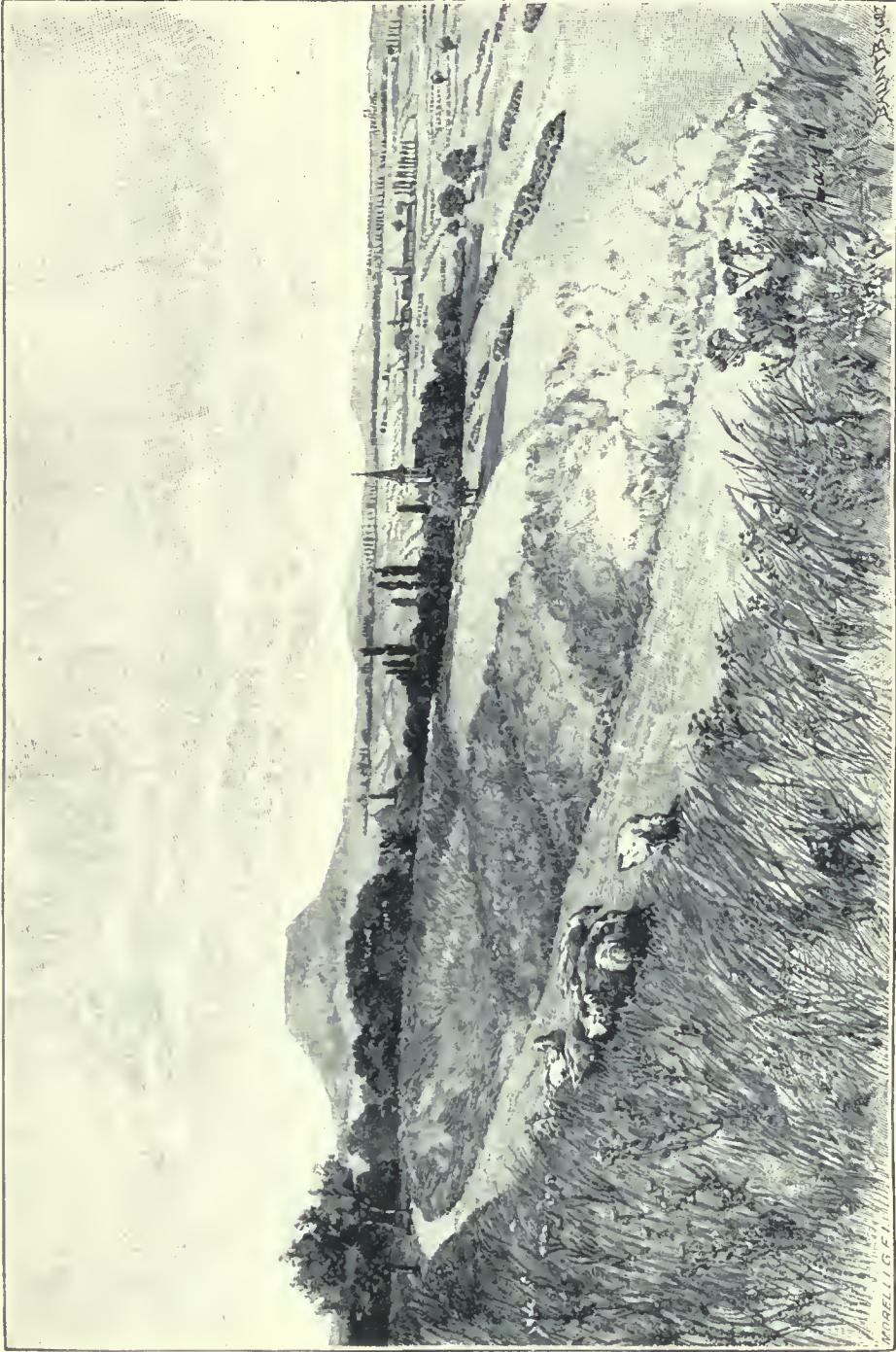
hier die einzige Römerstraße von ganz Ungarn ist, die in ihrer altursprünglichen Gestalt noch jetzt dem Verkehre dient, und zwar zwischen Várpalota und Bezprém am Ufer des Rikeri-Sees. Die schnurgerade Richtung dieser Straße, ihr gewaltiger Damm und ihr aus riesigen Quadern gefügter Körper lassen gleich den Bauten von Bregetium und Aquincum, deren Grundfesten unter fast zweitausendjährigem Almbium wieder aufgedeckt wurden, die Macht und das ästhetische Gefühl erkennen, mit welchen Rom auch in solchen weit entfernten Gebieten arbeitete.

Auf Rom folgte die Herrschaft der Hunnen. Attilas Weltreich hatte seinen Mittelpunkt in Ungarn. Und obwohl der Standort von Attilas Hauptstadt bisher sich nicht endgiltig feststellen läßt, ist es doch zweifellos, daß Attila und seine Hunnen, als sie die römische Macht in diesem Gebiete brachen, ihre größten Feldzüge — wiewohl ohne

entscheidende Schlachten — jenseits der Donau begannen und beendigten, wo die militärische und sociale Macht Roms am stärksten organisirt war.

Nach den Hunnen beherrschten die Avaren, ein ihnen und den späteren Magyaren verwandtes Volk, mehrere Jahrhunderte lang diesen Landestheil. Zum Schutze ihres Landes errichteten sie Vertheidigungswerke in Form von ringförmigen Erdwällen und da die gefährlichsten Angriffe von Westen her drohten, mußten sie wohl jenseits der Donau die stärksten Wallburgen erbauen. In der That sind die meisten Denkmäler der avarischen Wallburgen jenseits der Donau erhalten geblieben, auch in den Ortsnamen, wie denn der Name Győr (Raab), der magyariſch genau das bezeichnet, was die Deutschen die „Ringe“ der Avaren nennen, in den Comitaten Raab, Békéscsaba und Zala noch jetzt vielfach (als Győr, Kisgyőr, Szolgagyőr, Boros-Győr, Győrvár u. s. w.) erhalten ist. Das Christenthum, welches schon unter der Herrschaft der Römer hie und da Wurzel gefaßt hatte, erlosch auch zur Zeit der Avaren nicht völlig; die unterirdische Grabkapelle in Fünfkirchen ist ein Bau aus diesen Jahrhunderten des Ur-Christenthums. Die avarische Herrschaft fand, 80 Jahre vor dem Eintreffen Árpáds, durch die siegreichen Heere Karls des Großen ihr Ende, doch hinterließ das kurz währende fränkische Regiment auf diesem Boden, außer etlichen geschichtlichen Wortspielen, kaum irgendwelche Spuren.

Die dritte Geschichtsperiode des Dunántúl beginnt mit Árpád und währt noch heute fort. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß die endgiltige Begründung Ungarns erst begann, als Árpád die Eroberung und Organisirung des Dunántúl beendigt hatte, und daß Árpád in dieser Gegend ausgedehnte Besitzungen seiner Familie sicherstellte. Der Name Baál im Weißenburger, sowie die Namen Sutas und Tevel im Békéscsaber Comitats sind Mitgliedern der Familie Árpáds entlehnt. Und in den uralten Ortsnamen längs der Raab, des Marezal, am Neusiedlersee und im Mezőföld lassen sich die Benennungen, die das Volk Árpáds aus Asien mitgebracht, am reinsten erkennen. Árpád erkannte mit dem Scharfblick des Staatengründers, daß seinem Reiche die größten Gefahren von Westen drohten; daher siedelte er die kräftigsten Schichten seines Volkes in den westlichen Theilen an. Seine Voraussicht war ebenso weise als erfolgreich. Das Magyarenthum des Csallóköz (Insel Schütt), der Südseite des Neusiedlersees und der „Warth“ (Őrség) im Eisenburger Comitats, obwohl zwischen den slavischen und deutschen Stämmen des Westens eingeklemt, ist niemals entwurzelt oder auch nur geschwächt worden, weder durch den mit dem Christenthum eingedrungenen westlichen Geist, noch durch slavische und germanische Angriffe, die unter verschiedenen Vorwänden Jahrhunderte lang fort dauerten. Das deutsche und das wendische Element konnten nur in den bergigen Gegenden des Dedenburger, beziehungsweise des Eisenburger und Zalaer Comitats erstarken, welche bei dem Magyarenvolke zu keiner Zeit beliebt waren, daher es auch nur in den Ebenen sich dauernd einwurzelte.



Kemencsálya und der Berg Cság

Nach dieser merkwürdigen Eigenthümlichkeit des Magyarenvolkes gestaltete sich auch der ethnographische Charakter des Dunántúl. Unter seinen drei Millionen Seelen sind über zwei Millionen Magyaren. Etwa 600.000 sind Deutsche, die Übrigen Slaven; besonders Serben, Kroaten, Slovaken und Wenden. Diese zwei Millionen Magyaren haufen — mit Ausnahme der Berggegend des Zalaer Plattensee-Ufers, das größtentheils magyarisch ist — ausschließlich auf den Tiefebene, während das deutsche Element sich ausnahmslos in den bergigen Theilen festsetzt; wobei übrigens zu bemerken ist, daß an Anhänglichkeit für den ungarischen Staat die Deutschen und Wenden mit den Magyaren wetteifern. Die Ödenburger und Eisenburger Deutschen leben seit der Arpádenzeit in ihren jetzigen Wohnsitzen; dagegen wurden die Deutschen des Vértes- und Bakonygebirges, des Tolnaer und Baranyaer Comitats erst nach dem Sturze der Türkenherrschaft aus Schwaben und Baiern dahin verpflanzt. Um dieselbe Zeit wurden zerstreut auch Slovaken jenseits der Donau ansässig gemacht, desgleichen katholische Serben, die sich aber seitdem größtentheils magyarisirt haben. Dies thaten auch die Bewohner der Städte. In Steinamanger, Bekprém, Stuhlweißenburg, Kanizsa, Szegzárd und Fünfkirchen trägt nur eine sehr geringe Minderheit der Einwohner magyarische Namen. Die große Mehrheit der Bürger dieser Städte ist deutschen Ursprungs und führt noch immer deutsche Namen, obgleich sie heute rein magyarisch genannt werden kann. Diese nationale Umbildung ist ein Werk der letzten hundert Jahre, und ihr zur Seite ging noch eine andere, überaus interessante ethnographische und sociale Umgestaltung. Die magyarische Race widmete sich hauptsächlich der Landwirthschaft, dem Soldatenstande und der Regierung des Landes. Das Gewerbe wurde nach dem Aufhören der Türkenherrschaft durch die einwandernden Deutschen betrieben, während das Creditwesen größtentheils den Serben und Griechen zufiel; von Ungarisch-Altenburg bis hinab nach Semlin war das Creditwesen noch vor hundert Jahren fast ausschließlich in den Händen von Serben, Griechen und macedonischen Walachen, den sogenannten Zinzaren, so daß in Raab, Komorn, Gran, Stuhlweißenburg, Ofen, Fünfkirchen und noch anderen Städten starke griechisch-orthodoxe Kirchengemeinden der Serben und Griechen blühten. Von alledem findet sich heute kaum die Spur. Das Ofener griechisch-orientalische Bisthum ist nach Szent-Endre verlegt. Von den sieben griechisch-orientalischen Kirchen dieser Stadt sind heute fünf geschlossen; auch in den übrigen Städten jenseits der Donau hat das kirchliche Leben der Griechisch-Orientalischen gänzlich aufgehört und nur noch in Ofen, Stuhlweißenburg und Fünfkirchen geringe Reste übrig gelassen.

Die westliche Cultur verpflanzte sich auf diesen Boden zugleich mit dem Christenthum und die ersten ungarischen Könige beeilten sich insbesondere hier dieser Cultur Nester zu bauen, die großen kirchlichen Institutionen einzuführen. Hier gründeten sie, und



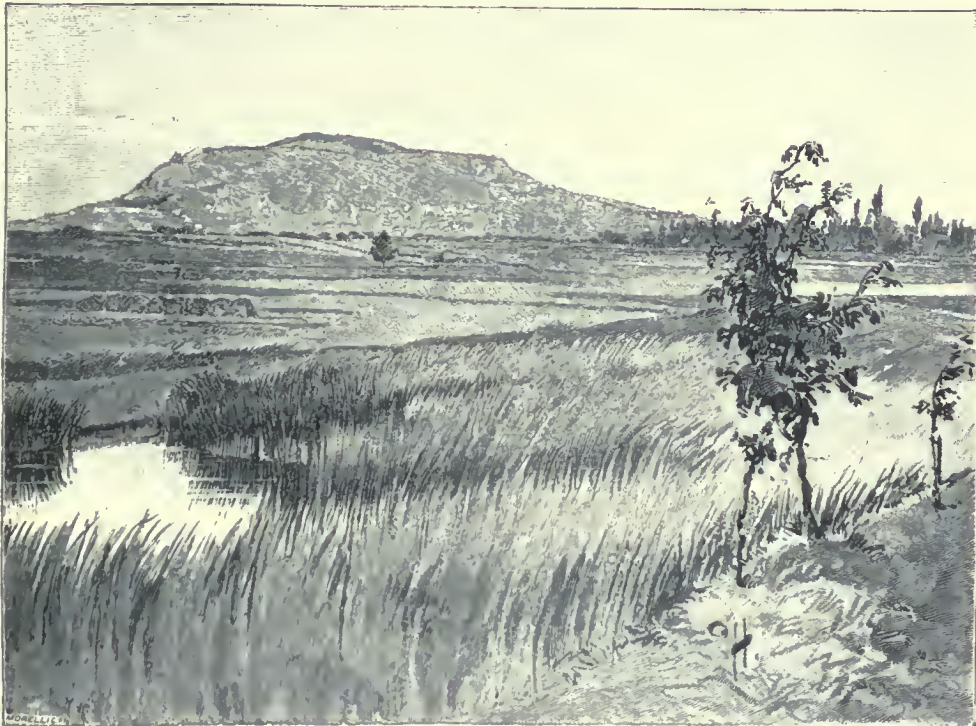
Fischfang auf dem Plattensee.

MORSELLI & FI

zwar in ansehnlicher Zahl, schon in der ersten Zeit Bisthümer wie Gran, Beszprém, Fünfkirchen und Raab, die Abteien und mit Donationen versehenen Propsteien von Pannonalma, Pécsvár, Bakonybél, Tihany, Zircz u. s. w. Hier erstanden die ersten Kirchen, Klöster und höheren Schulen. So sind hier auch die Monumentalbauten aus dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeit Ungarns am zahlreichsten erhalten geblieben; die Giselakapelle zu Beszprém, die Kirchen von Fünfkirchen, Ják und Felső-Görs künden es noch heute laut genug, zu welcher hohen Stufe hier der religiöse Eifer, wie auch die Baukunst schon in den der Gothik vorangehenden Jahrhunderten entwickelt gewesen. Auch späterhin blieb das religiöse Leben in dieser Gegend stets rege, so daß dieser Umstand noch die Regierung Maria Theresias bewog, vor 120 Jahren die Bisthümer von Stuhlweißenburg und Steinamanger zu errichten. Zur Zeit der Reformation schlug der Protestantismus jenseits der Donau rasch Wurzel und, obgleich die Gegenreformation ihm nicht wenig Eintrag that, gehört doch selbst heute noch die Mehrheit des Magyarenthums auf dem flachen Lande dem Protestantismus an, der etwa ein Drittel der magyarischen Bevölkerung jenseits der Donau, mit zwei Bisthümern und zahlreichen Hochschulen, umfaßt.

Die politische Geschichte des Dunántúl bildet einen hochwichtigen Theil der Gesamtgeschichte Ungarns. Auf diesem Boden wurden die Angriffe des Westreiches zurückgeschlagen. Auf diesem Boden machten die deutschen Fürstenhäuser dem Lande oftmals die Westgrenzen der Comitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg streitig. Hier, in Somogy und Beszprém, kämpften die Anhänger der magyarischen Urreligion ihre harten Kämpfe gegen das Heer Stephans des Heiligen. Zur Zeit der Árpádenkönige war Stuhlweißenburg Sitz der Landesregierung, wo die meisten dieser Könige auch gekrönt, sowie zur ewigen Ruhe bestattet wurden. Hier zertrümmerte König Koloman zwei Heere der Kreuzfahrer. Hier stieß die türkische Eroberung auf die größten Schwierigkeiten. Die Belagerungen von Szigetvár und Güns und der Widerstand von mehr als dreißig Grenzforts verhinderten hier die Osmanen zu wiederholten Malen, ihre erobernde Macht bis Wien vorzuschieben. Nicht minder spielten sich hier blutige Kämpfe Franz Rákóczy's II. ab, und jene großen Staatsmänner, die dem Herrscherhause allezeit treu blieben und das Bündniß mit Oesterreich immer aufs wärmste pfl egten, ohne daß sie deshalb auch nur einen Augenblick geneigt gewesen wären, einer Verletzung der Unabhängigkeit des Landes zuzustimmen, sie alle waren Söhne des Landes jenseits der Donau. Der Dichter Brinyi, der Erzbischof Széchenyi zu Kalocsa, Paul Nagy von Felsőbük, Stephan Széchenyi und Franz Deák sogen auf diesem Boden den Geist ein, dessen Wahlspruch lautete: unerschütterliche Treue gegen die Krone, doch ebenso unerschütterliche Standhaftigkeit im constitutionellen Vertheidigungskampfe für die Unabhängigkeit des Landes. Unter den verheerenden Feldzügen des Ostens und Westens bedurfte die ungarische Nation ebensowohl

der entschlossenen kriegerischen Tugenden als der mit den Verhältnissen rechnenden, hohen staatsmännischen Weisheit. Und während der östliche Theil des Landes in Männern wie die Bocskay, Bethlen, Rákóczy und Kossuth besonders die Vertreter der kriegerischen Tapferkeit, der großen nationalen Ideen und nationalen Leidenschaften an die Spitze des Volkes stellte, lieferte anderseits das Dunántul im Dichter Brinyi, in Széchenyi und Deák die Weisen des Ausgleichs und der friedlichen nationalen Entwicklung, die zu geeigneter Zeit als Führer der Nation ihr die Zukunft sichern sollten.



Der Somlyóberg.

Wissenschaft, nationale Dichtung und Literatur sind unzertrennlich von den gesunden Lebensfunctionen gebildeter Völker. Jenseits der Donau war die Volkserziehung von altersher am meisten entwickelt, auch hatten dort alle bedeutenderen Glaubensbekenntnisse seit jeher zahlreiche höhere Lehranstalten. Dort befanden sich das Seminar für ein Erzbisthum, fünf Bisthümer und zwei Abteien; desgleichen zu Pécs die Hochschule der Reformirten mit einem Obergymnasium, sowie mit einer theologischen und philosophischen Facultät. Dort bestanden bis in die letzte Zeit drei Rechtsakademien und über zehn Obergymnasien der römisch-katholischen und der protestantischen Kirche. Und als

in der Epoche nationaler Wiedergeburt die Spracherneuerung in stürmischem Fortschreiten die magyarische Sprache der Dichtkunst und Wissenschaft zu erschaffen, zugleich aber auch die urwüchsigte Sprache zu verderben begann, da entstand jenseits der Donau, in Beszprém, fast zu derselben Zeit wie in Debreczin, jene conservative Richtung, welche der allzu gewaltthätigen Spracherneuerung einen Damm setzte und die Nation mahnte, das Gute vom Alten sich zu bewahren. In der großen Schar der Gelehrten und Schriftsteller waren die jenseits der Donau Geborenen und Erwachsenen stets in der gebührenden Verhältnißzahl zu finden. Doch eine weit größere Rolle als bei dem wissenschaftlichen Wirken spielt das Dunántúl in der Hervorbringung und Pflege der nationalen Dichtung, in der Erweckung nationalen Geistes und Selbstgefühls. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Deutsche die Sprache der vornehmeren Familien wurde und deren literarische und poetische Bildung ein fremdes Antlitz gewann, als der magyarische Genius gänzlich zu erlöschen schien, da erstanden auch jenseits der Donau Männer, welche die volle Macht der Dichtkunst einsetzten, um die Nation an ihre geschichtliche Größe zu erinnern und in ihr den Glauben an künftige Größe anzufachen. Verzsényi und Alexander Kiszfaludy, Adam Horváth, Karl Kiszfaludy und Börösmarty legten den Grund zur nationalen Dichtung und schönen Literatur. Und während in der Gegend der oberen Theiß und von Tokaj Kazinczy und Kölcsey mit gleichem Feuereifer und gleicher Begeisterung, doch nicht ohne fremden Beigeschmack, die Cultur der magyarischen Poesie und nationalen Literatur zu gründen begannen, entwickelten die beiden Kiszfaludy, Verzsényi und Börösmarty in der Gegend des Badacsonyberges und Plattensees die unverfälschte Urkraft der magyarischen Sprache und des nationalen Geistes. Eigentlich ist die Neugeburt der ungarischen Nation gar nicht durch die Staatsmänner, sondern durch die Dichter und Schriftsteller bewirkt worden. Wesselényi und Széchenyi waren nur die Nachfolger Kazinczys und Kölcseys, sowie Paul Nagy und Franz Deák in der verfassungsmäßigen Fortentwicklung des Landes nur auf der Bahn einherschritten, welche bereits die Kiszfaludy, Verzsényi und Börösmarty in vollem Zielbewußtsein gebrochen hatten, indem sie der Nation ein Selbstgefühl schufen und den Glauben an ihre Zukunft einflößten. Volk, Boden, Vergangenheit und Genie erschaffen alle zusammen die großen Dichter und Schriftsteller der Nation, und nirgends im Lande finden sich so viele Reize der Natur, so viele Überlieferungen der Vergangenheit und ein so reines Magyarenthum des Volkes beisammen als in jenem Theile der Comitate Eisenburg, Beszprém und Zala, wo Verzsényi und die Brüder Kiszfaludy lebten und ihre Leier erklang.

Der Maßstab des materiellen Fortschritts ergibt sich aus dem Verhältnisse der Landwirthschaft, der Fabrication und der Verkehrsmittel. Das Land jenseits der Donau besitzt außer diesem für alle Fahrzeuge schiffbaren Strome vier Haupt-Eisenbahnlinien,

welche, von Budapest ausgehend, in westlicher und südlicher Richtung diesen ganzen Landestheil durchschneiden, während eine fünfte von Kaposvár aus an der Westgrenze bis Wien hinanzieht; so darf man das Verkehrsnetz des Dunántul, von der Möglichkeit kleinerer Flügelbahnen abgesehen, als vollkommen ausgebaut betrachten.

Die Landwirthschaft des Dunántul steht am höchsten im ganzen Lande. Und dies, obgleich die großen kirchlichen und weltlichen Domänen jenseits der Donau am zahlreichsten sind und die Herrschaften der Bischümer, Domkapitel, Abteien und Propsteien, sowie die riesigen Besizungen der größten Hochadelsfamilien des Landes, der Esterházy, Batthyányi, Richy, Széchényi, Hunyady, Festetic, Brunswick, Erdödy, Nádasdy und schließlich der Erzherzoge Albrecht und Josef beinahe die Hälfte des Dunántul ausmachen. Jenseits der Donau wurde die erste landwirthschaftliche Lehranstalt begründet, hier wurde zuerst die allgemeine Besizregulirung, das Commassations- und Grundbuchwesen durchgeföhrt. Hier entwickelte sich der Ackerbau und die Wechselwirthschaft zuerst nach westlichem Muster. Hier erreichte beim Volke selbst Weinbau und Pferdezucht, Stallwirthschaft und Bodenverbesserung ihre höchste Stufe. Hier entstanden die ersten Kanalbauten, indem die Flüsse Sár, Sió und Rapos in den Comitaten Stuhlweißenburg, Beszprém und Somogy regulirt, die Gösejer Gewässer im Zalaer Comitат eingedämmt, die Flüsse Tapoleza und Marczal im Beszprémer und Eisenburger Comitат gebändigt wurden. Hier erreichte die Industrie der Wassermöhlen, mit einem selbst nach Österreich hinübergreifenden Ausfuhrverkehr, ihren höchsten Stand. Hier wurden, und zwar in Beszprém, Kanizsa, Raab, Wieselburg und Ungarisch-Altenburg jene riesigen Getreide-Stapelplätze angelegt, von wo Getreide und Wolle in ungeheuren Mengen dem Westen zugeführt wird. Hier entwickelte sich zunächst eine mächtige Classe von Pächtern, deren viele ein bedeutendes Vermögen erwarben. Die industrielle Verarbeitung der Waldproducte, die künstliche Pflege der Fischerei und des Wildbestandes wurden hier zuerst in Angriff genommen, und die Fischzucht in den Comitaten Tolna und Baranya, im Plattensee und Belenczeer See ist heute für sich weit umfangreicher und einträglicher als die ganze übrige Fischzucht des Landes.

Aus allen diesen Gründen konnte die Rohproduction und besonders die Landwirthschaft hier am besten gedeihen, wofür übrigens als fernerer Beweis anzuföhren wäre, daß die Weidewirthschaft jenseits der Donau zuerst aufhörte oder beschränkt wurde.

Das Handgewerbe war früher in allen Städten jenseits der Donau stark verbreitet; in Städten wie Stuhlweißenburg, Pápa, Raab, Beszprém, Fünfkirchen bestanden 25 bis 30 Innungen. Doch auch hier trat an die Stelle des sinkenden Handwerks die Fabriksindustrie mit Dampfmöhlen, Maschinenfabriken, Spiritus- und Zuckefabriken. Daneben werden auch noch andere Industrien nach Möglichkeit fabriksmäßig betrieben. Große Unterstützung findet die Fabriksindustrie durch die Steinkohlenbergwerke, besonders der

Comitate Gran, Ebenburg, Baranya und Pestém. Doch ist trotz der stellenweise sehr bedeutenden Fabriksindustrie die sogenannte socialistische Arbeiterklasse weder an Zahl, noch an Organisation hervortragend zu nennen.

Credit und Handel haben sich im entsprechenden Verhältniß entwickelt und über hundert Banken, Sparcassen und Creditinstitute befördern die Creditverleihung an Handel, Gewerbe und Grundbesitz, nachgerade bis zu einer Ausdehnung, daß z. B. in einem Städtchen von 3000 Seelen wie Körmend die Sparcasse einen Umsatz von 15 Millionen aufweist. Außer den Bankinstituten haben auch die Kapitalschiffe und frommen Stiftungen einen großen Geldverkehr.

Die Rechtspflege wird durch 11 Gerichtshöfe und drei königliche Tafeln, die öffentliche Verwaltung durch 11 Comitate, nebst ebensovieleu Finanzdirectionen, Schulinspectoraten und staatlichen Bauämtern ausgeübt. An der Spitze der Gemeindeleitungen stehen entsprechend ausgebildete und meist vorzügliche Gemeindepastoren, was umsomehr ins Gewicht fällt, als die Gemeindeeintheilung jenseits der Donau sich wesentlich von der zwischen Donau und Theiß oder in der Theißgegend bestehenden unterscheidet. Während z. B. das Csongráder Comitat kaum 12 Gemeinde-Organisationen aufweist, gibt es im Eisenburger Comitat deren über 400, wie denn überhaupt in allen Comitaten jenseits der Donau die Zahl der Gemeinden verhältnißmäßig sehr groß ist. All dies wird noch in der Einzelschilderung der betreffenden Comitate eingehender zu besprechen sein.



Die Fischer am Theißufer.



Burg Theben und der Thebener Steinbruch.

Die ungarische Donau.

Der Donaustrom war dank seiner günstigen Richtung und seiner großen Länge, seinen an Naturschätzen reichen Ufergegenden und dem Wasserreichtum seines gewaltigen Bettes schon seit den ältesten Zeiten besonders geeignet, im Leben der Völker und im Weltverkehr eine bedeutende Rolle zu spielen. Vom Großherzogthum Baden her, wo er entspringt, durchzieht er Württemberg und Baiern und gelangt bei Passau nach Osterreich, das er in einer Länge von 351 Kilometer durchschneidet. Bei Theben (Dévény) betritt er Ungarn und fließt nun 209 Kilometer weit bis Waigen in östlicher Richtung, um dann nach plötzlicher Schwenkung gegen Süden 322 Kilometer bis zur Draumündung zurückzulegen; hier biegt er abermals ostwärts ab, für etwa 440 Kilometer, bis zur ungarisch-rumänischen Grenze unterhalb Orsovas, von wo seine vielgewundene Bahn bis zum Schwarzen Meer noch ungefähr 957 Kilometer zu durchmessen hat. Die Donau durchzieht also Ungarn in einer Länge von 971 Kilometer, und zwar indem ihr niedriger Wasserstand bei Theben 134 Meter über dem Meere liegt, während sie unterhalb Orsovas das Land bei etwa 42 Meter Meereshöhe verläßt.

Und wenn wir die Vergangenheit durchforschen, welche diese mächtige Pulsader des Weltverkehrs geschaffen, wenn unser Blick in das nebelhafte Dunkel längst verstoffener Zeiten, unberechenbarer Jahrtausende zurückschweift, da ziehen vor unserem geistigen Auge wie von selbst jene ungeheuren geologischen Bewegungen vorbei, die in vorgeschichtlichen Zeiten, im Laufe jener endlosen Reihe von Jahrtausenden, diesen gewaltigen Strom ins Dasein gerufen. Als sähen wir es noch jetzt vor uns ausgegossen, jenes Süßwassermeer, das vor vielen, vielen tausend Jahren das ungarische Alföld bedeckte und seinen Schlamm über der eigenthümlichen Thier- und Pflanzenwelt der Urzeit ablagerte, bis endlich nach

Zahrtausende langem langsamem Sinken des Meeresbodens und dem damit Schritt haltenden stufenweisen Emporsteigen der südöstlichen Bergkette das Wasser sich nach und nach seinen Weg durch die Felsmassen brach, um von dem jetzigen ungarischen Alföld auf die walachische Ebene hinauszugelangen. Wer wüßte zu sagen, ja wer könnte es sich auch nur vorstellen, wie lange dieser titaniſche Kampf der Natur dauerte, da wir doch klare Beweise haben, daß der durchschnittliche Wasserſpiegel der Donau in dem die untere Donau Ungarns umfassenden Felsenbette seit dem römischen Kaiser Trajan, also seit beinahe zweitausend Jahren sich nicht im mindesten geändert hat.

Die Stein- und Knochenreste, welche sich in den das einstige Süßwassermeer umgebenden Felshöhlen gefunden, bezeugen noch jetzt, daß hier schon in vorgeschichtlicher Zeit Menschen gelebt haben; und wie das Wasser sich nach und nach einen Weg bahnte und immer mehr Boden trocken ließ, so stieg auch der Mensch von den Felsgipfeln immer tiefer hinab und dehnte seine Wohnsitze auf die Ebene aus, wo seine Denkmäler das stumme Erstaunen der Nachwelt erregen, aber auch den Forscher anspornen, sich wenigstens ein beiläufiges Bild jener Zeit, jenes Menschen und jener Lebensweise zu entwerfen, von denen ihm diese uralten Überreste Kunde bringen.

Das Dunkel, das auf der Geschichte solcher längstvergangener Zeiten ruht, lichtet sich in dieser Gegend erst, als die Weltherrschaft Roms sich auch des Stromlaufes der Donau bemächtigte, die erobernden Scharen der Lateiner mit ihren Schiffen auch diesen Strom, das Band zwischen Ost und West, befuhren, Dacien und Pannonien begründeten, Donaubrücken bauen, für ihre Schiffe bis Regensburg hinauf einen Ziehpfad anlegen und Festungen bauen, um das neue Reich zu vertheidigen und zu sichern, das aber schließlich doch der von Osten daherströmenden Völkerwanderung nicht trocken kann und vor den kraftvollen Heeren der Gothen und Gepiden, wie später der Hunnen zusammenbricht. Die römischen Provinzen bekamen mit der Zeit neue Herren und heute lebt das Volk der Römer im Donauthale nur noch, soweit seine Denkmäler von ihm sprechen.

Und alsbald wieder erscheinen unserem geistigen Auge jene ritterlichen Scharen, die das hentige Ungarn schufen, und wir überblicken Jahrhunderte von Kriegen, die das Magyarenvolk als Schutzwall Europas gegen die Türkenmacht durchzukämpfen hatte. So manche große Episode auch dieses Zeitraumes hat sich an der Donau abgespielt und mit dem gewaltigen Strome die mannigfaltigsten Erinnerungen verknüpft; das Bild, das wir von ihm geben möchten, wäre also nicht vollständig, wenn wir nicht wenigstens in großen Zügen auch dieser freud- und leidvollen Ereignisse gedenken würden.

Nachdem die Türkenherrschaft gebrochen war, wurde auch die Donau wieder ihrer friedlichen Bestimmung zurückgegeben; sie wurde zur Hauptstraße für den Verkehr des Westens und Ostens, weithin bis zu den Küsten Kleinasien, mit denen ja schon die gar

langsame und primitive Donauschiffahrt des Mittelalters eine recht lebhafteste Handelsverbindung unterhalten hat.

Mit dem Anfang dieses Jahrhunderts, als sich die politischen wie die wirtschaftlichen Zustände des Donauthales gleichermaßen festigten, wuchs auch die Wichtigkeit der Donauschiffahrt immer mehr; dann, als die Dampfschiffahrt ins Leben trat, wurde der Donaustrom eine der mächtigsten, weil natürlichsten Lebensadern im friedlichen Wechselverkehr der anwohnenden Völker, eine der Hauptstraßen für den Handelsverkehr zwischen West und Ost, für den Austausch der beiderseitigen wirtschaftlichen und culturellen Kräfte, er wurde das Verbindungsglied zwischen der Bildung des Westens und den Naturschätzen des Ostens.

Bei der Mündung der March, etwa 50 Kilometer von Wien, tritt die Donau in Ungarn ein. Gleich an der Grenze tauchen auf dem linken Ufer die malerischen Trümmer der Burg Theben (Dévén) auf. Sie stehen auf einem an der Marchmündung emporragenden Kalksteinfelsen, einem felsigen Ausläufer der nordwestlichen Karpathen, des sogenannten Weißen Gebirges, am Abhange des Kobelberges, und blicken einerseits auf die March, anderseits auf die Donau nieder, gleichsam als erster Wachtposten an der ungarischen Donau. Diese Burg war einst eine stolze und feste Schutzwehr der Gegend, heute ist sie nur noch ein willkommenes Motiv für den Pinsel des Malers. Der Felsen, auf dem sie steht, erhält jetzt mehr Wichtigkeit durch den großen Steinbruch, der die Steine für die Bauten liefert, durch welche der ungefühme Lauf der Donau gebändigt werden soll.

Dieses Bollwerk hat gar manches Ungemach erlitten, ehe die ohnehin leerstehende Burg im Jahre 1803 durch die Franzosen mit Pulver gesprengt wurde. Und dies war die letzte Rolle, welche die Burg Theben in der Geschichte gespielt hat. Doch birgt dieses Felsengebirge auch weit ältere vorgegeschichtliche Denkmäler. In seinen Höhlen wurden nämlich Überreste von Urgethier und Muscheln gefunden, ein Beweis, daß dieser Berg einst das Ufer des die ungarische Ebene bedeckenden Süßwassermeeres war. In den bröckligen Abhängen fand man auch Asche, verkohlte Holzstücke und Topfscherben, die, wie Manche meinen, römischen Ursprunges sind.

Dem Burgberge zu Füßen liegt südlich in anmuthigem Thale der Marktsteden Theben, dessen Bewohner von altersher als Neben- und Obstzüchter und noch mehr als Schiffer in gutem Rufe stehen. Die Schiffer von Theben bildeten einst eine besondere Körperschaft, deren Privilegienbriefe und sonstige Urkunden noch vorhanden sind.

Wir lassen Theben hinter uns und finden das Bild der Gegend bis Preßburg unverändert. Am linken Ufer zieht sich das letzte Glied des Weißen Gebirges dahin, bis es sich verliert, am rechten aber begleitet uns die waldige, von Sandbänken begrenzte Fläche des Landes jenseits der Donau, von den Hainen des Wolfsthales unterbrochen.

Die Donau beginnt schon hier aller Zügel zu spotten, indem sie auf der kiefigen, mit Geröll vollgeschwemmten Ebene hin und her schweift und ein allzeit unbeständiges Bett voll Sandbänke und Inseln bildet, welche früher sozusagen bei jeder Überschwemmung eine andere Gestalt annahmen und den Stromlauf änderten.

Raum haben wir seit Theben zehn Kilometer zurückgelegt, so taucht am linken Ufer, etwa 130 Meter über den niederen Wasserstand der Donau anfragend, daher schon auf weite Entfernung sichtbar, die Ruine des Schlosses von Preßburg auf, und ihr zu Füßen lagert die einstige Krönungsstadt, die schon in den ältesten Zeiten ein bedeutender Platz für Wissenschaft, Kunst und Handel war. Mit dem Lande jenseits der Donau stand sie durch eine 270 Meter lange Schiffbrücke in Verbindung, die zu Anfang unseres Jahrhunderts für den Handelsverkehr große Wichtigkeit besaß, da sie Wien mit dem Districte jenseits der Donau verband. Seither haben sich die Verhältnisse stark geändert. Während nämlich die Dampfschiffahrt für Preßburg neue Handelsverbindungen schuf, lenkten im Gegentheil die jenseits der Donau gebauten Eisenbahnen den Verkehr in eine ganz neue Richtung, und Preßburg verlor nach und nach den größten Theil der jenseitigen Märkte, deren Interessen durch die Eisenbahn immer mehr nach Wien abgezogen wurden. Diese zurückzuerobern, war ein altes Bestreben Preßburgs, welches daher Alles aufbot, um die nothwendige Eisenbahnverbindung mit dem Dunántúl zu erlangen; dies hatte natürlich auch zur Folge, daß an Stelle der alten primitiven Schiffbrücke eine neue stehende Fahrstraßen- und Eisenbahnbrücke gebaut wurde. So kam die Preßburg-Steinamanger Eisenbahn zu Stande, ferner die durch ihre Größe und interessante Construction hervorragende Franz Josephs-Brücke, welche nicht nur die Straßen-, sondern auch die Eisenbahnverbindung zwischen Preßburg und dem Dunántúl sichert und sich als bedeutender Factor für die erfreuliche Hebung des Preßburger Handelsverkehrs erwiesen hat.

Von der Erbauung einer festen Brücke in Preßburg war schon 1838, gelegentlich der Concession für die Wien-Raaber Eisenbahn, die Rede gewesen. Da aber die Linie bis Pest am linken Ufer der Donau fortgeführt wurde, so blieb die Brücke ungebaut. Später wollte die Waagthalbahn-Gesellschaft ihre Linie von Preßburg bis Ödenburg verlängern, aber auch dies unterblieb wegen der Finanzkrise im Jahre 1873. Ende der Siebziger und Anfang der Achtziger-Jahre tauchte der Plan des Brückenbaues wieder auf, aber erst in den Jahren 1889 bis 1891 sahen die Preßburger ihren alten Wunsch sich thatsächlich erfüllen, und die große Brücke, die den Namen Seiner kaiserlichen und apostolisch königlichen Majestät Franz Josephs I. führt, wurde hergestellt. Die Brücke ist eine auf sechs steinernen Pfeilern ruhende Eisenconstruction von insgesamt 458·4 Meter Länge. Ihre größte, mittlere Öffnung ist 92, die beiden dem Ufer zunächst liegenden Öffnungen sind je 31·6, die übrigen 4 aber je 75·8 Meter weit. Die Brücke besteht aus einer doppelten Eisenconstruction.



Die Fonau bei Freiburg.

KUPFERT. G. F. ANK. 26.

Die eine, die den Zwecken des Straßenverkehrs dient, ist 6·5 Meter breit und hat überdies einen 3 Meter breiten Gehweg; die andere, für die Bahngelise bestimmte, ist 4·4 Meter breit. Die mittlere große Öffnung der Brücke hat eine solche Höhe erhalten, daß die größten Schiffe selbst bei dem höchsten Wasserstande ungehindert hindurchfahren können. Die untere Kante dieser mittleren Öffnung liegt nämlich 6·5 Meter hoch über dem Niveau des stärksten bisherigen Hochwassers (6·95 Meter über Null) vom Jahre 1883. Der Bau kostete dem Staate 1,460.000 Gulden, zu deren Amortisirung die Stadt Preßburg insoferne beitrug, daß sie am 5. November 1888 das Recht der Brückenmauth dem Staate überließ. Salesius Cathry war der Erbauer der Brücke, doch wurde die Eisenconstruktion durch die Maschinenfabrik der ungarischen Staatsbahnen hergestellt. Der Bau begann im Mai 1889 und die eine Hälfte, nämlich die Brücke für die Fahrstraße, wurde am 30. December 1890 in Gegenwart Seiner Majestät des Königs feierlich eröffnet, die Eisenbahnbrücke aber im Frühjahr 1892 dem Verkehre übergeben.

Die Donau ist bei Preßburg vom Schloßberg bis zur ehemaligen Schiffbrücke auf 270 Meter zusammengedrängt und verbreitert sich etwa 570 Meter weiter unten auf 410 Meter. An dieser breiteren Stelle wurde die Franz Josephs-Brücke erbaut, die mit Recht den Stolz der Stadt bildet. Die Ufer der Donau haben durch die ganze Stadt hin eine Bekleidung. Das linke Ufer ist vom Schloßberg angefangen bis zu jener Verbreiterung des Strombettes mit einer abschüssigen Pflasterung versehen, die durch eine Pilotenmauer gestützt wird; am rechten Ufer dagegen, dem der „Au“, ruht die Pflasterung auf einem einfachen Steinwurf. Am linken Ufer, zwischen der einstigen Schiffsbrücke und der stehenden Brücke, befinden sich der Hafen und die Kohlenmagazine der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, dann die Lagerplätze der Holzhändler, kurz auf diesem Ufer concentrirt sich der Schiffsverkehr und überhaupt aller Wasserverkehr Preßburgs.

Von Preßburg abwärts erweitert sich die Gegend plötzlich nach beiden Seiten. Vor uns dehnt sich das sogenannte Preßburger Becken oder kleine Alföld hin, mit seinem lockeren Schwemmboden, den in früherer Zeit das Wasser der Donau gleichfalls mit unbändiger Laune durchraste, in zahllose größere und kleinere Arme zerfasert, auf einer Strecke von 99 Kilometer und, von zwei größeren Armbildungen des Stromes abgesehen, stellenweise in einer Breite von über 5 Kilometer als ein vollständiges Wasserneß über lockeren Kiesboden geworfen, in dem fast bei jeder Änderung des Wasserstandes neue Betten für neue Strömungen, neue Sandbänke und Inseln entstanden. Unser Schiff fuhr dahin wie durch eine Wildniß Amerikas, es wich hier behend aus und schwenkte dort vorsichtig ab, um sich durch ein förmliches Flußlabyrinth hindurchzutasten, und das Steuer lag in den Händen eines höchst gewandten, mit den Stromverhältnissen durchaus vertrauten Bootsen, ohne den das Fahrzeug gar leicht auf irgend eine neugebildete, verstopften

unter der Oberfläche des Fahrwassers lauende Sandbank gerathen wäre; und auch so geschah es oft genug, daß die Schaufeln der Räder den Grundschlamm aufwühlten und das Schiff nicht mehr schwamm, sondern eher am Boden des Flußbettes dahinkroch. All dies ist freilich, wie sich weiterhin zeigen wird, durch die Regulirung gründlich geändert worden.

Raum haben wir Preßburg hinter uns, da theilt sich die Donau schon in zwei größere Arme. Hier zweigt sich am linken Ufer die Esalló közer Donau (der Arm der



Die Franz Josephs-Brücke in Preßburg.

Insel Schütt) ab, welche weit gegen Nordosten hinausschwenkt, sich dann mit der Waag vereinigt und Waag-Donau heißt, um schließlich bei Komorn wieder zu der großen (oder „alten“) Donau zurückzufinden. Dieser Arm bildet die große fruchtbare Insel Schütt. Und weiter dampft unser Schiff auf einem Gewässer, das sich zwischen Hainen und Dickichten, kahlen Sandbänken, dann wieder malerischem Weidengehölz und Wäldern dahinschlängelt. Rechterhand gleitet Droszvár vorbei mit seinem schönen großen Schloß und grünen, von der Donau aus künstlich bewässerten Wiesen; dann das weit kleinere Dörfchen Esúny, wo wiederum ein größerer Arm der Donau, der sogenannte Wieselburger

Donauarm, abzweigt, um nach einem weiten Rundgang durch das Wieselburger und Raaber Comitat, wobei er sich bei Raab mit dem gleichnamigen Flusse vereinigt, bei Gönyö wieder in die große Donau zurückzukehren. Unterhalb Eszrnys bedurfte der Lootse noch vor recht kurzer Zeit aller Aufmerksamkeit und einer wahrhaft ängstlichen Sorgfalt, um für das Schiff zwischen allen den Inseln und Untiefen und bei den unaufhörlichen Schlangenwindungen des Flußbettes das einzig mögliche Fahrwasser zu erspähen, nicht ohne von Zeit zu Zeit auf die unablässig in Änderung begriffenen Verhältnisse des Flußbettes aufmerksam zu machen, welche die charakteristische Eigenheit dieses Stromabschnittes bildeten. Und wo unser Schiff jetzt wohlgemuth die Fluthen der Donau durchschneidet, da dehnte sich noch vor kurzem eine mit wildem Gestrüpp und dichtem Weidengehölz bewachsene Insel aus. Allein die dahinschießende Strömung hat ihren lockeren, kiesigen Untergrund bald durchnagt und weggewaschen, um ihn weiter unten wieder abzulagern, vielleicht gerade dort, wo früher die größte Wassermenge ungehinderten Abfluß gefunden. Unser Blick verirrt sich völlig bei dem Geschlängel der Wasserläufe und unsere Aufmerksamkeit ist völlig gefesselt von dem immer gleichförmigen und dennoch wechselnden Bilde der Landschaft, die nur hier und da durch eine Wassermühle belebt ist, ein bereits seltenes Denkmal der patriarchalischen Industrie früherer Zeiten. Und mittlerweile gleiten am linken Ufer eine Menge größere und kleinere Ortschaften vorbei: Gútor, Eszölöbütö, Doborgaz, Bajka, Süly, Magy=Bodak, Nádasb, Baka, Szap, Medve; dagegen ist die Gegend am rechten Ufer von Kiliti angefangen, welches Eszölöbütö gegenüber liegt, bis Kis=Bodak unbewohnt, und die Landschaft wird höchstens durch einzelne Fischerkähne oder die morschen, aber hoch beladenen Barken der Töpfer von Theben und Preßburg einigermaßen belebt. Hier folgen nun die Ortschaften Kis=Bodak, Kemete und Lipót, nach denen unser Auge fast 30 Kilometer weit wiederum nur Weidengehölz und Wälder erblickt. Weiter unten erscheint die schöne große Ortschaft Magy=Bajcs, dann auf einer landeinwärts ansteigenden Höhe Szöghe und nahe dabei Bének; schließlich ist der Endpunkt der von Theben ab gerechnet 100 Kilometer langen „Oberen Donau“ erreicht und wir erblicken an der Einmündung des Wieselburger Donauarmes Gönyö, diesen für die Donauschiffahrt ausnehmend wichtigen Umschlagsplatz.

Auf dem Wege dahin hatten wir auch Gelegenheit, ein eigenthümliches Gewerbe an der oberen Donau, die Goldwäscherei, kennen zu lernen. Denn der Sand der Donau führt sogar Gold, wenn auch freilich aus ungeheuren Sandmassen nur hier und da und nur unendlich wenig Goldstaub mit entsprechender Geduld herausgewaschen wird. Ohne Zweifel gehört eine gewisse romantische Phantastik, eine Art idyllischer Auffassung dazu, daß Jemand sich entschließe, Goldwäscher zu werden; dieses Geschäft ist nämlich überhaupt nicht lohnend, vollends wenn es nicht auf gründlicher Fachkenntniß beruht, sondern

mehr durch die Hoffnung und einige Erfahrung geleitet wird. Die Uferbewohner wissen, daß jede Überfluthung mit dem Sande auch etwas Goldstaub mitbringt, der sich an den Rändern der Sandbänke ablagert. Da macht sich denn der Goldwäscher mit seinem vierfüßigen Tischchen auf, das mit grünem Tuche überzogen ist; sein Spaten hilft ihm die Beschaffenheit des Sandes zu erkunden, und wenn er das richtige Vorgefühl hat, wirft er etliche Schaufel voll auf das grüne Tuche, wo er so lange Wasser darübergießt, bis der Sand von seinen erdigen Bestandtheilen gereinigt ist; mittlerweile lagert sich der Goldstaub im Tuche ab, während der leichtere Sand durch das Wasser weggespült wird. In der Regel bringt die Goldwäscherei eines ganzen Tages kaum ein paar werthvollere Körner ein; doch dies schreckt den hoffnungsreichen Goldwäscher keineswegs von weiterer mühseliger Arbeit ab.

Die Donau hat in ihrem von Theben bis Gönyö reichenden Abschnitte ganz den Charakter eines Bergstroms. Ihr starkes Gefälle, das auf dieser Strecke von 100 Kilometer etwa 27 Meter beträgt, dann die lockere kieselige Natur des von ihr durchströmten Bodens lassen es natürlich erscheinen, daß sie sich in diesem kein tieferes und beständiges Bett auszuhöhlen vermochte, sondern je nachdem sie mehr oder weniger Wasser führte, also einen höheren oder tieferen Stand hatte, sich dort einen Weg brach und ein Bett schuf, wo sie auf den geringsten Widerstand stieß. Die angeschwollene Fluth überschwemmte fortwährend die kaum über die Linie des mittleren Wasserstandes erhöhten Ufer, und brauste gar ein stärkerer Wassererschwall über diese leichte Gegend daher, so konnten die in einer Breite von mehreren Kilometern abfließenden Fluthen auf ihrem Wege nach Belieben zerstören und schaffen. Und solche größere Überfluthungen, welche bis zu 10 und 14 Tagen anhielten, suchten diese Gegend oft genug heim. So stieg, um nicht weiter zurückzugreifen, die Donau im Jahre 1783 auf sechs Meter über ihren gewöhnlichen mittleren Stand und verheerte durch ihre dahinstürmende Fluth zahlreiche Ortschaften. Sechs Jahre später, 1789, wiederholte sich das Naturereigniß und 250 Quadratmeilen Landes standen unter Wasser. Im Jahre 1809 kam eine neue Überschwemmung, da aber die Gegend hauptsächlich aus Wiesen und Hutweiden bestand, erholte sie sich rasch von diesem Schlage. Die immer wiederkehrenden Hochwasser, die in den Ortschaften längs der Donau große Verheerungen anrichteten, ja selbst das Leben der Einwohner gefährdeten, bewogen schon im Jahre 1800 die Bewohner der „Kleinen Schütt“, auch Szigetköz genannt, beziehungsweise die Comitate Wieselburg und Raab, auf gemeinsame Kosten Schutzdeiche gegen die Hochwasser der Donau aufzuführen. Diese Deiche wurden in der That 1807 vollendet, waren aber so primitiv geartet, daß schon die Hochfluth des Jahres 1809 sie größtentheils vernichtete. Seitdem wurden auf dem Szigetköz noch wiederholt Schutzdämme errichtet, die jedoch auch nur von zeitweiliger

Bedeutung waren. Die systematische Sicherung der Insel gegen Hochwasser ist selbst jetzt noch eine Aufgabe, die erst in der nächsten Zukunft gelöst werden wird. Der Hochwasserschutz der „Großen Schütt“ ist schon das Werk der Neuzeit und die Schutzdammgesellschaft der Oberen Schütt sichert hier durch einen Damm von 95 Kilometer Länge einen Flächenraum von 87.334 Katastraljoch gegen die Hochfluth der Donau, während stromabwärts die vereinigte Hochwasserschutzgesellschaft für die Untere Schütt und den Eszilköz, sowie die Entwässerungsgesellschaft der Unteren Schütt durch ihren Schutzdamm von 111·7 Kilometer eine Fläche von 146.444 Katastraljoch vor Überschwemmung bewahren.

Die reißende Strömung und die wilden Launen der Donau, ihre überaus wechselnde und ungenügende Tiefe, die unaufhörlichen Veränderungen ihres Bettes bildeten in diesem Stromabschnitte große und dauernde Hindernisse der Schifffahrt. Dies war auch mit ein Grund, warum früher die Schifffahrt von Gönyö ab sich mehr in den Wieselburger Donauarm hineinlenkte, wozu eben auch noch der hervorragende Geschäftsgeist der Raaber Kaufleute besonders beitrug, der die Stadt in der Mitte dieses Jahrhunderts zu einem Brennpunkte ersten Ranges für den Ausfuhrhandel mit Getreide gemacht hat, so zwar, daß beispielsweise in den Jahren 1857 bis 1859 nach Pest 4,164.191, nach Raab jedoch in denselben drei Jahren 15½ Millionen Mehen Getreide verfrachtet wurden. In neuerer Zeit hat allerdings Raab, da insbesondere die Eisenbahnen der Schifffahrt bedeutenden Abbruch thun und auch die Richtungen der Ausfuhr sich seither geändert haben, seine frühere große Wichtigkeit als Emporium des Getreideverkehrs verloren. Indes wird es — wenn nur erst durch entsprechende Regulierungsarbeiten die Schifffahrt im Wieselburger Donauarm dauernd gesichert worden ist — immer noch eine bedeutende Station der Donauschifffahrt und vornehmlich des Getreidehandels seiner reichen und fruchtbaren Umgebung bleiben.

Die erwähnten Unregelmäßigkeiten des Donaulaufes und Donaubettes, die einestheils durch die häufigen Eisstauungen zu wiederholten Malen verheerende Überschwemmungen verursacht und andertheils auch die Schifffahrt überaus schwierig gemacht haben, bewogen die Verwaltungsbehörden schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vorläufig zur Sicherung der Stadt Preßburg diesen Abschnitt der Donau durch Absperrung des ihr gegenüberliegenden Donauarmes, wie durch die Erhöhung der Preßburg-Wiener Landstraße einigermaßen zu regeln. Dieses Werk wurde jedoch durch die mit Eismassen einhergehende Überschwemmung des Jahres 1809, welche auch den unteren Theil der Stadt gänzlich unter Wasser setzte, alsbald vernichtet. Unter dem Eindruck dieser außerordentlichen Wassernoth begannen die zuständigen Behörden sich immer eingehender mit der Idee der Regulierung zu beschäftigen, und schon König Franz I. entsandte eine besondere Donau-Regulierungscommission, die im Jahre 1812 Vorschläge für die Arbeiten

erstattete. Im folgenden Jahre wurde eine neue Commission entsandt, welche die Regulirungspläne bereits feststellte. Der Widerstand des Preßburger Comitats verhinderte indeß deren Ausführung. Dann ließ im Jahre 1821 die Pálffy'sche Herrschaft Pläne zur Regulirung der Donau zwischen Hainburg und Gútor ausarbeiten, die freilich gleichfalls auf dem Papiere blieben. Mittlerweile aber hatte bereits der königlich ungarische Statthaltereirath die Regulirungsangelegenheit in die Hand genommen und wünschte die Arbeit einheitlich auf die ganze Donau zu erstrecken. Er verlangte, daß die ganze ungarische Donau auf einmal regulirt werde, und zwar auf einer Grundlage, welche jahrzehntelange Vorstudien, Messungen, Aufnahmen und Projectirungen nothwendig machte.

Wie hätte man auch an die Regulirung der Donau gehen können, ehe man auch nur ihren Lauf, ihr Bett, die Eigenheiten ihrer Strömung u. s. w. hinreichend kannte! All dies mußte vorher studirt werden, dann erst konnte man feststellen, was zu geschehen habe. Der königlich ungarische Statthaltereirath erließ daher von 1816 bis 1823 und dann im Jahre 1830 mehrere Verordnungen zum Zweck der Mappirung und hydrographischen Aufnahme der Donau, wobei auch die Geschwindigkeit der Strömung und die Menge des abfließenden Wassers festzustellen war. Zu diesem Behufe wurde ein eigenes Bureau für die Mappirung der Donau errichtet. Die Donau wurde von Petronell in Oesterreich angefangen bis zur einstigen Trajansbrücke bei Turn-Severin sowohl topographisch als auch geo- und hydrographisch aufgenommen, ihr Übersfluthungsgebiet und Strombett, die Tiefe ihres Wassers und die Eigenthümlichkeiten im Fallen ihres Wasserspiegels erforscht und ausgemessen, die sekundenweise Geschwindigkeit ihrer Strömung und die Menge des bei verschiedenen Wasserständen in ihrem Bette ablaufenden Wassers bestimmt und überhaupt eine so hervorragend fachmännische Arbeit über die ganze Donau fertiggestellt, daß sie selbst noch in der jetzigen, viel weiter vorgeschrittenen Epoche der technischen Wissenschaft sich glänzend bewährt. Sie gereicht dem Chefsingenieur Otto Hieronymi als Leiter des Mappirungsbureaus und dem Schiffahrtsinspector Paul Várfányi, welche die geistigen Leiter dieses großen Werkes waren, durchaus zur Ehre. Die Aufnahmen begannen 1823 und waren 1840 für die Regulirung der ganzen Donau beendigt.

Als im Jahre 1830 die Aufnahmen und Regulirungspläne für die obere Donau fertig waren, verfügte der königlich ungarische Statthaltereirath durch Erlass vom 5. Juli 1831 die Regulirung des Donau-Abschnittes zwischen Preßburg und Gútor auf Grund eines Voranschlages von 1,929.757 Gulden Conventions-Münze. Die Regulirung wurde denn auch 1832, vorläufig zwischen Preßburg und Gútor, dann 1837 zwischen Gútor und Bénef thatsächlich begonnen, und zwar durch Verengerung des übermäßig breiten Bettes, Abschließung der Nebenläufe und blinden Arme, sowie Befestigung der bröckligen Ufer. Und kaum waren einige Jahre verflossen, die Arbeiten waren noch im

Gänge, da konnte man schon die Erfahrung machen, wie sich Strombett und Wasserlauf in diesem Abschnitte gebessert hatten. Das Ziel war nämlich, ein Hauptbett herzustellen, in welchem die für die Schifffahrt auch nothwendige Wassertiefe bei dem niedrigsten Wasserstande gesichert wäre. Und dieses Ziel war in dem der Regulirung unterzogenen Abschnitte alsbald erreicht. Doch wurde das begonnene Werk nicht ganz vollendet, obgleich es bis 1845 mit einem Kostenaufwande von 1,275.000 Gulden Conventions-Münze emsig fortgeführt ward. Im Jahre 1846 ließ die damalige Landes-Bandirection neue Pläne für die Donauregulirung ausarbeiten, die dann im Jahre 1848 dem damaligen Communicationsminister Grafen Stephan Széchenyi vorgelegt wurden. Die verhängnißvollen Zeitereignisse ließen aber auch diesen Entwurf nicht zur Verwirklichung gelangen. Die unvollendeten Regulirungsarbeiten wurden durch die tobenden Hochwasser der Donau nach und nach fortgerissen und begraben, der zügellose Strom brauchte nicht lange, um sich das ihm geraubte Reich mit Gewalt zurückzuerobern. In den Fünfziger-Jahren ging man wieder an die Regelung des Strombettes, jedoch nach keinem systematischen einheitlichen Plane, sondern lediglich dem auftauchenden Bedürfniß des Augenblicks gemäß. Bald durch Baggerung, bald durch Uferschutzarbeiten, auch durch kleinere Absperrungswerke suchte man Strombett und Fahrwasser zu sichern. Das ging nun sporadisch so fort bis 1885, es wurden von 1850 bis Ende 1888 auf diese größeren und kleineren Arbeiten 4½ Millionen Gulden ausgegeben, allein trotzdem besserte sich der Zustand des Strombettes und der Schifffahrt nicht nur nicht dauernd, sondern selbst für kurze Frist in kaum nennenswerthem Maße.

Die Schifffahrt dieses oberen Donau-Abschnittes ist jedoch für den Ausfuhrverkehr Ungarns gegen Westen so außerordentlich wichtig, und diese Wichtigkeit nimmt so stetig zu, daß die ungarische Regierung die Regulirungsarbeiten energisch in Angriff nahm. Es galt vor Allen in dem Abschnitte zwischen Theben und Radvány Strombett und Wasserabfluß einheitlich und von Grund aus zu regeln und die überdies zur Sicherung der Schifffahrt erforderlichen Regulirungsarbeiten in solchem Maße und Umfange auszuführen, daß dadurch die Ständigkeit und Weiterentwicklung des Strombettes, der unge störte Abfluß des Wassers und für die Schifffahrt auch beim niedrigsten Wasserstande die nothwendige Wassertiefe hinreichend gesichert werde. Die Pläne für diese umfassenden Arbeiten wurden nach den Weisungen des damaligen Landes-Wasserbau-Inspectors Ludwig Bodoxy noch im Jahre 1880 mit voller Kraft in Angriff genommen und schon 1882 beendet. Den Grundgedanken der Regulirungspläne bildete die Herstellung eines den localen Verhältnissen wie den Bedingungen des Wasserablaufes entsprechenden und zugleich den Anforderungen der Schifffahrt genügenden Strombettes. Zu diesem Behufe mußten die Nebenarme abgesperrt, das als definitiv ausgewählte Bett entwickelt, beziehungsweise, wenn es zu breit

war, hinreichend verengt, ferner die Ufer desselben befestigt und schließlich eine ausreichende und möglichst gleichmäßige Wassertiefe hergestellt werden. Ein überaus wichtiger Factor war es, die gehörige Breite des Strombettes im Verhältniß zum Wasserabfluß der einzelnen Abschnitte dergestalt festzustellen, daß weder locale Stauungen eintreten, noch im Bette sich Sandbänke bilden konnten, kurz daß das Strombett den natürlichen Bedürfnissen eines gleichmäßigen und ungestörten Wasserablaufes nach Möglichkeit entsprechend gebildet werde. Zu diesem Zwecke mußte man in dem zu regulirenden Stromabschnitte die Verschiedenheiten im Fall des Wasserniveaus, sowie die Geschwindigkeit und Menge des bei verschiedenen Wasserständen sekundenweise ablaufenden Wassers genau bestimmen, dazu noch die Eigenthümlichkeiten der Strombettbildung studiren und aus alledem die Durchschnittsbreite des Bettes berechnen. Die aufs pünktlichste durchgeführten Messungen ergaben für das Fallen des Niveaus der Donau: zwischen Theben und Preßburg auf den Meter 0·000272 Meter, also auf den Kilometer 24·56 Centimeter, zwischen Preßburg und Drošzvár auf den Meter 0·0002456 Meter, also auf den Kilometer 24·56 Centimeter, zwischen Drošzvár und Böös 0·0003567 Meter, beziehungsweise 35·67 Centimeter, zwischen Böös und Szap 0·00027 Meter, beziehungsweise 27 Centimeter, zwischen Szap und Medve 0·00024 Meter, beziehungsweise 24 Centimeter, und schließlich zwischen Medve und Bénef auf den Meter 0·00018 Meter, daher auf den Kilometer 18 Centimeter. Recht veränderlich ist auf der ganzen oberen Donau auch die Geschwindigkeit der Strömung. So betrug diese, nach den in den Jahren 1880 bis 1883 angestellten Wassermessungen, bei Preßburg, etwa 220 Meter oberhalb der Brücke, bei einem Wasserstande von 52 Centimeter über dem dortigen niedrigsten Niveau 0·95 Meter die Sekunde und die abgelaufene Wassermenge 736 Kubikmeter die Sekunde. An derselben Stelle jedoch stieg bei mittlerem Wasserstande von Plus 3 Meter die Geschwindigkeit der Strömung auf 1·8 Meter und die abgelaufene Wassermenge auf 2.890 Kubikmeter; ferner betrug bei hohem Wasserstande von Plus 6·95 Meter die Stromgeschwindigkeit 3·6 Meter und die Menge des abgelaufenen Wassers 10.124 Kubikmeter. Unterhalb Preßburgs aber, zwischen Szöghe und Bénef, war bei einem Wasserstande von 2 Meter über dem niedrigsten Niveau die Geschwindigkeit der Strömung 1·2 Meter und die ablaufende Wassermenge jede Sekunde 2.052 Kubikmeter.

Für diesen oberen Abschnitt der Donau wurde, auf Grund eingehenden Studiums der Strömung und des Strombettes, die durchschnittliche Breite des Bettes folgendermaßen festgestellt:

Zwischen Theben und Preßburg	340 Meter.
„ Preßburg „ Drošzvár	360 „
„ Drošzvár „ Böös.	380 „
„ Böös „ Szap	390 „

Zwischen Szap	und Medve	400 Meter
"	Medve " Vénéf	420 "
"	Vénéf " der Waagmündung . . .	450 "
"	der Waagmündung und Kadvány . . .	470 "

Zur Absperrung der Nebenarme wurden aus Steinwürfen zu erbauende Deiche projectirt, und zwar bis Böös in der Höhe von 3, unterhalb Böös von 2·8 Meter über dem niedrigsten Wasserstande bei 3 bis 4 Meter Kronenbreite, einer Böschungseigung von 1 : 1·5 auf der Strombettseite und von 1 : 2 gegen den abzusperrenden Arm hin und bei mindestens 8 Meter breiter und über der Sohle 0·7 Meter hoher Nachbettung. Die zur Verengung des Strombettes bestimmten Parallelwerke sollten gleichfalls aus Stein hergestellt werden, in einer Höhe von 2·75 bis 2·87 Meter über dem niedrigsten Niveau der Donau, mit 2 Meter breiter Krone und einer Böschungseigung von 1 : 1·5; endlich wurde zur Sicherung der Ufer ein 2 Meter hoher und an der Krone 2 Meter breiter Steinwurf und die Bekleidung der Uferböschung mit einer 30 Centimeter dicken Steinlage geplant. Auch die Sperrdämme sollten von 1 Meter über dem tiefsten Wasserstande aufwärts mit Stein gefüttert werden. Endlich waren die Inseln und Sandbänke innerhalb des so hergestellten Durchschnittsbettes zu entfernen und das Bett in entsprechender Breite bis auf 2 Meter unter dem niedrigsten Wasserstande zu vertiefen.

Dies waren, in Kürze, die projectirten Arbeiten. Allein in Anbetracht der sehr bedeutenden Länge des zu regulirenden Stromabschnittes (145 Kilometer), wie auch seines überaus verwahrlosten Zustandes wird man unschwer einsehen, daß es sich hier nicht nur um ein gewaltiges Quantum Arbeit, sondern auch um die Bewältigung vieler natürlicher Schwierigkeiten handelte. Und in der That genügen schon wenige charakteristische Daten, um einen ungefähren Begriff von der Größe des Werkes zu geben, das berufen war, den unbändigsten Theil des Donaulaufes zu zähmen. Nach den ursprünglichen Plänen waren nämlich herzustellen: 27 größere und kleinere Absperrungen in der Gesamtlänge von 18.185 Meter, 36 Strecken Parallelwerke in der Gesamtlänge von 62.434 Meter, 14 Strecken Verbindungsdämme von zusammen 9.179 Meter und 29 Strecken Uferschutzwerke von zusammen 27.282 laufenden Metern; darin waren insgesammt zu verbauen etwa dreieinhalb Millionen Kubikmeter Stein und aus dem Bette herauszubaggern etwa 5,700.000 Kubikmeter Kies und Erde; endlich war auch noch an den unterwegs liegenden Inseln eine Million Kubikmeter Erde abzugraben. Eines der bedeutendsten Werke unter den Regulirungs-Arbeiten der oberen Donau ist der Sperrdamm von Bagomé, welcher einen der größten und zügellosesten Arme der Donau vom Hauptbette trennt.

Die Gesamtkosten des Regulirungs-Werkes waren auf 17 Millionen Gulden veranschlagt, und nachdem die Ausführung durch den VIII. Gesetzartikel des Jahres 1885

genehmigt war, wurde sie im folgenden Jahre thatsächlich begonnen. Die vaterländischen Ingenieure Popper und Raschauer übernahmen die großartigen Arbeiten, und zwar um 33 Procent billiger, als der Voranschlag lautete, und mit der Verpflichtung, bis Ende 1895 das Ganze durchzuführen. Mit dem Beginn der Bauten veränderte sich plötzlich das ganze Bild der oberen Donau. Arbeitercolonien entstanden in den einsamen Hainen und Wäldern, die bisher ungestört gedeihende Vogelwelt der Wildniß wurde durch Lärm und Gewühl



Sperrdamm zu Bagomér.

der vielen tausend Arbeiter aufgeschreckt, die Donau bedeckte sich mit großen Steinschiffen, welche die Granitfelsen von Theben, den festen Kalkstein von Almás, Sütö und Látatlan zu Tausenden und Tausenden von Kubikmetern die Donau entlang schleppten, um das abenteuerlich umherirrende Gewässer in Fesseln zu legen und es zu zwingen, dort und so zu fließen, wo und wie der menschliche Geist es ihm vorschrieb. Riesige Bagger arbeiten überall mit eintönigem Geklapper, in das sich das freischwebende Gepolter des ausgebaggerten Kiefers mengt, der aus den Eimern des Baggers massenweise in die Platte hinabfällt; ist diese voll, so dampft der Schlepper heran, um sie in irgend einen Nebenarm hineinzubugsiiren, der ja ohnehin durch die Anschwellungen des Wassers zugeschüttet

werden soll. Muß doch überhaupt das Wasser durch seine eigene Kraft aus den herzustellenden Strombetten etwa 50 Millionen Kubikmeter Material hinausschwemmen, denn das, was künstlich herausgebaggert wird, dient eigentlich nur, um die Wasserkraft in Bewegung zu setzen und ihr die ihr zugewiesene große Arbeit zu erleichtern.

So schreitet die Arbeit vorwärts, Tag um Tag, Jahr um Jahr, fleißig und sicher ihres vorgesteckten Zieles. Und die Zeit ist nicht mehr fern, wo das Werk vollendet sein wird, das um den Preis großer Kämpfe und Summen dem Wasser einen gleichmäßigen, ungestörten Abfluß sichern und zugleich der Schifffahrt auf der oberen Donau freie Bahn schaffen soll. Und schon jetzt bestehen die Schwierigkeiten nicht mehr, welche einst die Schiffer gezwungen hatten, in Gönyö, dieser unteren Endstation der oberen Donau, ihre Schleppschiffe auszuladen, die Waaren in kleinere Fahrzeuge umzustauen und ihre Schiffszüge neu zusammenzustellen, was nicht nur großen Zeitverlust, sondern auch nicht geringe Kosten verursachte. Nunmehr wird die ungehinderte, freie Schifffahrt gegen Westen gesichert sein und mit ihr diese ganze Richtung des ungarischen Ausfuhrverkehrs, was ohne Zweifel einen starken Aufschwung der Donauschifffahrt zur Folge haben wird. Vom Herbst 1893 angefangen wird die obere Donau schon in ihrem geregelten Bette fließen; die hergestellten Werke bedürfen nur noch der Ergänzung und Entwicklung, und weiter unten in einigen neuen Abschnitten ist noch die Vereengerung des allzu breiten Bettes zu bewerkstelligen.

Bei Gönyö waren wir Augenzeugen des lebhaften Umschlagverkehrs, zu dem die Donauschifffahrt sich hier bequemen muß, um ihren Weg gegen Westen fortsetzen zu können. Die von der Theiß und den unteren Donaugegenden kommenden, nach Österreich bestimmten Schiffszüge gelangten nämlich in der Regel mit voller Fracht bis hieher und konnten diese so wegen der geringeren Tiefe des oberen Abschnittes nicht sicher weiterschiffen, sondern mußten hier ihre Last-, beziehungsweise Schleppschiffe erleichtern, zu welchem Zwecke sie bereits von leeren Fahrzeugen erwartet wurden. Im Hafen von Gönyö lagen oft gleichzeitig 60 bis 70 solche Schiffe. Außerdem lösten sich hier auch die Schleppdampfer ab; ein Theil der angekommenen kehrte um, während andere stärkere, von geringerem Tiefgange, die entleerten oder erleichterten Schleppschiffreihen übernahmen. Von hier geht auch die Schifffahrt auf dem Wieselburger Donauarm in der Raaber Richtung aus, wo aber die Schiffe nur bei günstigerem Wasserstande fahren können.

Kaum sind wir an Gönyö vorbei, so ändert sich das Bild der Landschaft, ja selbst der Lauf des Wassers. Die wildstruppigen Haine, die weidenumbuschten Inseln werden seltener, auch der Strom des Wassers säufert sich, und während es zwischen Theben und Gönyö auf den Meter durchschnittlich ein Gefälle von 26 Centimetern hatte, sinkt dieses unterhalb Gönyös plötzlich auf etwa sechs Centimeter und bleibt so weiter auf der ganzen mittleren Donau. Am linken Ufer erscheinen nacheinander die Puszta Kis-Keszi, die



Die Donau bei Monorn und die Saagmündung.

Ortschaften Érsek-Lél, Nagy-Lél und Őrs-Ujfalu, bis endlich nach einer Strecke von etwa 24 Kilometer am linken Ufer die mächtigen Werke der Festung Komorn (Komárom) auftauchen, nebst der auch geschichtlich denkwürdigen Stadt selbst, die uns indessen größtentheils durch die anmuthigen und wohlgepflegten Waldpartien der etwa zwei Kilometer langen und einen halben Kilometer breiten sogenannten Elisabethinsel verdeckt wird. Die Donau theilt sich nämlich gerade oberhalb Komorns in zwei Arme, deren schwächerer linksab nach Komorn fließt, während der stärkere an Uj-Szöny vorbeizieht, jedoch so, daß beide noch innerhalb der Stadt sich wieder vereinigen. Unser Schiff fährt den Hauptarm entlang und legt bei dem der Insel gegenüber am rechten Ufer liegenden Uj-Szöny an, wobei wir einen Blick auf den bedeutenden Verkehr der dortigen Schiffs- und Eisenbahnstation, sowie auf die Stadt Komorn und deren Befestigungen werfen. Uj-Szöny selbst hat sich aus einer kleinen Buzsta im Laufe der Zeit zu einem namhaften Knotenpunkt des Verkehrs entwickelt, da es der mit der Eisenbahn in Verbindung stehende Umschlagplatz des Donauverkehrs gegen Wien und überhaupt gegen Westen hin ist. Der größte Theil des über Wien nach Westen gehenden Getreides und Bauholzes, das zu Schiffe bis hieher gelangt ist, wird nämlich hier in die Waggons verladen, um die Reise nach Westen fortzusetzen.

Von Uj-Szöny konnte man früher mittelst einer 430 Meter langen, schon 1836 erbauten Schiffsbrücke über die große Donau auf die Insel und von da über eine 180 Meter lange Holzbrücke nach Komorn gelangen, das Jahrhundertlang das starke Bollwerk, sozusagen der Schlüssel der oberen Donau und damit auch Nordungarns den gegen das Oberland anrückenden Feinden gegenüber war. Schon seine südlich von der Donau, östlich vom Waagflusse begrenzte Lage machte diesen Ort besonders geeignet für die Anlage einer strategisch wichtigen Festung. Doch erhob sich die Stadt überdies auch durch ihren Handel zu namhafter Bedeutung, als Brennpunkt der Schifffahrt an der oberen Donau, beziehungsweise des Ausfuhrhandels mit Getreide. Die Entwicklung der Dampfschifffahrt und die Änderung in den Richtungen der Ausfuhr hatten jedoch den Niedergang des einst so wichtigen Getreidehandels zur Folge. Auch der starke Bauholzhandel, den die Komorner einst führten, ist jetzt weit mehr ein bloßer Durchfuhrhandel mit Holz, doch wird dieser recht im Großen betrieben, indem jährlich 18.000 bis 20.000 Flöße bei Komorn eintreffen und zu Kauf und Verkauf gelangen.

Der einstige starke Schifffahrtsbetrieb hat hier auch das Schiffsbauwesen bedeutend entwickelt; die Schiffszimmerleute („Super“) von Komorn erfreuten sich eines vortrefflichen Rufes längs der ganzen Donau. Als aber die Dampfschiffe überhand nahmen, wurden die schweren eichenen Schiffe mit ihrem trägen Gang immer mehr aus dem Verkehr verdrängt und damit hörte das einst berühmte Komorner Schiffsbaugewerbe auf, das sich heute nur noch auf den Bau von Fährbooten, Plätten, Rähnen und dergleichen beschränkt.

Allein wenn auch die Entwicklung der Zeit hier den einst blühenden Getreide- und Holzhandel nebst Schifffahrt, Schiffsbau und Fischerei in den Hintergrund gedrängt hat, so gewinnt die Stadt dafür doch immer neuen Raum und Gelegenheit zu ihrer modernen Entwicklung, zum Aufschwung in Bildung, Industrie und Handel. Ein großer Schritt dazu war die Erbauung einer den heutigen Anforderungen entsprechenden stehenden Brücke an Stelle der alten primitiven Schiffbrücke; dadurch gelangte Komorn in sichere und regelmäßige Verbindung mit dem reichen Lande jenseits der Donau. Die neue, durch den Staat erbaute Brücke besteht aus vier Öffnungen zu je 100 Meter, von denen drei auf Stein Pfeilern ruhen, und ihre Gesamtlänge beträgt etwa 420 Meter. Die obere Construction ist ein eisernes Gitterwerk, fest genug, um auch einer Eisenbahn zweiten Ranges den Übergang zu gestatten. Die untere Kante der Eisenconstruction befindet sich sieben Meter über dem höchsten Wasserstande der Donau. Der Bau der Brücke begann anfangs Mai 1891 und war schon Ende August beendet, so daß sie am 3. September dem Verkehr übergeben wurde. Sie ist durch die Firma Greger sen erbaut, die Eisenconstruction aber durch die Maschinenfabrik der königlich ungarischen Staatsbahnen hergestellt. Als die Brücke fertig stand, gab ihr die Stadt Komorn zum Zeichen aufrichtiger Huldigung und dankbarer Erinnerung den Namen der Königin und nannte sie „Elisabethbrücke“, wie auch die kleine Insel bei Komorn Elisabethinsel heißt, zum Gedächtniß dessen, daß Ihre Majestät am 4. Mai 1857 hier zum ersten Male ungarischen Boden betrat.

Wir lassen Komorn hinter uns und sehen nun links den Waagfluß in die Donau münden, dann erscheint rechts die Stadt S-Ezöny, an deren Stelle einst die Römerstadt Bregetio gestanden. Bei Zsitvatö erreichen wir die Mündung der Zsitva. Hier ändert sich plötzlich das Bild der Gegend. Am rechten Ufer drängen die Berge von Totis bis an den Strom heran und am linken Ufer schwellen in einiger Entfernung die Waldberge des Hegyhát empor. Rechts gleiten in rascher Folge die Ortschaften Almás, Meszmély, Süttö, Piszke, Nyerges-Újsalu (einst das römische Lager Cunnerum) vorbei, deren berühmte Steinbrüche der Hauptstadt den Baustoff für so viele ihrer öffentlichen und Privatbauten geliefert haben. Von hier stammt namentlich der Marmor der bei jenen Gebäuden verwendeten zahllosen Treppenstufen und Corridorplatten, desgleichen die Grabsteine der Friedhöfe, ferner die Millionen von Würfelsteinen und die Unmengen von Hausstein, die sowohl nach der Hauptstadt als auch nach anderen Orten versendet werden, soweit nur die durch die Natur geschaffene mächtige und billige Wasserstraße der Donau reicht. Außer dem Gestein jedoch, das diese Gebirgsgegend so reichlich liefert, ist noch der berühmte Wein von Meszmély zu erwähnen und nicht minder der in Lábattlan und Nyerges-Újsalu gewonnene Cement, dessen Verwerthbarkeit durch die Lage

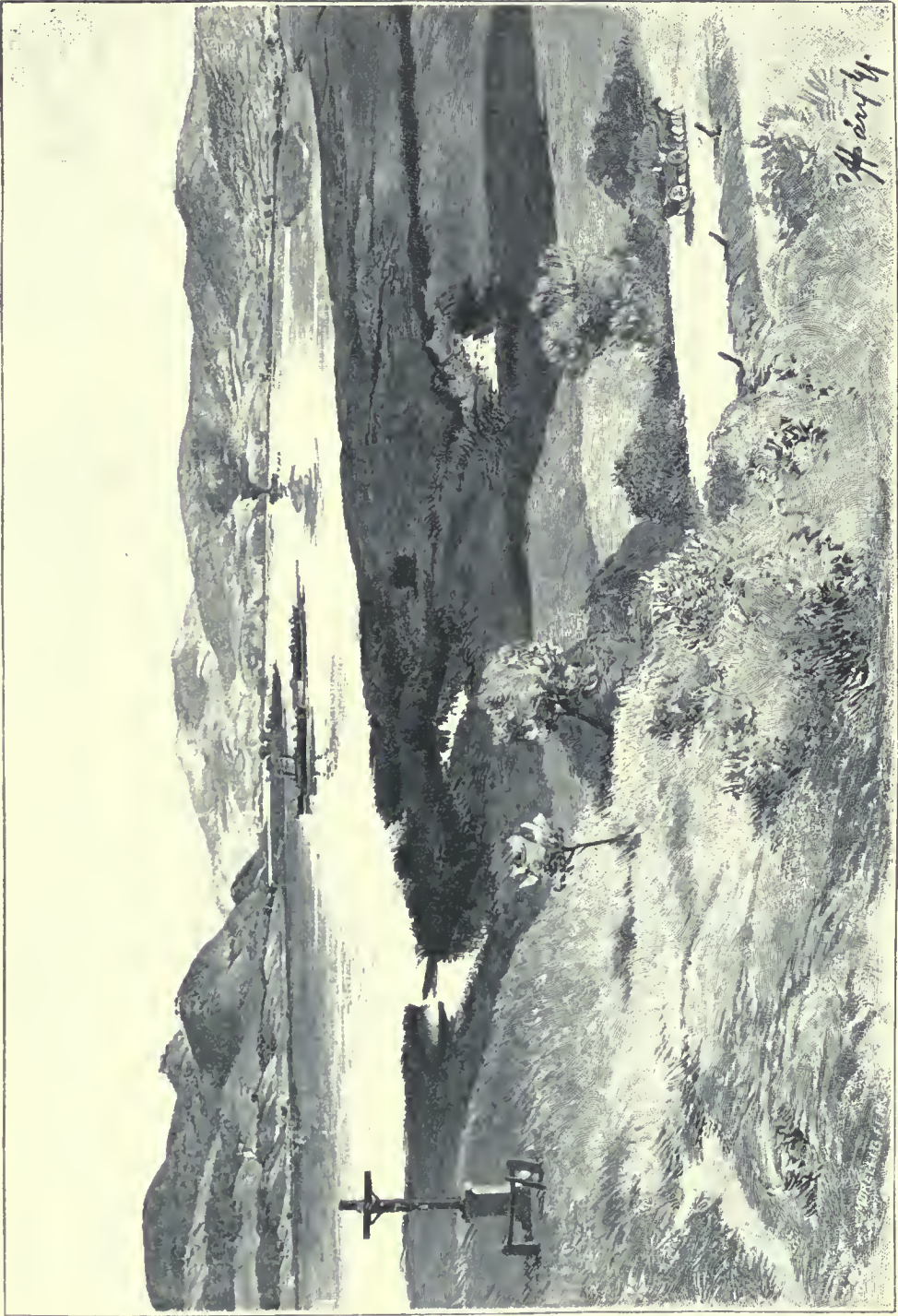
an der Donau und den dadurch ermöglichten billigen Wassertransport in hohem Grade gesteigert wird.

Gleich nach Myerges-Uffalu hört das Gebirge am rechten Ufer auf, die Hügel flachen sich zur Ebene ab, die sich zu beiden Seiten des Stromes herrlich hinlagert. In ziemlich beträchtlicher Entfernung zeigen sich links die Honter Berge, rechts die Kluppen des Vértes-Gebirges. Vor uns ziehen sich die vom Vértes abgezweigten Pilsner Berge, von den Hontern nur durch die Donau getrennt, gleich starken Mauern entlang und lenken den Blick auf die in die Graner Gemarkung fallenden Berge Zamárd, Szarvas, Eszerepes und Ór, unter denen der St. Thomasberg und der von der Graner Kathedrale gekrönte Felsvorsprung den Vordergrund füllen. Hier liegt hinter etwas erhöhten Ufern die Ortschaft Táth, in deren Nähe am rechten Ufer Lagerplätze für Steinkohle sichtbar werden. Nicht weit von hier befinden sich nämlich die Kohlenwerke von Dorogh, beziehungsweise die des Graner Comitats, die eine Braunkohle von guter Qualität liefern.

Die Donau ist hier ziemlich breit, sie bildet Inseln und Sandbänke; bald aber, bei einer kleinen Krümmung, wird sie durch den Graner Berg eingeengt, auf dessen Plateau der monumentale Bau der erzbischöflichen Kathedrale, eine der hervorragendsten Schöpfungen der neueren kirchlichen Baukunst in Ungarn, emporragt.

Raum sind wir an Gran vorbei, das mit dem gegenüberliegenden Marktflecken Párfány durch eine noch vom Erzbischof Josef Kopácsy (1842) hergestellte Schiffbrücke verbunden ist, als links die Mündung des Granflusses (Garam) erscheint, der nach großen Regengüssen oder rascher Schneeschmelze sein röthlichgelbes schlammiges Gewässer in großen Massen der Donau zuwälzt und deren Fluthen meilenweit färbt. Den größten Theil seiner Schwemmerde lagert er zwar gleich bei der Mündung ab, wo sie Sandbänke und Eilande bildet, sein feiner Schlamm aber wandert mit dem Wasser der Donau noch weit hinab.

Bei Párfány schmiegt sich die Budapest-Wiener Eisenbahnlinie eng an das linke Ufer der Donau, der sie in dieser Weise bis zur Hauptstadt folgt. Unweit der Granmündung ist das linke Ufer von hohen Felsbergen umgeben, und zwar bis Szob, wo der Eipelsfluß (Ipoly) einmündet, dessen Natur in vielen Stücken der des Granflusses ähnelt und der mit seinen Fluthen oft ganze Henschober, Bäume, Zweige und anderes Treibzeng in die Donau hinabwälzt. An Szob und dessen wohlbekanntem Steinbrüchen vorbeigelangt, wendet sich die Donau alsbald mit plötzlicher Schwenkung nach Süden, gleichsam aus ihrem Laufe gedrängt durch den südlichen Ausläufer der Honter Berge, auf dem die kleine Ortschaft Zebegény erscheint. Ihr gegenüber liegt auf dem rechten Ufer der größere Ort Dömös am Fuße eines Gebirges, das im Schmucke von Kastanien-, Eichen- und Buchenwäldern prangt, und etwas weiter ab vom Ströme taucht Piliš-Marót auf.



Die Donau bei Gitschrad.

Unterhalb Dömös umgeht die Donau mit einer plötzlichen Schwenkung die am linken Ufer anschwellenden Berge von Nagy-Maros, um eine fast nördliche Richtung zu nehmen, und noch sind wir aus dieser Krümmung nicht heraus, da sehen wir schon mit Entzücken einen der malerischsten Theile der ungarischen Donau vor uns. Beide Stromufer sind mit herrlichen Bergen umkränzt. Auf der linken Seite, dicht am Rande des Wassers, schnaubt der Bahnzug an uns vorbei, während von rechts die berühmten Ruinen Wisegráds herniederblicken, in ein malerisches Bild verschmolzen mit den Felszacken, aus denen sie gleichsam hervorstachen, mit dem zu Füßen der Felsen und an die sanften Abhänge hingeschmiegtten Städtchen und mit der unten vorbeiströmenden gewaltigen Donau. Gegenüber von Wisegrád liegt linker Hand Nagy-Maros, dessen treffliche Weintrauben, als die Phylloxera sie noch nicht ausgerottet hatte, bis weithin ins Ausland versendet wurden.

Von hier ab beginnt die Donau, die seit Theben einen östlichen Lauf genommen hatte, in langsamer Krümmung ihr Abschnellen nach Süden. Und damit beginnt auch eine ganz neue Landschaft. Vor uns liegt eine Ebene, die durch die Waizener Berge abgeschlossen wird. Ihnen zu Füßen erheben sich immer mehr die Thürme der Bischofsstadt Waizen (Vác). Am linken Ufer folgt der Bergzug dem Strome noch weiter und an seinem Fuße zweigt sich der Szent-Endreer Donau-Arm von dem Hauptstrom ab; er bildet die etwa 30 Kilometer lange und durchschnittlich gut zwei Kilometer breite Insel Szent-Endre, die sich fast bis Neupest hinabzieht, wo dann der Szent-Endreer Arm sich wieder mit der großen Donau vereinigt. Auf der Insel sehen wir die volkreichen Ortschaften Kis-Drozzsi, Tótfalu, Pócs-Megyer und Monostor, während am rechten Ufer der Szent-Endreer Donau zwei stattliche Ortschaften, Bogdány und später Szent-Endre sich hinziehen. Am linken Ufer setzen sich die Berge bis Waizen fort und ihrem Fuße entlang schimmert Kis-Maros, weiterhin das annuthig gelegene Beröcze, eine beliebte Sommerfrische des Budapester Publikums, von wo sich ein schöner Ausblick auf die lang hingestreckte Insel Szent-Endre bietet. Die Ruinen an den beiden Ufern und, wie es heißt, auch im Strombette, deuten darauf, daß hier einst eine wichtige Übergangsstelle der Donau bestand. An Beröcze vorbei verfolgt der Strom langsam seinen nach Südost ziehenden Lauf und bald sind wir nahe bei Waizen, dessen Bevölkerung und ganze Umgebung mit Budapest in lebhaftem Handelsverkehr steht.

Von hier weiter ist der Lauf der Donau schon ganz südlich und mit majestätischer Langsamkeit tritt der Strom in das große ungarische Becken ein. Noch immer die Insel Szent-Endre entlang fahrend, kommen wir an der Puszta Göd, dann an Duna-Reszi und den zwischenliegenden Inselchen vorüber, bis bei dem unteren Ende der Insel Szent-Endre Ráposztás-Megyer erreicht ist, wo die Anlage der hauptstädtlichen Wasserleitung

sichtbar wird. Noch etwas weiter und der grüne Baumwuchs der Neupester Insel verbirgt uns den großen Winterhafen der Donauschiffahrt, dessen Ufer mit ganzen Reihen im Bau begriffener und in Ausbesserung befindlicher Fahrzeuge umfäumt sind, während sein Becken von bereits fertigen oder der Ausbesserung harrenden Schiffen und Schleppern belebt erscheint. Weiter unten, gegen das rechte Ufer hin, erscheint die Altofner Insel und hinter ihr machen sich die Schiffswerfte und der Winterhafen der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft nicht wenig bemerklich. Doch all dies bietet sich dem Auge nur für einen flüchtigen Augenblick, denn mit Zauberkraft bemächtigt sich unserer Sinne das malerische Bild, das sich jetzt ganz entfaltet, das an beiden Ufern der Donau hingelagerte Budapest. Es ist nicht nur das Herz eines Landes, sondern zugleich der natürliche Mittelpunkt der Donauschiffahrt und auch des ganzen auf der Donau sich tummelnden internationalen Verkehrs.

Noch sind wir an der Neupester Insel nicht vorbei, so passiren wir auch schon die rechter Hand gelegene, weit größere Altofner Insel, dann folgt mitten in der Donau die etwa 2.200 Meter lange und in der Mitte 400 Meter breite, auch geschichtlich merkwürdige Margaretheninsel (Margit-sziget), welche Erzherzog Josef mit kaiserlicher Freigebigkeit in einen wahren Zaubergarten umgewandelt und zum reizendsten Vergnügungsort der Hauptstadt gemacht hat. Von hier bis zur Spitze der Insel Csepel hinab, eine Strecke von etwa 6 Kilometer, fließt die Donau zwischen langen Reihen von Palästen in einem mit prächtigen Quais eingefassten Bette dahin.

Vor einem halben Jahrhunderte noch waren beide Ufer der Donau zwischen den Zwillingshauptstädten weder regulirt, noch irgend verschönert. Die häufigen verheerenden Hochwässer nahmen nicht nur die morschen Ufer des Stromes, sondern auch die Doppelhauptstadt selbst und ihre ganze Gegend arg mit.

Die großen Hochfluthen bewogen die betreffenden Regierungsbehörden schon in den Dreißiger-Jahren, durch entsprechende Regulirungs- und Wasserichubarbeiten einerseits den die gefährlichen Überschwemmungen verursachenden Eisstauungen vorzubeugen und anderseits dem Umsichgreifen und den Verheerungen der Hochfluthen einen Damm zu setzen. Und das Regulirungs-Elaborat, welches auf Grund der in den Jahren 1823 bis 1838 vorgenommenen Messungen und Aufnahmen der Donau entstand, faßte auch die Regelung des Budapester Stromabschnittes in sich. Indeß wurden, außer einigen Dämmen und Uferbefestigungen von geringerem Ausmaß, bis 1838 keine Bauten zum Schutz der Stadt aufgeführt. Auch rächte sich dieses Versäumniß gar bald durch die furchtbaren Verheerungen des Hochwassers, das im Jahre 1838 eine außerordentliche Höhe erreichte. Der Schaden, den diese schauderhafte Überschwemmung in der Hauptstadt selbst verursachte, wurde auf etwa 70 Millionen Gulden veranschlagt.

Kaum hatte sich diese verheerende Überschwemmung verlaufen, als die Regierung und insbesondere der unvergeßliche Palatin Josef, sowie die städtischen Behörden daran gingen, die dringend nothwendigen Verfügungen zu treffen, um die Hauptstadt vor der Wiederholung eines solchen Unglücks zu bewahren. Die Berathungen begannen sofort, namentlich auf Anregung des Palatins, und es fehlte nicht an Plänen. Aber die Verhandlungen der Fachmänner zogen sich jahrelang hin, ohne daß, außer den in Pest aufgeführten Deichen und der Erhöhung des Bodens, irgend etwas zur Sicherung der Hauptstadt geschehen wäre. Mittlerweile wurde, Dank der Initiative des Grafen Stefan Széchenyi, auf Grund des XXXIX. Gesetzartikels vom Jahre 1840 in den Jahren 1840 bis 1849 nach den Plänen des englischen Ingenieurs William Tierney Clark und mit einem Kostenaufwande von 6,244.801 Gulden die Kettenbrücke erbaut. Diese durch die edle Harmonie ihrer Gesamtform, wie durch ihre constructiven Details hervorragende Brücke wurde am 21. November 1849 dem öffentlichen Verkehr übergeben und bei dieser Gelegenheit die Breite des Donanstromes auf 370 Meter festgestellt, während die Brückenhöhe selbst 375·45 Meter lang und mit einer 11·4 Meter breiten Fahrbahn nebst zwei seitlichen, je 1·82 Meter breiten Fußsteigen versehen ist. Von den drei Öffnungen der Brücke ist die mittlere 192·81 Meter weit und erreicht die Höhe von 15·65 Meter über dem niedrigsten Wasserstande, die beiden seitlichen Öffnungen messen je 82·18 Meter. Die Brückenköpfe sind 41·72 Meter lang, 14·03 Meter breit und, vom Nullpunkt gerechnet, 16·12 Meter hoch; die Kronen der Strompfeiler sind 15·88 Meter lang, 7·06 Meter breit und 36·34 Meter hoch; die Ketten 472·22 Meter lang und alle vier Ketten zusammen 2 Millionen Kilogramm schwer. Die Brücke war bis zum Jahre 1870 Eigenthum einer Actiengesellschaft, bis sie auf Grund des Gesetzartikels 1870 : XXX durch den Staat eingelöst wurde und am 30. Juni 1870 in den Besitz des ungarischen Staates überging. Auch das linke Ufer nächst der Kettenbrücke wurde alsbald ausgebaut. Die Erste k. k. privilegirte Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft erbaute im Jahre 1853 am linken Ufer zu beiden Seiten der Kettenbrücke längs des jetzigen Franz Josephsplatzes auf der Strecke von der Bélagasse bis zur Badgasse einen 300 Meter langen, mit basteiförmiger Steinmauer eingefassten, ebenso stattlichen als geräumigen Quai mit offenen und geschlossenen Magazinen und Dienstgebäuden, einen Bau, der die Gesellschaft etwa 1½ Millionen Gulden kostete. Die Stadt Pest setzte ihn zuerst in den Jahren 1857 bis 1860 stromaufwärts vor dem Akademiepalaste in einer Länge von 380 Meter, dann in den Jahren 1864 bis 1867 stromabwärts bis zur griechischen Kirche in einer Länge von etwa 664 Meter fort, welche neue Quaibauten 667.000 Gulden kosteten. Diese Quais sind in Stockwerken gebaut; das untere, das den Schiffen als Ladepplatz dient, erreicht 5·7 Meter über dem niedrigsten Wasserstande und hat eine Breite von 26·5 Meter,

während das obere 8·53 Meter über dem Nullpunkt erreicht und gleichsam als Schutzwall gegen die Hochwasser der Donau dient.

Die ungarische Regierung hatte im Jahre 1867 die Leitung der Geschäfte kaum übernommen, als sie auch schon den fallengelassenen Faden der zur Regelung des Budapester Donauabschnittes begonnenen Verhandlungen wieder aufnahm. Sie ließ auf Grund neuer Messungen und Aufnahmen den Regulierungsplan ausarbeiten, dem sich nach langen Erwägungen auch die Gesetzgebung angeschlossen. Der X. Gesetzartikel vom Jahre 1870 ermächtigte die Regierung, diese Regulierungsarbeiten auf Staatskosten durchzuführen.

Die Regulierung hatte den Zweck, einerseits im Budapester Stromabschnitte die am Strombette und Wasserlaufe wahrgenommenen Unregelmäßigkeiten zu beheben und dadurch die Hauptstadt gegen Überschwemmungen zu schützen, anderseits Quais und Ladepätze herzustellen, die den Bedürfnissen des Schiffsverkehrs genügen sollten. Die Arbeiten begannen 1871 und wurden 1875 vollendet. Zur Sicherung der Hauptstadt gegen Hochwasser wurden folgende Arbeiten ausgeführt:

a) Um die Theilung des Stromes bei der Insel Csepel zu verhindern, hiedurch die ganze Wassermasse in den Promontorer Arm hinüberzulenken und die Kraft der Strömung so zu verstärken, daß das Wasser sich dort ein hinreichend tiefes Bett aushöhlen könne und jede Eisstauung fernerhin unmöglich sei, wurde der linke (Sorokjärer) Arm der Donau bei der Subaesser Csárda abgesperrt und, um den abgesperrten Arm durch frisches Wasser nähren zu können, in den Abperrungsdamme eine Schluße von 20 Meter Öffnung eingebaut.

b) Am oberen Ende des Sorokjärer Armes wurde ein zweiter Abperrungsdamme mit einer 60 Meter weiten Öffnung gebaut, durch die das Wasser in das obere Becken des abgesperrten Armes einströmen kann. Dieses 2.800 Meter lange, 280 Meter breite, also etwa 78·4 Hektar Flächenraum bedeckende Becken ist zum Hafen bestimmt.

c) Am rechten Ufer, unter dem Blockberge, wurde das Strombette durch einen Paralleldamme auf 380 Meter verengt und auf 3 bis 3·8 Meter unter dem Nullpunkte vertieft.

d) Die beiden durch die Margaretheninsel getrennten Strombetten wurden durch Paralleldämme auf je 236 Meter eingeengt und an der oberen Spitze der Insel ein 150 Meter langer Wassertheilungsstern errichtet.

e) Oberhalb der Margaretheninsel wurde das Strombette von 680 auf 490 Meter verengt.

f) Das Strombette wurde durch Baggerung vertieft. Die erbauten Dämme und Parallelwerke haben eine Gesamtlänge von 17.400 Meter und der durch sie von der Donau abgechnittene Flächenraum beträgt 2,098.000 Quadratmeter.

Für die Zwecke des Schiffahrtsverkehrs wurde ein Laderaum von 97.200 Quadratmeter eingerichtet. Innerhalb des Rahmens der Regulirung wurden am Budapester Stromabschnitt auf Staatskosten Quais in der Länge von 6.434 Meter (davon 3.481 am linken Ufer) erbaut, zu deren Ergänzung die Hauptstadt den vom Schwurplatz bis zum Zollamte reichenden, 815 Meter langen Treppenquai, ferner den 850 Meter langen Quai vor den Lagerhäusern und dem Elevator herstellte; endlich wurden als Fortsetzung auf Kosten der königlich ungarischen Staatsbahnen vor dem Lastenbahnhof an der Donau Quaibauten in der Länge von 1.275 Meter ausgeführt, so daß die Gesamtlänge der innerhalb der Hauptstadt dergestalt ausgeführten Quais am linken Ufer 7.761, am rechten 2.953, zusammen also 10.714 Meter beträgt. Zur Ergänzung der Regulirungsarbeiten wurde schließlich auch der 3.000 Meter lange Altofner Damm gebaut.

Raum waren die erwähnten Bauten, welche die Hauptstadt gegen Überschwemmungen schützen sollten, vollendet, als im Jahre 1876 eine Hochfluth von 7.83 Meter Höhe zwischen den ausgebauten Quais ihren Ablauf fand. Sie war zwar um etwa einen halben Meter niedriger als die Ufer, allein der Umstand, daß unterhalb der Hauptstadt im Promontorer Stromarm bei Eresi sich eine Eisstauung bildete, gab einen sehr ernsten Wink, daß die bei Budapest ausgeführte Regulirung unbedingt und schleunigst auch stromabwärts fortgesetzt werden müsse, insbesondere durch Vertiefung und Regelung des Bettes im Promontorer Arm. Die Arbeit begann schon 1878 und im Laufe von vier Jahren wurden diesem Arm eine Million Gulden an Baggerarbeiten gewidmet. Es war jedoch gründliche Abhilfe vonnöthen und die Regierung beschloß daher die systematische Regelung des Promontorer Armes durch Verengung des übermäßig breiten Bettes, Absperrung der Nebenarme, Ausbaggerung der seichten Stellen und gehörige Befestigung der Ufer. Als die Ermächtigung zu diesen Arbeiten erfolgt war, wurden sie auch sofort in Angriff genommen und im Jahre 1885 vollendet. Die Regulirung im Promontorer Arm kostete bis Ende 1885 etwa 5½ Millionen Gulden. Gegenwärtig ist also die Hauptstadt, soweit menschliche Voraussicht reicht und auf die fast unberechenbaren Factoren des Stromlaufes Verlaß sein kann, vor Überschwemmungen gesichert und zugleich mit Quais versehen, die nicht nur den gesteigerten Bedürfnissen des Schiffahrtsverkehrs entsprechen, sondern auch als Zierde der so unglaublich rasch zur Weltstadt entwickelten ungarischen Haupt- und Residenzstadt gelten können. Und während so durch die Regulirung dieses Stromabschnittes Budapest vor Wassergefahr geschützt wurde, erstand auch zur Verbindung der beiden Stadthälften dies- und jenseits der Donau die Margarethenbrücke in der vollen Länge von 643 Meter, mit 2 Mittel- und 2 Seitenöffnungen. Die Brückenbahn ist 16.85 Meter breit und enthält außer den beiderseitigen Fußsteigen eine Fahrbahn, auf der auch zwei Geleise der Pferde-Eisenbahn Raum finden. Die Strompfeiler



MOORELL'S F. I.

Winterhofen und Schiffswerfte in Keppel.

BUCKINGHAM

sind 30 Meter lang und 8 Meter breit. Das Gesamtgewicht der Eisenconstruktion übersteigt 5 Millionen Kilogramm. Der Bau begann am 17. August 1872 und war am 1. Mai 1876 vollendet. Er kostete insgesammt 5,743.460 Gulden.

Etwa 5.800 Meter unterhalb der Margarethenbrücke, vor der oberen Spitze der Insel Eszpel, wird die Donau durch die 394 Meter lange und 10·6 Meter breite, auch mit einem besonderen Fußsteig versehene Eisenbahn-Verbindungsbrücke übersezt, welche vier gleich weite Öffnungen, zu 93·9 Meter aufweist. Sie ist das Verbindungsglied im Eisenbahnverkehr diesseits und jenseits der Donau. In kurzem aber wird der Bau von zwei weiteren, die beiden Stadthälften verbindenden Fahrbrücken beginnen, deren Vorarbeiten schon im besten Zuge sind.

Die Hauptstadt Budapest ist schon vermöge ihrer Lage der natürlichste Hauptort der ganzen Donauschiffahrt, ja durch die hier strahlensförmig zusammenlaufenden Eisenbahnlinien zugleich der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs von Ungarn. Die von der Margarethenbrücke bis zur Eisenbahn-Verbindungsbrücke hinab in einer Länge von 5.800 Metern verlaufenden prächtigen Quais, die zwischen dem Zollamte und der Eisenbahn-Verbindungsbrücke in den Achtziger-Jahren durch die Hauptstadt erbauten Lagerhäuser nebst dem großartigen Getreide-Elevator, ferner der weiter unten folgende Lastenbahnhof der königlich ungarischen Staatsbahnen sind ebensoviele mächtige Factoren des Stromverkehrs.

Die Quais von Budapest sind der Schauplatz einer sehr großen und lebhaften Bewegung. Der jährliche Wasserverkehr der Hauptstadt beläuft sich nämlich durchschnittlich auf etwa 16 Millionen Metercentner, wovon ein großer Theil, etwa 6 Millionen Metercentner, auf Getreide entfällt. Neben der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft betheiligen sich an dem hauptstädtischen Schiffahrtsverkehr auch die Privat-Schiffahrtsgesellschaften sehr lebhaft, indem sie mehr als die Hälfte, in manchem Jahre zwei Drittel des Gesamtverkehrs besorgen. Der jährliche Gesamtverkehr der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Budapest wechselt zwischen 5 und 8 Millionen Metercentner. Aber auch der Verkehr der privaten Schiffahrtsunternehmungen ist sehr bedeutend; so belief sich z. B. im Jahre 1891 bloß ihre Getreideeinfuhr auf mehr als 3 Millionen Metercentner und sie führten außerdem 575.000 Metercentner Kohlen, 19 Millionen Stück Ziegel, 8 Millionen Stück Dachziegel, 28.000 Kubikmeter Bausteine, 12.000 Kubikmeter Sand, über 2 Millionen Stück Würfelsteine, 120.000 Metercentner Werkzeug- und Bauholz, 156.350 Metercentner Baumaterialien, 19.000 Metercentner Obst u. s. w. ein. Und da der jährliche Gesamtverkehr der Hauptstadt etwa 40 bis 50 Millionen Metercentner beträgt, zeigt sich, daß die Schiffahrt etwa 33 bis 40 Percent desselben besorgt. Dazu kommt schließlich der sehr bedeutende Personenverkehr der Localschiffahrt, zu dessen

Kenzeichnung es genügen möge, daß die Budapester Propeller-Gesellschaft jährlich etwa 4 bis 5 Millionen, die Localschiffe der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft aber 1 Million Menschen befördern.

Die Hauptstadt ist jedoch nicht nur hinsichtlich des Verkehrs, sondern auch im übrigen Hauptquartier, Zufluchtsort und Werkstätte der Donauschiffahrt. Die durch die Altosner und Neupester Insel gebildeten Donau-Arme dienen nämlich den Schiffen als Winterasyl, wohin bei Eintritt des winterlichen Eistreibens ganze Flotten der verschiedenartigsten



Mündung des Franzenskanals bei Wezdan.

Fahrzeuge sich zurückziehen, um im sicheren Port den Frühling zu erwarten. Der Altosner Winterhafen ist Eigenthum der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und besteht aus zwei Theilen: dem sogenannten todten Arm, im Flächenraume von 8.4 Hektar, und dem lebendigen Arm von 26.6 Hektar; er ist also insgesammt 35 Hektar groß. Im Winter 1891 auf 1892 bot er 374 Schiffen Unterkunft. Der im Jahre 1859 angelegte Neupester Winterhafen, der dem Staate gehört, ist ein 2.160 Meter langes, in der Mitte 150 Meter breites Becken, das an seinem oberen Ende durch eine Schleuse von der Donau getrennt wird. Dieser Theil verengt sich auf 18 Meter, während das untere Hafeneude sich auf 180 Meter ausdehnt; der Wasserstand beträgt 2 Meter unter dem tiefsten Stand der Donau; das ganze Wasserbecken hat einen

Flächenraum von 34 Hektar. Im Winter 1892 auf 1893 überwinterten hier 44 Dampfer, 3 Bagger, 95 beladene und 123 leere Schleppschiffe, 54 Platten und 390 Flöße.

Die Winterhäfen von Altosfen und Neupest sind jedoch, während sie einer so großen Anzahl von Schiffen sichere Zuflucht gewähren, zugleich groß angelegte Werkstätten der ungarischen Schiffbau-Industrie. Und diese, den gesteigerten Ansprüchen der heutigen Technik entsprechend ausgestatteten und geleiteten Schiffswerften sind, da sie ihre Schiffe nicht nur für die ungarische, sondern für die ganze Donau bauen, sehr wichtige Factoren der Donauschiffahrt.

Der Ursprung der Budapester Schiffbau-Industrie steht in engem Zusammenhange mit der Entstehung der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, denn ihr ist es zu verdanken, daß schon im Jahre 1836 auf der Altosfner Insel die erste ungarische Schiffswerfte errichtet wurde. Die Entwicklung der Werfte hielt gleichen Schritt mit dem Aufblühen der Donau-Dampfschiffahrt; die Dampfer- und Schleppschiffe der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft sind größtentheils aus ihren Werkstätten hervorgegangen. Der Gesamtflächenraum der Altosfner Werftinsel beträgt 98 Hektar, wovon 16 auf die Werfte selbst entfallen. Sie besitzt im inneren Hafen vier Schiffsstapel, drei an der westlichen, einen an der östlichen Seite. Die Werftinsel ist mit dem Altosfner Ufer durch eine 56 Meter lange und 6 Meter breite, in Eisenconstruktion ausgeführte Zugbrücke verbunden, deren 21 Meter weite mittlere Öffnung durch eine besondere Maschinerie auf 12'70 Meter erhöht werden kann, um die Schiffe ungehindert passiren zu lassen. Die Werfte enthält 92 Gebäude, darunter 35 Werkstätten, 30 Magazine und 9 Werkstätten, die zugleich Magazine sind; die übrigen dienen verschiedenen Zwecken. Die Altosfner Schiffswerfte ist so eingerichtet und ausgestattet, daß sie die elegantesten Personendampfer und die größten Remorqueurdampfer herzustellen vermag, und zwar sowohl den Schiffskörper, als auch die Kessel und Triebmaschinen. Der großen Ausdehnung der Werfte entspricht auch die Zahl der Arbeiter, die sich in der Regel auf 1700 beläuft. (Die Abbildungen dieser großen Schiffswerfte sind auf Seite 505 und 507 des I. Bandes von „Ungarn“ zu sehen.)

Da die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft die ganze Thätigkeit ihrer Altosfner Werfte für sich ausnützt, mußte natürlich für die Bedürfnisse der Privatschiffahrt besonders gesorgt werden. So kamen an dem für solchen Zweck besonders geeigneten linken Ufer des Neupester Hafens verschiedene Schiffbau-Unternehmungen zustande, welche Jahrzehnte hindurch mit wechselndem Glück thätig waren, gegenwärtig aber, erheblich erstarkt und den gesteigerten Ansprüchen der Schiffbau-Industrie gemäß eingerichtet, in nicht geringem Maße zum erfreulichen Aufschwung der Donauschiffahrt beitragen.

Die hervorragende internationale Wichtigkeit der Donauschiffahrt und die von Jahr zu Jahr gesteigerten technischen Ansprüche an den Schiffbau ließen es immer noch

wünschenswerth erscheinen, daß die ungarische Schiffbau-Industrie hinreichend gestärkt werde, um diesen wachsenden Anforderungen zu entsprechen. Die Privatunternehmungen konnten aus Mangel an ausreichendem Capital im Schiffbau keine bedeutenderen Fortschritte machen und der gewaltigen Concurrenz des Auslandes in dieser Hinsicht nicht die Wage halten. Als eine ganz neue Epoche auf dem Gebiete der ungarischen Schiffbau-Industrie ist es daher zu begrüßen, daß im Jahre 1890 zwei bedeutendere Anlagen für Schiffsz- und Maschinenfabrikation zustande kamen, deren eine durch die ungarische Discont- und Wechselbank aus



Mündung der Drau in die Donau.

zwei von ihr übernommenen Privat-Schiffswerften geschaffen wurde, während die andere unter dem Titel „Danubius, Schiffsz- und Maschinenfabriks-Aktiengesellschaft“ mit einem Stammeapital von einer Million Gulden eine Schöpfung der ungarischen Industrie- und Handelsbank ist. Beide Unternehmungen gaben ihren Schiffbau-Anlagen sofort eine bedeutende Ausdehnung und statteten sie mit allen Erfordernissen des Schiffbaues, sowie allen Werkzeugen und Maschinen für die Kessel- und Maschinenfabrikation aus, so daß die Hauptstadt heute, außer der gleichfalls groß angelegten Altofner Schiffswerfte der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, noch zwei selbst den höchsten Anforderungen der Schiffbautechnik entsprechende und über die nothwendigen Geldquellen verfügende Schiffswerften besitzt, welche leistungsfähig genug sind, um den ganzen Bedarf der Donau an Schiffen zu bestreiten.

Sind wir an der Eisenbahn-Verbindungsbrücke vorbei, so sehen wir die Donau plötzlich in zwei Arme getheilt. Links hinab, etwa 50 Kilometer lang, zieht der Soroksärer Arm. An diesem liegen die Ortschaften Erzsébetfalva, Soroksár, Haraszti, Taksány, Majosháza, etwas landeinwärts Laczháza, dann Dömsöd und Dab, die, so lange der Soroksärer Arm schiffbar war, eine wichtige Rolle in der Lebensmittelzufuhr der Hauptstadt spielten. Rechts aber verläuft der mit einem Kostenaufwande von mehreren Millionen Gulden regulirte Promontorer Arm. Zwischen beiden dehnt sich die etwa 50 Kilometer lange und 4 bis 7½ Kilometer breite Insel Csepel dahin mit den Ortschaften Csepel, Sziget-Szent-Miklós, Tököl, Csép, Ujfalu, Sziget-Szent-Márton, Sziget-Beese, Lóré und Makád, sowie dem Marktflecken Kézkeve.

Im Promontorer Arm abwärts fahrend passiren wir am rechten Ufer das am Ende der Kelenföld-Ebene liegende Albertfalva, dann die Marktflecken Promontor (Budafok) und Tétény, kurz darauf die Ortschaften Erd und Batta. Weiter unten folgt Ercsi und nach ferneren 15 Kilometern Adony, zu wiederholten Malen Schaupläze gefährlicher Eisstauungen in dem sehr breiten, seichten, von Sandbänken und Inseln zerrissenen Bette des Stromes. Bei Adony, an dessen Stelle einst das römische Lager Vetus Salinum stand, biegt der Lauf der Donau etwas südöstlich ab und legt noch etwa 12 Kilometer zurück, bis er die Südspitze der Insel Csepel hinter sich läßt. Der Strom ist hier ziemlich breit und hinter der Insel taucht plötzlich Kéz-Almás auf, worauf etwa fünf Kilometer stromabwärts, gleichfalls hinter einer Insel versteckt, Duna-Pentele sich verräth, in dessen Gemarkung viele römische Alterthümer gefunden wurden; angeblich stand hier die Römerstadt Anamatia, die einst zum Theile durch die Donau verschlungen wurde. Am linken Ufer treffen wir alsbald den Marktflecken Duna-Beese und die Dörfer Apóstag und Duna-Egyháza, worauf wir am rechten Ufer, auf mehreren Hügeln und in dem dazwischen liegenden Thale gelagert, das von Duna-Pentele etwa 20 Kilometer abliegende Duna-Földvár erblicken. Diesem gegenüber ist der Strom neuerdings durch eine etwa fünf Kilometer lange, mit Wald und Busch bestandene Insel, welche in der Richtung des am linken Ufer gelegenen Marktfleckens Solt endet, in zwei Arme getheilt.

Der von Budapest bis hieher reichende Abschnitt der Donau hat in den letzten 10 bis 12 Jahren eine bedeutende Umgestaltung erfahren. Das stellenweise sehr breite, seichte, mit Sandbänken erfüllte Strombett, in dem eine ganze Reihe von Inseln den Lauf des Wassers unausgesetzt theilte und dadurch Gelegenheit zu gefährlichen Eisstauungen gab, anderseits aber auch bei niederem Wasserstande die Schifffahrt bedeutend erschwerte, ja mitunter völlig unmöglich machte, hatte die Regelung dieses Stromabschnittes



Semlin.

dringend erfordert und sie ist nun auch mit einem Kostenaufwande von 4 Millionen Gulden durchgeführt. Von dieser Summe wurden $3\frac{1}{2}$ Millionen lediglich auf Baggerung, also auf die Vertiefung des Bettes verwendet.

Bei Duna-Földvár endet der zweite Abschnitt des mächtigen Stromes, der bei Bénef begann und auf eine Länge von 233 Kilometer zusammen einen Fall von 16·5 Meter, also auf den Kilometer 7 Centimeter Gefälle hat. Die Breite des Stromes ist auf dieser Strecke im Allgemeinen mäßig; das Bett ist weniger durch Sandbänke und Inseln zerrissen, und hie und da kommen sehr breite Stellen, meist mit Untiefen verbunden, vor. Die Höhe der wenig Abwechslung bietenden Ufer ist eine mittlere, der Lauf des Wassers durch bedeutendere Krümmungen nur selten gestört.

Unterhalb Duna-Földvárs ändert sich der Charakter des Stromlaufes und Bettes vollständig. In dem flachen, sumpfigen Übersfluthungsbereich, den die Donau durchfließt, hat sie sich kein regelmäßiges, ständiges Bett anzuhöhlen vermocht; sie schlängelte sich unaufhörlich hin und her, wobei sie ihren trägen Schlangengang gar oft änderte. Dieser Abschnitt zieht sich, etwa 275 Kilometer lang, bei dem geringen Gefälle von 4·75 Centimeter auf den Kilometer, bis Erdöd hinab. Den so unregelmäßigen Zustand des Bettes, der die Schifffahrt nicht wenig behindert, zu verbessern, war man bereits in früherer Zeit bestrebt, indem man auf der überaus gewundenen Strecke Tolna-Mohács schon 1821 vier große Durchstiche, zusammen von 6.000 Meter, ausführte, welche einen aus lauter Windungen bestehenden Stromabschnitt von etwa 40 Kilometer einigermaßen in Ordnung brachten. Von 1825 bis 1870 wurden zwischen Pakš und Battina wieder 7 neue Durchstiche gemacht und diese 11 Durchstiche kürzten den Lauf der Donau auf dieser Strecke um etwa 96 Kilometer ab. Auch in neuerer Zeit wurden hier verschiedene größere und kleinere Regulierungsarbeiten mit einem Aufwande von 4 Millionen Gulden ausgeführt, namentlich zwischen Harta und Madocsa, dann zwischen Ordaš und Fajšz, wo es dringend nöthig ward, das durch Seichtigkeit und Sandbänke der Schifffahrt sehr unbequeme Bett zu vertiefen, die oft einstürzenden Ufer zu befestigen und die Verästelungen des Stromlaufes zu beschränken, bis das Bett der Donau nach Möglichkeit fixirt und dessen Weiterentwicklung gesichert war.

Jenseits Duna-Földvár gelangen wir nach 15 Kilometern Weges in den Harta-Madvoeser Stromabschnitt und finden am linken Ufer die Stadt Duna-Pataj. Hier endet der, das große Überfluthungsgebiet des linken Donau-Ufers sichernde, 64 Kilometer lange Damm der Dömsöd-Dunapatajer Schutzdamm-Gesellschaft, durch den ein fruchtbares Gebiet von 122.630 Katastraljoch gegen die Hochwasser der Donau geschützt wird. Kurz darauf passiren wir den links gelegenen Ort Ordas und erreichen den von Duna-Földvár etwa 15 Kilometer entfernten Marktflecken Paks, wo einst gleichfalls eine römische Colonie stand. Weithin folgen links die Dörfer Lak, Szent-Benedek und Úszód, dann etwas landeinwärts die erzbischöfliche Stadt Kalocsa, noch weiter die Ortschaften Foktű, Batta und Fajsz, während am rechten Ufer die volkreichen Orte Duna-Szent-György und Gerjen erscheinen. Diese, namentlich Gerjen, sind von der Hochfluth der Donau oft genug überschwemmt, ja mehrmals beinahe vernichtet worden, bis nach der großen Frühjahrsüberschwemmung von 1893, welche fast ganz Gerjen in Trümmer legte, die Gemeinde beschloß, sich auf einer höher gelegenen Stätte anzusiedeln. Es ist dies eine der regellosesten Strecken der mittleren Donau, wo das Wasser zwischen mehreren Sandbänken entweder in sehr engem oder sehr seichem Bette fließt. Aber auch für die Regulirung dieses Abschnittes ist der Plan schon fertig, die Arbeit hat bereits begonnen und wird in einigen Jahren vollendet sein.

Von Paks bis Fadd erstreckt sich am rechten Ufer eine große, breite Ebene, die ehemals gleichfalls oft von der Donau überfluthet wurde; jetzt ist durch die Paks-Fadder Donau-Schutzdamm-Gesellschaft mittelst eines Dammes von 27 Kilometer Länge ein Flächenraum von 12.148 Katastraljoch gegen Überschwemmungen geschützt. Etwa 12 Kilometer landeinwärts von Tolna liegt am rechten Ufer, einer Bergkette zu Füßen, an der Stätte der ehemaligen römischen Colonie Alisea die Hauptstadt des Tolnaer Comitats, Szegzárd, an das sich schon seit den Römerzeiten eine ganze Reihe von historischen Erinnerungen knüpft. Oberhalb Szegzárds kam in früherer Zeit der Sárviz-Kanal vorbei, um in die Donau zu münden; heute thut er dies viel weiter unten, oberhalb von Duna-Szekesö, bei Batta, und führt auch das überschüssige Wasser des Plattensees mit sich, dem er also gleichsam als Abflußkanal dient.

Doch muß auch die Stadt Baja selbst, beziehungsweise das dort sehr rissige Donau-Ufer kräftig gegen Unterwaschung durch das Wasser geschützt werden, sonst würde mit der Zeit der Lauf der Donau in den bei Baja abzweigenden Nebenarm Namens Sugovieza einlenken, welcher im Jahre 1875 in einen Hafen verwandelt und zur ernährenden Ader des weiter unten bei Bezdán abgehenden Franzenskanals gemacht wurde. Dies geschah unter Mitbenützung des sogenannten Baracskaer Donau-Armes, der in Gemeinschaft mit der großen Donau die etwa 28 Kilometer lange und in der Richtung auf Mohács



Mündung der Save in die Donau.

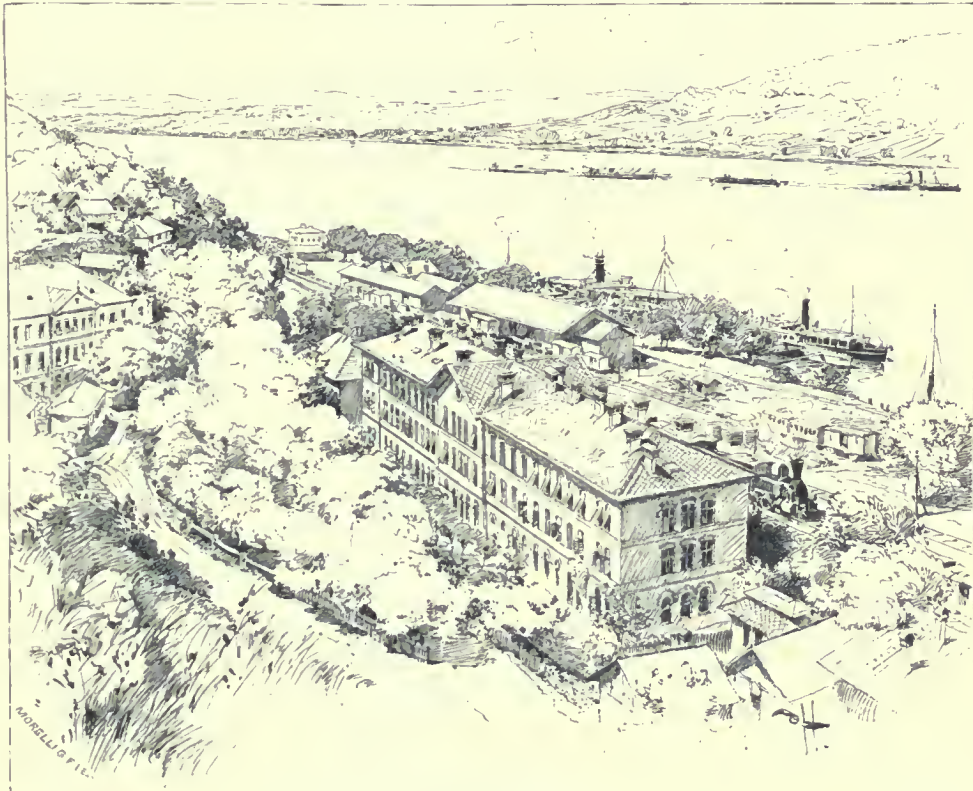
18 Kilometer breite, bis Bezdán hinunterreichende Mohács-er Insel bildet. In neuerer Zeit hat auch diese ihren Hochwasserichthz erhalten. An Duna-Szekesö vorbei erreichen wir bald das von Budapest 211 Kilometer entfernte Mohács, das sich dicht am rechten Ufer hinlagert und den wichtigsten Knotenpunkt für die Schifffahrt auf der mittleren Donau, sowie für den Verkehr jenseits der Donau bildet. Hier endet die Mohács-Fünfkirchner Eisenbahn, welche durch die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft behufs leichter Verladung der aus den Fünfkirchner Kohlenwerken herausbeförderten Kohle angelegt wurde, und hier ist auch die Umladestation für die großen Massen der mit der Eisenbahn ankommenden Kohle, was schon an und für sich der Donauschifffahrt einen großen Verkehr sichert. Doch auch abgesehen davon hat Mohács eine im Allgemeinen für den Handelsverkehr sehr günstige Lage und ist der Schlüssel des Donauhandels für das ganze Comitath Baranya.

Von Mohács abwärts fließt die Donau eine Strecke weit durch Laubwälder; etwa 27 Kilometer von Mohács gelangen wir zu der am rechten Ufer auf dem letzten Ausläufer der Herzeg-Szöllöser Berge gelegenen Ortschaft Batina. Ihr gegenüber erblicken wir die Mündung des Franzenskanals im Schatten von hundertjährigen Pappeln und eine ganze Flotte von Fruchtschiffen, die in den Kanal hinein wollen oder aus ihm herauskommen, nebst dem Schwarm der sie erwartenden Remorqueurdampfer, eine Scene, die mit der an der Kanal- mündung befindlichen Franz-Joseph-Schleufe ein wirklich interessantes Bild gibt.

Der Franzenskanal, der die Donau mit der Theiß verbindet und von Bezdán bis Tisza-Földvár in einer Länge von 118·3 Kilometer das Bács-er Comitath in zwei ungefähr gleiche Hälften theilt, wurde auf die Initiative, nach den Plänen und unter der Leitung der Ingenieure Josef und Gabriel Rijs von einer unter der Regierung Franz' I. auf 25 Jahre gebildeten Actiengesellschaft mit einem Kostenaufwande von vier Millionen Gulden erbaut. Er wurde im Jahre 1812 eröffnet und nach dem regierenden Monarchen benannt. Im Jahre 1842 ging er in den Besitz des Kaisers über. Ursprünglich zweigte er unterhalb seiner jetzigen Mündung, bei Monostorszeg von der Donau ab; jene Stromkrümme jedoch, in die er sich ergoß, riß schon 1830 durch, und die Kanal- mündung verschlammte sich infolge dessen immer mehr. So begann man denn im Jahre 1846 mit der Verlegung der Kanal- mündung an die Stelle unterhalb Bezdáns, gegenüber von Batina, was aber erst in den Jahren 1850 bis 1854 mit der Herstellung der aus Beton erbauten Franz-Joseph-Schleufe zu Ende geführt wurde.

Indeß, der Kanal, der zu immer größerer Wichtigkeit gelangte und dem landwirthschaftlichen Verkehr des ungarischen Tieflandes große Dienste leistete, verschlammte immer mehr, auch hatte er nicht genug Wasser für die Schifffahrt, und so begann man

schon zu Ende der Sechziger-Jahre sich mit der Erweiterung des Kanals zu beschäftigen. Stefan Türk, der in Ungarn geborene königlich italienische Feldmarschalllieutenant, setzte sich besonders dafür ein, und so wurde der Plan des Franzenskanals bald belebt. Die durch Türk gebildete Actiengesellschaft erhielt nämlich durch die Gesetzartikel 1870: XXXIV und 1873: XVII die Ermächtigung, einerseits den schon vorhandenen Franzenskanal zu erweitern, andererseits aber von Baja bis Bezdán einen den alten Kanal mit



Bajás.

Wasser versorgenden und schiffbaren Kanal zu ziehen, sowie von Sztapár bis Neusatz einen in die Donau führenden Bewässerungs- und Schiffahrtskanal zu erbauen und in Betrieb zu erhalten. Alle diese Arbeiten wurden mit einem Kostenaufwande von 10,045.000 Gulden im Jahre 1875 beendigt und noch in demselben Jahre waren alle drei Kanäle eröffnet.

Der alte Franzenskanal ist 118·3 Kilometer lang und der Niveau-Unterschied zwischen Donau und Theiß beträgt etwa 39 Meter (um so viel ist nämlich der Spiegel des Kanals bei der Donau höher als der der Theiß); die ganze Strecke ist durch sechs Schleusen in vier horizontale Abschnitte getheilt. Der Baja-Bezsdáner Kanal ist 44·4 Kilometer lang

und bildet bloß einen Abschnitt, mit einer Schleuse an jedem Ende. Der Sztapár-Meusázer Kanal endlich, der nach dem Namen Seiner Majestät benannt ist, hat eine Länge von 67·9 Kilometer und der Niveau-Unterschied zwischen seinen beiden Endpunkten beträgt etwa acht Meter, was durch vier Schleusen in vier horizontalen Abschnitten ausgeglichen wird. Der Franzenskanal genügt nach dieser Umgestaltung und nach seiner Ergänzung durch die erwähnten zwei Kanäle den Erfordernissen des Handels in jeder Hinsicht und von der Theiß in die Donau und umgekehrt fahrende Schiffe ersparen durch ihn einen Weg von etwa 163 Kilometer.

Wir setzen nun unsere Fahrt auf dem vielgewundenen Strom fort, vorüber an der gegen Hochwasser durch Dämme geschützten Bezdärer Insel, vorüber an dem durch seine Haufkultur berühmten Apatin und erreichen die von Budapest 290 Kilometer entfernte Draumündung, oberhalb deren mittelst des eben erst vollendeten Durchstichs gleichsam die Donau in die Drau zu münden scheint. Von hier ab verläßt der Strom das „Land jenseits der Donau“; rechterhand bespült er die Ufer eines Landes der ungarischen Krone, nämlich Slavoniens, und wendet sich mit einer großen Schwenkung gegen Osten; linker Hand ist er durch Laubwälder eingefaßt. Kaum haben wir seit der Draumündung 12 Kilometer zurückgelegt, da taucht vor uns am rechten Ufer die malerische Ruine der Burg Erdöb auf, und alsbald wieder sehen wir am Beginn der Krümmung einen ganzen Eisenbahnzug über die Donau schwimmen. Da sind wir denn bei dem Eisenbahn-Fährboot von Gombos-Erdöb angelangt, wo Dampffähren die Züge von einem Ufer an das andere versetzen und auf diese Art Slavonien mit dem ungarischen Alföld verbinden.

Auch dieses interessante Bild bleibt hinter uns und wir erblicken am rechten Ufer erst Dálya und dann Bnkovár, zwei Marktflecken, welche gleichsam als Knotenpunkte des Verkehrs dienen. Weiterhin berühren wir Sotin, später Sarengrad und dann erreichen wir einen malerischen Theil dieses Donau-Abschnittes, von wo an das rechte Ufer etwa 50 Kilometer weit durch die schon bei Bnkovár allmählig anschwellende Fruška-Góra eingefaßt ist, eine Bergkette mit dichtbelaubten und bebaueten Gipfeln, zwischen denen sich in saftgrünen Raßenthälern unzählige Bäche einerschlingeln.

Am Fuße des oberen Ausläufers der Bergkette Fruška-Góra liegen einander gegenüber am linken Ufer Sz und Uj-Palánka, am rechten Sllak (altungarisch: Ujlak) auf der Kruppe eines gegen die Donau vorspringenden Berges mit einer zum Theil in Trümmern liegenden Burg, deren Ursprung in die Zeit der Römerherrschaft zurückreicht. Noch 26 Kilometer weiter folgt rechts Cerevice und unweit davon liegt landeinwärts im Gebirge Bevešín, aus dessen Mergelboden sehr guter Cement bereitet wird. Nach weiteren 4 Kilometer erreichen wir Futtaf am linken Ufer und wieder nach 12 Kilometer bei einer plötzlichen Wendung der Donau werden schon von weitem die



Der Beginn der Unteren Tonou bei Galamböck.

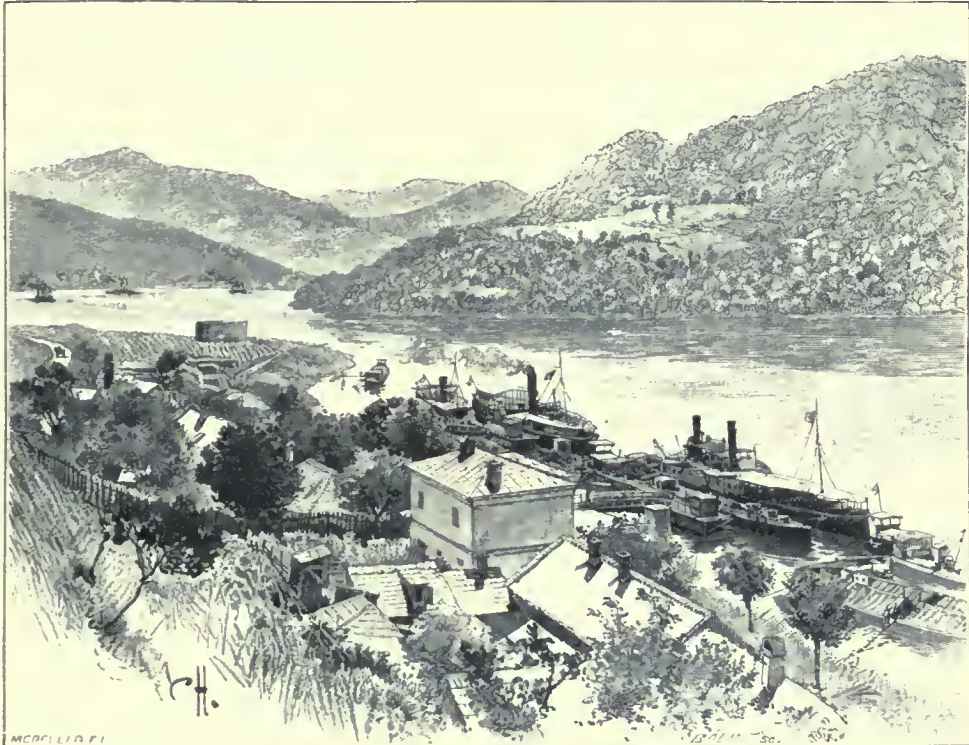
HORLICH F. M. G.

mächtigen Festungswerke von Peterwardein (Pétervárad) sichtbar, es erscheint der durch den Peterwardeiner Berg gebohrte Tunnel und die mit ihm verbundene Eisenbahnbrücke, welche Peterwardein mit dem jenseits, am linken Ufer liegenden Neusatz (Ujvidék) verbindet. Neusatz ist ein bedeutender Mittelpunkt für die landwirthschaftliche und industrielle Production des Alföld und spielt im Donauverkehr von alten Zeiten her eine bedeutende Rolle, für die Zukunft aber steht ihm, je nach der weiteren Entwicklung der Donauschiffahrt, eine noch viel wichtigere Aufgabe bevor. Noch weiter den Strom hinab kommen wir an dem rechterhand gelegenen, auch wegen seines Weins berühmten Karlowitz vorbei, wo am 26. Januar 1699 das Friedensinstrument, welches Ungarn vom Türkenjoch befreite, unterschrieben wurde. Die Gegend behält noch auf eine ziemlich lange Strecke ihren früheren Charakter, d. h. es zieht sich das rechte Ufer entlang bis Galánkemén hinab die Bergkette des Kalafae, während am linken Ufer das Land noch in langem Striche ebenes Tiefland bleibt und die sogenannten Donaubuchten bildet, denen wahrlich die Fluthen der Donau schon viel Ungemach zugesügt haben und noch zufügen. Bald aber erreichen wir das schon erwähnte Galánkemén (Slankamen), das am rechten Ufer liegt, wo die Bergkette endet; es war in der Türkenzeit 1691 der Schauplatz blutiger Kämpfe. Hier, 462 Kilometer von Budapest, mündet die Theiß in die Donau. Etwas weiter unten, bei Surduk, in dessen Gemarkung einst das Römerlager Ritium gestanden, nimmt die Donau die Vega auf, diese dem Hauptstrom zuführende Wasserstraße des Temeser und des Torontáler Comitats.

Von der Theißmündung angefangen ändert sich der Charakter der Gegend einigermaßen und auch die Donau ändert ihren Lauf, der nun nach Südosten geht. Beide Ufer begrenzen weithin gedehnte Ebenen, auf der linken Seite bis Baziás hinab, während rechts bei Semlin (Simony), beziehungsweise Belgrad, wo die Save ihre oft plötzlich anschwellenden Fluthen in die Donau ergießt, das Gebirge wieder in den Vordergrund tritt. Dieser malerische Punkt, wo Donau und Save sich vereinigen, ist auch für die Donauschiffahrt von allergrößter Wichtigkeit. Semlin selbst ist gleichsam der Schlüssel der Schifffahrt auf der unteren Donau und ein ungemein lebhafter Platz des Strom- und Eisenbahnverkehrs. Im Semliner Hafen wimmelt es unausgesetzt von gewaltigen, schwerbeladenen Schleppern und ihren Remorqueuren, von Personendampfern, welche die mittlere und untere Donau befahren, von Localschiffen, die den Verkehr mit Belgrad und dem nahen Pancsova aufrecht erhalten; ganze Schwärme von Fahrzeugen verleihen diesem Theile der Donau ein nautisches Leben, wie es außerhalb Budapests sonst nirgends wahrzunehmen ist.

Von Semlin weiter bis unterhalb Drjovas, auf einer Strecke von 226 Kilometer, bildet die Donau die natürliche Grenze zwischen Ungarn und Serbien.

Von Semlin haben wir einen vorzüglichen Blick auf Belgrad (ungarisch: Mándor-Fehérvár), die Hauptstadt Serbiens. Auf seinem am Zusammenflusse der Donau und Save einspringenden Berggipfel liegt es ungemein malerisch da, aufrecht nach so vielen blutigen Kämpfen, die es in den Türkenkriegen miterlebt. Unterhalb Belgrads geht der Lauf der Donau wieder nach Osten und gelangt nach einer großen Schwenkung vor Pancsova, wo der Strom, in humusreicher Tiefebene zerfließend, zahlreiche Inseln bildet.



Pancsova.

Hier mündet der Temesfluß ein und dies trägt nicht wenig bei zu dem lebendigen Handelsverkehr, welcher Pancsova sozusagen zum Hauptmarkt der Temesgegend macht. Unterhalb Pancsovas folgt am linken Ufer weites, tief eingesenktes Flachland, längs dessen die Donau neuerdings nach Südosten und später mit einer großen Krümmung nach Osten fließt.

Rechts ist die Donau bis Semendria von Bergen eingefäßt; vor dieser Festung theilt sie sich in zwei Arme, welche eine etwa 6 Kilometer lange, waldige und buschige Insel einschließen, um dann wieder vereint eine leichte Wendung gegen Nordost zu machen. Weiterhin berührt die Donau das am linken Ufer gelegene Rubin, unterhalb dessen sie

den Bergstrom Morava, Serbiens größten Fluß aufnimmt, nicht ohne durch ihn, so mächtig sie ist, nach starken Regengüssen noch merklich anzuschwellen. Eine kurze Strecke weiter theilt sich die Donau in zwei Arme und bildet eine etwa 20 Kilometer lange und 2 bis 2·5 Kilometer breite Insel, an welcher ihr linker Arm in breitem Bette entlangströmt, während der rechte in bedeutend geringerer Stärke sich längs der Insel dahinschlängelt. Bei dem links gelegenen Palánka, vor einer weiteren Krümmung vereinigen sich die beiden Arme wieder und der Strom erreicht, nachdem er noch die Kamahügel in Serbien umflossen, das am Fuße einer hier anspringenden Bergkette der südöstlichen Karpathen gelegene, 606 Kilometer von Budapest entfernte Baziás.

Bei Baziás verläßt die Donau das Alföld und mit diesem Punkte, der zugleich Endstation der Temesvár-Baziás'er Eisenbahn ist, beginnt die eigentliche ungarische Untere Donau (Al-Duna), mit einer großen Reihe von Stromschnellen, welche ebenso viele Schiffahrtshindernisse bilden. Etwa 4 Kilometer unterhalb Baziás theilt sich der Strom wiederum in zwei Arme und in der Richtung des unteren Endes der so entstehenden Insel liegt die serbische Ortschaft Gradistye, unterhalb deren als erstes größeres Nebengewässer das serbische Flüsschen Pek in die Untere Donau mündet. Hier standen einst römische Colonien und im Thale des Pek wohnten zur Zeit des Ptolemäus die sogenannten „Picenses“, die hier starken Bergbau trieben.

Von hier ab fließt die Donau in gleichmäßigem, ruhigem Strome, von nichts gestört, bis S-Moldova, etwa 25 Kilometer von Baziás. Hier nun findet ihr freier Abfluß das erste Hinderniß von größerer Ausdehnung, immerhin aber kein so bedeutendes, daß es die Schiffahrt wesentlich einschränken könnte. Das Strombett zieht hier in einer Länge von etwa 9 Kilometer über einen Felsenrücken hin, der die etwa 5 Kilometer lange und 2·5 Kilometer breite Moldovaer Insel, sowie eine ganze Reihe größerer und kleinerer, ständiger und wandernder Sandbänke bildet. Von der unteren Spitze der Moldovaer Insel angefangen, wo das Strombett 2·100 Meter breit ist, verengt sich die Donau im Verlauf einer Strecke von kaum 2 Kilometer trichterförmig auf etwa 400 Meter. Schon am oberen Ende des Trichters drängt sich am linken Ufer jenes Felsmassiv vor, dessen bei niedrigem Wasserstande etwa 6 Meter hoch aus dem Strombett emporragende einsame Spitze, der Babakájsfelsen, gleichsam den oberen Grenzstein der an gefährlichen Stromschnellen so reichen Unteren Donau bildet.

Und hier ist eigentlich der Schlüssel der ganzen Unteren Donau. Die kriegsführenden Völker haben dies seit den ältesten Zeiten wohl gewußt und auch zu ihrem Vortheile benützt und die an beiden Ufern erbauten Castra legen mit ihren Trümmern noch jetzt unwiderleglich Zeugniß ab von der militärischen Wichtigkeit dieses Punktes. An den Stätten der römischen Castra wurden später, zur Zeit der Türkenkriege, am serbischen



Die Donau bei Greben.

W. H. F. M.

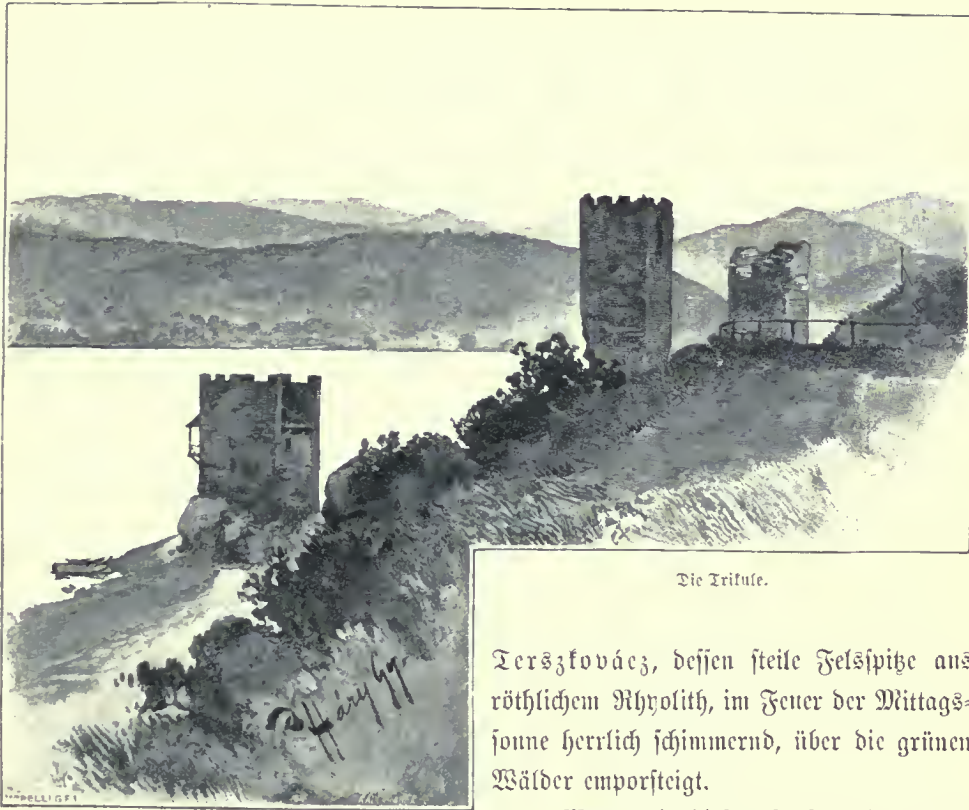
Ufer die noch als Ruine gewaltig dastehende Festung Galambóez (Golubácz) und ihr gegenüber am ungarischen Ufer László vára, die Ladislausburg erbaut, an die sich so viele blutige Lorbeern der ungarisch-türkischen Kriegführung knüpfen.

Jenseits der Hochebene von Moldova versucht die Donau, sowie ihr Bett sich zwischen den Felsen zusammenschürt, durch Tiefe zu ersetzen, was sie an Breite einbüßen muß. Unterhalb Mibégs nämlich ziehen die Berge ihren Fuß ein wenig vom Ufer zurück und das Strombett verbreitert sich bis auf 1.100 Meter. Weiter unten, bei dem 44sten Kilometerstein seit Bazias, drängt sich der Granitberg Gornya=Stenka mit seinen steilen Klippen in das Strombett vor und verursacht die erste, allerdings noch nicht sehr wichtige Stromschnelle, die Stenka, welche mit ihren bei niedrigem Wasserstande über das Niveau herausragenden Felsspitzen die Schifffahrt erschwert.

Nachdem sie die Stenka überwunden, verbreitert die Donau ihr Bett noch mehr, am linken Ufer zieht sich der Fuß der Berge noch weiter zurück, und in der düsteren Felsenwelt taucht plötzlich das heitere Bild des grünschimmernden Lubkovathales auf, durch welches die munteren Bäche Kamenicza und Dravicza heraneilen, der letztere aber auch so viel Geröll mitbringt, daß es das Bett der Donau auf etwa 500 Meter verengt. Kaum vier Kilometer von hier öffnet sich das anmuthige Thal der Verzászka mit Ortschaft und Bach gleichen Namens; etwa 2 Kilometer weiter, gleichfalls am linken Ufer, folgt Drenkova, die obere Endstation des eigentlichen Stromschnellengebietes der Unteren Donau, der Umladeplatz der Schiffe.

Nach Drenkova ändert der Strom seine bisherige östliche Richtung, macht eine starke Biegung nach Süden und fließt dann südöstlich weiter. Der am rechten Ufer einspringende Berg tritt weit in das Bett vor, und die Felsenbank Rozla drängt die Strömung des Wassers dicht ans linke Ufer hinüber; dort aber wird die Strömung durch die nackt aufragenden Klippen der unmittelbar folgenden und gleich einer scharfen Zunge stromaufwärts gestreckten Felsenbank Dojke empfangen und gezwungen, plötzlich beinahe in rechtem Winkel ans rechte Ufer zurückzuschwenken, wobei auch das Bett auf etwa 380 Meter verengt wird.

Unterhalb der Dojke wird das Strombett wieder breiter; wohl kommen darin noch zwei bis drei Kilometer weit vereinzelt aufstarrende Felsspitzen vor, allein sie hindern die Schifffahrt nicht mehr. Die Felsberge treten mit ihren schroffen Klippen bis an den Rand des Bettes vor, und etwa zwei Kilometer von der Dojke ragt am linken Ufer ein langer steiler Felsen, die Pietra lunga in das Bett hinein, während etwa 3·5 Kilometer unterhalb das Felsenpaar Bivolci seine schwarzen Häupter aus den Fluthen erhebt. Hier mündet am linken Ufer auch das Bächlein Teleseva, worauf das Strombett sich wieder zu verengern beginnt und am linken Ufer ein malerisches Bild auftaucht, der 630 Meter hohe Berg



Die Trifule.

Terszkovácz, dessen steile Felspitze aus röthlichem Rhyolith, im Feuer der Mittags-
sonne herrlich schimmernd, über die grünen
Wälder emporsteigt.

Wenn wir diesen Felsen hinter uns
haben, fällt sich unser Ohr bereits mit dem
furchtbaren Getöse der Gewässer, die sich durch die Stromschnellen von Tzlás und
Tachtália hinabstürzen. Das Strombett wird breiter, aber nur weil die Kraft des
Wassers nicht genügt hat, sich durch den harten Kalksteinfels einen Weg zu wühlen und
der Strom daher gezwungen war, das Breite zu suchen, und sich so durch diese Felsklippen
hindurchzuzwängen. Oberhalb des 69sten Kilometersteins von Baziás gerechnet preßt sich
die Donau auf etwa 400 Meter zusammen, erweitert sich aber gleich wieder; dann beim
70sten Kilometer stemmt sich dem freien Abfluß des Wassers der Tzlás und alsbald auch
die Felsenbank der großen und kleinen Tachtália entgegen, und ist das Wasser auch durch
diese hindurch, so prellt es gegen die ins Strombett hineinsteigenden steilen Kalkstein-
wände des Berges Greben, die es neuerdings zusammenpressen und überdies als quer
durch den Fluß streichende Klippenreihe die großen Hindernisse noch steigern. Der Berg
Greben verengt das Strombett auf 420 Meter und die gegenüber aus dem Wasser hervor-
ragende Felsenbank Brany läßt bei niederem Wasserstande an diesem Punkte gar nur
220 Meter als Weg für den Wasserlauf frei. Jenseits des Greben wird das Donaubett

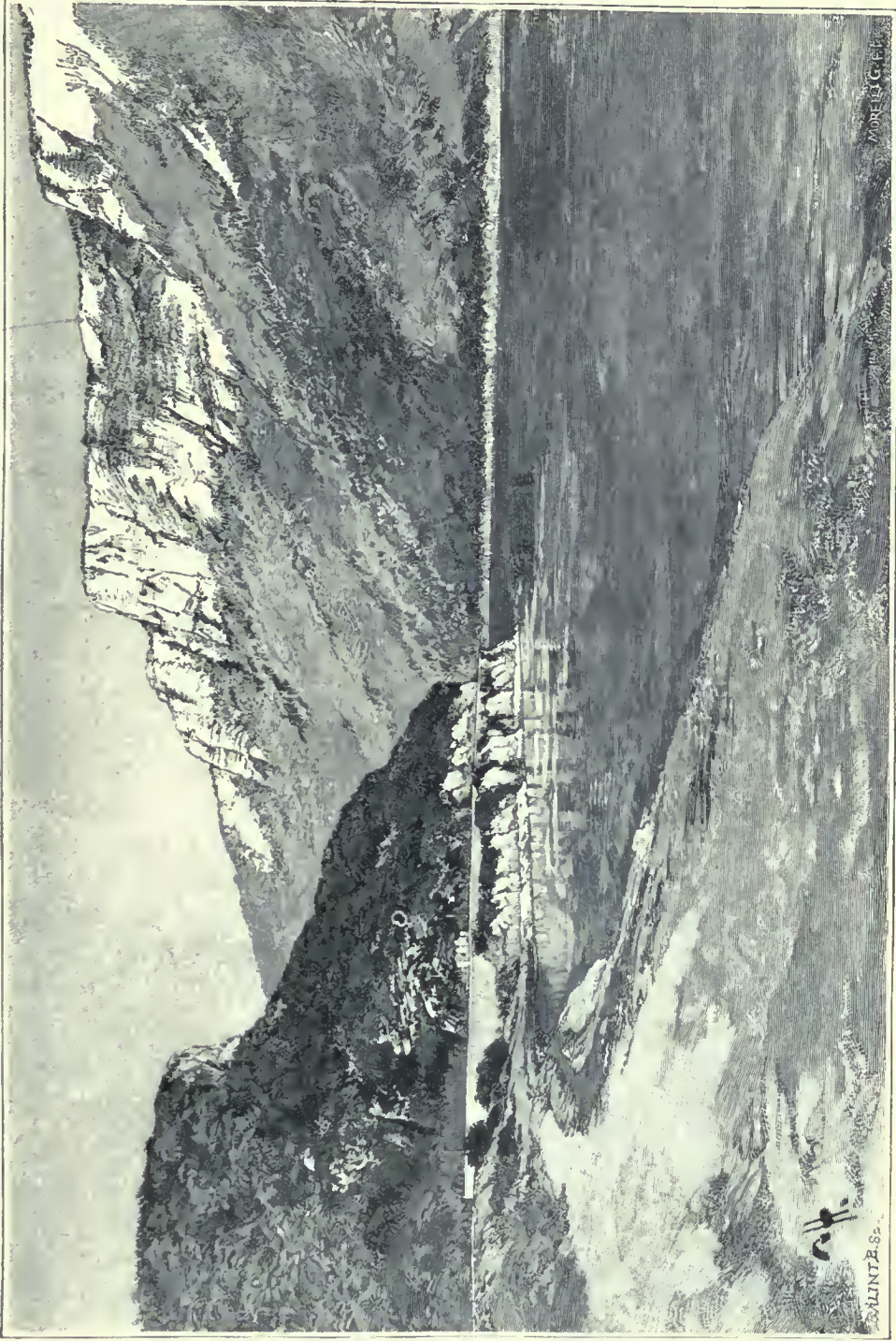
urplötzlich zwei Kilometer breit und bildet auf felsigem Untergrund Inseln und Sandbänke von jeder Größe.

Die durch die Felsengruppe Tzlás=Tachtália=Greben verursachte Stromschnelle ist ein sehr bedeutendes und gefährliches Hinderniß der Schifffahrt. Sie ist es bei niederem Wasserstande, wenn der Schiffer zwischen den Felszacken des Tzlás und der Tachtália mit ängstlicher Aufmerksamkeit den fahrbaren Weg suchen und dabei auch noch gegen die ungemein starken, sich plötzlich ändernden Gefälle des Wassers ankämpfen muß, welche das Steuer des Schiffes jeden Augenblick von einer anderen Seite anfallen und stören. Aber der hohe Wasserstand ist nicht minder schwierig, weil dann die aufgestaute Wassermenge des durch den Greben eingeschnürten Strombettes auf einmal in das gleich unterhalb folgende außerordentlich breite Bett hinüberstürzt; in dem nahezu 30 Meter tiefen Abgrund, den der Wirbel des Wassers im Laufe von Jahrtausenden am Fuße des Berges ausgehöhlt hat, entsteht dadurch ein gefahrvoller Strudel, der einem von unvorsichtiger Hand gelenkten Schiffe verderblich werden muß.

Vom Greben abwärts ist noch etwa zwei Kilometer weit keine genügende Wassertiefe vorhanden, wie denn überhaupt in diesem breiten Abschnitt des Strombettes die Wassertiefe sich zwischen 3·5 und 9 Meter bewegt. In diese Strecke fällt am linken Ufer beim 77. Kilometer die ansehnliche Ortschaft Szvinicza und weiter unten die aus dem XVI. Jahrhundert stammende Ruine der unter dem Namen Trikulé bekannten drei türkischen Wacht Häuser; am rechten Ufer erblicken wir indeß zwischen dem 80. und 81. Kilometer die serbische Stadt Milánovác, die nach dem ersten Sohne des Serbenfürsten Milos benannt ist und als Verbindungsglied zwischen dem hinter ihr liegenden erzeichen Gebirge und der Donau dient.

Etwa 11·5 Kilometer vom Greben zieht eine hohe Felsbank aus Serpentin durch das Strombett, hindert den freien Lauf des Wassers und bildet die Stromschnelle Tucz. Bei niederem Wasserstande stürzt das Wasser mit starkem Gefälle über die emporstarrenden Zacken dieser Felsenbank hinab. Das Gefälle in dieser Stromschnelle beträgt bei kleinstem Wasserstande über zwei Meter auf den Kilometer, und dabei ist das Wasser, besonders an der linken Seite des Bettes, kaum einige Centimeter tief, so daß dann die Schifffahrt an dieser Stelle gänzlich eingestellt werden muß. Bei höherem Wasserstande findet man statt des früheren starken wasserfallähnlichen Gefälles mit seiner schäumenden Oberfläche einen gleichmäßigen, glatten Wasserspiegel und nichts verräth den böartigen Felsenkamm, der hier das Bett durchsetzt.

Nachdem er die Stromschnelle Tucz — sie liegt am südlichsten Punkte Ungarns — gebildet, ändert der Strom seine Richtung neuerdings und zieht mit einer Wendung nach Nordosten weiter. Sein Lauf von hier bis zum Engpaß von Kasau ist ziemlich gleichmäßig,



Der Rigi in der Schweiz.

das Bett reich an Sandbänken und bei Niederwasser durchschnittlich etwa 6 bis 8 Meter tief, während seine Breite zwischen 600 und 1.200 Meter wechselt. An diesem Abschnitte liegen drei kleine Ortschaften, rechts Golubinje, links Tiszovicza und Slavisevicza.

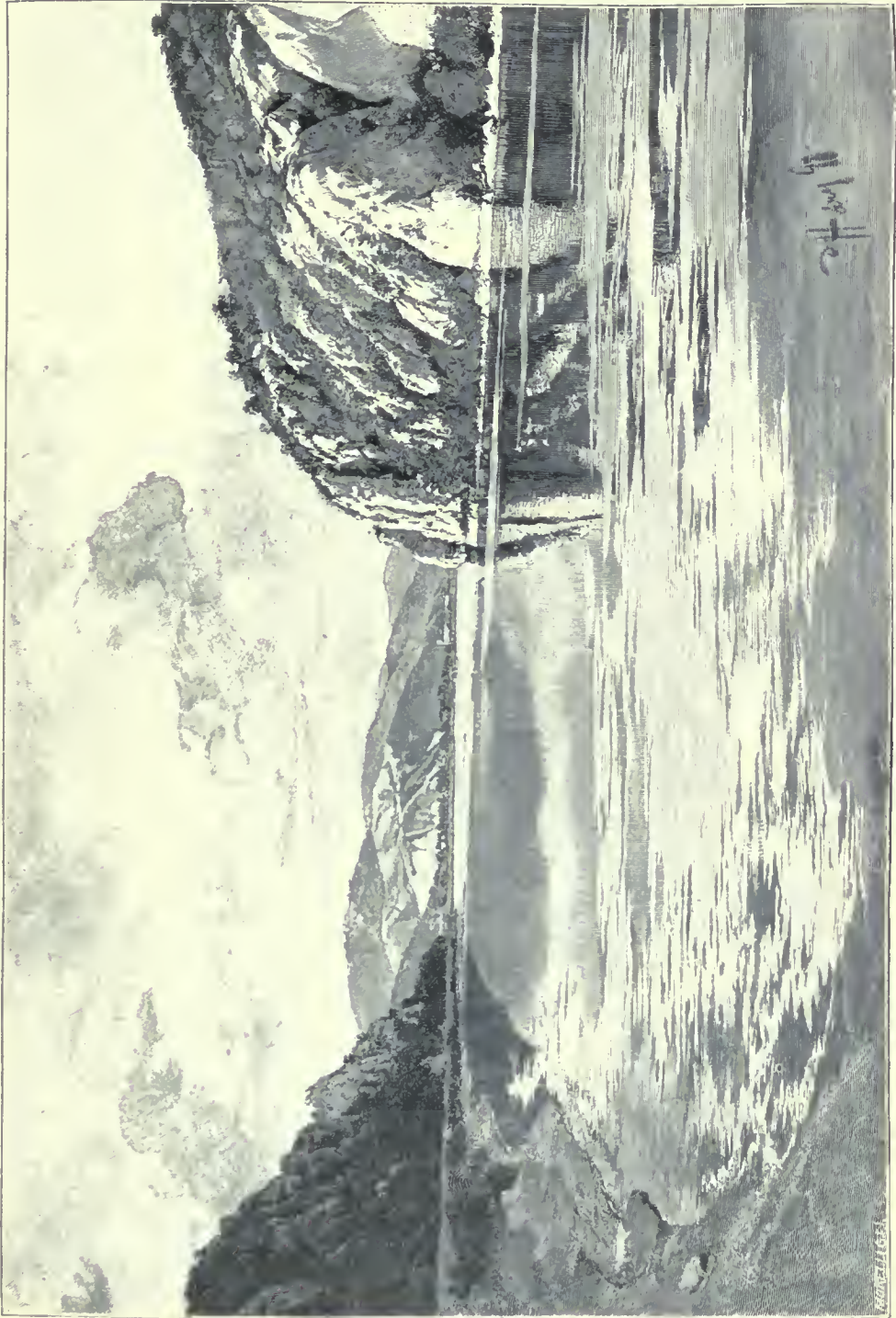
Ein Blick stromabwärts gewährt hier das eigenthümliche Schauspiel, daß der Lauf der Donau plötzlich verschwindet. An beiden Ufern ist ihr Bett von hohen, steilen Felsen begrenzt, die es mit einem Male auf 170 Meter zusammenpressen. Und damit ist ein Abschnitt der Unteren Donau erreicht, der durch die schroffe Erhabenheit seiner beiderseits zum Himmel starrenden Felsenwände zu tiefster Bewunderung vor einem Meisterwerk der schaffenden Natur zwingt. Der Kasanpaß ist der bewunderungswürdigste, malerischste Theil der ganzen Unteren Donau und zugleich der unwiderlegliche Beweis für jenen in endlose Zeiten zurückreichenden Kampf, den das Wasser hier mit dem Felsen bestehen mußte, um sich einen Weg zu bahnen.

Unweit des Einganges zum Kasanpaß bemerken wir in dem das linke Ufer bildenden Felsenberge auch zwei nahe bei einander liegende Höhlen, die in wissenschaftlicher, wie in geschichtlicher Hinsicht Interesse erregen. Die eine ist die Punyikova-Höhle, durch welche der gleichnamige Bach der Donau zufließt. Sie durchbohrt den ganzen Berg und wenn wir sie durchschritten haben, was eine Stunde in Anspruch nimmt, öffnet sich vor uns das malerisch schöne Dubova-Thal mit seinen Gräbern aus der Zeit der Türkenkriege.

Etwa 1000 Meter von dieser Höhle befindet sich die Ruine eines Forts und nahebei die Veterani-Höhle, nach dem österreichischen General Veterani benannt, der im Jahre 1692 von dieser Höhle aus das Vordringen der Türken auf der Donau verhindern wollte, jedoch vor der Übermacht capituliren mußte. Gegenüber ragt der höchste Punkt des Kasanpasses, die Felskuppe des Strbecz-Berges empor.

Die Donau strömt hier vier Kilometer weit, in einer Breite von 170 bis 380 und bei einer Tiefe von 20 bis über 50 Meter, unausgesetzt zwischen hohen Felswänden hin. Das ist der obere Kasanpaß. Wenn sie diesen verlassen hat, ziehen sich die Berge des linken Ufers etwas zurück und für eine Strecke von 1½ Kilometer ist die düstere Öde der Felsenwelt durch das lachende Grün des Dubova-Thales unterbrochen. Das Strombett verbreitert sich hier auf etwa 500 Meter und gleichzeitig verringert sich seine Tiefe auf 10 Meter. Bald aber rückt das Felsengebirge wieder näher heran, steile Wände krönen abermals die Ufer und die Breite des Bettes beträgt nur noch 180 bis 300, dagegen seine Tiefe 30 bis 54 Meter, bis endlich der Strom nach einem Laufe von etwa 9 Kilometer oberhalb Dgradenas vollends aus diesem merkwürdigen Engpaß hinausgelangt.

Nach dem Kasanpaß wendet sich die Donau etwas mehr nach Osten, am linken Ufer treten die Berge einigermaßen zurück und das Strombett gewinnt eine Breite von 400 bis 600 Meter. Am linken Ufer folgen nacheinander Alt- und Neu-Dgradena



Der untere Theil des Kalappaßes.

und bei letzterem die gleichnamige kleine Insel, dann Zeselnicza, ferner am rechten Ufer, etwa 10 Kilometer vom Kasan-Paß, der serbische Ort Tekia und diesem gegenüber am linken Ufer, dem Gebirge zu Füßen gelagert, die Stadt Orsova, welche mittels des hier ausmündenden anmuthigen Csernathales die Verbindung zwischen dem Inneren Ungarns und der Unteren Donau aufrecht erhält. Dank dieser günstigen Uferlage war Orsova schon in der Römerzeit — unter dem Namen Tierna — ein bedeutender Uferort der Unteren Donau, und auch später blieb ihm stets eine gewisse internationale Färbung und Geltung bewahrt, als dem gemeinsamen Verkehrsmittelpunkt von Ungarn, Serbien, Rumänien und der Türkei. Und diese Wichtigkeit Orsovas wird mit der voraussichtlichen Steigerung des Verkehrs auf der Unteren Donau in Zukunft gewiß noch zunehmen.

Unterhalb Orsovas fällt der Cserna-Fluß in die Donau und an seiner Mündung vorbei gelangen wir an einen Punkt von historischer Bedeutsamkeit. Am Rande des Csernathales, am Fuße des Lionberges, steht nämlich im Schatten schlanker Pappeln die kleine Kapelle, welche die Stelle bezeichnet, wo in der Nacht vom 23. zum 24. August 1849 die ungarische Königskrone und die Krönungsinsignien vergraben wurden und wo man sie am 8. September 1853 nach langem Suchen wieder auffand, worauf sie auf einem besonderen Kriegsschiffe mit königlichem Pomp die Fahrt nach Wien antraten. Über diesem Versteck der heiligen Stefanskrone ließ die Pietät des Monarchen im Jahre 1856 eine Kapelle errichten und noch heute geht dort kein Ungar vorüber, ohne die in der Mitte der Kapelle befindliche Höhlung zu betrachten, in der eine Marmorplatte den Ort bezeichnet, wo diese Kleinode der Nation vier Jahre hindurch verborgen gelegen.

Weiterhin wird das Strombett bedeutend breiter und wir sehen die Insel Uda-Kaleh vor uns, mit ihrer mohamedanischen Bevölkerung noch heute ein lebendes Denkmal der Türkenherrschaft an der Unteren Donau.

Die Insel Uda-Kaleh oder Neu-Orsova wurde im Jahre 1689 durch den österreichischen General Heister befestigt, jedoch durch die Türken besetzt, bis sie durch den Frieden von Passarowitz wieder an die ungarische Krone zurückgelangte. Karl III., König von Ungarn, ließ auf ihr ein ausgedehntes Festungswerk errichten, das jetzt größtentheils in Trümmern liegt. Diesem gegenüber wurde am serbischen Ufer das Fort Elisabeth erbaut, das im Jahre 1868 Michael Obrenovics, Fürst von Serbien, schleifen ließ. Nach dem Belgrader Frieden vom Jahre 1739 fiel Uda-Kaleh wieder an den Sultan zurück; 1790 legten die Österreicher neuerdings die Hand darauf, doch wurde es im Frieden von Sistovo dem Sultan zurückerstattet, bis endlich nach dem russisch-türkischen Kriege von 1878 auf Ersuchen des Sultans die österreichisch-ungarische Monarchie den Schutz der türkischen Einwohnerchaft Uda-Kalehs übernahm, die jedoch ihre autonome Behörde, ihren türkischen Charakter und türkische Verwaltung noch heute besitzt.



Orjova.

H. A. ...

PIRE LI ...

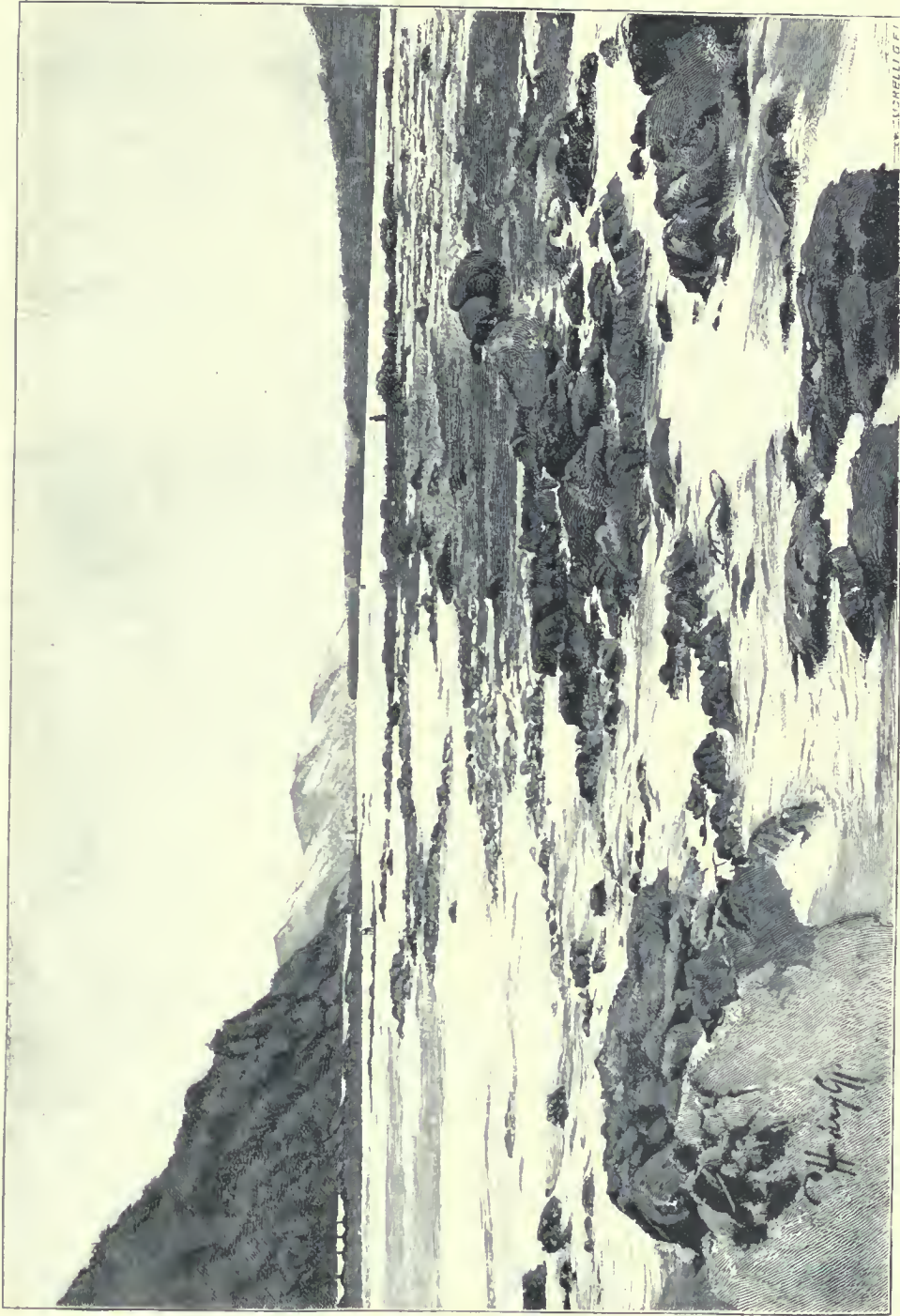
Hier ändert der Strom abermals seinen Lauf und biegt etwas gegen Südosten ab. Unterhalb der Insel, am linken Ufer, mündet der Bach Bodnieza und hier ist auch die Grenze zwischen Ungarn und Rumänien, sowie nahebei die erste rumänische Eisenbahnstation Vereierova, als Grenzstation der Budapest-Orsova-Bukarester Eisenbahn.

Schon hier hört man das Getöse der Gewässer, die sich durch die größte Stromschnelle der Unteren Donau, durch das Eiserne Thor (Vaskapu) stürzen; fernher schimmern die schäumenden Wogen des Wassers, das an den hohen Klippen der Stromesmitte emporbrandet; durch all das Gebrause aber hört man das schwere Stöhnen der Dampfer, die unter dicken Rauchwolken ihren Weg stromaufwärts durch das Labyrinth dieser Klippen und Wirbel suchen.

Etwa 8 Kilometer von Orsova und 108 Kilometer von Bazias beginnt die sogenannte Stromschnelle des Eisernen Thores, die in der Länge von etwa 3 Kilometer das größte und gefährlichste Schiffahrtshinderniß der Unteren Donau bildet. Übrigens beginnt jene Felsenbank, die hier das Strombett durchzieht und den Abfluß des Wassers hindert, schon am Fuße des Alion-Berges und die Wassertiefe bei kleinstem Wasserstande fällt von 7 bis 10 Meter plötzlich auf 2 bis 6 Meter. Diese Felsenbank zieht volle 8 Kilometer lang dahin, bildet aber einen eigentlichen Wassersturz erst in dem Abschnitte zwischen dem 128sten und dem 131sten Kilometer. Und zwar geschieht dies einestheils durch die beinahe 2 Kilometer lange und etwa 250 Meter breit über den geringen Wasserstand emporragende Felsenbank Prigrada, die am rechten Ufer bei der serbischen Ortschaft Sibb beginnt und schief gegen das linke Ufer vorspringt, andertheils aber durch zahlreiche größere und kleinere Felsbänke und Felsklippen, die am linken Ufer und längs desselben über das niedrige Wasserniveau emporragen. All diese Hemmnisse hindern nicht nur den Lauf des Wassers und bringen dadurch dessen Niveau zum Steigen, sondern sie verursachen auch ein so starkes und besonders ungleiches Gefälle nebst Wirbeln und Querströmungen nach allen Richtungen, daß selbst die größte Behutsamkeit kaum im Stande ist, das durchfahrende Schiff vor dem Verderben zu bewahren.

Die Stromschnelle des Eisernen Thores besteht eigentlich aus drei Theilen. Der erste ist der Eingang, nämlich jene Felsbank, welche das Niveau zwar anschwellen macht, jedoch keine aus dem Wasser emporragenden, die Schiffahrt hindernden Klippen besitzt; der zweite Theil ist das eigentliche Eiserne Thor mit der Felsbank Prigrada und den überaus gefährlichen Klippen; der dritte Theil endlich ist die große Tiefe unterhalb der Prigrada, jener Ausgang, in dem das Wasser nach seinem Niedersturz durch die Felsenengen reißende Wirbel bildet.

Bei den verschiedenen wichtigeren Höhen des Wasserstandes geht der Schiffsweg am Eisernen Thore in verschiedenen wechselnden Richtungen, je nachdem das Gefälle



Das Eijerne Thor.

des Niveaus zwischen den Felsen hier oder dort gleichmäßiger, also günstiger ist; daher muß derjenige, der das Schiff durch diese Stromschnelle hindurchsteuert, Ort und Lage aller wichtigeren Felszacken, sowie den vielgewundenen Lauf der Strömung zwischen denselben mit einer bis in die geringfügigsten Details gehenden Gründlichkeit kennen. Am Eisernen Thore hat das kleinste Niveau das größte Gefälle dort, wo das Wasser zwischen den Felsklippen hindurchstürzend in die hinter diesen gähnende Tiefe hinabströmt; dieser Fall in der Strömung des Flusses macht auf den Kilometer etwa 3 Meter und auf die ganze Länge der Stromschnelle, welche 2·5 Kilometer beträgt, etwa 5 Meter; die Geschwindigkeit der Strömung schwankt zwischen 4 und 5 Meter.

Unterhalb des Eisernen Thores ist das Bett der Donau noch eine Strecke weit durch Felsen und Sandbänke gestört, nach etwa 6 Kilometer aber hört dies auf und der Strom setzt seinen Lauf bis an das Meer ungehemmt fort.

Die im Vorangehenden skizzirten Eigenthümlichkeiten des Strombettes und Stromlaufes auf der Unteren Donau erschweren die Schifffahrt auf diesem Abschnitte ungemein, ja sie können dieselbe bei ganz niederem Wasserstande unmöglich machen.

In den Stromschnellen wird der Schifffahrtsweg durch die hochragenden Felszacken des Grundes an vielen Stellen in enge Grenzen gezwängt und zu Windungen genöthigt, nebstbei aber auch sozusagen bei jedem Wasserstande in eine andere Richtung gelenkt. Wegen dieser Gefährlichkeit des Schifffahrtsweges ist auf dem ganzen Baziás-Turn-Severiner Abschnitt der Unteren Donau der Lootsendienst eingeführt, und zwar dergestalt, daß ein mit der Schiffbarkeit der Stromschnellen und mit den Schifffahrtswegen vollkommen vertrauter Lootse die Führung der Schiffe übernimmt, und zwar bei den von oben kommenden gewöhnlich in Drenkova, aber bei niederem Wasserstande schon in Moldava, ja sogar in Baziás, bei den stromaufwärts fahrenden aber in Turn-Severin. Die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft hat eigene Lootsen als ständige Bedienstete; außer diesen gibt es aber auch Privat-Lootsen. Die Versicherungsgeellschaften knüpfen die Versicherung der nach der Unteren Donau gehenden Transporte und der dort verkehrenden Schiffe in der Regel an die Bedingung, daß die Schiffe auf dem Abschnitte der Stromschnellen von einem Lootsen gesteuert werden.

Wie sehr hier die Stromschnellen die Schifffahrt beschränken, geht daraus hervor, daß in den fünfzig Jahren von 1840 bis 1890 während der Schifffahrtsaison von durchschnittlich 275 Tagen des Jahres der Verkehr der Schiffe von 150 Centimeter Tiefgang im Durchschnitt 117 Tage lang behindert war, diese also mit voller Ladung die ganze Untere Donau nur an 158 Tagen des Jahres befahren konnten. Ja es gab sogar Jahre, in denen die Schifffahrt 200 bis 260 Tage lang behindert war.

Die hervorragende Wichtigkeit des Donaufstroms als Verkehrsweges haben schon die Römer erkannt und ihn mit Erfolg als Mittel für ihre Eroberungszüge verwerthet.

Zu diesem Zwecke führten sie an der Donau auch große Arbeiten aus, deren stellenweise noch vorhandene Ruinen auch jetzt Bewunderung für diese mit bedeutender Fachkundigkeit angeführten und im Verhältniß zu jener Zeit eine riesige Kraftentwicklung erfordernden Werke erregen. Außer den zahlreichen steinernen Brücken, deren Ruinen uns mit Erstaunen ob der Leistungen der römischen Baukunst erfüllen, legten sie auch längs des Stromes, von Regensburg hinab und an der unteren Donau vorbei, eine Schiffszugbahn (sogenannten „Huschlag“) an, um ihren Schiffen das ungehinderte Hinanbuggieren zu sichern. Um die



Die Trajanstafel.

mehrere Gedenktafeln gewidmet. Sie sind sämtlich in die Felswände des Ufers eingemeißelt und einige sogar in künstlerisch durchgebildete, mit Reliefs geschmückte Rahmen gefaßt, wie man aus einzelnen noch vorhandenen Theilen an der besterhaltenen Trajanstafel im Skafanpasse noch jetzt entnehmen kann. Die eine Tafel sieht man zwischen den Stromschnellen Rozla und Dojke, beinahe gegenüber dem Szirinya-Bache, am rechten Ufer in die hohe und steile Felswand eingegraben, unter der die Trajanstraße entlang zieht. Unweit von ihr befindet sich die zweite, noch stärker verwitterte, mit der nämlichen Inschrift. Das Vorhandensein beider ist nur Wenigen bekannt und Niemand trägt für ihre Erhaltung Sorge. Der stürmische Lauf der Zeiten und die Pietätlosigkeit, ja

Stromschnellen des Eisernen Thores zu umgehen, bantten sie am rechten Ufer einen Kanal, dessen Reste, nebst den noch jetzt vorhandenen Spuren und Denkmälern der am rechten Ufer der Unteren Donau in den Felsen gegrabenen Trajanstraße, ein beinahe zweitausendjähriges Zeugniß ablegen, wie die gewaltige geistige und materielle Kraft eines welt-erobernden Volkes kein Hinderniß kannte.

Den Bau der Trajanstraße begann eigentlich schon Kaiser Tiberius; Trajan war nur ihr Fortsetzer und beendigte sie um das Jahr 103 n. Chr. mit Hilfe der IV. scythischen und der V. macedonischen Legion.

Dieser großartigen technischen Anlage haben die Römer auch

Zerstörungswuth der Nachwelt haben von diesen Denkmälern eines längstvergangenen Ruhmes bloß Spuren übrig gelassen.

Auf der bei Kozla befindlichen Tafel finden sich Reste der folgenden Inschrift:

TI·CAESARE AV (spice)
 AVGVSTO IMPERATO(re)
 PONT·MAX·TR·POT·XXXVI
 LEG·III·SCYT·ET·V·MACED

Auf der anderen Tafel steht derselbe Text, jedoch weniger correct eingegraben, was ihn als Nachahmung kennzeichnet. Eine dritte, in der Nähe vorhandene Tafel, die aber am meisten gelitten hat, läßt von ihrer Inschrift nur noch folgende Bruchstücke erkennen:

O·VIECAESARI
 PONTIFMA
 O· ESICO)
 VMAG
 F·C VIROFP

Die bekannteste, schönste und besterhaltene Trajanstafel findet sich im Kasanpasse, Dgradena gegenüber. Auch diese war Jahrhunderte lang vernachlässigt; die serbischen Fischer, die unter ihr hausten, beschädigten und verwüsteten sie, bis endlich im Jahre 1890 die serbische Regierung sie reinigen, ausbessern, vorne durch eine Schutzmauer sichern und mit einer Aufschrift versehen ließ. Auf dieser Tafel, deren schöner Rahmen durch zwei im Relief gearbeitete Genien gehalten wird, sieht man die Spuren der folgenden Inschrift:

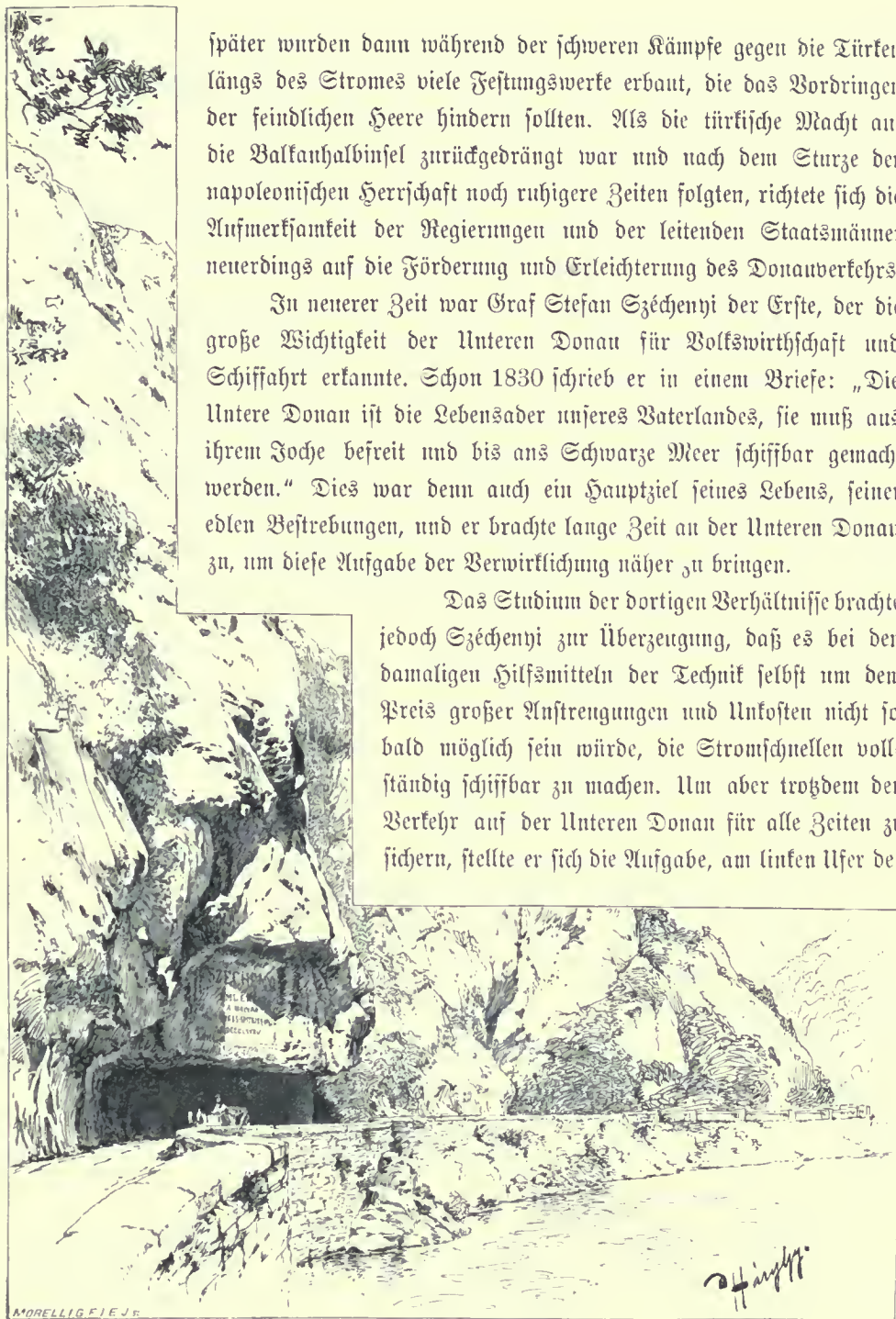
Imp. Caesar. Divi. Nervae F.
 Nerva Trajanus Aug. Germ.
 Pontif. Maximus Trib. Pot. IIII.
 Pater Patriae Cos. IIII
 Montis L. . . . Han. . . . Bus.
 Sup. . . . At. . . . E. . . .

Die Römer sicherten die Untere Donau auch strategisch; sie errichteten an zahlreichen Stellen Forts, deren Reste noch jetzt mit Stolz die römische Weltherrschaft verkünden. Die Völkerwanderung zertrümmerte nach und nach ihre gewaltigen Schöpfungen. Jahrhunderte

später wurden dann während der schweren Kämpfe gegen die Türken längs des Stromes viele Festungswerke erbaut, die das Vordringen der feindlichen Heere hindern sollten. Als die türkische Macht auf die Balkanhalbinsel zurückgedrängt war und nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft noch ruhigere Zeiten folgten, richtete sich die Aufmerksamkeit der Regierungen und der leitenden Staatsmänner neuerdings auf die Förderung und Erleichterung des Donauverkehrs.

Zu neuerer Zeit war Graf Stefan Széchenyi der Erste, der die große Wichtigkeit der Unteren Donau für Volkswirtschaft und Schifffahrt erkannte. Schon 1830 schrieb er in einem Briefe: „Die Untere Donau ist die Lebensader unseres Vaterlandes, sie muß aus ihrem Joche befreit und bis ans Schwarze Meer schiffbar gemacht werden.“ Dies war denn auch ein Hauptziel seines Lebens, seiner edlen Bestrebungen, und er brachte lange Zeit an der Unteren Donau zu, um diese Aufgabe der Verwirklichung näher zu bringen.

Das Studium der dortigen Verhältnisse brachte jedoch Széchenyi zur Überzeugung, daß es bei den damaligen Hilfsmitteln der Technik selbst um den Preis großer Anstrengungen und Unkosten nicht so bald möglich sein würde, die Stromschnellen vollständig schiffbar zu machen. Um aber trotzdem den Verkehr auf der Unteren Donau für alle Zeiten zu sichern, stellte er sich die Aufgabe, am linken Ufer der



Die Széchenyi-Gedenktafel.

Donau von Moldava bis unterhalb des Eisernen Thores eine geeignete Verkehrsstraße zu schaffen. Die Pläne dazu ließ er alsbald unter der Leitung des berühmten ungarischen Ingenieurs Paul Vášárhelyi ausarbeiten. Und nachdem die nöthigen Summen durch die Regierung angewiesen worden, ließ Széchényi schon im Jahre 1834 den Bau dieser Straße beginnen und sie wurde im Jahre 1837 dem Verkehr übergeben. Sein Hauptzweck dabei war, durch diese Straße bei niedrigem, die Schifffahrt hinderndem Wasserstand wenigstens die Güterbeförderung zu Lande zu ermöglichen. Das ist die sogenannte Széchényi-Straße, ein würdiges Gegenstück der einstmals am jenseitigen Stromufer erbauten Trajansstraße und jedenfalls eine ganz hervorragende Leistung, die in ihrer Art einzig genannt werden muß. Die Straße mußte zum größten Theil, besonders aber längs des Kasanpasses, in die beinahe senkrecht aus dem Wasser emporsteigende Felswand gesprengt werden, und zwar an vielen Stellen mit so tiefer Seitenhöhlung, daß die steile Wand einem Schirme gleich hervorgewölbt über ihr hängt, während längs des freien Randes eine feste Steinmauer Mensch und Thier vor dem Sturz in die Tiefe schützt. Das große Werk hat ein riesiges Aufgebot an Kraft und Arbeit beansprucht.

Zur nämlichen Zeit, im Jahre 1834, beendigte Vášárhelyi in Plavisevicza seinen großartigen Plan zur Schiffbarmachung der Stromschnellen in der Unteren Donau, und zwar auf Grund jener umfassenden, überaus genauen und gewissenhaften Aufnahmen, die, namentlich bei dem am 23. Oktober 1834 eingetretenen außerordentlich niedrigen Wasserstande bewerkstelligt, ein möglichst getreues Bild der Katarakte, ihrer Strömungen und der Eigenthümlichkeiten des Strombettes ergaben.

Diesen ungewöhnlich niederen Wasserstand benützte Vášárhelyi schlemmigst, um auch die in der Schiffsbahn befindlichen Klippen, soweit dies durch Menschenkraft möglich, abtragen zu lassen und so die Schifffahrt in den Stromschnellen wenigstens einigermaßen zu erleichtern. So wurden bei dem Stenka-Katarakt mehrere hervorstarrnde Felszacken abgesprengt, bei Kozla und Dojke eine ansehnliche Menge Felsen beseitigt und bei Dojke am rechten Ufer sogar förmlich ein kleiner Kanal durchgebrochen. Auch bei Zláz-Dachtália wurden viele Felsen, sowohl trocken gelegte, als im seichten Wasser befindliche, abgetragen. Der kleine Wasserstand dauerte nicht lange, aber mit Hilfe von 1000 bis 1500 Arbeitern wurden zusammen 3500 bis 4000 Kubikmeter Felsenmaterial aus der Schiffsbahn hinweggeräumt.

Széchényi setzte mittlerweile sein begonnenes Werk unermülich fort. Vor Allem galt seine Sorge dem Ausbau der Széchényi-Straße, und damit hatte er wenigstens einen Theil, freilich nur den geringeren, seiner hieher gerichteten Bestrebungen verwirklicht. Diese bedeutende Schöpfung zu ehren, ließ der „Ungarische Ingenieur- und Architektenverein“

im Jahre 1885 am Eingange des Kasanpasses eine Gedenktafel anbringen, die den Namen Széchenyi an diesem Punkte verewigt.

Ende 1834 war Paul Várfhelyi mit den Plänen für die Regulierungsarbeiten an der Unteren Donau fertig. Zeit und Umstände gestalteten sich jedoch so ungünstig, daß der imposante Entwurf nicht zur That werden konnte; sein genialer Urheber starb bald darauf (1846) und überließ es Anderen, die Erbschaft seines großen Werkes anzutreten und seine gewaltigen Ideen durchzuführen.

Später, zur Zeit des Krimkrieges, als die österreichischen Truppen Rumänien besetzten, lenkte sich die Aufmerksamkeit der damaligen Heerführer auf die Regulirung der Donau-Katarakte. Zu diesem Zwecke entsandte die österreichische Regierung im Jahre 1854 den Ingenieur Mensburger und nachher auch den Oberingenieur Gustav Wer, um das Eiserne Thor zu studiren und Pläne zu seiner Regulirung auszuarbeiten. Sie legten mehrere Alternativpläne vor, und Mensburger ließ 1855 und 1856 am Eisernen Thore unter Mitwirkung des Schiffskapitäns Dinelli sogar Sprengungen vornehmen.

Nach dem Krimkriege beschäftigte die Schiffbarmachung der Donau auch die europäischen Großmächte. Der Pariser Vertrag vom 30. März 1856 sprach die Freiheit der Donauschiffahrt aus, ohne jedoch die geringste Rücksicht auf die Beseitigung der Schiffahrtshindernisse an der Unteren Donau zu nehmen. Im Jahre 1871 nahm die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft die Sache in die Hand und beauftragte den amerikanischen Ingenieur Mac Alpin, der sich durch seine Arbeiten bei der Regulirung des Mississippi einen großen Ruf erworben hatte, mit dem Studium der Stromschnellen. Mac Alpin gab ein Gutachten über die Regulirung sämtlicher Stromschnellen ab und arbeitete die Pläne aus, aber auch diese gelangten nicht zur Ausführung.

Einen neuen und stärkeren Anstoß erhielt die Sache der Regulirung durch den Londoner internationalen Congreß im Jahre 1871; dieser hielt die Freiheit der Donau-Dampfschiffahrt aufrecht, ermächtigte aber die Uferstaaten, zur Beseitigung der Schiffahrtshindernisse die nothwendigen Arbeiten auszuführen und zur Deckung ihrer Kosten so lange Schiffahrtstaxen zu erheben, bis sie die aufgewandte Summe nebst Zinsen hereingebracht haben würden.

Es ist als eine Folge dieses internationalen Vertrages anzusehen, daß im Jahre 1873 die Regierungen der Uferstaaten eine aus Fachmännern bestehende gemischte Commission an die Untere Donau entsandten, um die Stromschnellen an Ort und Stelle studiren und die Pläne zu ihrer Schiffbarmachung ausarbeiten zu lassen. Von der ungarischen Regierung wurde der Oberingenieur Ludwig Bodoky, von der österreichischen der Ingenieur Wavra, von der türkischen Mugal-Bey, sämtlich mit ausreichendem technischen Personal, entsandt.

Nachdem die internationale Commission die für die Pläne nothwendigen Aufnahmen beendet hatte, einigte sie sich vor Allem über die allgemeinen Grundsätze der Regulirung. Und zwar sollten durch die Stromschnellen, überall im Bette und nach Möglichkeit außerhalb der Schiffsbahn, Kanäle von 60 Meter Sohlenbreite und 2 Meter Tiefe unter dem niedrigsten Wasserstand gezogen werden; ferner wären, um die Richtung des Gefälles und die Schnelligkeit der Strömung zu regeln, je nach Bedarf Dämme bis über den Hochwasserstand hinaus zu bauen; endlich wäre mit Rücksicht auf die nach der Regulirung eintretenden größeren Strömungsgeschwindigkeiten das Schiffziehen an Seilen oder Ketten zu studiren.

Die durch die internationale Commission in den Jahren 1873 und 1874 geplanten Arbeiten wurden jedoch wieder verschoben. Dann kam nach dem russisch-türkischen Kriege 1878 der durch die Großmächte nach Berlin einberufene internationale Congreß, der auch diese schon so lange hingeschleppte internationale Angelegenheit in Erwägung zog. Die österreichisch-ungarische Monarchie schloß am 8. Juli 1878 mit Serbien ein Übereinkommen, demgemäß sie diese Arbeiten ohne Geldbeitrag von Seite Serbiens durchführen werde, wogegen Serbien sich verpflichtete, alle im Interesse der Arbeiten etwa erforderlichen Erleichterungen zu gewähren und, sofern es nöthig, auch die freie Benützung des serbischen Ufers zu gestatten; ferner erhielt Serbien von Seite der österreichisch-ungarischen Monarchie die Zusicherung, daß es hinsichtlich der Schifffahrt auf der Unteren Donau auf gleichen Fuß mit den meistbegünstigten Staaten gestellt werden solle. Nachdem dies geschehen, sprach es der Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 in seinem 57. Paragraph aus, daß Oesterreich-Ungarn beauftragt sei, an den Stromschnellen der Unteren Donau und am Eisernen Thore die zur Beseitigung der Schifffahrtshindernisse nothwendigen Arbeiten durchzuführen und daß die an jenem Stromabschnitt gelegenen Uferstaaten alle im Interesse der Arbeiten geforderten Erleichterungen zu gewähren haben. Desgleichen stellte der Vertrag fest, daß im Sinne der Beschlüsse von Paragraph 6 des Londoner Vertrages ddo. 13. März 1871 Oesterreich-Ungarn berechtigt sei, die Kosten der Regulirungsarbeiten aus den Schifffahrtstaxen zu decken.

Dieser hochwichtige Beschluß, welcher die Durchführung der Arbeiten der meistinteressirten Großmacht übertrug, brachte die vielverschleppte Angelegenheit ihrer Lösung näher. Noch günstiger gestaltete sich die Lage, als die Regierungen Oesterreichs und Ungarns übereinkamen, daß die thatsächliche Ausführung der Regulirungsarbeiten durch die ungarische Regierung übernommen, und demgemäß auch das zur Deckung der Kosten zugesicherte zeitweilige Taxenerhebungsrecht auf Ungarn übertragen werde.

Von da an beschäftigten sich die ungarische Regierung und die Fachkreise aufs lebhafteste mit der hochwichtigen Frage. Die Regierung berief im Jahre 1879 hervorragende

ausländische Fachmänner, welche im Hinblick auf die letzten außerordentlichen Überschwemmungen, namentlich im Theißthale, ihre Meinung über die vorzunehmenden Schutzarbeiten abgeben sollten, und bei diesem Anlaß erjuchte sie dieselben auch, die durch die internationale Commission angefertigten Pläne für die Schiffbarmachung der Katarakte der Unteren Donau und des Eisernen Thores an Ort und Stelle zu überprüfen und ein Gutachten über die Regulirung zu erstatten. Diese Fachmänner machten daraufhin die Frage zum Gegenstand eingehender Kritik und gründlichen Studiums, sie beleuchteten in ihrem Berichte jeden Theil der geplanten Arbeiten und schlugen verschiedene Änderungen des Entwurfes vor.

Allein nochmals mußte der ungünstigen Verhältnisse wegen die Durchführung der Regulirung um einige Jahre verschoben werden. Erst im Jahre 1883 wandte sich der ungarische Minister für öffentliche Arbeiten und Verkehr, Baron Gabriel Kemény, der Angelegenheit wieder zu, mit ganz besonderem Eifer aber sein Staatssecretär und baldiger Nachfolger auf dem Ministerfanteuil, Gabriel Baross, der leider mitten in seinem großartigen Schaffen am 8. Mai 1892 so unerwartet sterben sollte. Er beauftragte im Jahre 1883 den damaligen Landes-Bauinspector Ernst Wallandt, auf Grundlage der bisher gethanen Vorschläge den endgiltigen Plan der Regulirung auszuarbeiten.

Wallandt kam dem Auftrage nach und reichte noch im Jahre 1883 seine im Sinne der erhaltenen Weisung angefertigten Pläne und Aufnahmen ein, auf deren Grund folgende Punkte festgestellt wurden:

Der einzige und letzte Zweck der Regulirungsarbeiten ist die Sicherung der ungehinderten Schifffahrt durch die Stromschnellen der Unteren Donau. Um dies zu erzielen, ist eine doppelte Aufgabe zu lösen: die Wassertiefe darf auch bei niedrigem Wasserstande keine geringe sein und die übermäßig schnellen Strömungen müssen gemäßigt werden. Sene Wassertiefe ist zu sichern, indem die durch die Stromschnellen geführte Schifffahrt von 60 Meter Sohlenbreite auf 2 Meter unter dem bisher bekannten geringsten Wasserstande, vom 23. October 1834, vertieft wird. Um die auf dem Wege durch die Stromschnellen entstehenden großen Geschwindigkeiten des Wasserlaufes möglichst zu mäßigen und auch um hie und da die erforderliche Wassertiefe zu gewinnen, ist in den betreffenden Stromabschnitten das Bett durch Steindämme zu verengern. Dementsprechend wird bei den Stromschnellen Stenka, Rozla-Dojka, Zláz-Tachtália und Tucz zum Zweck der Schifffahrt in dem Felsenbette je ein 60 Meter breites und selbst bei dem geringsten Wasserstande 2 Meter tiefes Kanalbett ausgehoben, dessen Ränder gehörig bezeichnet werden, so daß die Schiffe sicher einfahren können. Die Herstellung dieser vier Kanalbetten erforderte — die in den Zwischenstrecken des Bettes nothwendigen kleineren Ausstiefungen mitinbegriffen — die Absprennung und Beseitigung von insgesammt

160.000 Cubikmeter harten Felsens, was bei der Geschwindigkeit und kataraktartigen Natur des dortigen Stromlaufes keine geringen Schwierigkeiten bereitet; eine derartige Arbeit ist in so großem Maßstabe noch nirgends auf der Welt durchgeführt worden. Ueberdies ist — so wurde beschlossen — die Schwierigkeit am Berg Grében zu beheben. Dieser springt unterhalb Tachtálias stark in das Bett vor, während zugleich die gegenüber am linken Ufer befindliche Felsenbank Brany das Bett zum Theil verengt, und aus dieser Enge gelangt das Wasser plötzlich in ein beinahe viermal so breites Bett, wodurch unterhalb des Berges Grében ein mächtiger Wassersturz entsteht, der ein sehr wesentliches Schiffahrtshinderniß bildet. Um dieses zu beheben, wird, in Verbindung mit dem durch die Stromschnelle Iglás-Tachtália zu führenden offenen Kanalbett vor Allem ein Theil des Berges Grében, der besonders bei hohem Wasserstande die Donau sehr verengt und dadurch einen ungeheuren Wassersturz verursacht, in der Breite von 150 Meter und bis zur Tiefe von 2·8 Meter über dem kleinsten und 2 Meter über dem geschwellten kleinen Wasserstand abgesprengt, worauf ein von diesem Berge ausgehender und vom linken Ufer durchschnittlich 500 Meter entfernter Staudamm gebaut und beinahe bis zur serbischen Ortschaft Milánovác hinabgeführt wird. Hiedurch wird sich der Wasserspiegel so hoch stauen, daß einerseits die in diesem Abschnitte vorkommenden Untiefen verschwinden, also auch bei niederem Wasserstande die für die Schiffahrt erforderliche Wassertiefe vorhanden ist, und daß andererseits auch der große Wassersturz unter dem Berge Grében sich ausgleicht, also verschwindet, womit dieses Hinderniß der Schiffahrt gleichfalls entfällt.

Die volle Länge des Dammes beträgt etwa 6 Kilometer; seine Höhe, über dem kleinen Wasserstand vor der Regulirung, ist bei dem Berg Grében 2·80 Meter, von wo an sie gleichmäßig sinkt, bis zu 2 Meter beim 2.674sten Strom-Meter, und dann dieses Niveau bis ans Ende behält. Die Kronenbreite des Dammes ist am Anfang, so weit die große Wassertiefe geht, 5 Meter, später nur 3 Meter; die beiderseitige Böschung hat die Neigung von 1 : 1·50; das Baumaterial ist durchaus Stein, etwa eine halbe Million Cubikmeter, die zum Theil der nach dem Plane abzutragende Berg Grében liefert. Der Damm ist durch zwei Querdämme mit dem serbischen Ufer verbunden.

Bei der Stromschnelle Iucz wird, in Verbindung mit dem bereits erwähnten Kanalbett, gleichfalls ein Staudamm gebaut; er beginnt bei der Mündung des Porecska-Baches auf der serbischen Seite, erfordert 70.000 Cubikmeter Baustein und hat die Aufgabe, durch Hebung und Ausgleichung des Wasserpiegels in diesem Stromabschnitt einen guten Schiffahrtsweg herzustellen.

Das letzte und größte Schiffahrtshinderniß auf der ganzen Unteren Donau ist das sogenannte Eiserne Thor. Das Bett ist hier ziemlich breit, allein die schief hindurchziehende

Felsbank Prigrada, sowie etliche vom linken bergigen Ufer in das Wasser hineinragende Felszungen und verschiedene zerstreut aufragende Klippen versperren den Weg des Wassers dermaßen, daß bei niederem Wasserstande die Schifffahrt gänzlich feiern muß, ja selbst bei mittleren Wasserständen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und von dem Verkehr mit ganzen Schiffszügen gar nicht die Rede sein kann. Zur Beseitigung der Hindernisse am Eisernen Thore galt es also ein durchgreifenderes Mittel anzuwenden. Es wird längs des rechten Ufers, seiner leichten Einwärtskrümmung folgend, nach der auch von der internationalen Commission im Jahre 1873 empfohlenen Trace ein Kanal gebaut, der durch Dämme, welche selbst den höchsten Wasserstand überragen, gänzlich vom Strome abgetrennt ist. Die Richtschnur der Tracierung dieses Kanals war, daß sich in ihm die Niveaus oberhalb und unterhalb des Eisernen Thores bei jedem Wasserstande möglichst glatt und mit dem günstigsten erreichbaren Gefälle ausgleichen sollten, ferner daß er hinreichenden Raum für die größten Schiffszüge und sogar für deren Ausweichen gewähre. Zu letzterem Zwecke war der Eiserne Thor-Kanal ursprünglich so geplant, daß er durch Aussprengeung des Felsbodens 80 Meter Sohlenbreite bei zwei Meter Tiefe unter dem niedrigsten in ihm vorkommenden Wasserstande erhalten solle. Seine ganze Länge beträgt 2.480 Meter. Die Gesamtkosten der auf diese Art durchzuführenden Arbeiten wurden auf 9 Millionen Gulden veranschlagt.

Die Tiefe von 2 Meter unter 0 im Eisernen Thor-Kanal erlitt jedoch mittlerweile eine Veränderung, indem die Gesetzgebung auf den Antrag des Handelsministers Béla Lukács im Jahre 1892 (Gesetzartikel XXXII : 1892) beschloß, daß der Kanal für einen Mehrkostenbetrag von 1½ Millionen Gulden um 1 Meter tiefer angelegt werde. Dadurch werden die auf der Unteren Donau verkehrenden Schiffe mit einem Gehalt von etwa 2.000 Tonnen und einem Tiefgang von 2·5 Meter bis nach Orsova heraufgelangen können, so daß man in der Lage sein wird, die auch aufs Schwarze Meer übergreifende Schifffahrt der Unteren Donau mit den ungarischen Staatsbahnen in Verbindung zu bringen und Orsova zu einem Umschlagplatz von jedenfalls bedeutendem Verkehr zu entwickeln. Bei solchem Ausbau erforderte der Eiserne Thor Kanal, sammt der von hier bis Orsova anzulegenden Schifffahrtsstraße, das Absprenge von etwa 450.000 Cubikmeter Felsen, sowie die Verbaumung von 340.000 Cubikmeter Stein und 250.000 Cubikmeter gemischten Materials.

Die Geschwindigkeit des abfließenden Wassers ist im neuen Eisernen Thor-Kanal auf 4 bis 5 Meter die Secunde, die Menge des abfließenden Wassers bei niederem Wasserstand auf rund 1.000 Cubikmeter, bei mittlerem auf 2.000, bei hohem auf 3.000 Cubikmeter die Secunde berechnet. Hingegen beträgt die abfließende Wassermenge im Strombette bei niederem Wasserstande etwa 2.000 Cubikmeter, wovon also gerade die Hälfte in

den Eisernen Thor-Kanal einzuleiten ist, um darin die berechnete Wassertiefe herzustellen. Die hiedurch entstehende große Geschwindigkeit des Wasserlaufes macht es nothwendig, die Schiffe bergan in künstlicher Weise ziehen zu lassen, doch wird dies der Schifffahrt keineswegs ein Hinderniß bereiten und der Kanal genügt selbst den größten Anforderungen, welche die Donauschifffahrt unter den obwaltenden Verhältnissen an ihn stellen kann.

Nachdem die Gesetzgebung durch den Gesetzartikel XXVI: 1888 die zur Durchführung der Regulierungsarbeiten erforderlichen 9 Millionen Gulden bewilligt hatte, organisirte der Minister Gabriel Baross im Juni 1889 die zur Leitung und Beaufsichtigung der Arbeiten berufene königlich ungarische technische Bauleitung der Eisernen Thor-Regulirung. Er stellte an ihre Spitze den Sectionsrath Ernst Wallandt, betraute den Flußregulirungs-Ingenieur und gewesenen Landes-Bauinspector Julius Hajdu, den Braunschweiger Maschinenfabrikanten Hugo Luther und die Berliner Discontogesellschaft mit der Durchführung der Arbeiten und schloß mit Letzteren als Generalunternehmern am 22. Mai 1890 den Unternehmungsvertrag endgiltig ab. In diesem Vertrage war die Beendigung der ganzen Arbeit bis Ende 1895 bedungen. Die Arbeiten wurden in feierlicher Weise in Gegenwart von Vertretern der gemeinsamen, der österreichischen und ungarischen, sowie der serbischen Regierung und einer großen Anzahl von Interessenten am 15. September 1890 begonnen, wobei Gabriel Baross die Aufgabe zufiel, die Ausführung dieser großartigen Arbeiten durch Sprengung des unteren Bergfortsatzes am Gräben eigenhändig zu beginnen. Dieser bedeutame Moment ist durch eine gleich an der Einfahrt der Unteren Donau bei Alibég in die Felswand des linken Ufers eingegrabene Gedenktafel verewigt.

Der Beginn der Arbeit zog alsbald die Entstehung ganzer Beamten- und Arbeiter-colonien längs der einzelnen Stromschnellen nach sich; die sonst stumme Gegend belebte sich, in den Steinbrüchen wimmelte es tausendköpfig, die Klippen der Donau widerhallten vom Getöse der Bohr-, Steinbrech- und Baggermaschinen, die sich bemühten, sie abzubräckeln und hinwegzuschaffen; ganze Reihen von Schiffen und Eisenbahnzügen schleppten Steine herbei, im Eisernen Thor-Kanal mühten sich Hunderte, ja Tausende von Arbeitern, kurz Alles war Bewegung und Thätigkeit, war von einem bisher unbekanntem Leben erfüllt. Es dauerte nicht lange, so stürzte der Bergkegel des Gräben in Trümmer, denn die riesigen Minen waren mitunter mit 50 bis 80 Metercentner Dynamit geladen, und die Unmassen mit uralten versteinerten Ammoniten durchsetzten Kalkgesteins wurden zu Schiff und zu Bahn hinweggeschleppt, um den Gräbendammbau zu helfen.

Für die anzulegenden Kanalbetten wurde vor Allem der Felsengrund mittelst eines eigens zu diesem Zweck sehr sinnreich construirten Sondirschiffes genau ausgemessen; dann begannen die auf Schiffen installirten Felsenbohr- und Brechmaschinen, letztere mit

8 bis 10 Tonnen schweren, 30 bis 40 Centimeter dicken, 9 Meter langen eisernen, in Stahlspitzen ausgehenden Meißeln versehen, ihre titanische Arbeit des Ausbrechens harter Granit-, Syenit- und Kalksteinfelsen, und schließlich schafften gewaltige Baggermaschinen die abgelösten Felsbrocken beiseite.

Mittlerweise wurden die beiderseitigen Dämme des Eisernen Thor-Kanales zum Theil aufgebaut und man ging in seinem abgesperrten Bette mit voller Kraft, und zwar Händekraft, an die Ausstiefung der aus einem Gemisch von Kalkstein und Schiefer bestehenden Felsenrinne.

Sowohl die Leiter, als auch die Unternehmer waren von einem edlen Ehrgeiz bejeelt, der sie sozusagen mit elementarischer Kraft zur energischen Förderung des Werkes trieb; die Arbeiten wurden auf dem größten Fuße organisirt, die Maschinen fortwährend verbessert, die Arbeitseinteilung aufs zweckmäßigste getroffen, kurz Alles trug von vornherein die Gewähr des Erfolges in sich.

Zur tausendsten Jahreswende der Begründung Ungarns wird auch dieses große Werk beendigt sein. Ungarn wird einerseits dieser hochwichtigen Aufgabe gerecht, die ihm durch die europäischen Großmächte im Berliner internationalen Vertrage vom Jahre 1878 übertragen worden, anderseits aber öffnet es durch die Sicherung der ungehinderten Schifffahrt in den Stromschnellen der Unteren Donau die Pforten des Ostens und den natürlichsten Weg nicht nur für Ungarn, sondern für ganz Westeuropa.

Der Donaustrom, der von Ulm bis zum Schwarzen Meere in einer Länge von 2.641 Kilometer schiffbar ist und auf seinem Wege die Ufer von sieben Ländern bespült, hat, schon vermöge dieser ansehnend günstigen natürlichen Lage und seines großen Wasserreichthums, gleichsam von selbst die Bewohner seiner Ufer zum Wasserverkehr angeleitet. Schon die Römer, welche auch die Donau als Heerstraße für ihre Eroberungszüge verwendeten, besuhren sie mit Schiffen. Im Mittelalter trug sie auch Handelschiffe von Regensburg bis zum Schwarzen Meer und es entspann sich auf ihr ein ziemlich reger Handel, dessen Ziel die Ufer Kleinasiens waren. Später erschienen die Fahrzeuge der türkischen Eroberer, und in neuester Zeit hat sich der friedliche Handelsverkehr des ganzen Stromes bemächtigt.

Die früheren primitiven, schwerfälligen Zustände der Donauschifffahrt wurden durch die Einführung der Dampfschifffahrt sozusagen mit einem Schlage umgestaltet. Die bahnbrechenden Schritte auf diesem Gebiete geschahen durch Bernhardt und St. Leon schon zu Ende des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts; allein ihr Unternehmen mißlang. Weit später, am 11. April 1828, erhielten die englischen Schiffsbauer John Andrews und Joseph Prichard für 15 Jahre ein anschließliches Privilegium auf Dampfschiffe

ihrer Construction und das Befahren der Donau mit diesen Fahrzeugen. Auf dieser Grundlage constituirte sich am 13. März 1829 die erste Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die auf 15 Jahre, vom 1. September 1830 an gerechnet, gegen die Concurrency von Schiffen der neuen privilegirten Construction geschützt wurde, und ein königliches Rescript vom 22. April 1831 dehnte dieses Privilegium auch auf die Länder der ungarischen Krone aus. Unter den Actionären der neuen Gesellschaft finden wir nach dem König die vornehmsten Magnatenfamilien Ungarns. Die Gesellschaft bildete sich anfangs nur mit einem Grundcapital von 105.000 Gulden und bante damit im Jahre 1830 den Dampfer „Franz I.“ von 60 Pferdekraften, mit dem im October und November 1830 bloß auf dem Stromabschnitte Raab-Waigen-Budapest einige Fahrten gemacht wurden, um dem Publikum die Wichtigkeit des neuen Verkehrsmittels vor Augen zu führen. Die Gesellschaft betrieb jedoch das Schiffahrtsgeschäft nicht selbst, sondern verpachtete ihr Schiff für 9000 Gulden jährlich. Die regelmäßigen Schiffstouren begannen am 1. Februar 1831. Von da an entwickelte sich die Donau-Dampfschiffahrt von Jahr zu Jahr weiter. Daß auch das große Publikum die Bedeutsamkeit und die weitreichenden volkswirtschaftlichen Vortheile erkannte, war in erster Reihe das Verdienst des Grafen Stefan Széchenyi, der die große Zukunft der Donauschiffahrt und den günstigen Einfluß, den sie auf die landwirtschaftliche Production und den Verkehr des Landes haben würde, schon damals voraussah. Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft hat sich ihren Spielraum im Donauverkehr sozusagen Schritt für Schritt erobert und ihren Verkehr schon 1834 selbst auf das Schwarze Meer ausgedehnt. Im Jahre 1835 übernahm die Gesellschaft ihre sämmtlichen Schiffe und das Schiffahrtsgeschäft in eigene Verwaltung; sie legte in der Nähe Budapests einen Winterhafen an und erwarb gleichzeitig die Mtofner-Insel für die Anlage einer Schiffswerfte. Im Jahre 1836 begann sie die Schiffe zu versichern. Von da an hob sich der Schiffsverkehr stufenweise von Jahr zu Jahr, und auch die Gesellschaft war bestrebt, in gleichem Maße die Zahl ihrer Schiffe zu vermehren. Im Jahre 1844 besaß sie bereits 6 Seeschiffe, 21 fertige und 5 im Bau begriffene Donaudampfer mit insgesammt 2.466 Pferdekraften; sie beförderte in diesem Jahre 349.875 Personen und 577.000 Metercentner Waaren. Indesß war die Gesellschaft im Jahre 1845 gezwungen, infolge der entstandenen großen Concurrency und anderer ungünstigen Umstände die Seeschiffahrt aufzugeben und verkaufte ihre Seedampfer an die Seeschiffahrts-Gesellschaft „Österreichischer Lloyd“. Hingegen verlegte sie sich von da an, gleichjam mit erneuerter Kraft, auf die Fortentwicklung der Donauschiffahrt. Sie vermehrte unausgesetzt ihre Schiffe und Schleppschiffe, sie legte immer neue Stationen an, sie arbeitete neue Statuten aus und schuf sich ein Geschäftsreglement, das am 30. November 1846 höchstenorts bestätigt wurde, worauf die Gesellschaft eine eigene Direction aufstellte und zugleich die

Verlängerung ihres Privilegiums um 35 Jahre erwirkte. So begann eine lebhafte Thätigkeit, deren sichtbare Ergebnisse nicht lange auf sich warten ließen. Da der beinahe stürmische Aufschwung der Dampfschiffahrt einen gesteigerten Steinkohlenverbrauch mit sich brachte, trachtete die Gesellschaft sich dafür eine billige Quelle zu sichern, indem sie 1852 den Grund zum Fünfkirchner Steinkohlenbergbau legte und zur Beförderung der Kohle die Mohács-Fünfkirchner Eisenbahn erbaute.

Das Jahr 1856 brachte eine bedeutsame Wendung in die Donauschiffahrt. Nach dem Krimkriege versammelte sich in Paris ein Congreß der europäischen Großmächte, der am 30. März 1856 die Freiheit der Donauschiffahrt aussprach; durch die Veröffentlichung der Donauschiffahrtsacte vom 7. November 1857 trat dann die freie Schiffahrt auf der Donau vom 1. Januar 1858 an thatsächlich in Kraft. Dies war ein sehr empfindlicher Schlag für die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, denn es hob das ihr verliehene Privilegium auf und eröffnete die Donau dem freien Wettbewerb.

Zwar wurde die Gesellschaft für diesen Verlust durch die Regierung insofern schadlos gehalten, daß diese ihr kraft des am 20. Mai 1857 zu Stande gekommenen Vertrages bis 1880 unter gewissen Modalitäten einen jährlichen reinen Nutzen von 1,920.000 Gulden garantierte, allein dies beschränkte die Geschäftsfreiheit der Gesellschaft dermaßen, daß ein neues Übereinkommen nothwendig wurde. Nach langen Verhandlungen wurde im Jahre 1873 die Unabhängigkeit der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft durch ein Gesetz gesichert.

Mittlerweile fuhr die Gesellschaft fort, ihre Flotte zu mehren und ihr Geschäft auszu dehnen. Im Jahre 1862 übernahm sie die aus 15 Dampfern und 19 Schleppschiffen bestehende Flottille der bayerischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft; dadurch stieg die Zahl ihrer Dampfer — die beiden Seedampfer mitinbegriffen — auf 136 und die ihrer Schleppschiffe auf 529, welche in demselben Jahre 716.858 Personen und 8,717.000 Metercentner Waaren beförderten. Der erfreuliche und erhebliche Aufschwung des landwirthschaftlichen Geschäftes brachte schon seit den Sechziger-Jahren immer mehr Leben in die Schiffahrt, und als die Donau freigegeben war, entstanden alsbald auch concurrirende Gesellschaften. Im Jahre 1865 bildete sich die Raaber Dampfschiffahrts-Actiengesellschaft, die sich 1893 in eine Ungarische Dampfschiffahrts-Actiengesellschaft mit dem Sitze Budapest verwandelte. Im Jahre 1866 bewilligte der königlich ungarische Statthaltereirath die Gründung der Dampfschiffahrts-Gesellschaft für die mittlere Donau, die spätere Erste ungarische Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Als das Jahr 1867 Ungarn die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Regierung brachte, begann in allen Zweigen der wirthschaftlichen Thätigkeit eine so rege Entwicklung, daß sie sich naturgemäß auch im Steigen des Schiffahrtsverkehrs äußerte. Dazu kam noch die reiche Ernte

von 1868, die den großen Ausfuhrverkehr nach sich zog, so daß die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in diesem Jahre mit 145 Dampfern und 616 Schleppschiffen insgesammt 1,179.691 Personen und 12,413.000 Metercentner Waaren beförderte und nicht einmal im Stande war, den Verkehrsbedürfnissen des gewaltig gestiegenen Ausfuhrgeschäftes völlig zu genügen. Dieser große Aufschwung zog eine Reihe von Gründungen neuer, allerdings in bescheidenem Rahmen gehaltener Dampfschiffahrts-Unternehmungen nach sich. Diese traten zwar in lebhaften Wettbewerb mit der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, konnten aber, da sie sich auch gegenseitig drückten, nicht recht aufkommen; infolge dessen vereinigten sich im Jahre 1871 die Erste ungarische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der Ungarische Lloyd, die Pester Frachtdampfschiffahrts- und die Landes-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und bildeten auf Grund der vom 8. April 1871 datirten Schiffahrts-Concession die Vereinigte ungarische Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Indeß, bei der immer stärkeren Concurrenz und unter dem Drucke der immer übermächtigeren Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, sank diese Unternehmung alsbald in Trümmer und ihr gesamntes Schiffsmaterial wurde 1874 durch die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft übernommen, deren Flotte dadurch auf 205 Dampfer (mit 17.890 Pferdekräften) und 729 Schleppschiffe anwuchs, welche im Jahre 1875 1,424.226, beziehungsweise mit Hinzurechnung des Local- und Überfuhrverkehrs 2½ Millionen Personen und 11,888.000 Metercentner Waaren beförderten. Allein die rapide Entwicklung des Eisenbahnnetzes und die auf Hebung der wirtschaftlichen Zustände des Landes abzielende Eisenbahn-Verkehrspolitik lasteten mit drückender Schwere auf dem Schiffahrtsgeschäft im Allgemeinen und ganz besonders auf der etwas schwerfällig organisirten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Trotz der Millionen, die der Staat an Regulirungsarbeiten wandte, welche die Schiffbarkeit der Donau steigerten, wurde die Lage der Gesellschaft, da die Beförderungspreise fortgesetzt sanken, von Jahr zu Jahr bedrängter. Dennoch konnte die drückende Concurrenz der Eisenbahn das Entstehen immer neuer Schiffahrts-Unternehmungen nicht hindern, und die k. k. privilegirte Österreichische Staatseisenbahn-Gesellschaft selber, dann im Jahre 1890 die königlich ungarischen Staats-Eisenbahnen richteten auf der Donau, in Verbindung mit ihren Endstationen, gleichfalls Schiffahrtsbetriebe ein, und als im Jahre 1891 die Verstaatlichung der österreichisch-ungarischen Staatsbahn erfolgte, wurde die Flottille der königlich ungarischen Staats-Eisenbahnen ein bereits namhafter Factor im Schiffahrtsverkehr der Donau. Außerdem gibt es noch einige kleinere Schiffahrts-Unternehmungen, die den Interessen der heimischen Landwirthschaft und industriellen Productionen dienen.

Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft hat sich aus kleinen Anfängen hauptsächlich auf ungarischem Gebiete zu einem so mächtigen Unternehmen entwickelt, dessen Gleichen

nirgends zu finden ist. Und wie sie wuchs an Kraft und Leistungsfähigkeit, wie sie dementsprechend den Schifffahrtsinteressen der Donau und ihrer Nebenflüsse diente, das ergibt sich klar genug aus dem Zusammenhalte einiger Zahlen. Die im Jahre 1830 mit einem Stammcapital von 105.000 Gulden und einem Dampfer von 60 Pferdekraften gegründete Gesellschaft besaß im 50. Jahre ihres Bestandes (1880), bei einem Actien-capital von 25 Millionen und einer Schuldenlast von 17 Millionen Gulden, 185 Dampfer und 719 Schleppschiffe, auf denen sie 3,115.853 Personen und 13,419.000 Metercentner Waaren beförderte, was sich 12 Jahre später (1892) auf 2 See- und 189 Flußdampfer, 766 Schleppschiffe, 3,271.352 Passagiere und 18,303.740 Metercentner Waaren erhöht hatte.

Dieser Verkehr bezieht sich selbstverständlich auf die ganze Donau und ihre Nebenflüsse; der größte Theil aber, nämlich etwa 76 Procent des Personen- und 86 Procent des Frachtenverkehrs, gehört der ungarischen Donau, beziehungsweise den ungarischen Gewässern an. Die Flotte und das liegende Vermögen der Gesellschaft hat einen Werth von über 42 Millionen Gulden. Die Gesellschaft wäre in der Lage mit ihren Schiffen eine Milliarde Tonnen Waaren und 5 Millionen Reisende zu befördern. Bei ihrem Schifffahrtsgeächäfte sind 4.400, in ihren Schiffswerften 1.500, in ihren Bureaux u. j. w. 1.500 Personen angestellt, davon etwa 70 Procent Ungarn. Der Kohlenverbrauch der Gesellschaft beträgt nahe an 2½ Millionen Metercentner jährlich, wovon 1½ Millionen aus ihren eigenen Bergwerken bezogen werden. Schließlich wird die große Ausdehnung ihres Geschäftskreises auch dadurch gekennzeichnet, daß die Gesellschaft 163 Agenturen, davon 84 in Ungarn, besitzt.

Der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehört also mit Recht die Führerrolle in der Donauschifffahrt. Allein die Freiheit der Schifffahrt läßt auch neben dieser mächtigen Gesellschaft Raum genug für die Thätigkeit anderer, mehr oder minder bedeutender Unternehmungen, welche, Dank ihrer größeren Rührigkeit und einer schmiegsamen Anpassung an die Anforderungen des Handelsverkehrs, immer mehr Wichtigkeit erlangen. Einen hervorragenden Platz nimmt unter ihnen vor Allem die Dampfschifffahrts-Unternehmung der königlich ungarischen Staats-Eisenbahnen mit 13 Dampfern ein: dann folgen die Ungarische (früher Raaber) Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit 6, die Luczenbacherische Schifffahrts-Unternehmung mit 6, die Guttentagische Unternehmung mit 6, die Eggenhofersche mit 6, die Drau-Dampfschifffahrts-Unternehmung mit 5 und das Dampf-Memorquirungs-Unternehmen des Franzenskanals mit 3 Dampfern und überdies mehrere kleinere Privat-Unternehmungen. Diese Schifffahrts-Unternehmungen verfügen zusammen über 50 Dampfer und befördern jährlich etwa 11 bis 12 Millionen Metercentner Waaren, also etwa 40 Procent des ungarischen Schiffsverkehrs, der aber größtentheils dem inländischen Verkehr angehört.

Allein die Donauschiffahrt ist noch keineswegs so weit entwickelt, als die günstige natürliche Lage dieses mächtigen Stromes, seine große Länge und die besonders günstigen Eigenschaften seines Bettes und Wassers es gestatten würden. Und wenn erst die Regulierung des Eisernen Thores und der übrigen Stromschnellen der Unteren Donau beendet sein und die Schiffahrt des Ostens und Westens statt der bisherigen Hindernisse einen jederzeit offenen Weg finden wird, dann werden ohne Zweifel neue Flotten von Dampfern die Donau noch mehr beleben und die ungarische Flagge wird den ihr gebührenden Platz in der Donauschiffahrt mit voller Geltung einnehmen.



Der Dampfer „Orient“.



Thongefäße aus den Urnengräbern bei Edenburg.

Denkmäler der Urzeit, Römerzeit und Völkerwanderungszeit jenseits der Donau.



Die Wissenschaft, die sich mit der Urzeit der Menschheit beschäftigt, hält die aus Feuerstein und Obsidian durch Abspalteln und Spalten hergestellten rohen, nicht geschliffenen Werkzeuge für ein Kennzeichen der diluvialen oder paläolithischen Zeit. In fast allen Comitaten jenseits der Donau (im „Dunántúl“), besonders im Raaber, Besprémer und Tolnaer Comitат, wurden derlei Werkzeuge, namentlich Splitter und Messer, stellenweise auch in größerer Anzahl gefunden; trotzdem läßt sich in Ermangelung anderer Daten bisher nicht behaupten, daß in der vor der Eiszeit liegenden Periode auch diese Gegend von Menschen bewohnt gewesen sei, und zwar um so weniger, als nicht einmal sicher ist, ob die erwähnten Gegenstände nicht aus späterer Zeit stammen.

Jenseits der Donau beginnen die Daten zur Geschichte der menschlichen Cultur mit der auf die Eiszeit folgenden sogenannten neolithischen Periode, der Zeit der geschliffenen Steingeräthe. Diese sind dort die ältesten Denkmäler der Art und Weise, wie der Mensch es versucht, Stein, Thon, Knochen, Horn, Muscheln und andere ihm zur Hand liegende Stoffe zu bearbeiten, zu formen, erst bloß um sie seinen Lebensbedürfnissen entsprechend zweckmäßig, dann auch um sie gefällig zu machen. Solche Culturrichtungen sind im Lande jenseits der Donau nur wenige bekannt. Die bisherigen durch systematisches Nachgraben betriebenen Forschungen haben im Eödenburger Comitат aus dem Bette des 1874 ausgetrockneten Mensiedlersees, dann im Tolnaer Comitат in den Flußthälern des Rapos und Sió eine größere Anzahl von Gegenständen zu Tage gefördert, die in der jüngeren Steinzeit durch Menschenhand bearbeitet sind.

Die charakteristischsten Funde aus dem Neuiedlersee sind: zwei geschliffene und durchbohrte Steinärte, einige geschliffene Beile, Schleifsteine, Messer, Feuersteinsplitter, ein bearbeitetes Hirschgeweih, endlich Bruchstücke verschiedener mit freier Hand geformter, mit Eindrücken des Fingernagels oder der Beinnadel und mit Kerbungen verzierter Thongefäße. Zweifellos bezeichnen diese Gegenstände die Cultur der jüngeren Steinzeit. Daß ihre Verfertiger auf Pfahlbauten, die über das Niveau des Sees emporragten, gewohnt hätten, ist nicht bewiesen. So lange keine Pfahlreste gefunden sind, scheint die Annahme empfehlenswerther, daß diese Ansiedlung auf dem damals trockenen Boden des Sees gestanden habe.

Im Tolnaer Comitat hat die Gegend der Dörfer Kőlesd, Puszta-Borjáb, Medina und Máczegres zahlreiche Funde aus der jüngeren Steinzeit, namentlich Thongefäße geliefert. Alle aber werden an wissenschaftlichem Interesse übertroffen durch den in seiner Art einzigen Lengyeller Fund, der in der Nähe des Dorfes Lengyel längs des Raposflusses auf einer etwa 15 Foch großen, aus einer Lösschichte bestehenden und mit einem Erdwall umzogenen Anhöhe gemacht wurde. Es ist dies eine jener wenigen urzeitlichen Niederlassungen Ungarns, die durch systematische Nachgrabung erforscht sind. So geben denn die Örtlichkeit, die vorgefundenen 150 Skelette und etwa 10.000 Stück primitive Artefacte ein deutliches Bild jenes Volkes, seiner Lebensweise und seiner Handfertigkeit. Die Schädel sind von beträchtlicher Größe und einer Form, wie sie selbst unter den ariischen Völkern selten so schön vorkommt; sie berichten von einer geistig besonders entwicklungsfähigen Race. Es scheint, daß das Zusammenleben auch schon irgend eine gesellschaftliche Organisation als Grundlage hatte; die Bearbeitung der Stoffe stand jedoch noch auf niedriger Stufe. Die Handfertigkeit reichte hinsichtlich des Zusammenfügens der Stoffe nur so weit, daß mit Lehm verstrichene Ruthengeflechte gefertigt und daß im Bohrloch der Steinart ein Stiel befestigt wurde. Von etwas Gebautem ist daher keine Spur vorhanden. Als Wohnungen dienten in den Löss gehöhlte bienenkorbförmige Löcher, 3 bis 4 Meter hoch, am Grunde 2 bis 3 Meter breit und an der Spitze mit einer runden Eingangsöffnung versehen. In besonderer Gruppe befinden sich gleichfalls im Löss ausgehöhlte, allein weniger tiefe Feuerstellen, deren Boden mit einer Aschenschicht, mit Küchenabfällen, Thierknochen und Gefäßscherben bedeckt ist. Die Getreidespeicher waren gleichfalls bienenkorbförmige, 3 Meter tiefe, jedoch engere und mit lehmbevorfenem Weidengeflecht gefütterte Höhlungen, aus denen große Thongefäße mit verkohltem Getreide ans Licht gefördert wurden. Die Todten waren mit dem Gesicht gegen Osten, in kauerner Stellung auf die rechte Seite gelegt, begraben. Die in den Wohnungen und Gräbern gefundenen künstlichen Gegenstände sind: aus Feuerstein, Obsidian und Saspis gespaltene Messer, Schaber, Pfeilspitzen, durch Abplitterung zugespitzte Bohrer, Ärte, Meißel,

durchbohrte Beile und Schlagkolben aus geschliffenem Stein, Mahl-, Spalt- und Schleifsteine, aus Knochen und Geweihen geformte Werkzeuge, aus Dentaliumschnecken, Muscheln und Thon, vereinzelt sogar aus Kupfer gefertigte Perlen, endlich aus grobem Thon mit freier Hand geformte, mangelhaft gebrannte, hie und da roth gefärbte, primitiv verzierte Gefäße von verschiedener Gestalt.

Aus Kupfer geschmiedete Geräthe wurden jenseits der Donau bisher nur sporadisch und stückweise gefunden. Ein größerer Fund aus der Kupferzeit, welche die beginnende Bearbeitung der Metalle bezeichnet und der Bronze vorausgeht, ist in dieser Gegend bisher nicht gemacht.

Aus der Bronzezeit findet sich bisher jenseits der Donau keine durch systematische Ausgrabung erforschte größere Niederlassung. Denkmäler dieser Kulturperiode wurden dort nur durch glücklichen Zufall und meist sporadisch gefunden. Die Grabfunde sind sehr selten. Unter den Depotfunden kommt kein aus noch unbenützten Gegenständen bestehendes sogenanntes Handelsdepot vor. Außer den Resten einiger Gußwerkstätten sind am häufigsten in Gefäßen verwahrte, zumeist geringere Schatzfunde. Erwähnung verdienen die im Baranyaer Comitat bei Bozjóf, im Tolnaer Comitat zu Duna-Földvár und Mohács, im Bezprémer Comitat bei Bakony-Somhegy, ferner im Komorner Comitat an nicht näher bestimmtem Orte gefundenen Werkstättenreste. Vom Bozjófer Fund sind 200 Stück die Gußwerkstätte charakterisirende verschiedenartige Bruchstücke, Rohstoffe und unbeschädigte Gegenstände, meist Sichelu und Hohlcelte, aus dem Komorner Comitat etwa 60 Stück ins ungarische Nationalmuseum gelangt. Einzelne Gußformen wurden in den Umgebungen von Fünfkirchen, Eresi und Duna-Földvár gefunden. Bedeutendere Schatzfunde sind die von Eresi im Weißenburger, von Gyermely (34 Stück) im Komorner, von Kér (60 Stück), Csabapuzta (36 Stück), Törökpány und Drezi (30 Stück) im Somogner, von Bonyhád (208 Stück) und Káczegres im Tolnaer, von Güns (mehrere hundert Stück) im Eisenburger und von Pölöske (40 Stück) im Zalaer Comitat. Bei Kezthely befanden sich in einem aus Steinen zusammengefügtten Grabe neben dem Skelet eine Nadel und eine Schwertklinge aus Bronze; bei Csabrendek, gleichfalls im Zalaer Comitat, zwei Skelette und neben jedem ein Gürtel, ein Schwert, eine Stecknadel, ein Armband und eine Lanzenspitze, sämmtlich aus Bronze. Denkmäler der anderen in der Bronzezeit gebräuchlichen Bestattungsweise, der Leichenverbrennung, sind die in Simontornya gefundene Aschenurne, in der sich drei Nadeln, zwei Ohrgehänge, ein gedrehter Keif und vier Scheiben befanden, ferner die bei Duna-Almás im Komorner, bei Perkáta und Nagy-Loót im Weißenburger, bei Gerjen und Kölesd im Tolnaer Comitat auf-gegrabenen Urnenfelder. Am letzteren Orte fanden sich auch einige Bronzegegenstände. Die sporadischen Funde sind verhältnißmäßig die zahlreichsten. Die erwähnten größeren

Funde mitinbegriffen wurden in den zwölf Comitaten jenseits der Donau an mehr als fünfzig Orten Geräthe der Bronzezeit gefunden. Diese Thatsache stellt es außer Zweifel, daß die Cultur der Bronzezeit in allen Theilen des Landes jenseits der Donau verbreitet war. Ferner beweisen die beiden größeren Gußwerkstätten und die einzelnen Gußformen, daß die Bronzeeräthe nicht aus der Fremde im Wege des Handels hieher gelangten, sondern daß auch die Bewohner dieser Gegend im Bronzeuß bewandert waren, daß sie jene Behandlungsart des Rohstoffes, die ein Hauptkennzeichen dieser Culturperiode bildet, auszuüben verstanden. Trotz alledem muß freilich zugegeben werden, daß das Land jenseits der Donau im Vergleich zu anderen Theilen Ungarns an Denkmälern der Bronzezeit arm ist. Überblickt man die Gesammtheit der Denkmäler, welche die Bronzezeit jenseits der Donau zurückgelassen, so erkennt man als ihre Eigenthümlichkeit, daß die Zahl der zu friedlichem Gebrauche bestimmten Geräthe überwiegt. Häufig sind namentlich Celte verschiedener Art und Sichel, auch kommen Schmuckgegenstände (Nadeln, Armringe, Gürtel, Ohrgehänge u. s. w.), dagegen nur wenig Waffen vor. Pfeil- und Lanzenspitzen, Schwerter u. s. f. finden sich, meist in Bruchstücken, auch in dieser Gegend, nicht aber die charakteristischsten Werkzeuge der Bronzezeit in Ungarn, jene mit eingegrabenen Linien reich verzierten gewaltigen Spitzhacken, Handbeile, Stockbeile und Hämmer, sowie die als Handschutz dienenden Spiralscheiben. Das bei Gilvánfa im Baranyaer Comitат gefundene Bronzebeil ist eine Ausnahme. Dazu kommt noch, daß auch die die ungarische Bronzezeit charakterisirenden Formen bei den Gegenständen von jenseits der Donau sehr selten sind. Die lilienblattförmigen Schwertklingen und die prächtigen, in Form einer Schale endigenden Schwertgriffe sind dort fast unbekannt. Ein schönes Exemplar ist neuestens aus Sopron-Nyék (Ödenburger Comitат) ins ungarische Nationalmuseum gelangt. Auch die mit Drahtspiralen versehene flache Fibel, eine eigenthümliche ungarische Form, und die Sichel mit zurückgebogenem Stiel kommen in dieser Gegend nur ausnahmsweise vor. Eine solche Fibel wurde in der Raaber Gegend gefunden, eine andere im Schatz von Ghermely, und eine Sichel mit zurückgebogenem Stiel kam im Schatz von Kér vor.

Daß die Thonindustrie der Bronzezeit weit vorgeschritten war, bezeugen einige kleinere Funde, besonders die bei den Dörfern Gerjen und Kölesd im Tolnaer Comitат ausgegrabenen Gefäße. Die Formen der sehr verschiedenartigen, größeren und kleineren, mit freier Hand gebildeten Gefäße sind stets zweckmäßig und oft zierlich, das geometrische Ornament, dessen mit freier Hand gezeichnete oder mit einem Model eingepreßte Linien durch die weißliche Farbe einer Kalkeinlage mehr Bestimmtheit gewinnen, ist gut angeordnet, die Henkel haben am Rande des Gefäßes eine mondartige Vertiefung, lauter Eigenschaften, durch welche diese beiden Funde die Töpferei der Bronzezeit in ausdrucksvoller Weise kennzeichnen.

In der auf die Bronze folgenden Eisenzeit war das Land jenseits der Donau, wie ganz Mittel-Europa, von Kelten bewohnt, und zwar saßen sie, wie es scheint, am dichtesten nördlich vom Zwischenlande der Donau und des Plattensees in den Comitaten Tolna, Weißenburg, Pest, Gran und Komorn, sowie in der Gegend des Neusiedlersees. Dort hauste der Stamm der Kravisker, hier der der Bojer, dessen Spuren wir auch in Ober-Italien, Baiern und Böhmen begegnen. Diese, wie es scheint, von friedlicheren Neigungen erfüllten, gelehrigeren Stämme des kriegerischen, durch eine mächtige Individualität hervorragenden Keltenvolkes standen auf höherer Culturstufe und waren in Städten ansässig. Dies beweist auch der Umstand, daß das Land jenseits der Donau sogar noch in römischer Zeit nicht weniger reich an keltischen Ortsnamen war als Gallien selbst. Nennen wir davon: Aquincum, Misca, Bregetio, Sabaria, Scarabantia, Arabona, Crumerum, Cambona, Lugio, Gurta, Matrica. Außerdem kennen wir aus römischen Inschriften Unter-Pannoniens bisher schon über fünfzig keltische Namen.

Die Denkmäler aus der Keltenzeit stehen jedoch in keinem Verhältniß zur Zahl der Ortsnamen, noch auch zu der wichtigen geschichtlichen Rolle, welche dieses Volk hier, vom Beginn des IV. Jahrhunderts vor Christus angefangen, über 300 Jahre lang gespielt hat. Der Zahl nach sind das Bemerkenswerthe die Grabhügel, deren größere Kammer oder kleinere Höhlung zumeist mit Stein, seltener mit Holzpfosten ausgekleidet war; noch seltener sind die mit Stein gewölbten Kammern. Solche Grabhügel finden sich am häufigsten im Mittelpunkte des von keltischen Stämmen bewohnten Gebietes: im Weißenburger Comitate „Százhalom“ („hundert Hügel“) bei Erd, dann im Greßtmynwalde bei Csurgó, auch bei Pátka und Mjó-Szent-Jván; ferner bei Budapest, in der Kelenföld-Ebene südlich des Blockberges; bei Szalaczka im Somogher, bei Bonyhád (wiederum „Százhalom“) im Veßprémer, bei Csabrendek im Zalaer, bei Hővej im Ödenburger Comitats, hier aber ganz besonders auf den Bergen bei Ödenburg. Diese Denkmäler haben längst die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt. Sehr viele Hügel wurden auch eröffnet, doch erfüllte ihr Inhalt die Erwartungen nicht. Außer Ascheurnen und den Scherben einiger anderer Gefäße erhielt man nur wenige kleinere Eisen- und Bronzegegenstände, während aus den Pátkaer Hügeln unter Anderem zwei silberne Gewandspangen an den Tag kamen.

Die aus grobem Thon mit der Hand geformten und meist schlecht gebrannten Gefäße oder deren Bruchstücke deuten durch ihr allerdings sehr primitives Ornament, so namentlich durch den auf barbarische Art hergestellten Mäander, darauf hin, daß das Volk, dessen Bestattungssplatz hier vorliegt, die römische Kunst schon kannte. Auch das Vorkommen einiger Scherben von rothen Gefäßen spricht dafür. Dies erklärt sich entweder daraus, daß die Kelten schon im V. Jahrhundert v. Chr. in Ober-Italien mit den Römern verkehrt

haben, oder daraus, daß sie sich diese Einzelheiten unter den römischen Eroberern aneigneten und sie dann plump nachahmten. Darum ist die Zeit der Gräber, die zwischen dem IV. Jahrhundert vor und dem IV. Jahrhundert nach Christus schwankt, nicht genau festzustellen. Wahrscheinlicher jedoch sind es Keltengräber einer verspäteten Eisenzeit aus den Jahrhunderten nach Christus.

Die ihrem Inhalte nach bemerkenswerthesten Grabhügel liegen auf dem Redouten-, Burgstall- und Varisberge bei Ödenburg. Auf den durch mächtige Erdwälle geschützten Gipfeln dieser Berge wohnten die Menschen in Gruben von sechs bis zwölf Meter Durchmesser und zwei Meter Tiefe, die mit Steinen ausgelegt und mit Zweigen bedeckt waren. Sie verbrannten ihre Todten außerhalb des Wallringes in aufgehobenen und mit Steinen ausgelegten Gruben, über denen sie dann Hügel errichteten. In den letzten sechs Jahren wurden auf diesen Berggipfeln etwa fünfzig Gräber geöffnet, aus denen über 300 Gefäße, aus jedem 1 bis 18 Stück, größtentheils in kleine Stücke zerbrochen, ans Tageslicht kamen. Sie sind sämmtlich aus wenig geschlammtem Thon, ohne Benützung der Töpferstempel, mit freier Hand geformt und schwach gebrannt. Einige zeigen außen schwarze, innen graue Glasur, auch kommen welche von röthlichgelber Farbe vor. Ihre Form ist sehr verschieden: Schalen mit Fuß, gehenkelte, henkellose und doppelte Töpfchen, flache Schüsseln, Teller, u. s. w. Ihre Größe wechselt vom kleinsten Napf bis zur Urne von 60 Liter Gehalt. Die charakteristischste Form ist die einer Halsurne mit engem Boden, plötzlich ausgebauchtem Körper und kleiner Mündung. Es gibt einfache Exemplare ohne jeden Schmuck und auch verschiedenartig ornamentirte. Die Elemente des Ornamentes sind: mit scharfem Instrument in die Gefäßwand eingegrabene Linien, besonders Dreiecke, Kreise, Schneckenlinien, Perlenchnüre, ferner Furchen, aufgelegte Buckel, kleinere Knöpfe, Schnüre und Leisten. Die Anordnung des Ornamentes paßt sich stets dem Bau des Gefäßes an. Bei einigen Halsurnen ist der Hals gleichfalls durch Figuren verziert, die aus eingegrabenen Linien bestehen. Die sehr primitive, meist aus Dreiecken zusammengesetzte Zeichnung der Figuren erinnert an Stickmuster.

Unter den aus Thon gefertigten Gegenständen sind besonders erwähnenswerth die vierfüßigen, halbmondförmigen, mit Furchen und Knöpfen verzierten Gestelle, an denen die einwärts gekrümmten Hörner des Halbmonds in Stier-, Widder- oder Hundeköpfe, auch in Köpfe von nicht bestimmaren Thieren enden. Zweck und Bedeutung dieser Gebilde sind bisher noch nicht festgestellt.

Auch einige Halsringe und Nadeln aus Bronze und Eisen, bronzene Spangen, eiserne Messerklingen, ferner emailirte Glasperlen wurden in diesen Gräbern gefunden. Diese geringe Zahl von Metallgegenständen scheint darauf zu deuten, daß die Bewohner dieser Niederlassung, die dem Stamm der Bojer angehörten, ein armes Volk waren.



Der Grabstein Bato's.

Die Thongefäße sind nach Herstellungsart, Form und Verzierung so charakteristisch und stimmen so mit den Hallstatter Gefäßen überein, daß man den Ursprung dieser Gräber in die Hallstatter Zeit der Eisenperiode setzen muß. Auch aus neun Hügeln bei dem Dorfe Marcz im Eödenburger Comitat, wo ebenfalls verbrannte Leichen bestattet waren, wurden einige Bronzegegenstände, eiserne Ringe und Messerklingen des Hallstatter Typus, außerdem aber ein mit Graphit überzogenes rothes Gefäß an den Tag gefördert.

Dem Kreise der Hallstatter Cultur gehören ferner die Bronze- und Eisengegenstände, sowie Thongefäße des Volkes an, das sich später auf dem Eis der der jüngeren Steinzeit angehörigen Einwohner der Lengyeller Erdwälle (im Tolnaer Comitat) niedergelassen hat.

An diese Grabfunde reiht sich ein interessanter Schatzfund. Bei dem Dorfe Kurd des Tolnaer Comitats wurden 1884 im Sandbette des Kaposflusses durch badende Kinder 14 gerippte Bronze eisten gefunden. Ebenda fand man auch unter der Torfschichte einen 82 Centimeter hohen, aus Bronzeplatten mittelst Hesten zusammengesetzten Kessel. Wahrscheinlich waren die Eisten in den Kessel gepackt und so durch den Besizer vergraben worden. Solche gerippte Eimer sind charakteristische Gegenstände der Hallstatter Culturperiode und unter Anderem zweifellose Beweise, daß die Kelten Manches von den Etruskern gelernt hatten.

Die Gegenstände der sogenannten La-Tène- oder entwickelteren Eisenzeit wurden ungefähr

an den nämlichen Stellen wie die Hallstatter Objecte, jedoch in geringerer Anzahl gefunden. Bei Eödenburg wurden innerhalb der Erdwälle des Furgstall- und Redoutenberges, besonders auf dem Grunde der ehemals bewohnten Gruben zahlreiche Scherben, ferner auf dem dortigen Wienerhügel mehrere schön gefornite Gefäße, ein eisernes Messer

mit Hakengriff, eine Lanzenspitze, ein Armring und ein bronzenes Halsreif, endlich vier bronzene Gewandspangen gefunden. Sämtliche Gegenstände, insbesondere der Griff des eisernen Messers und die vier Spangen, haben entschieden den Charakter der La-Tène-Periode. Die Spangen sind aus dickem Bronzedraht gefertigt und haben die Form eines Steigbügels, an dessen einem Ende, am Aufsatz der Nadel, der Draht sich schneckenförmig ringelt, während am anderen Ende die Scheide der Nadel sich rückwärts gekrümmt auf den Obertheil des Steigbügelbogens legt. Aus dem Ödenburger Comitats sind noch die Funde von Petőháza und Balf zu erwähnen, die gleichfalls aus eisernen Waffen und bronzernen Schmucksachen bestehen; es sind lange Schwerter, ein Messer mit Hakengriff, eine Lanze, ferner Halsreifen und Gewandspangen. In der von den Aravisern bewohnten Gegend bei Regöly wurden gleichfalls aus der Torfschichte des Kaposthales in den letzten acht Jahren zahlreiche Gegenstände aus der La-Tène-Periode zu Tage gefördert. Die Funde vermehrten sich im Nationalmuseum allmählig zu einer reichen und diese Periode gut charakterisirenden Sammlung von Schmuckgegenständen, welche aus beinahe tausend Stück Bernsteinperlen, aus goldenen Perlen von Filigranarbeit und in figuraler Ausführung, aus goldenen Mädchen mit Speichen, aus Silberspangen verschiedener Gestalt und Größe, aus Ketten, bronzernen Armringen, Reifen, Anhängeln und aus den Bruchstücken eines Bronzegürtels bestehen. Aus der Gegend von Totis gelangte eine größere Sammlung von Schmuckgegenständen: silberne Armringe und Reifen von zierlicher La-Tène-Kunst aus römischer Zeit und eine emailirte Scheibe, desgleichen aus Pilis-Maróth eine bronzene Gürtelkette in das Ungarische Nationalmuseum.

Von den die Kultur der Eisenzeit aufweisenden Kelten, und zwar von ihrem aravischen Stamme, sind auch einige in Relief gearbeitete Denkmäler, Grabsteine, jenseits der Donau erhalten geblieben. So wurde zu Alsó-Szent-Iván im Weißenburger Comitats das durch Mogitmars dem Bato, Sohn des Tranto, und dem Firmus errichtete Grabdenkmal gefunden. Die Steinplatte ist in drei Felder getheilt. In dem vertieften oberen Felde erblickt man die Reliefbildnisse von Bato und Firmus. Die roh gearbeiteten Figuren zeigen das kurz geschorene Haar auf der Stirne in Schneckenlinien geordnet, den Hals umgibt ein Spigenkragen, der die enge Kleidung deckt. Die rechterseits stehende Figur legt die linke Hand auf die Schulter der anderen. Beide legen die rechte Hand auf die Brust. Die linksseitige Figur hält in der linken Hand ein für wohlriechendes Öl bestimmtes Fläschchen. In dem Felde unter der Nische steht die lateinische Inschrift, die uns über das Denkmal aufklärt. In der Vertiefung des unteren Feldes befindet sich gleichfalls eine Reliefdarstellung. Ein Soldat führt sein Pferd, ein zweiter reitet hinter ihm. Die übrigen Denksteine haben mit diesem den Zug gemein, daß ein Feld, meistens das mittlere, durch reitende oder fahrende Figuren ausgefüllt ist.

Nach auf Münzen kommen keltische Namen vor. Häuptlinge der Kelten mochten *Viatec*, *Cobrovomarus*, *Monnor*, *Evoiriz*, *Busu*, *Titto* und *Nonnos* gewesen sein, deren Namen man auf Silbermünzen von Preßburg, Ungarisch-Altenburg und aus anderen Gegenden liest. Ein ähnliches Denkmal des Araviskerstammes bilden die im vorigen Jahrhundert zu *Bia* gefundenen 80 Stück Denare mit den Aufschriften *Kavin* und *Kausci*.

Durch die römische Eroberung tritt der jenseits der Donau gelegene Theil Ungarns, als Kern der Provinz Pannonien, mit einem Schlage in den Mittelpunkt der Geschichte des Alterthums. Was immer der Grund gewesen, daß die römischen Waffen sich gegen das Donauland wandten, sicher ist es, daß der militärische Schwerpunkt Roms seit dem Beginn dieses Unternehmens in Pannonien lag, nach der völligen Eroberung aber die pannonischen Legionen oft eine entscheidende Rolle in der inneren Geschichte Roms spielten.

Der natürlichen Gestaltung des Landes und dem Betragen der feindlichen Völker entsprechend, erfolgte die Eroberung und in Verbindung mit ihr die Organisation der Vertheidigung wie die Civil-Colonisirung in mehreren Abtheilungen; dieser Proceß erstreckte sich über 220 Jahre, von *Octavianns* (34 v. Chr.) bis zur Oberbefehlshaberenschaft des *Septimius Severus* (185 n. Chr.).

Das eigentliche Eroberungswerk wurde im Jahre 9 n. Chr. von Kaiser *Augustus*, dem Beginner des Unternehmens, durch Besiegung der pannonischen Stämme beendigt. Damals entstand die erste große Vertheidigungslinie, die längs der Save, durch die Lagerplätze *Sirmium* (*Mitrovitz*) und *Siscia* (*Sissek*) und mehrere Kastelle besetzt, Pannonien von Dalmatien schied.

In dieser Zeit der bewaffneten Eroberung scheint das heutige ungarische Gebiet jenseits der Donau noch geringe Wichtigkeit zu haben. Als wäre der zwischen die Raab und Save fallende Theil der Donaulinie der Aufmerksamkeit der römischen Strategie entgangen, oder als hätte er vielleicht wegen der friedlicheren Gemüthsart der hier wohnenden keltischen Stämme keine bewaffnete Einmischung nöthig gemacht. Im zweiten Jahre nach Christus standen längs der Donau schon zwei Legionen, doch findet sich noch kein Ort von römischer Gründung. Der älteste ist die im Gebiete der *Bojer* um das Jahr 14 n. Chr. entstandene Veteranencolonie *Scarabantia* (*Ödenburg*).

Kaiser *Claudius* (41 bis 54 n. Chr.) besetzte die zweite große Vertheidigungslinie, welche die Obere Donau mit *Aquileja* verbindet und Pannonien von *Noricum*, dieses aber von *Nhätien* schied. Die Linie ging mit zwei Ästen von *Bindobona* und *Carnuntum* aus, die sich bei *Scarabantia* trafen, und zog dann über *Sabaria* (*Steinamanger*) nach *Poetovio* (*Pettau*), wo sie sich mit der von *Murja* (*Esseg*) ausgehenden Draulinie und der von *Sirmium* herankommenden Savelinie vereinigte. *Sabaria* war gleichfalls eine

Militär-Niederlassung; es wurde durch Kaiser Claudius um das Jahr 50 n. Chr. gegründet.

Die Befestigung der Donaulinie kam in den letzten Jahren des ersten Jahrhunderts nach Christus an die Reihe. Die Dacier gaben den Anlaß dazu. Der erste, der die Wichtigkeit dieser Maßregel erkannte, war Kaiser Vespasianus (69 bis 79). Er machte Aquincum zum festen Lagerplatz und legte den Grund zur Befestigung der zwischen Aquincum und Murja liegenden Donaulinie. Dann kam Trajan (98 bis 117) und errichtete als Erforderniß der militärischen Operationen gegen etwaige Angriffe der Quaden ein Lager in Bregetio (Szőny), woran sich die Befestigung der zwischen Aquincum und der Raabmündung gelegenen Donaustrecke schloß.

Während des Krieges gegen die Dacier erfolgte die Zweitheilung Pannoniens. Die Theilungslinie begann wahrscheinlich an der Raabmündung, umging den Plattenjee an seiner nordöstlichen Ecke und zog in gerader Richtung gegen die Save hinab. Der westliche Theil hieß Ober-, der östliche Unter-Pannonien. Hadrian (117 bis 138) verlegte die Theilungslinie östlicher, so daß Bregetio an Ober-Pannonien fiel.

Nach den beiden siegreichen Feldzügen Marc Aurels und Commodus' gegen die germanischen Stämme der Markomannen und Quaden und gegen die Sazygier (166 bis 183) gewann die zwischen dem Dñer Gebirge und der Savemündung liegende Donaustrecke eine noch größere Wichtigkeit, was zur Folge hatte, daß die Anzahl der auf dieser Linie liegenden Festungen sich verdoppelte.

Vollendet war das Vertheidigungssystem des Landes im Jahre 185, als Septimius Severus die Stellung des Oberbefehlshabers in Pannonien bekleidete; doch bauten auch noch die Kaiser des III. Jahrhunderts einzelne Festungen. Die Diocletianische Organisation (297) brachte nur die Änderung, daß die Scheidelinie der beiden Pannonien wieder nach Westen gerückt wurde und ein Theil des so vergrößerten Unter-Pannonien, längs der Donau bis Lussimum (Paks) und westlich bis an das Bakonygebirge, nun unter dem Namen Valeria ein besonderes Vertheidigungsgebiet bildete.

In diesem Vertheidigungssystem Pannoniens fallen folgende Hauptorte auf das ungarische Gebiet jenseits der Donau: das von Kaiser Vespasianus gegründete Aquincum, Colonie und fester Lagerplatz einer Legion (II. adjutrix); das von Trajan gegründete und von Marc Aurel zum Municipium erhobene Bregetio, fester Lagerplatz einer Legion (I. adjutrix); das im Jahre 14 n. Chr. gegründete und von Vespasian zum Municipium erhobene Scarabantia; die durch Claudius gegründete Colonie Sabaria.

Längs der Straßen, die diese Orte mit einander verbanden, stand eine dichte Reihe kleinerer, durch Mauern geschützter Lager. Die Donaulinie von Carnuntum bis Murja war durch etwa 25 Forts vertheidigt: Flexum (Ungarisch-Altenburg), Quadrata (Öttevény),

Arrabona (Raab), Ad Statuas (Gönyö), Ad Mutenum (Ncs), Bregetio, Azao (Almás), Crumerum (Myrgeß=Ujfalú), Solva (Gran), Ad Herculem (Pilis=Maróth), Carpis oder Cirpi Manjio (gegenüber von Tahi), Ulcisia (Szent-Endre), Aquincum, Campona (Tétény), Matriza (Ercsi), Betus Salina (Adony), Intercisa (Duna-Bentele), Annamatia (Fölsbár), Luffunium (Paks), Alta Ripa (Tolna), Alisca (Szegszárd), Lupio (Bátaszék), Altinum (Mohács), Antiana (Baranyavár), Aureo Monte (Monostor), Murja.

Andererseits waren Carnuntum, Bregetio, Aquincum, Murja und mehrere der zwischen ihnen befindlichen Forts durch wohlgeschützte Straßen mit Sabaria verbunden, das als Knotenpunkt des Rückzugs von der Donaulinie ein Platz von großer strategischer und commercieller Wichtigkeit war. Unter Anderem führten von der Draumündung zwei Straßen nach Sabaria. Sie gingen von Altinum aus und trennten sich bei der Station Sopianä (Fünfkirchen), um den Plattensee an seinem südwestlichen, beziehungsweise südöstlichen Ende zu umgehen. Die erstere hatte eine Station Mogentiana (Genék bei Késhely), die andere berührte, in drei Richtungen verzweigt, die Stationen Fortiana (Simontornya), Herculia (Stuhlweißenburg), Tricciana (Siófok) und Cimbriana (Veszprém).

Diese Liste zeigt, daß die jetzigen Städte jenseits der Donau fast ausnahmslos im römischen Vertheidigungssystem ihre Rolle spielten und größtentheils schon vor der römischen Eroberung, zur Keltenzeit bewohnte Orte waren. In Verbindung mit den Militärstationen entstanden größere und kleinere Civilcolonien, die Überbleibsel der alten Bevölkerung verschmolzen nach und nach mit den Römern und beide zusammen legten den Grund zur neuen Cultur dieser Gegend.

Die Spuren der großen Verheerungen durch Kriege und Aufstände verschwanden allgemach während der fünfzig Friedensjahre nach der Unterwerfung Daciens. Die pannonischen Legionen setzten sich durch militärische Disciplin, noch mehr aber durch ihre das Reich sichernden Kriegsthaten in großes Ansehen und rissen im Bewußtsein ihres Vorranges seit dem Ende des II. Jahrhunderts mehr als einmal die Entscheidung bei der Kaiserwahl an sich. Gleichzeitig nahm, insbesondere von der Politik des Septimius Severus begünstigt, das Civilleben und damit verbunden die Cultur einen starken Aufschwung. Die Romanisirung jenseits der Donau erreichte im III. Jahrhundert die höchste Stufe ihrer Blüte.

Wie anderwärts, so war auch in dieser Gegend das Heimischwerden der römischen Macht und Bildung in erster Reihe durch Werke der Baukunst bezeichnet. Die Lagerplätze und Forts waren durch starke Gürtel von Steinmauern geschützt, dazu kamen noch die meisterhaft angelegten Straßen, Bogenbrücken und Wasserleitungen, sowie andere der Religion und der Bequemlichkeit des Lebens gewidmete Bauten.

Die in Aquincum erhalten gebliebenen baulichen Reste der Römerherrschaft haben wir im III. Band „Ungarn“ dieses Werkes geschildert. Aus diesen zu schließen, ist es wahrscheinlich, daß die Römer „jenseits der Donau“ keine so gewaltigen Bauten aufgeführt haben wie in anderen Ländern, z. B. in Gallien. Doch weist die der strategischen Wichtigkeit der Gegend entsprechende Befestigung derselben, wie wir sie soeben skizzirt haben, darauf hin, daß eine große Anzahl von Bauwerken verschiedenen Zweckes vorhanden gewesen sein muß. Ein zweifelloser Beweis dafür ist, daß die Pflugschar des Ackermannes sozusagen an jedem Punkte jenseits der Donau Backsteine ans Licht bringt, die von zerstörten Gebäuden sprechen, und unter diesen Ziegeln geben viele durch die Stempel, die sie tragen, Auskunft über die Standorte der Legionen und Cohorten, andere über die Befehlshaber, so daß sie als Quellen zur römischen Bau- und Kriegsgeschichte dienen. Die Ziegel der „legio I. adjutrix“ wurden in S-Szöny, die der „II. adjutrix“ außer in Altöfen auch in Pilis-Maróth und Duna-Pentele gefunden. Hier und da läßt sich aus den größeren Bruchstücken der Grundmauern auch noch auf die Form des Bauwerkes ein Schluß ziehen.

Am wichtigsten sind die mit Inschriften versehenen Denksteine. Zahlreiche Altäre und Botivsteine geben Kunde von den religiösen Zuständen der Provinz. Die meisten sind Botivsteine zur Ehre Jupiters.

Häufig sind ferner in der Gegend von Aquincum die dem Silvanus geweihten Altäre. Auch die Denkmäler dieser Gattung bezeugen, daß schon zu Ende des II. Jahrhunderts auch in Pannonien der mysteriöse Dienst der orientalischen Gottheiten, und zwar des Jupiter Dolichennus, beziehungsweise Mithras verbreitet war. Zu Sár-Pentele im Weißenburger Comitatus, am Sitze der römischen Staatsreligion in Unter-Pannonien, wurde ein Botivstein gefunden, der durch die gesammte Priesterschaft der Provinz dem Dolichenus gesetzt ist. Die auf die Kaiser bezüglichen Botivsteine und Meilenzeiger, dann die Militärabschiede und sonstigen mit Inschriften versehenen Denkmäler, sowie überhaupt die pannonischen Denkmäler mit sehr wenigen Ausnahmen stammen aus dem 150 Jahre umfassenden Zeitraum zwischen der Mitte des II. und dem Beginn des IV. Jahrhunderts. Diese Denkmäler berichten zwar über keine bedeutenderen politischen Ereignisse, wie etwa Kaiserwahlen oder kaiserliche Aufenthalte in der Provinz, oder wichtigere kaiserliche Verfügungen, immerhin aber stützt und erweitert ihr Inhalt unsere Kenntnisse, er enthüllt uns zahlreiche interessante Momente der Militär- und Civilverwaltung dieser Provinz, sowie ihres Privatlebens.

Wenn indeß ein Beschluß des römischen Senats das Andenken irgend eines Kaisers auslöscht, so finden sich die Spuren davon auch auf den pannonischen Inschriftsteinen, besonders den Meilenzeigern. So wurden die Namen, ja mitunter selbst die ganzen Titel

der Kaiser Maeriuus (217 bis 218), Elagabalus (218 bis 222), Alexander Severus (222 bis 235), Maximinus und Maximus (235 bis 238) von den aus ihrer Regierungszeit stammenden Inschriftsteinen hinweggemeißelt.

In dieser Gruppe von Denkmälern sind noch die Steinsärge und Grabsteine zu erwähnen, da sie uns die Bestattungsgebräuche der Provinz kennen lehren, andererseits aber auch durch ihren Reliefschmuck den Zustand der Plastik in der Provinz beleuchten. Allerdings stellte die Pietät gegen die Todten keine besonderen künstlerischen Ansprüche, daher denn diese Denkmäler keine Kunstschöpfungen, sondern in Steinmetzwerkstätten nach allgemein gebräuchlichen Mustern hergestellt sind. Trotzdem gestatten sie einen Schluß auf die hiesige plastische Kunstübung, insoferne sich eine Spur der entwickelteren Kunst in der Regel auch in der Arbeit des Handwerkers zeigt. Diese Denkmäler haben übrigens für das Land jenseits der Donau noch ein gesteigertes Interesse, weil andere plastische Werke nur ganz vereinzelt erhalten sind.

Die Römer bestatteten in der Nähe der Castra, Colonien und sonstigen Wohnplätze, in der Regel längs der Militärstraßen, und zwar die Armen einfach, die Vornehmen,

Reichen mit größerem Prunk. Aquineum und Bregatio waren jedes der Lagerplatz einer Legion, hier wohnte die vornehme und wohlhabende Classe der Römer am dichtesten beisammen. Daher sind auch in der Nähe dieser Orte die meisten und schönsten Steinsärge



Römische Alterthümer im Ungarischen Nationalmuseum: Bacchische Gruppe und Gefäße aus Bronze, Hercules Statuette aus Elfenbein.

und Grabsteine zum Vorschein gekommen. Die ärmlichere Bestattungsart bezeugt die bescheideneren Verhältnisse der Bevölkerung von Scarabantia und Sabaria. Särge wie Grabsteine sind fast ohne Ausnahme aus dem in der Nähe ihres Fundortes gebrochenen Kalkstein gefertigt, also zweifellos an Ort und Stelle gearbeitet.

Die Sargtruhe ist gewöhnlich aus einem Stück gehauen, desgleichen der Sargdeckel. Die einfacheren haben vier glatte Seitenflächen und an der einen Breitseite die Inschrift. An den stattlicheren Särgen ist die Inschriftseite tafelförmig behauen. Der größte Luxus besteht darin, daß rechts und links von dieser Tafel in einer Nische ein geflügelter Genius von kindlicher Gestalt steht, der in einer Hand die gesenkte Fackel und einen Kranz hält. Die Grabsteine sind länglich viereckige, etwa 1 bis 3 Meter hohe und 0.50 bis 1 Meter breite Tafeln. Die einfacheren zeigen auf ihrer Fläche ein Feld, auf dem die Inschrift steht. Die hübscheren sind in zwei oder drei Felder eingetheilt, die über einander liegen, und mit einem mehr oder weniger verzierten Giebel gekrönt. Die einzelnen Felder sind zuweilen mit Säulen, Blattwerk oder anderem Zierath eingefast. In dem oberen, tiefer ausgemeißelten Felde, das eine Art Nische bildet, sieht man die Relief-Halbfiguren von zwei oder drei Personen. Im darunter befindlichen schmälern Felde ist gewöhnlich eine Opferzene mit kleineren Figuren dargestellt; doch kommen auch andere Szenen, zuweilen selbst Reiterfiguren vor. In das untere, wiederum große Feld ist die Inschrift eingegraben.

Die Reliefs zeigen sowohl an den Steinsärgen, als auch an den Grabsteinen rohe Formen und nachlässige Arbeit; ein Beweis, daß die Hauptstadt des Reiches, wo übrigens die Plastik um diese Zeit ebenfalls schon zu sinken begann, in dieser Hinsicht noch immer weit über die Provinz erhaben war, wo die Bildhauerei mit handwerksmäßiger Beschränktheit geübt wurde.

Wie schon erwähnt, sind die Werke der Steinplastik in dieser Gegend sehr selten und minderwerthig. Größere Götterstatuen und Kaiserbüsten, welche die Lager und Colonien schmückten, fehlen gänzlich. Besondere Aufmerksamkeit erregen die Mithras-Denkmäler. Sie sind wohl nicht als Kunstschöpfungen zu betrachten, aber insofern interessant, als sie ein Licht auf die Zustände der Cultur und die Verbreitung des Mithrasdienstes werfen. Im Mithräum zu Aquincum wurde das Steinbild des felsgeborenen Mithras noch an seinem ursprünglichen Standort gefunden. Der fast 1 Meter hohe und 45 Centimeter dicke Stein ist in seiner unteren Hälfte so behauen, daß er eine aus mehreren Stücken zusammengesetzte Felsmasse darstellt, um die sich eine Schlange windet, welche ihren Kopf dem aus der Felsmasse emporsteigenden Mithras zuwendet. Die jugendliche, nackte Gestalt der Gottheit ist von der Mitte des Oberchenkels an sichtbar; in der bis zur Schulterhöhe erhobenen Rechten hält sie einen Dolch, in der Linken eine brennende Fackel. Der Stiertödter Mithras,

der den anderen wesentlichen Bestandtheil des Heiligthums darstellte, ist hier nicht erhalten geblieben. Von der Darstellung dieser Szene befinden sich drei Exemplare im ungarischen Nationalmuseum. Das interessanteste stammt aus den Trümmern eines Mithräums zu Tétény. Es ist aus Kalkstein in Hochrelief gearbeitet, 68 Centimeter hoch und unten 85 Centimeter breit; der Zustand ist schadhast. In der Vertiefung des Steines, welche die Höhle darstellt, kniet ein Jüngling in orientalischer Tracht, das Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt, auf dem niedergeworfenen Stier, dessen Rüstern er mit der Linken zusammenpreßt, während die Rechte den Dolch in seine Flanke bohrt; eine Schlange



Römische Glasgefäße im Ungarischen Nationalmuseum.

leckt an dem der Wunde entströmenden Blute. Dem Opferacte wohnen zwei, gleichfalls orientalisches gekleidete Figuren bei; die rückwärts stehende hält eine gesenkte, die andere eine erhobene Fackel. Am oberen Rande der Vertiefung, mit zwar am linken Ende symbolisirt das Brustbild eines jungen Mannes mit Strahlenscheitel die Sonne, während am rechten Ende ein weibliches Brustbild den Mond darstellt. Neben dem ersteren befindet sich ein Kabe.

Das Werk einer geschickteren Hand und auch wegen seines Materials auffällig ist eine 26 Centimeter hohe elfenbeinerne Herkules-Statuette aus Sabaria im Ungarischen Nationalmuseum. Wir geben ihre Abbildung in der Gruppe römischer Alterthümer.

Die Denkmäler der Bronzeplastik jenseits der Donau sind gleichfalls kleinere Arbeiten; sie sind jedoch, wie in anderen römischen Provinzen, meist schöner als die steinernen

Bildwerke, und zugleich vollkommene Erzeugnisse des Bronze-gusses, der durch die Kelten in dieser Gegend schon einige Jahrhunderte vor Ankunft der Römer meisterlich geübt wurde. Ohne bei den Götterstatuetten zu verweilen, erwähnen wir die figurirten Bronzeverzierungen der aus Eisen construirten Wagen.

Bei Somodor im Komorner Comitats, zu Tétény in der Nähe von Ofen, zu Sár-Szent-Miklós und Nagy-Doos im Weißenburger Comitats wurden in Gräbern beinahe unverkehrte Wagen, zu Dunaföldvár, Altosfen und anderwärts kleinere Wagenbestandtheile gefunden.

Das Grab zu Somodor war besonders reich, es enthielt außer dem Wagen edelgeformte Bronzegefäße und andere Gegenstände, darunter einen Dreifuß, dessen Füße oben in Brustbildern endigen und den der Verfertiger sogar mit seinem Namen Detavius bezeichnet hat. Der oberste Rand des Wagens war mit einer 28 Centimeter hohen Gruppe von drei Bronzestatuetten geschmückt, bacchischen Figuren, die sich im Tanzschritt dem Beschauer nähern und auf ihren Schultern ein fächerförmiges Palmenblatt tragen. Auch diese charakteristisch gebildete Gruppe geben wir in Abbildung unter den römischen Alterthümern. Die Deichsel und andere Theile des Wagens, desgleichen das Pferdegeschirr, waren gleichfalls mit Statuetten geschmückt. Dieser mit überraschendem Luxus gearbeitete Wagen ist auch hinsichtlich seiner Eisenconstruktion ein Meisterwerk. Die Kelten waren berühmte Wagenbauer, und die Eisenconstruktion des Wagens ist wahrscheinlich keltischen Ursprungs; dagegen weisen die Bronzefigurchen nach Motiv und Form eher auf eine römische Hand, so daß diese Wagen gleichsam Sinnbilder der Vermischung von keltischer und römischer Cultur sind.

In das Bereich der Plastik gehören noch, obgleich sie sich mit den geschilderten Gußarbeiten nicht messen können, die aus Bronzeplatten getriebenen und zum Theil mit der Punze ausgearbeiteten Reliefdarstellungen.

Die bedeutendsten stammen aus Kömlöd im Tolnaer, aus der Fünfkirchner Gegend im Baranyaer, aus Fének im Zalaer und aus Felesuth im Weißenburger Comitats. Der Kömlöder Fund besteht aus zwei dreieckigen Platten, 36 Centimeter hoch, auf einer Basis von 27 Centimeter Breite, wozu vermuthlich noch eine dritte Platte gehört hat. Die eine Platte zeigt den auf einem Stiere stehenden Jupiter Dolichennus und einige Brustbilder, die andere ist in vier Felder getheilt, welche eine Opferscene, gleichfalls mit Jupiter, und andere Figuren enthalten. Die Fünfkirchner Bronzeplatte, 18 Centimeter hoch und 28 Centimeter breit, ist ein Stück des Beschlages einer hölzernen Geldkiste. In den drei Feldern des oberen Theiles sieht man sitzende Götterfiguren, die fünf Felder des unteren enthalten stehende Figuren, welche die münzenprägenden Städte Constantinopel, Carthago, Nicomedia und Siscia symbolisiren und der fünften Figur, der Roma, huldigen.

Die in Felesúth (Weißenburger Comitát) in einem Steinfarge mit anderen Gegenständen gefundene Bronzeplatte ist gleichfalls ein Bruchstück von dem Beschlag einer Holztruhe und hat in zwei Reihen je vier Figuren. Es sind dies Denkmäler eines schon ganz verderbten Formgefühls aus dem IV. Jahrhundert; ihre Ausführung bekundet die unerfahrene Hand. Die aus Blei gegossenen Figürchen und Reliefs sind ohne Ausnahme klein und plump geformt.



Mithrische Grabkammer zu Jünstirchen.

Die der Römerzeit angehörigen Schmucksachen und anderen metallenen Gebrauchsgegenstände, die in dieser Gegend sehr zahlreich gefunden wurden, stehen der Form und Technik nach auf höherer Stufe. Ein künstlerisches Prachtstück der Metallindustrie ist namentlich der bei Polgárdi im Weißenburger Comitát gefundene silberne Dreifuß, der bereits in einem früheren Bande dieses Werkes geschildert wurde.

Die Gefäße weisen große Unterschiede auf, je nach dem Stoffe, aus dem sie gefertigt sind. Die Bronzegefäße erinnern durch ihre edlen Formen und Verzierungen an das schönste Zeitalter griechisch-römischer Kunst. Dagegen sind die Erzeugnisse der Töpferei primitiv.

Thongefäße von sorgfältigerer Arbeit und gefälligerer Form kommen in den einheimischen Sammlungen nur ausnahmsweise vor. Auch die Terra Sigillata gehört zu den Seltenheiten. Verhältnißmäßig das Beste sind die massenhaften, ungezählten Lampen, die größtentheils den Stempel des Fabrikanten tragen. Die Glasindustrie der Gegend war im Verhältniß zu jener Zeit ungewöhnlich entwickelt und beweist dies durch die bedeutende Größe, wenn auch keineswegs gefällige Form ihrer Glasgefäße. Die schönsten Stücke finden sich in der Gegend von Raab und Steinamanger. Das aus farbigen Schichten bestehende sogenannte Millesiori-Glas, dieses eigenthümliche Erzeugniß der römischen Glasindustrie, kommt seltener vor.

Erwähnen wir schließlich den fast unvergleichlichen Reichthum des Landes jenseits der Donau an Münzen der römischen Kaiserzeit; dies allein genügt, um uns einen Begriff von der Lebhaftigkeit des dortigen Verkehrs, wie überhaupt von der Wichtigkeit dieses Theiles der Provinz zu geben.

Der größte und werthvollste Theil der bisher aus Tageslicht geförderten römischen Denkmäler ist im ungarischen Nationalmuseum gesammelt. Außerdem befinden sich noch sehr beachtenswerthe römische Alterthümer im Museum des Eisenburger Comitats zu Steinamanger, im Museum des Gymnasiums der Benedictiner zu Raab und in den beiden Museen zu Ödenburg.

Diese große Zahl von Funden hat indeß den Boden jenseits der Donau noch keineswegs erschöpft. Immer neue kommen hinzu und mehren den Schatz römischer Denkmäler, so daß man gar nicht ahnen kann, was Alles die Erde noch deckt.

Die Geschichte des pannonischen Christenthums ist nicht genauer bekannt. Die ersten Verbreiter des neuen Glaubens waren, wie die des Mithrascultus, wahrscheinlich römische Soldaten, die theils aus dem Süden, theils von Osten kamen. Schon in den ersten Jahrhunderten mögen sich unter den Legionären einzelne Gläubige gefunden haben. Später, als die Römer hier heimisch wurden und die keltischen Stämme mit dem Römerthum verschmolzen, ging die Verbreitung des Christenthums mit der Romanisirung sozusagen Hand in Hand und es faßte zuerst in den alten Colonien tiefer Wurzel. In der Savegegend, wo die Romanisirung raschere Fortschritte gemacht hat, verbreitete sich von der Mitte des III. Jahrhunderts an auch das Christenthum schneller in der Civilbevölkerung; zu derselben Zeit waren im Lande jenseits der Donau Christen noch immer bloß unter den Soldaten zu finden.

Auch die frühe Geschichte der kirchlichen Organisation des hiesigen Christenthums ist dunkel. Manche halten den Apostel Andreas, Andere den Apostel Petrus für den Begründer der pannonischen Kirche. Die Organisation der kirchlichen Verwaltung Pannoniens entstand schwerlich vor Ende des II. Jahrhunderts und gelangte erst im

Laufe des III. ja in der Donaugegend erst des IV. Jahrhunderts zur Entwicklung. Ihr zufolge war die Provinz in zwei Erzbisthümer getheilt: das von Sirmium in Unter-Pannonien und das von Lauriacum in Ober-Pannonien.

Die transdanubischen Bisthümer oder vielmehr Kirchengemeinden: die von Sabaria, Scarabantia, Bregetio, Sopianä, Gurta, Carpis, Aquinnum gehörten unter die Jurisdiction des letzteren Erzbisthums. Im Jahre 303 wurde Quirinus, Bischof von Siscia, durch seine Verfolger nach Sabaria geschleppt und hier ertränkt. Die Christen errichteten unweit des Schauplatzes seines Märtyrertodes eine Kapelle, begruben jedoch den Märtyrer in der Basilika am Scarabantischen Thore.

Etwa 50 Jahre später flüchtete sich der heilige Martinus, später Bischof von Tours, vor den Arianern aus seiner Geburtsstadt Sabaria. Demnach bestand in Sabaria, der durch Claudius gegründeten ältesten römischen Colonie dieser Gegend, schon im IV. Jahrhundert eine große christliche Gemeinde, die sich eine Kirche baute und sogar Schauplatz religiöser Zwistigkeiten wurde.

In der Gegend von Steinamanger kommen auch verhältnißmäßig am zahlreichsten die im Übrigen jenseits der Donau seltenen Denkmäler des Christenthums vor: Steinfärge und Grabsteine, die außer der Inschrift noch das Monogramm Christi aufweisen, dann Thonlampen mit christlichen Symbolen, darunter der Figur des Fisches (*ix. 355*).

Einer eigenthümlichen Laune des Zufalls verdankt das Gebiet jenseits der Donau zwei urchristliche Denkmäler von außerordentlichem Interesse. Das eine ist die Grabkammer zu Fünfskirchen, die dem Bereiche der Baukunst und Malerei angehört; das andere eine geschlitzte gläserne Schale (*vas diatretum*), die in einem Steinfarge zu Szegzárd gefunden wurde.

In der Nähe des Domes zu Fünfskirchen führen zehn Stufen in einen engen, aus Backsteinen erbauten Gang späteren Ursprunges hinab; von hier tritt man in eine kleine Vorhalle, die ein unregelmäßiges Viereck bildet, und aus dieser durch eine rundbogige Thüre in ein gleichfalls aus Backsteinen gebautes, mit einem Tonnengewölbe bedecktes Gelaß von 3.22 Meter Länge, 2.82 Meter Breite und 2.21 Meter Höhe. Dieser Raum ist mit Wandmalereien geschmückt. Die Wand der einen Schmalseite hat um die Thüröffnung her ein Rankenwerk von Schlingpflanzen. Gegenüber sieht man, rechts und links von einer fensterartigen Öffnung, Petrus und Paulus in Togen gekleidet; beide deuten mit den erhobenen Rechten auf das über der Öffnung befindliche Monogramm Christi. Jede der beiden Längsseiten hatte im unteren Theile des Gewölbes drei Felder mit figürlichen Darstellungen. Von drei Feldern ist der ganze Mörtel abgefallen und die Malereien sind vernichtet; die anderen drei sind sehr beschädigt. Das eine Bild zeigt die Geschichte des Propheten Jonas: das Schiff, der Walfisch, die Gestalt Jonas' unter der Laube sind deutlich zu erkennen.

Auf dem zweiten sieht man die Beine dreier Figuren; es stellte die drei babylonischen Jünglinge dar oder vielleicht die Weisen aus dem Morgenland. Das dritte Bild läßt nur die Reste einer viereckigen Truhe erkennen, die man als Arche Noah deuten mag. Das quadratische Feld des Gewölbes zeigt ein Ornament von symmetrischer Anordnung. Aus der Mitte jeder Seite des Quadrats entspringt ein größerer, aus jeder Ecke desselben ein kleinerer Blumenstrauß. An der Wurzel von zweien der größeren Sträuße sitzen einander gegenüber je zwei Pfauen, die beiden anderen sind von je zwei Tauben umflattert. In der Mitte und an den vier Ecken des Gewölbes befinden sich Medaillons. In dem mittleren sieht man noch das Monogramm Christi, in zweien der Eckmedaillons je ein Brustbild. Im Übrigen ist die Leibung des Gewölbes von kleingebliumten Schlingpflanzen überrankt.

Die Überbleibsel der Seitenmauern lassen zweifellos erkennen, daß dieser unterirdische Bau den unteren Theil einer sogenannten Doppelkapelle bildet, der als Bestattungsort gedient hat. Die auf Christus, die Auferstehung und die Unsterblichkeit der Seele bezüglichen Darstellungen entsprechen so in allen Stücken den in den römischen Katakomben vorkommenden symbolischen biblischen Malereien, daß sie nur von einem herrühren können, der in der Kunst der Katakomben heimisch war, und auch in keine spätere Zeit als in das IV. Jahrhundert zu setzen sind.

Die im III. Bande „Ungarn“ (Seite 215) abgebildete gläserne Schale von Szegzárd ist ein sogenanntes vas diatretum, wie sie von den Römern in großer Vollkommenheit angefertigt wurden, und zwar ein Exemplar von ganz seltener Schönheit. Sie besteht aus zwei Glasschichten, deren innere das eigentliche Gefäß darstellt, während aus der äußeren freistehende, nur mit ihrem oberen und unteren Ende an der inneren Schichte haftende Buchstaben ausgeschnitten sind. Die Buchstaben bilden folgende Worte: „λείβε τῷ ποιμένι πίε ζήσεις“, das heißt: „Opfere dem Hirten, trinke, du wirst leben.“

Der Landestheil jenseits der Donau, dem seit dem ersten Auftreten der Römer eine so große weltgeschichtliche Wichtigkeit zukommt, spielt während der Völkerwanderung keine geringe Rolle. Hier beginnt der Zerfall des weströmischen Reiches, als zu Anfang des V. Jahrhunderts die Hunnen erscheinen und Pannonien thatsächlich aufhört, ein römisches Land zu sein. Auf ihren Spiren stürmen die germanischen Gothen, Gepiden und Langobarden einher, sodann die den Hunnen verwandten Awaren und verschiedene slavische Stämme, bis zu Ende des IX. Jahrhunderts die Eroberung des Landes durch die Magyaren den mehr als vierhundert Jahre umfassenden Zeitraum der Völkerwanderung beschließt.

Die germanischen Völker haben ihren Vangeist in mehreren Gegenden Westeuropas bewiesen, hier jedoch hielten sich die Gothen kaum 80 Jahre lang (453 bis 536), die

Gepiden (536 bis 567) und Langobarden (546 bis 568) nur 20 bis 30 Jahre lang auf, also viel zu kurze Zeit, um Bauwerke von einiger Dauer schaffen zu können. Aus der Zeit der Avarenherrschaft, die vom Beginn des VI. Jahrhunderts an durch beinahe 300 Jahre bestand, stammen die kreisförmigen Erbschanzen, die sogenannten Avarenringe, von einem Bauwerk aber ist auch aus dieser Zeit keine Spur erhalten.

Als einzige Denkmäler der Völkerwanderungszeit kennt man hier nur die in den Gräbern aufgefundenen Waffen, Schmuckgegenstände, Gefäße und Pferdegeschirre. Diese Gräber zeugen von mancherlei Bestattungsarten.



Gegenstände der Völkerwanderungszeit aus den Keßthelner Gräbern.

Am gebräuchlichsten waren die in wohlgeordneter Reihe nebeneinander ausgehobenen Grabchächte mit senkrechten Wandungen. In diesen wurden die Todten vollständig bekleidet, mit ihren Waffen und Schmucksachen angethan, die Männer auch noch mit ihren aufgezümmten Rossen bestattet. Hier und da wurde der Boden des Grabes ausgebrannt. Häufig ist der aus Brettern gefügte Sarg, der jedoch keinen Deckel hatte, sondern nur mit einem Stück dichten Zeugß bedeckt war. In diesem Falle wurde das Pferd auf den Sarg gelegt. Auch die Leichenverbrennung war gebräuchlich, und zwar legte man die Leiche entweder in das Grab und verbrannte sie dann zur Hälfte oder man verbrannte sie ganz und verwahrte die Asche sammt den verkohlten Knochen in einer Urne.

Am wichtigsten sind jenseits der Donau, ja im ganzen Lande die Hunnischen, nach Andern ostgothischen Gräber in und bei Keßthely. An 5000 Gräber sind dort geöffnet

und sie bieten mehr oder weniger Beispiele für alle Bestattungsarten. In den meisten waren Frauen und Kinder beerdigt; Männergräber sind selten, noch seltener solche, in denen sich neben dem Todten auch sein Pferd vorfand. Daher sind diese Gräber nicht reich an Waffen, hingegen um so ergiebiger an Schmucksachen, wenn diese auch nicht viel Abwechslung bieten. Sie bestehen aus einigen Ringen, Armreifen, Speichenrädern und Scheiben, zahlreichen Ohrringen und Haarnadeln und dreizehn Hasteln, welche römischen Ursprungs sind. Die Männer trugen reichverzierte lederne Gürtel. Alle jene Gegenstände sind aus Silber, aus vergoldeter oder versilberter Bronze, auch mit Silber eingelegtem Eisen gefertigt. Von Goldschmuck finden sich nur wenige Bruchstücke. Das Ohrgehänge ist ein ungewöhnlich großer Reif, an dem ein birnen- oder kegelförmiges Filigrankörbchen mit Draht an zwei oder drei Stellen festgebunden ist. Eine andere nicht minder eigenthümliche Art von Ohrgehänge besteht aus einem Reif, der mit zwei angelötheten Knöpfen geschmückt ist, und zwar so, daß der eine Knopf sich am äußeren, der andere am inneren Rande des Reifes befindet. Die Haarnadeln sind lang, ihre Öse ist vierfach gespalten, zuweilen sind sie durch Ringe gegliedert, an denen sich als Zierath kleine Knöpfe befinden. Nicht minder charakteristisch sind die aus Silberblech gepreßten oder aus Bronze gegossenen, durchbrochen gearbeiteten Zierathen an den Ledergürteln der Männer; sie stellen Greife und andere Thiere oder Pflanzenformen vor. Zur Verzierung des Gürtels gehören noch herabhängende, in einer ebenso gearbeiteten Silberscheide endigende Riemen, ferner die Hasteln und Schnallen. Die Theile des Pferdegeschirres sind das Gebiß, die Schnalle und der kreisförmige Steigbügel, sämmtlich aus Eisen. Die Thongefäße sind primitiv.

Der Reßthelyer Fund befindet sich zum größten Theil im Ungarischen Nationalmuseum, das Übrige im Museum zu Steinamanger. Für die bei Nemesvölgy im Wieselburger Comitat geöffneten Hunnengräber sind besonders die mit aufgelötheten Knöpfen verzierten Ohrringe charakteristisch. Ebenda wurde auch ein Schwert mit gekrümmter Spitze ausgegraben. Ferner sind im Ungarischen Nationalmuseum die an Zahl geringeren, jedoch gleichfalls interessanten Gegenstände aus den Hunnengräbern bei Büspök-Szent-Erzsebet im Baranyaer Comitat zu beachten. Die hunnische Begräbnisstätte zu Gerjen im Tolnaer Comitat ist arm; es wurden da nur rohe Thongefäße gefunden.

Denkmäler, von denen mit Sicherheit zu behaupten wäre, daß sie direct von den germanischen Völkern herkommen, sind im Gebiet jenseits der Donau bisher nicht gefunden. Als solche wären vielleicht ein paar prächtige Fibeln zu betrachten, die zu Győrkönyös im Tolnaer Comitat gefunden wurden und sich jetzt im Ungarischen Nationalmuseum befinden. Sie haben die Form einer Grille und sind aus Silber, das mit einer

Goldplatte überzogen ist; die Augen der Grille bestehen aus einem Granat in zellenartiger Fassung und auch die Flügel sind mit ebenso gefaßten Granaten geschmückt.

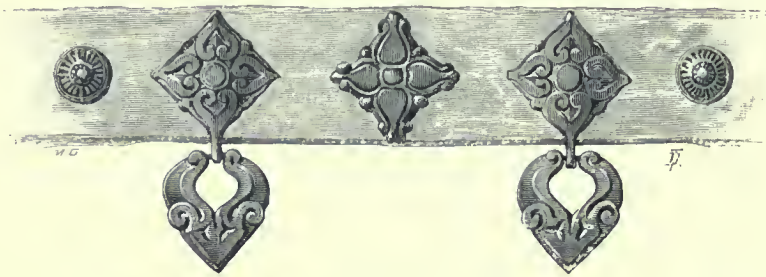
Die zu Szent-Endre in der Nähe von Budapest, dann zu Bölecke und Nagy-Mányok im Tolnaer, zu Nemetfürü im Somogyer und bei Kassa im Baranyaer Comitat eröffneten Avariengräber lieferten den erwähnten ähnliche Gürtel und Ohrringe, aber auch mit Silberblech überzogene kupferne sowie bronzene Spangen und Knöpfe, ferner als Besonderheit Ohrgehänge aus Goldfiligran und Spangen, deren Schmuck aus Granaten oder Glasstücken in zellenartiger Goldfassung besteht. Unter den Waffen finden sich weniger Dolche, aber destomehr Schwerter; auch Schlachtbeile kommen vor. Das Pferdegeschirr aus Gräbern, wo das Roß mitbegraben war, ist mit bronzenen Rund- und Flachknöpfen verziert. Steigbügel gibt es zweierlei, beide aber sind rund.

Unter den Denkmälern der heidnischen Magyaren sind am charakteristischsten die mit Rosen verzierten silbernen, aber vergoldeten Spangen, Flach- und Rundknöpfe, die mit Blumen im Relief geschmückten Gehänge und der birnenförmige Steigbügel. Die wichtigsten Fundstätten sind: Nefmely im Komorner Comitat, der Demfó-Berg bei Stuhlweißenburg, dann Esorna und Esorna-Esatár im Raaber Comitat.

Die in obigen drei Gruppen erwähnten Gegenstände gelten den maßgebenden Forschern als Denkmäler der heidnischen Hunnen, Avari und Magyaren. Die in den Gräbern gefundenen römischen und byzantinischen Münzen bezeichnen die genaue Zeitgrenze der Bestattungen. Die Anthropologie hat an den Schädeln die Kennzeichen der mongolischen und der kaukasischen Race festgestellt. Es kann daher kaum ein Zweifel obwalten, daß jene Gräber in die Zeit der Völkerwanderung, ja geradezu in die Jahre fallen, in denen die Hunnen, Avari und Magyaren hier eingewandert sind. Auf die Frage jedoch, inwiefern die in den Gräbern gefundenen Gegenstände Beutestücke oder eigene Erzeugnisse der Hunnen, Avari und heidnischen Magyaren seien, hat die Wissenschaft bisher noch keine bestimmte Antwort erteilt. Mit Ausnahme der sogenannten Zellenarbeiten, das heißt, der mit Edelsteinen in zellenartiger Fassung verzierten Gegenstände, kommen die in Ungarn gefundenen charakteristischsten Objecte aus der Völkerwanderungszeit in den Ländern Westeuropas nicht vor. Daraus folgt, daß beide von verschiedenem Ursprung sind. Indes ist es auffällig, daß ein im Filigranschmuck so geschicktes Volk so viele gleichförmige Gegenstände gearbeitet hat, da doch gerade diese Verzierungsweise von selbst zur Abwechslung auffordert. Dieser Widerspruch wird selbst durch die Voraussetzung nicht gelöst, daß vielleicht die Ohrgehänge der hunnischen und avarischen Franken eine symbolische Bedeutung hatten. Und kein geringerer Widerspruch ist an den Gürteln wahrzunehmen, wo die lebensvolle und charakteristische Bewegung der Thiere mit einer verallgemeinernden, rohen Ausarbeitung der Formen Hand in Hand geht.

Diese Eigenthümlichkeiten bringen uns zur Annahme, daß diese Gegenstände der Völkerwanderungszeit durch ein in der Goldschmiedekunst sehr vorgeschrittenes Volk in einer den Wünschen gewisser Abnehmer angepaßten Weise für irgend einen Markt verfertigt wurden und daß sie wohl entweder im Wege des Handels oder als Beute in den Besitz Derer gerathen seien, mit deren Leichen sie dann als Beigaben in die Gräber dieser Gegend gelangten.

Drei Stücke eines Gürtels (IX. bis X. Jahrhundert).





Lang- und Schmalseite eines christlichen Steinartefakts aus der Völkerwanderungszeit, im Ungarischen Nationalmuseum.

Baudenkmäler jenseits der Donau.

Das Christenthum, das zur Römerzeit im Lande jenseits der Donau heimisch geworden war, wurde auch durch die Stürme der Völkerwanderung nicht ganz entwurzelt. Mit anderen römischen Bauten mag wohl auch eine und die andere christliche Kirche diese

kritischen Zeiten überdauert haben. Die Magyaren kamen, als sie hier ansässig wurden, mit dem Christenthum in Berührung und konnten dessen dem Gottesdienste gewidmete Bauten sehen. Doch bezeugt weder ein Bauwerk, noch eine schriftliche Nachricht, daß zur Zeit der Herzoge im Anschluß an das um sich greifende Christenthum auch eine Banthätigkeit stattgefunden habe. Die ersten Spuren einer solchen zeigen sich erst später in Verbindung mit der kirchlichen Organisation. Stephan der Heilige erbaute zu Stuhlweißenburg eine königliche Kirche, die auch als Krönungs- und Beisetzungsort diente. Auch wies er vieren von den im Lande gegründeten Bisthümern ihren Sitz jenseits der Donau an. Es waren dies: Gran, Veszprém, Raab und Fünfkirchen, und dazu kamen noch die Benedictinerabteien in Martinsberg (Pannonhalma), wo schon der Wojwode Géza zu bauen begann, in Pécsvárád, Szalavár und Bakonybél.

Diese Orte wählte der Gründer, weil sie schon eine lange und geschichtlich merkwürdige Vergangenheit hatten. Die Römer gründeten ihre Municipien und Colonien an den von den Kelten bewohnten Orten; die Magyaren hatten den richtigen Instinct, diesem Beispiel zu folgen. Die große Zahl der Funde beweist, daß die Kelten in der

Gegend von Stuhlweißenburg einen volkreichen Knotenpunkt hatten. In Sár-Pentele wurde ein Votivstein gefunden, den die gesammte Priesterschaft Pannoniens dem Jupiter Dolichenus errichtet hat. Diese Gegend war also auch schon ein religiöser Hauptort der Römer. Da wir wissen, daß die ersten Christen überall den Kampf gegen die heidnische Religion aufnahmen, dürfen wir annehmen, daß sie diese auch in ihren pannonischen Brennpunkten aufsuchten und dort angesichts der falschen Götter dem wahren Gotte eine Kirche erbauten. Die alten religiösen Überlieferungen der Stuhlweißenburger Gegend mochten noch lebendig gewesen sein, vielleicht sogar ihr Andenken sich noch an die Trümmer von Bauwerken geknüpft haben, und dies mag für den Begründer des ungarischen Christenthums und Königthums entscheidend geworden sein, daß er, nachdem die staatliche und kirchliche Organisation des Reiches beendet war, gleichsam zu deren Krönung hier die Kirche des christlichen Königreiches erbaute. Gran, Békéscsaba, Raab, Fünfkirchen, Martinsberg und Szalavár waren einst römische Colonien, ja wir kennen sogar auf sie bezügliche christliche Überlieferungen theils aus der pannonischen, theils aus der Völkerwanderungszeit. Die in die Römerzeit fallende christliche Vergangenheit von Fünfkirchen und Pannonhalma haben wir schon im vorigen Aufsatz behandelt. Als der Wojwode Géza den Graner Burghügel zu seinem Sitz erwählte, da stand dort bereits eine dem St. Stephan Protomartyr geweihte Kirche. In dieser wäre nach der Überlieferung sein Sohn Bajt getauft und später auch gekrönt worden. Zu Martinsberg ließ Karl der Große zu Ehren des heiligen Martin eine Kapelle erbauen. Raab war einer der Endpunkte des Befehlungsfeldzuges dieses Kaisers. Békéscsaba soll vor Einwanderung der Magyaren die Burg von Svatopluk's Vater gewesen sein. In Szalavár bestand ein römisches Castrum, dessen Mauerreste man noch vor vierzig Jahren sehen konnte. Hier gab es schon in römischer Zeit Christen und hier wurde der römische Soldat und Märtyrer Adrianus begraben. Auf den Trümmern der Weste ließ zu Anfang des IX. Jahrhunderts der aus Mähren vertriebene Privilina durch Salzburger Werkleute Burg und Kirche erbauen; die letztere wurde durch den Erzbischof von Salzburg geweiht. Die alten Namen dieser Orte waren wohl zur Zeit der magyarischen Eroberung schon vergessen, doch konnten wenigstens ihre Trümmer noch vorhanden sein. Auch die größte Stadt der Römer in diesem Landestheil, Aquincum, war durch die Völkerwanderung nicht hinweggefegt, wozu diese ja gar nicht Zeit genug hatte. Die Verwüstung begann, als unter den Königen aus dem Hause Arpáds in dieser Gegend eine königliche Burg und Kirchen erbaut wurden. Boufinius kannte im XV. Jahrhundert den Namen Aquincum nicht mehr, die Ruinen aber sah er, wie selbst noch englische Reisende im XVIII. Jahrhundert. (Pococke. description of the East and some other countries. London 1743 bis 1745.) Also erst in neuester Zeit wurde die Verwüstung eine vollständige und geriethen die Trümmer unter die Erde.

Auch in die Grundmauern der Stuhlweißenburger Kirche Stefans des Heiligen waren römische Inschrift- und Relieffsteine eingemauert. In der Umgebung der Stadt zerstreut fand man Bruchstücke von Granitsäulen, augenscheinlich Überreste von römischen Bauten; diese oder ähnliche Säulen sind gewiß auch bei dem Kirchenbau Stefans des Heiligen verwendet worden. Die Kirche ist durch drei Ausgrabungen (1848, 1864 und 1874), sowie aus erhaltenen Beschreibungen bekannt. Aus den zum Theil bloßgelegten Grundmauern lassen sich auf die Anordnung, Größe und wiederholte bauliche Erneuerung der Kirche Schlüsse ziehen, während die Beschreibungen des Hartwig und Bonfinius ein Bild des Hochbaues und des prächtigen Innern geben. Nach alledem war die Kirche eine dreischiffige Basilika. Das Mittelschiff schloß nach Osten mit einer halbkreisförmigen Apsis. Die festgestellte Breite des Mittelschiffes betrug 12·8 Meter, woraus sich auf die ganz unverhältnißmäßige Länge von 64 Meter schließen läßt. Die Apsis war von zwei freistehenden viereckigen Thürmen flankirt. Ob auch die schmale Westwand zwei solche Thürme hatte, ist durch die Nachgrabungen nicht ermittelt, doch scheint es beinahe gewiß, daß dieser Bau als Vorbild für die ähnlichen vierthürnigen Kirchen gedient hat. Das Mittelschiff war von den Seitenschiffen durch Säulenreihen getrennt, der Estrich bestand aus Marmorplatten, der in das Mittelschiff einpringende Chor war durch eine mit Schnitzwerk verzierte Schranke abgeschlossen, der Hochaltar stand unter einem von vier Säulen getragenen Baldachin (Ciborium) und war mit zusammengefügtten kostbaren Steinen geschmückt. Diese Verzierung war übrigens schwerlich eine Mosaik, vielmehr eher eine in Formen geschnittene Stein-Intarsia. Auch war für die Ausschmückung viel Gold verwendet.

Die Beschreibung läßt es namentlich durch diese letzten Einzelheiten zweifellos erscheinen, daß die Stuhlweißenburger Kirche nicht nur in der allgemeinen Anordnung den altchristlichen Basiliken Italiens entsprach, sondern daß auch die Ausstattung des Innern — der Chor, der Altar mit seinem Baldachin und dessen Verzierungsweise — mit der Ausstattung und Ausschmückung jener sehr zahlreichen Basiliken übereinstimmte, welche in dem uns nähergelegenen nördlichen Theile Italiens und in Dalmatien, besonders aber in Istrien vom VI. bis zum XI. Jahrhundert erbaut wurden. Für alle diese Kirchen ist die Anordnung der römischen altchristlichen Basiliken Regel; ihr geschmücktes Zierwerk dagegen trägt den Charakter der unter byzantinischem Einfluß umgestalteten und zum Theil mit barbarischen Elementen gemischten römischen Kunst. Diese Verzierungen bestehen neben den aus farbigen Steinen gefertigten Intarsien aus Schnitzwerk in Stein, das zwei besondere Hauptkennzeichen aufweist. Die eine Eigenthümlichkeit ist, daß die Formen sich flach aus dem Grunde erheben und, statt sich nach abwärts zu runden, kantige Ränder haben; die andere liegt in der starken Hineigung zu Flechtformen.

In Szalavár wurde ein Steinbalken gefunden, der auf einer Seite mit solchem geschnitzten Flechtwerk verziert ist. Ein Stein sarc im Ungarischen Nationalmuseum, der auf einer Schmalseite den Verstorbenen von einem fliegenden Engel gen Himmel getragen zeigt, weist an beiden Längsseiten das charakteristische Flechtornament auf. Es ist ungewiß, ob der Sarc aus der Mtofner oder Stuhlweißenburger Gegend stammt; dagegen ist er zweifelsohne ein unverfälschtes Beispiel der zur Zeit Stefans des Heiligen noch gebräuchlichen Verzierungsweise. Derartiges Schnitzwerk dürfte auch die Chorschranke der Stuhlweißenburger Kirche gehabt haben.

Dieses wichtigste Baudenkmal des magyarischen Christenthums war, obgleich aus gutem Material erbaut, doch nicht haltbar genug, so daß es allem Anschein nach schon nach kaum 150 Jahren einen Neubau nothwendig machte. Einzelne ausgegrabene Details, darunter figurale Pfeilercapitäle, weisen darauf hin, daß der Neubau unter König Béla III. (1173 bis 1196) erfolgt sein dürfte. Karl Robert (1308 bis 1342) stellte die zu öfteren Malen abgebrannte Kirche wesentlich umgestaltet wieder her. Ludwig der Große (1342 bis 1382) fügte eine königliche Grabkapelle hinzu. Zum dritten Male wurde sie durch Matthias I. (1458 bis 1490) neu aufgebaut. Unter der Türkenherrschaft brannte sie im Jahre 1601 zum letzten Male ab und fiel seitdem der Vernichtung anheim.

Über den Ursprung der in der Graner Festungsmauer befindlichen alten Kapelle ist nichts Sicheres bekannt. Die Sage läßt Stefan den Heiligen dort geboren werden.

Über die ältesten, an den Bischofsitzen erbauten Kirchen besitzen wir kaum irgend welche Daten. So weit sie unter Stefan dem Heiligen entstanden sind, dürften sie eilig und mit geringer Fachkenntniß aufgeführte Bauten gewesen sein. Auch die durch Königin Gizella in Beßprém erbante Kirche war nicht dauerhafter als die übrigen. Ob zur Zeit Stefans auch in Raab eine Kirche erbaut wurde, ist durch keine Daten bezeugt. War dies der Fall, so ging sie auch rasch wieder zu Grunde und an ihre Stelle trat im letzten Viertel des XII. Jahrhunderts ein romanischer Bau, als dessen Reste wohl in der jetzigen, mehrmals erneuerten Hauptkirche die mächtigen halbkreisförmigen Apiden zu betrachten sind.

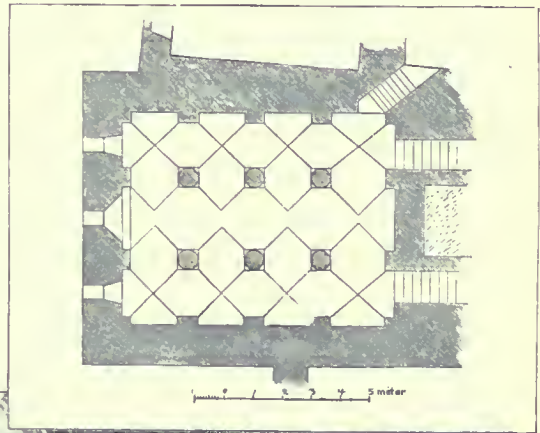
Die vom Wojwoden Géza begonnene und von Stefan dem Heiligen beendete Münsterkirche zu Martinsberg ist vernichtet, desgleichen die zur Zeit der Gründung dieser Benedictiner-Abteien entstandenen Bauten zu Pécsvár, Szalavár und Bakonybél. Ähnlich erging es zwei anderen Abteien; die eine war durch Tata (Deodata), den angeblichen Taufpathen Stefans des Heiligen, an dem nach ihm Tata (Totis) genannten Orte im Komorner Comit, die andere durch Herzog Almos im Jahre 1055 zu Dömös gegründet.

König Andreas I. erkor sich Tihany, diesen halbinselförmig in den Plattensee einspringenden Felsbügel zur Begräbnisstätte und stiftete dort zu diesem Behuf im Jahre 1054

ein Benedictinerkloster nebst Kirche. Die alten Bauten fielen den späteren Umgestaltungen zum Opfer; so wie jetzt Kloster und Kirche da stehen, gehören sie dem XVIII. Jahrhundert an. Nur die alte Unterkirche ist noch erhalten. Ein viereckiger, niedriger, mit Kreuzgewölbe gedeckter Raum wird durch drei stämmige Säulenpaare in drei Schiffe von gleicher Breite getheilt; jedes Schiff hat eine niedrige, schmale, nach innen breiter werdende Fensteröffnung, die Gewölbekappen treffen sich gratförmig; die Säulencapitälé sind viereckige Platten und auch die SäulensüÙe, die bei der Restaurirung im Jahre 1889 abgemeißelt wurden, hatten diese Form. Dies ist das einzige Bau-
denkmal des XI. Jahrhunderts im Lande jenseits der Donau.

Die romanische Epoche beginnt in diesen Gegenden um die Mitte des XII. Jahrhunderts mit dem Bau der neueren Cathedral- und Ordenskirchen.

In dieser Reihe ist die Fünfkirchner Kathedrale durch Größe, Alter und charakteristische Conception



Inneres der Unterkirche zu Tihany.

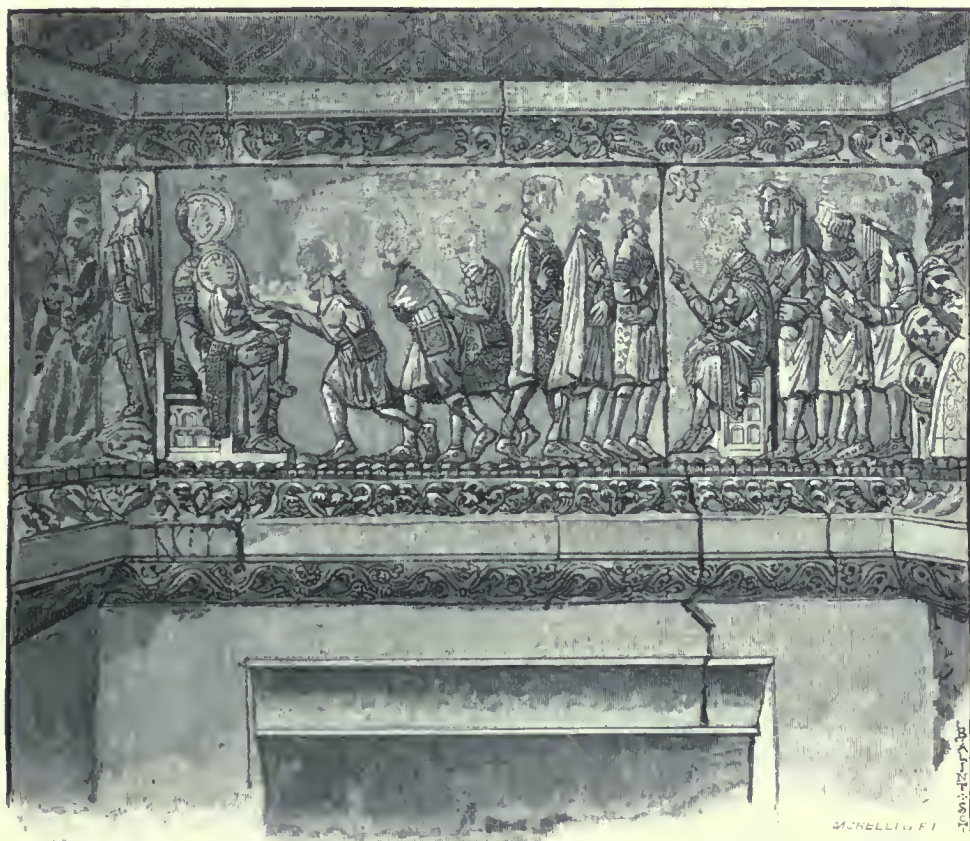
die hervorragendste. Ihre Baugeschichte liegt im Dunkel. Die im vorigen Jahrhundert bloßgelegten Grundmauern und Säulenbruchstücke bezeugen, daß an dieser Stätte, in der Nähe der Grabkammer, schon zur Römerzeit eine christliche Kirche bestand. Im Jahre 1064 wurde Salomon, Sohn Andreas I., in der Kathedrale zu Fünfkirchen gekrönt, die in der darauffolgenden Nacht niederbrannte. Ob dies die aus römischer Zeit stammende christliche Kirche war, welche die Magyaren wohlbehalten vorgefunden hatten und benützten, oder eine zweite, durch St. Stefan gegründete, oder gar eine dritte, von König Peter errichtete, das ist nicht bekannt. Nach der Feuersbrunst wurde eine neue Kirche gebaut. Man fragt sich, ob diese etwa die noch jetzt erhaltene sei oder ob die jetzige zu Ende des XI. Jahrhunderts begonnen und zu Anfang des XII. beendigt worden oder auch, ob sie nicht vielleicht als eine Schöpfung der unter Béla III. angegangenen lebhaften Bauhätigkeit erst im letzten Viertel des XII. Jahrhunderts entstanden sei. Aus Mangel an Daten gibt es auf diese Fragen keine Antwort, und zwar umso weniger, als Ungarn in keiner so intimen Berührung mit der mittelalterlichen Baukunst der westlichen Länder stand und daher auch mit der Entwicklung der Architektur nicht so Schritt hielt, daß die Formen als Beweis für die Entstehungszeit des Bauwerks dienen könnten.

Der Bau erhebt sich auf dem sanften Abhange eines südlichen Ausläufers der Bergkette Mecsek, hoch über der Stadt und der Baranyaer Ebene. In seinem ursprünglichen Zustande stellte er eine frühromanische Basilica dar. Sie bestand aus drei Langschiffen, deren jedes am östlichen Ende mit einer halbkreisförmigen Apsis schloß. Die innere Länge beträgt 66, die Breite 22 Meter, wovon auf das höhere Mittelschiff 12, auf die niedrigeren Seitenschiffe je 5 Meter kommen. Alle drei Schiffe hatten Flachdecken. Das Mittelschiff war von den Seitenschiffen durch zwei Reihen von je sechs Pfeilern, die aber ungleiche Zwischenräume hatten, getrennt. Das dem Eingang zunächststehende, sowie das vierte Pfeilerpaar waren an ihren vier Seiten durch vorgelegte Halbsäulen gegliedert, die übrigen Pfeiler hatten die einfache Prismenform; die Pfeilerfüße zeigten attisirende Gliederung, die Pfeilercapitäl eine Blattornament, hie und da aber auch Figurenschmuck; auf den Capitäl ruhte eine aus drei Gliedern bestehende Deckplatte.

Im Mittelschiffe führten bei dem vierten Pfeilerpaare, vom Eingang gerechnet, Treppen zum höher gelegenen Sanctuarium hinan. Aus jedem Seitenschiffe stieg eine Treppe zu der unter dem Sanctuarium befindlichen Unterkirche hinab. Diese ist durch zwei einfach und derb gehaltene prismatische Pfeilerpaare gleichfalls in drei Schiffe getheilt, deren mittleres gleichfalls halbkreisförmig, die beiden anderen jedoch geradlinig abschließen. Zwischen den vier Pfeilern befinden sich schlankere Säulen, wodurch die Zahl der Schiffe auf fünf gebracht wird, und auf diesen Säulen ruht das Kreuzgewölbe der Unterkirche, das also aus 25 Travéen besteht. Die Säulen haben attisirende Füße, jedoch segmentirte

Würfelcapitäle mit vielgliedrigen Deckplatten. Die Pfeiler endigen mit einfachen Kämpfergesimsen.

Den charakteristischsten Zug des Äußeren bilden die vier an die Enden der Langseiten gestellten Thürme. Ihr Grundriß ist quadratisch; eine Wand haben sie mit der Langseite der Kirche gemeinsam, drei Seiten aber stehen frei, sind also nicht in den Körper der Kirche



Detail von den Reliefdarstellungen an der Stiegenwand der Unterkirche zu Fünfkirchen.

eingebaut. Für eine derartige Anordnung der Thürme, diese Besonderheit der Kathedralen aus der Zeit der Arpadenkönige, die mit nichts Anderem, auch nicht z. B. mit den vierthürmigen Kirchen am Rhein verglichen werden kann, ist dies das einzige Beispiel. An der Giebelwand zwischen den Thürmen der Hauptfaçade sind die Details verschwunden. Der untere Tract der Hauptfaçade war durch Säulen gegliedert; in der Mitte öffnete sich das halbkreisbogige Hauptportal, das im Verhältniß zur großen Masse der Stirnwand klein erscheint; seine Leibung war durch Säulen gegliedert, deren Capitäle Blätterschmuck hatten.

An der östlichen Schmalseite, zwischen den beiden anderen Thürmen, befanden sich die drei auf doppeltem Sockel ruhenden Apfiden. Die untere Basis ist einfach, die obere zeigt attische Gliederung. Die nach dem Sanctuarium und der Unterkirche gehenden Fenster der Apfiden sind ganz einfach, verzüngen sich nach innen und haben ungliederte Leibungen. Auch die Wände der Apfiden waren durch keine Eisenen belebt. Hingegen zog sich unter dem Gesimse der Apfiden ein reich ausgebildeter Rundbogenfries entlang, dessen sämtliche Bogen auf verschieden gestalteten, zum Theil als Thierköpfe gebildeten Tragsteinen ruhten.

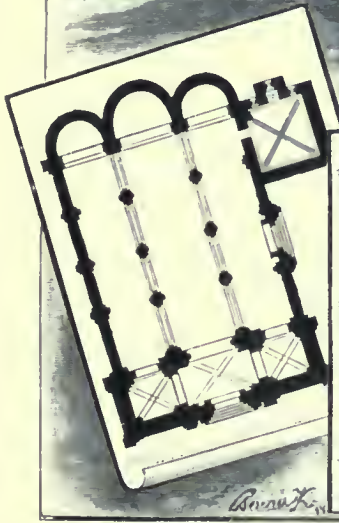
Längs den nach der Unterkirche führenden Treppen und um die Eingangsöffnung her waren die Wände mit Reliefs bedeckt, die in schön gearbeiteten, mit Pflanzenmotiven und Thierfiguren geschmückten Rahmen Scenen aus dem alten und neuen Testament darstellten. Sie sind größtentheils vernichtet. Die erhaltenen Bruchstücke lassen folgende Darstellungen erkennen: das erste Menschenpaar im Paradiese; die drei Weisen aus dem Morgenland, in einem Prachtbette schlafend, wobei ihnen im Traume statt eines Engels ein Krummschwert die dem neugeborenen Christus drohende Gefahr verkündet; Herodes sieht, auf einem Throne sitzend, dem bethlehemitischen Kindermord zu; Maria und Josef fliehen mit dem Kinde nach Egypten. In einer zweiten Reihe führt eine Gestalt den blinden Simson; Simson reißt einen Baum sammt der Wurzel aus und die Vögel flüchten aus einem auf dem Baume befindlichen Neste; Simson hebt das durch eine Säule angedeutete Thor der Stadt Gaza aus; Simson stürzt die Säule des Palastes der Philister um. Über der Eingangsöffnung sieht man die Sirkien Geschenke darbringen; die Weisen aus dem Osten huldigen dem neugeborenen Erlöser und statten Herodes ihren Besuch ab. Diese Episoden aus der Geschichte des ersten Menschenpaares, Simsons und Christi stellen es außer Zweifel, daß die sogenannte typologische Darstellung von Ereignissen des alten und neuen Testaments den Gegenstand der Reliefs bildete. Eine so erfindungsreiche und mannigfaltige Gestaltung ist sonst aus der romanischen Kunstperiode nicht bekannt. Allerdings bleiben Gestaltungskraft und technisches Können hinter der lebhaften Phantasie, welche diese Bruchstücke kennzeichnet, zurück. Der Meister wollte mehr als er konnte. Immerhin aber sind die Figuren lebhaft und ausdrucksvoll bewegt, so namentlich der blinde Simson, der die linke Hand auf die Schulter seines Führers legt und mit dem Stab in seiner Rechten unsicher umhertastet. Das Mänlliche gilt von der Huldigung der drei Weisen. Hinsichtlich der Entstehungszeit und Urheberschaft dieser Reliefs sind die Meinungen getheilt. Die Lebhaftigkeit der Geberden läßt vermuthen, daß der Verfertiger einer Schule angehört habe, die im XII. oder XIII. Jahrhundert bereits die Wirklichkeit beobachtete, die geschickte Anordnung aber deutet auf den Einfluß von Werken der classischen Zeit. Dieser letzte Umstand macht den italienischen Ursprung des Meisters wahrscheinlich.

Die Kathedrale, die außer ihrer architektonischen Eigenartigkeit auch noch durch so unvergleichliche plastische Werke das höchste Interesse erregt, stand nicht lange unangefochten in ihrer ehrwürdigen Schlichtheit da. Ihre vielbewegte Geschichte ist uns vom XIV. Jahrhundert angefangen genau bekannt. Im Jahre 1335 erhielt sie ein gothisches Gewölbe und spitzbogige Lichtgaden; gegen Ende des folgenden Jahrhunderts wurde dieses Gewölbe theils ausgebessert, theils erneuert, auch erhielt die Nordseite eine Reihe von Kapellen; unter den Türken diente sie von 1543 bis 1687 als Moschee; dann wurde sie sorgfältig restaurirt, aber schon im Jahre 1704 durch die Geschosse der Rákóczy'schen Schaaren in Brand gesteckt und 1707 wieder ausgebessert. Um diese Zeit wurden die beiden Abstiege zur Unterkirche vermauert, wobei die Reliefs bedeutende Schäden erlitten. Von 1805 bis 1820 folgte eine neue Restaurirung nach den Plänen des Pester Architekten Michael Pollák; im classicirenden Geschmacke dieser Zeit legte man der Hauptfacade eine Säulereihe vor und gab auch der südlichen Langseite, wo Kapellen und ein Thor errichtet wurden, die Form einer Säulencolonnade. Dergestalt von den Stürmen der Zeiten, sowie von Umgestaltungen in allen seinen Gliedern mit Ausnahme der Unterkirche arg mitgenommen, drohte dem Gebäude fünfzig Jahre später der Einsturz und an eine Wiederherstellung war nicht mehr zu denken. Nun wurde die Kirche von 1882 bis 1892 auf den Vorschlag und nach den Plänen des Wiener Dombaumeisters Friedrich Schmidt vollständig neu aufgebaut, oder vielmehr es wurde an ihrer Stelle, unter Beibehaltung der alten Anordnung, eine neue Kirche in romanischem Stil aufgeführt, bei der sich die sogenannte materielle Wiederherstellung in sehr engem Kreise bewegte. So war denn die alte Kirche nach einem wechselvollen Bestande von 600 Jahren gänzlich verschwunden.

Auf dem Graner Burghügel, dieser Felskuppe, mit der ein Ausläufer des Bérésgebirges bis an das Donau-Ufer vortritt und weithin die Gegend beherrscht, stand schon, als der Wojwode Géza sich dort seinen Fürstensitz gründete, eine Kirche, die dem St. Stefan Protomartyr geweiht war. Am östlichen Rande des „Festungsberges“, nahe bei dieser Kirche, erbaute König Stefan der Heilige die zu Ehren Unserer Lieben Frau und des heiligen Adalbert gestiftete Graner Kathedrale. Ohne Zweifel wird sie zu jener Zeit, nach der Stuhlweißenburger Kirche, eine der hervorragendsten Schöpfungen der Baukunst gewesen sein. Feuersbrünste jedoch und mehrmaliger Neubau ließen von ihr nichts übrig, woraus nur einigermaßen auf ihre bauliche Eigenthümlichkeit geschlossen werden könnte. Zwischen 1188 und 1198 brannte sie ab. Um das Jahr 1200 wurde sie durch Erzbischof Hüb in bedeutend größerem Maßstabe neu aufgebaut, — ein Bau, der entweder nicht zur Vollendung gelangte oder nicht fest genug war, denn Erzbischof Telegdi ließ von 1333 bis 1349 ein ganz neues und prächtiges Sanctuarium aus Quadersteinen hinzufügen, während er die Kirche mit ganz neuem Dache und die Fenster mit Glasmalerei versah.

Auch in dieser Verfassung bestand die Kirche nur hundert Jahre lang. Erzbischof Dionys Széchi ließ sie 1450 unter Beisteuer der Gläubigen, besonders aber des Johannes Hunyadi in einer den früheren Glanz überstrahlenden Pracht wiederherstellen. Die Kapellen längs der Nord- und Südseite, welche nach dem Telegdi'schen Neubau durch die Erzbischöfe Demeter (1385), Johann Kanizsa (1396) und Thomas Batács (1506) erbaut wurden, trugen gleichfalls zur Großartigkeit der Kirche bei. Auch an der Nordseite befand sich eine Kapelle, deren Ursprung unbekannt war. An die Nordwand derselben schloß sich ein quadratisches Gebäude, dessen Obergeschoß die durch Erzbischof Johann Vitéz gegründete reiche Bibliothek enthielt. Am östlichen Ende der Nordseite befand sich der Saal der Kirchenversammlungen. Die durch Széchi neu erbaute Kirche stand kaum hundert Jahre; ihr Gewölbe wurde 1543 durch türkische Geschosse zertrümmert. In demselben Jahre fiel auch die Festung in türkische Hände. Im Jahre 1594 stürzten die Geschosse des christlichen Belagerungsheeres einen der Kirchentürme um und dieser schlug den noch aufrechten Theil des Schiffes durch. Im Jahre 1683 wurde die Festung den Türken wieder entrisen; 1763 ordnete Erzbischof Franz Barkóczy die Räummung des Schuttes und die Aufnahme des Grundrisses der Kirche an. Im Jahre 1764 wurde der Ruin vollständig, indem auch der zweite Thurm einstürzte und die ohnehin schon schadhafte Hauptfacade zerschmetterte. Im Jahre 1820 wurde, als Vorbereitung für den Bau der neuen Kathedrale, der ganze Festungsberg regulirt, bei welchem Anlasse man auch die letzten Überreste entfernte. Damals machte Johann Máthés (*Veteris Arcis Strigoniensis descriptio*) auf Grund der Trümmer und des Barkóczy'schen Grundrisses den Versuch einer Beschreibung und Reconstruction des Gebäudes. Nach dem Grundriß befand sich vor der nach Westen gerichteten Hauptfacade der Kirche nach Art der altchristlichen Kirchen ein großer Vorhof. Von hier führte das Hauptthor in das dreischiffige Innere. Das Mittelschiff war durch je sechs Pfeiler von den Seitenschiffen getrennt. An der östlichen Schmalseite des Mittelschiffes war das von 1333 bis 1349 erbaute Telegdi'sche Sanctuarium fünfseitig abgeschlossen. Jedes Seitenschiff endigte mit einer in die geradlinige Abschlußwand vertieften Nische. An der westlichen Front erhoben sich zwei größere, an der östlichen zwei kleinere Thürme. Die Reste des Hochbanes waren zweierlei: die Facade gehörte der um das Jahr 1200 durch Erzbischof Hiob erbauten romanischen Kirche an, deren interessantesten Theil das mit Statuen und Löwengetragenen Säulen geschmückte Hauptportal, die *porta speciosa*, bildete. Die im Inneren befindlichen Pfeiler von gothischer Arbeit, das Gewölbe, ferner das Sanctuarium und die Kapellen stammten aus späterer Zeit.

Mit dem Anfang des XIII. Jahrhunderts beginnt jenseits der Donau jene Bau- thätigkeit, deren Werke mehr oder weniger gut erhalten bis auf unsere Tage gelangt sind,

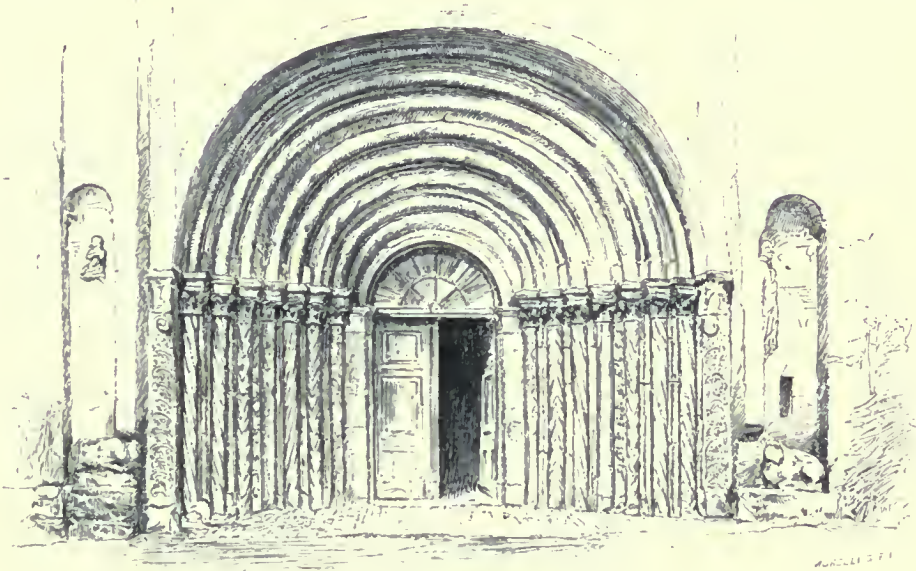


Die Kirche zu Leoben; Portal und Chorabschluß.

so daß sie als Denkmäler der Baugeschichte Ungarns mitzählen. Die erste Hälfte jenes Jahrhunderts, bis 1256, ist im ganzen Lande, besonders aber jenseits der Donau, die letzte und zugleich fruchtbarste Epoche, die Glanzzeit des romanischen und Übergangsstils. In kaum fünfzig Jahren entstand jenseits der Donau, besonders in den westlichen Gegenden, eine ansehnliche Zahl von Bauwerken, die durch ihre unterscheidenden Eigenthümlichkeiten und den damit verbundenen Kunstwerth Ungarn einen geachteten Platz in der Geschichte der mittelalterlichen Baukunst erworben haben. Es sind insgesammt Ordenskirchen, Bauten der Benedictiner oder der im Jahre 1142 durch Geyja II., dann Ende des XII. Jahrhunderts durch Béla III. direct aus Frankreich hereinverpflanzten Cistercienser oder der zum ersten Male gleichfalls durch Béla III. berufenen Prämonstratenser. Sie zeichnen sich nicht durch Größe aus; den Bedürfnissen der Mönche entsprechend sind sie von einfacher Anlage und weniger umfangreich, dafür aber Werke voll künstlerischen Talents, voll Gewissen und echter Liebe.

Die Reihe beginnt mit der um 1208 erbauten Kirche zu Lébény im Wieselburger Comitat, die, wie es scheint, auch den übrigen als Vorbild gedient hat. Die Lébényer Kirche hat drei Schiffe, die durch zwei Reihen von je vier Pfeilern geschieden sind. Das Mittelschiff hat keinen Langchor, sondern geht sogleich in den halbkreisförmigen Abschluß über. Ebenso sind auch die beiden Seitenschiffe geschlossen. Gegen Westen hin trägt das wesentlich verstärkte erste Pfeilerpaar die inneren Ecken der beiden Frontthürme, so daß der untere Theil der Thürme die Fortsetzung der beiden Seitenschiffe bildet, während der erste, zwischen die unteren Geschoße der beiden Thürme fallende Abschnitt des Mittelschiffes gleichsam als Vorhalle der Kirche dient. Diese Anordnungsart wurde später bei mehreren Kirchen befolgt, so daß sie durch die Gewohnheit zu einem unterscheidenden Merkmal der transdanubischen Baukunst dieser Zeit wurde. Das Innere der Kirche hat keinen anderen Zierath als die Pfeiler, welche, den Gurtbogen und den Graten des Kreuzgewölbes entsprechend, durch vier größere und vier kleinere Halbsäulen gegliedert sind. Die letzteren steigen bis zum unteren Rande des Gewölbes empor und gliedern so zugleich die hohe Wand des Mittelschiffes. Die Pfeiler sind auch sonst reich gebildet. Jede Halbsäule hat eine rechtwinkelige Basis und einen aus drei Gliedern bestehenden attisirenden Fuß; die Ecken der Basis sind mit den Füßen durch Eckblätter von entwickelter Bildung verbunden. Die Halbsäulen endigen oben mit einem Wulst; die kelchförmigen Capitale sind mit zwei Blätterreihen verziert; auf den stark herausgebogenen Blättern der oberen Reihe scheint das Kämpfergesims zu ruhen, welches gleichfalls einen dreifach gegliederten attischen Fuß, jedoch nach abwärts gefehrt darstellt. Die Vorhalle und die unter den Thürmen befindlichen Abschnitte der Seitenschiffe haben spitzbogige, die übrigen Abschnitte rundbogige Gewölbe. Das Äußere ist nicht reich, jedoch bei aller

Einfachheit nicht ohne überraschende Combinationen, auch durchaus harmonisch und vornehm durchgebildet. An der westlichen Stirnseite ist die Giebelmauer des Mittelschiffes von zwei mit Helmdächern gedeckten Thürmen flankirt. Das untere Geschoß der Thürme ist mit einem Rundbogenfries abgeschlossen; das zweite Geschoß hat doppelte, das obere dreifache Fenster, sämmtlich in einen Halbkreisbogen zusammengefaßt. Die Fensteröffnungen sind durch romanische Säulchen der herkömmlichen Form getheilt. Einen charakteristischen Zug der Fassade bilden die vier aus den Ecken der Thürme vorspringenden Lisenen, die vermöge ihres Hervorspringens, besonders aber dadurch, daß sie sich nach oben verjüngen,



Portal der Kirche zu Forvics.

mehr das Ansehen von Stützpfeilern haben. Die Mitte der Giebelmauer nimmt ein sehr einfaches Rundfenster ein. Der prächtigste Theil der Westfassade und des Außenbaues überhaupt ist das Hauptportal. Es öffnet sich im Halbkreisbogen, nach innen enger werdend, und ist an der Leibung beiderseits durch je vier Säulen gegliedert. Die Schäfte der beiden äußersten sind achtkantig, die übrigen glatt. Die Capitäle sind mit zwei Blätterreihen verziert, doch so, daß diese beiden Reihen durch einen auf einer scharfen Gliedkante ruhenden Blätterkranz von einander getrennt sind. Die oberen Blätter neigen sich noch stärker heraus als die im Inneren der Kirche, und die auf ihnen ruhende Deckplatte ist achteckig. Die Leibung des Halbkreises ist durch Grate gegliedert. In den Zwischenräumen derselben, wie auch in denen der Säulen, ist die Wand der Leibung mit reichem Blätter Schmuck von classischem Adel der Bildung bedeckt. Auch an der Südseite

befindet sich ein in den mittleren Abschnitt der Kirche führendes Thor. Das Hiermotiv an seiner Leibung ist eine tiefgehöhlte Rundscheibe, in der ein Cylinder steht, welcher mit trapezförmig zusammengestellten Stäben wie mit einer Binde umgürtet ist.

Die östliche Schmalseite ist in ihrer Ornamentirung so schlicht und zugleich geistvoll, daß sie zu den interessantesten Schöpfungen der romanischen Baukunst gezählt werden muß. Die hohe Giebelmauer des Mittelschiffes ist hier nicht mit dem üblichen Rundbogenfries verziert; das Gesimse des Satteldaches ist in dreifacher Gliederung aus einer Kante, einem halben Rundstab und einer Hohlkehle gebildet und darunter ist an jeder Ecke der senkrechten Wand in eine entsprechende Vertiefung eine Säule gestellt. Dem Gesims und den Säulen parallel geht ein zweites Ornament: eine leichte Hohlkehle, in der sich dicht aneinander gereichte Kugeln befinden. An der Apsis des Mittelschiffes erblickt man drei ganz einfache rundbogige Fensteröffnungen und ihre Wand ist durch vier Wandsäulen gegliedert. Diese Säulen stehen auf einem die Wand der Apsis ringsförmig umgebenden Gesimse und ragen bis unter den Dachvorsprung hinauf, wobei sie das Gesims und den stark ausladenden Rundbogenfries unterbrechen. Die Wände der Seitenschiffe sind an der Ostseite schmucklos gelassen. Die Seitenapsiden haben jede eine rundbogige Fensteröffnung mit reich gegliederter Leibung; die obere Hälfte der Fenster ist mit der in rechtem Winkel aufwärts geknickten Fortsetzung des die Hauptapsis umgebenden Gesimses umzogen, das aber hier seine Gliederung ändert. Die Seitenapsiden sind überdies mit dem herkömmlichen Rundbogenfries geschmückt. An der südlichen und nördlichen Langwand sind die Seitenschiffe ähnlich wie die Ostfaçade ausgeschmückt und außerdem durch Wandstreifen gegliedert, die vermöge ihrer starken Ausladung schon als Wandpfeiler gelten können. Die Fensteröffnungen sind an der hervorragenden Wand der Langseite des Mittelschiffes, wie an den Seitenschiffen, schmaler und einfach gehalten.

Die jetzige Pfarrkirche der Gemeinde Kapornak im Zalaer Comitat, einst gleichfalls Abteikirche der Benedictiner, ist der Lébényer Kirche nahe verwandt und mit ihr fast gleichzeitig, um 1217 erbaut. Von ihren drei Schiffen sind nur das Hauptschiff mit der daran schließenden halbkreisförmigen Apsis, die in einer Giebelwand aufsteigende Westfaçade und die beiden diese flankirenden Thürme erhalten. Die Thürme haben Doppelfenster, die durch Säulchen mit Würfelcapitälen und attischen Füßen getheilt sind. Die Seitenschiffe und deren Apsiden sind jetzt nur noch durch Bruchstücke der Grundmauer festzustellen. Eine Abteikirche der Benedictiner, allerdings von einfacherer Anordnung als die erwähnten, durch Privatstiftung im Jahre 1138 entstanden und um 1230 neu aufgebaut, war ferner die jetzige Pfarrkirche der Gemeinde Csátár im Zalaer Comitat. Sie ist einschiffig, die halbkreisförmige Apsis ist mit dem Schiff durch ein schmäleres, nach der Länge eingeschaltetes Sanctuarium verbunden, in der Mitte der Westfront erhebt

sich ein viereckiger Thurm, dessen Wände mit Lizenen gegliedert sind und in dem sich unten das Thor öffnet.

Im XIII. Jahrhundert, wahrscheinlich in dessen viertem Jahrzehnt, vor dem Tatareneinfall, wurde zu Horpács im Ödenburger Comitats die Klosterkirche der Augustiner, später der Prämonstratenser erbaut. Nur das Hauptthor und einige Säulen des Inneren sind erhalten. Doch erscheint es nach diesen Bruchstücken, namentlich bei dem Formenreichtum, der Vornehmheit und sorgfältigen Ausführung des Portals unzweifelhaft, daß die Kirche einst die hochentwickelte Baukunst der romanischen und Übergangszeit im Dunántul würdig repräsentirt hat. Das Portal mit seinem geschmackvollen Reichtum übertrifft alle Denkmäler dieser Gegend. Es ist beiderseits durch je sieben Säulen gegliedert, welche längs der Wand in rechtwinkligen Vertiefungen frei auf hohen, würfelförmigen Basen stehen; ihr attischer Fuß ist mit der Basis durch Eckblätter verbunden; die Säulenschäfte sind gewunden und jeder anders verziert; auch die Capitäle haben Blätter Schmuck, sind aber gleichförmig, desgleichen ihre zweigliedrigen einfachen Deckplatten; die Rippen, welche die Bogenöffnung gliedern, stimmen jede mit dem Schaft der entsprechenden Säule überein.

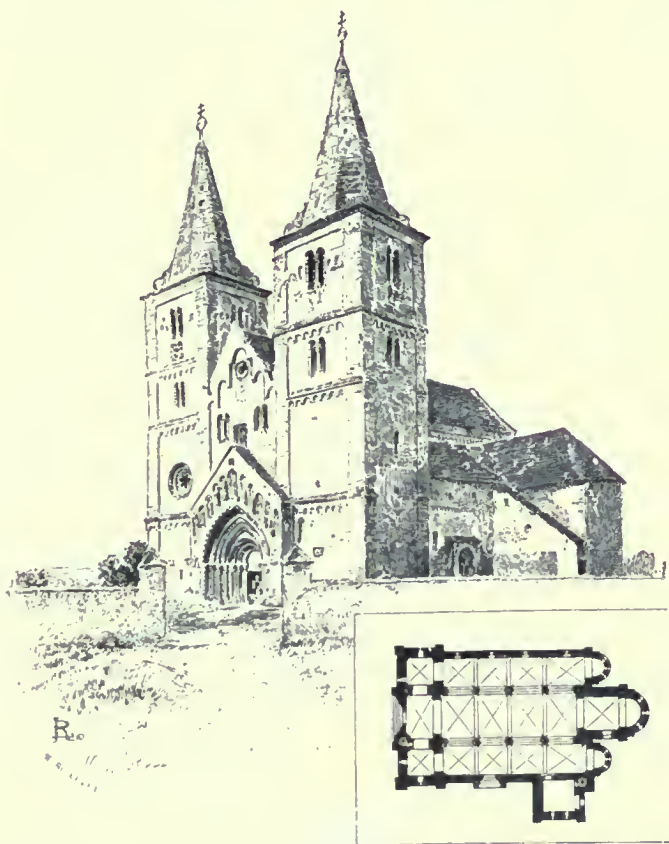
Eines der hervorragendsten Momente der Bauhätigkeit im Dunántul war zu dieser Zeit unzweifelhaft die dritte Wiedererbaunng der Kirche und des Klosters der Martinsberger Erzabtei. Der nach dem Untergang der ältesten Kirche aufgeführte zweite Bau war im Jahre 1137 unter König Béla II. geweiht worden. Er brannte bald ab, worauf Erzabt Urias (1206 bis 1244) die dritte Kirche erbauen ließ, die im Jahre 1225 in Gegenwart König Andreas' II. und seiner Gemalin mit großer Feierlichkeit eingeweiht wurde. Eine im XV. Jahrhundert vorgenommene Ausbesserung, sowie die Wiederherstellungsarbeiten, erst in der Türkenzeit, dann im Jahre 1831, zuletzt in den Jahren 1868 bis 1876, änderten zwar Vieles, benahmen jedoch wenigstens der Anlage ihren ursprünglichen Charakter nicht, während freilich an dem Aufbau nur einzelne Details verschont blieben. Die Kirche ist eine Art Basilica mit drei Langschiffen, die durch zwei Reihen von je sechs Pfeilern geschieden sind. Jedem Joche des Mittelschiffes entsprechen je zwei Joche der Seitenschiffe. Den charakteristischen Zug der Anlage bildet der mit drei Fenstern durchbrochene geradlinige Abschluß des Sanctuariums, das aus einem dem östlichen Ende des Mittelschiffes angefügten vierten Joche und aus der anstoßenden Hälfte des dritten Joches gebildet ist. Auch jedem der Seitenschiffe schließt sich noch ein gleichfalls geradlinig abgeschlossenes Joch an. Von dem niedrigeren Niveau des Mittelschiffes führen Stufen zu dem erhöhten Sanctuarium hinan. Rechts und links von diesem gehen Treppen nach der unter dem Sanctuarium liegenden Unterkirche hinab, die durch zwei Reihen von je drei Säulen in drei gleiche Schiffe getheilt ist und ebenfalls einen geraden,

von drei Fensteröffnungen durchbrochenen Abschluß hat. Ihre derben, glatten Säulenschäfte stehen auf verschieden gegliederten achteckigen Basen und attischen Füßen; die felsartigen Capitäle sind von einem ringförmigen Glied und zwei Reihen Blättern umfaßt; auch die Deckplatten sind der Übergangskunst entsprechend reicher gegliedert. In der Oberkirche haben die das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennenden Pfeiler mit Eckblättern verzierte dreifach gegliederte Basen und attische Füße; aus ihren Seitenflächen und abgeschrägten Kanten springen stärkere und zartere Säulenschäfte hervor, doch bleibt ihre dem Hauptschiff zugekehrte Seite glatt, insofern die dem Quergurte dienenden Säulenschäfte auf Kragsteinen ruhen, die weiter oben, in der Höhe der Seitenschiffgewölbe, aus der Wand hervorragen. Die Stelle des reichen nördlichen Thores (porta speciosa) und Bruchstücke seiner Leibung sind bei der Restauration in den Jahren 1868 bis 1875 zum Vorschein gekommen, darunter eine durch acht halbe Rundstäbe gegliederte Säule, auf welcher die Rundstäbe durch vier dem Schaft aufgelegte Ringe gezogen und verschlochten einen Knoten bilden. Diese Überbleibsel des Hochbaues bezeugen, daß die Kirche des Abtes Urias ein im Einzelnen reich gestalteter, auf der Höhe der Zeit stehender Bau der Übergangskunst war.

Die Kirche zu Zsámbék in der Nähe von Budapest, deren Ruinen wenigstens noch erhalten sind, war in diesem Zeitraume das vornehmste Bauwerk des Prämonstratenserordens jenseits der Donau. (Siehe die Abbildung auf Seite 77 des I. Bandes von Ungarn.) Sie hat drei Langschiffe; das erhöhte Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch vier Pfeilerpaare getrennt; die Abschlußwand des Sanctuariums war außen halbkreisförmig, innen polygonal; die die Pfeiler gliedernden Säulen zeigen an Füßen und Capitälen die Formen der gothischen Kunst, wie denn auch das eingestürzte Gewölbe gothisch war; im Mittelschiffe sind die halbkreisbogigen Fenster der erhöhten Wände die einzigen Merkmale der romanischen Kunst. Verhältnismäßig am besten erhielt sich die Hauptfacade mit ihren beiden Seitenthürmen. Die gedrungenen Thürme, deren durch Säulchen getheilte Fenster, mit Rundbogenfriesen geschmückte Gesimse und das noch vorhandene Helmdach des einen Thurmes gehören dem romanischen Stil an. Gothisch dagegen sind sämmtliche Theile der stark aus der Frontlinie der Thürme hervorspringenden Facade: das Portal, darüber das große Rundfenster, der in die Stirnwand eingebante, den Giebel entlastende Spitzbogen, endlich das mit Aleeblattbogen verzierte Gesimse des Giebels. An keinem Gebäude des Übergangsstils im Dunántul überwiegen die gothischen Elemente in solchem Maße die romanischen. In Anbetracht dessen aber, daß die Bauhätigkeit dieser Gegend zu keiner folgerichtigen Entwicklung gelangte, läßt sich aus diesem Umstande kein sicherer Schluß auf die Entstehungszeit der Kirche ableiten.

Auch von der Kirche zu Felsö-Görs im Zalaer Comitat, nahe dem Plattenjee, wissen wir weder, wann sie erbaut wurde, noch ob sie eine Mönchskirche war; gewiß ist nur,

daß sie im Jahre 1258 schon bestand. Erhalten sind von ihr bloß die halbrunde Apsis und die beiden unteren Geschoße des in der Mitte der westlichen Schmalseite in den Körper der Kirche eingebauten Thurmes. Dieser zeigt an seiner Stirnwand die beiden noch erhaltenen Geschoße an jeder Seite durch eine Lisenen, oben aber durch ein sägeförmiges Gesimse und einen Rundbogenfries eingefasst. Das mit einfachen Säulen gegliederte rundbogige Portal hat einen aus der Wand vorspringenden Spitzgiebel. Im zweiten Geschoß



Die Kirche zu Jät.

öffnen sich gleich am Gesimse, dicht neben einander, drei und über diesen in der Mitte ein Fenster. Sie sind sämmtlich tief, verengen sich nach innen bedeutend und haben über ihrem Halbkreisbogen gleichfalls einen Spitzgiebel. Je zwei der die Fenster einfassenden Säulen verflechten ihre Schäfte, so daß sie in der Mitte eine Art Knoten bilden; das Nämliche sahen wir bereits an der alten Kirche zu Martinsberg.

Zu erwähnen ist noch die im Jahre 1241 gegründete Klosterkirche der Prämonstratenser zu Turje im Zalaer Comitatus. Sie hat drei Schiffe und zwei Thürme.

Die Schiffe sind durch drei Paar achteckige Pfeiler getrennt. Der untere Theil der Thürme bildet die Fortsetzung der Seitenschiffe und ihre inneren Kanten ruhen auf dem ersten Pfeilerpaar. Die Pfeilercapitäle sind mit Thiergestalten, die Capitale der aus der Oberwand des Mittelschiffes hervorspringenden Säulenschäfte mit schön gebildetem Laub geschmückt. Gewölbe und Sanctuarium sind in späterer Zeit erneuert und umgebaut.

Die Abteikirche der Benedictiner zu Ják im Eisenburger Comitat stimmt in ihrer einfachen Anlage völlig mit der zu Lebény überein. Der untere Theil ihrer beiden Thürme ist, wie in Ungarn Sitte, die Fortsetzung der Seitenschiffe, zwischen dem Mittelschiff und der halbrunden Apsis aber hat sie ein Langchor. Das Innere, in den späteren Jahrhunderten grausam mitgenommen, dürfte ursprünglich gleichfalls einfach gewesen sein. Die drei Langschiffe sind durch je vier Pfeiler von einander getrennt, die Pfeiler durch acht Halbsäulen gegliedert. Fenster haben weder die erhöhten Wände des Hauptschiffes, noch die Längswand des südlichen Seitenschiffes; dagegen öffnen sich sowohl an der Hauptapsis, als auch an den beiden Seitenapsiden je drei und an den Wänden des Langchores je ein etwas breiter und höher als gewöhnlich gebildetes Fenster. Das hierdurch einströmende und vom Sanctuarium her verbreitete Licht taucht die Schiffe in eine eigenthümliche, zauberisch wirkende Beleuchtung, schadet aber andererseits dem Eindruck der Geräumigkeit, da es die Apsiden dem Auge des durch das Hauptthor Eintretenden näher rückt. Die Gewölbe der Schiffe sind neueren Ursprungs; nur in den unteren Theilen der Thürme und in deren Zwischenraum sind sie alt. Hier, wie auch an sämtlichen Pfeilern erkennt man noch unter der dicken Kalkschichte die Spuren der einstigen Malerei. Die die Pfeiler gliedernden Halbsäulen sind orange gelb; die theils mit Thier-, theils mit Laubmotiven geschmückten Capitale waren dunkelroth gefärbt.

Während so das Innere der Kirche weniger durch die keineswegs reichen, wenngleich gewählten Formen, als durch Beleuchtung und Farbe wirkte, prangte das Äußere in einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Formen. Es überrascht, daß bei diesem Bau, der von einer so einfachen, sozusagen ärmlichen Anlage ausgeht, der Aufbau, und zwar dessen Außenseite, so verschwenderisch geschmückt wurde. Der Gegensatz wird noch augenfälliger, wenn man sieht, daß es sich nicht etwa um eine wohlfeile Art von Luxus handelt. Die Kirche ist aus einem in der Gegend gebrochenen harten Kalkstein von bester Qualität erbaut und aus demselben ist auch aller Zierath gearbeitet. Die bewundernswerthe Ausführung des Ornaments bekundet den höchsten Grad von Geschicklichkeit, Fleiß und Genauigkeit; nirgends sieht man die geringste Spur von Übereilung oder Unsicherheit. Noch wunderbarer jedoch ist die richtige Empfindung, mit der der Baukünstler seine schier überschwengliche Erfindungskraft lenkt, so daß sie nie ins Übermaß ausartet; seine unerschöpfliche Phantasie geht bis an die Grenze des Maximums, ohne sie zu überschreiten;



R

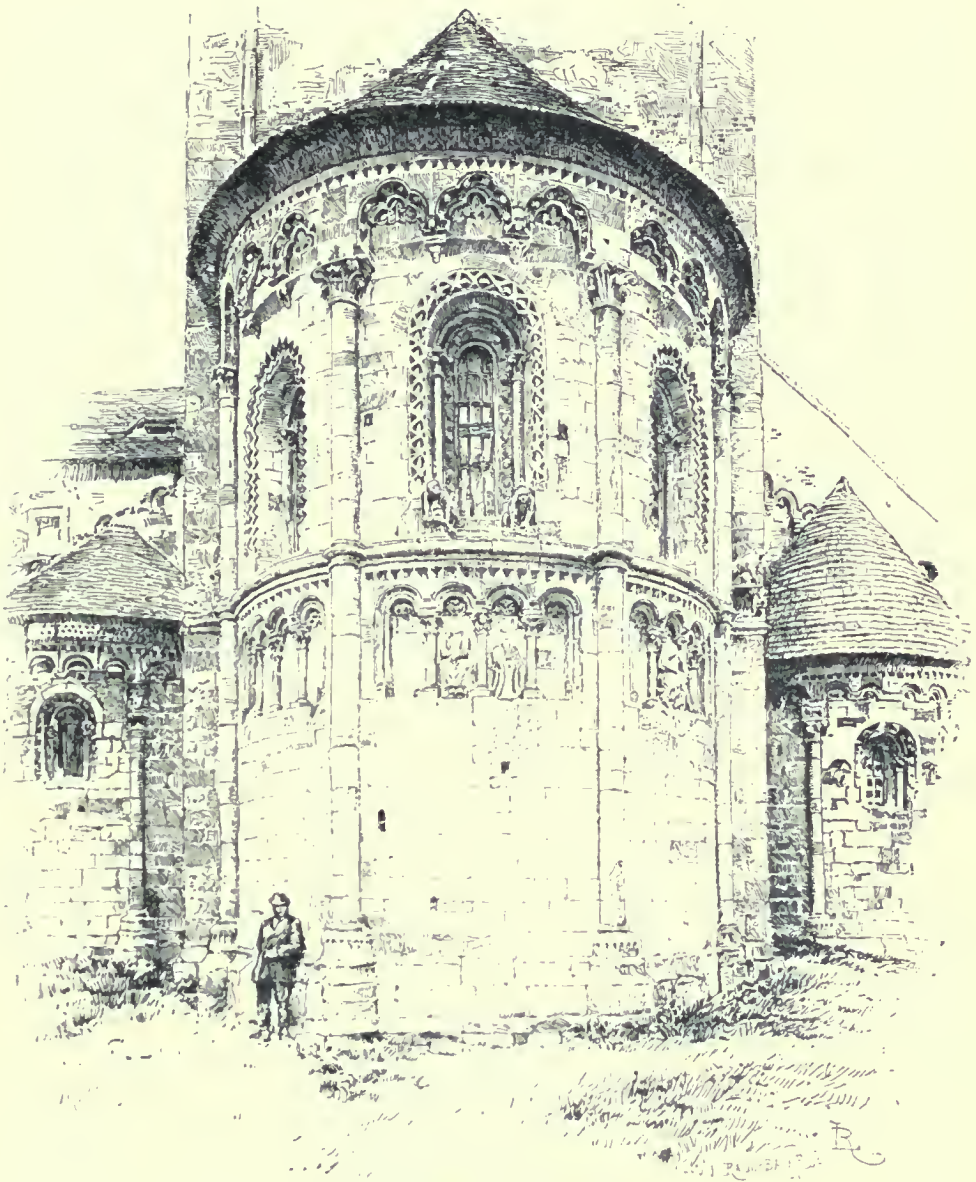
MJREL. I. G. F. I. M. 22

Portal der kirche zu Järf.

er schafft einen vollkommenen Reichthum, in dem es nichts Überflüssiges gibt. Ein großer, mit der feinsten Empfindung begabter Künstler, dessen Name leider verschollen ist und von dem man nur vermuthen kann, daß er sich an der französischen Baukunst genährt hat, wählt hier mit voller Hingebung und dennoch mit Besonnenheit in der Mannigfaltigkeit der Formen und genießt mit Bewußtsein die Freude des Hervorbringens. Im Schaffen selbst steigert sich seine Schaffenskraft. Gewiß hat der Bau in weniger gebräuchlicher Weise mit der Hauptfacade begonnen. Die beiden gedrungenen quadratischen Thürme und die zwischen ihnen aufragende Giebelwand sind noch einfach; indem sie sich auf den herkömmlichen Rundbogenfries und die durch Säulen getheilten Doppelfenster beschränken, wirken sie mehr durch ihre Masse. Im Obergeschoß der Thürme jedoch, wo die Wand von einem reicher gebildeten Rundfenster durchbrochen ist, meldet sich plötzlich ein Künstler, der den Reichthum der gothischen Baukunst kennt und sich zu dem Unternehmen anschickt, in dieser Gegend, wo die Gothik noch fremd ist, innerhalb der romanischen und Übergangsformen einen nicht minderen Reichthum hervorzuzaubern.

Zwischen den Thürmen, am Fuße der Facade und aus ihr hervorspringend erhebt sich gleichsam als Gebilde für sich eine Giebelwand. Ihr Zweck ist, den Werth des Thores zu steigern. Hier läßt der Meister in gewaltigen Accorden den ganzen Chorus der Formen erklingen. Im Giebelfeld über dem Portal stehen in Nischen, die mit Säulen und einem runden Dreiblattbogen eingefast sind, die Gestalten Christi und der Apostel, die den Nahenden sofort zur Andacht anregen. Unterhalb und seitwärts in Nischen, die aus den Wänden der Thürme ausgepart sind, deuten symbolische Thierfiguren die Ahnungen der gläubigen Seele an. Die Thoröffnung hat am Saume einen mit fester Hand gemeißelten Mäander; diesem folgt nach innen ein in die Wand eingemeißelter Zahnschnitt und diesem ein zweiter, der, eben nur die Wandfläche streifend, beiderseits mit leichtem Schwung zu der stumpfen Spitze emporgleitet. Das erste Säulenpaar der Leibung hat verzierte Schäfte und steht auf den Rücken von hungrigen bentejuchenden Löwen, dem Sinnbilde des Teufels. Dahinter folgen je ein glatter und hierauf wieder je vier verzierte Säulenschäfte. Ebenso mannigfaltig gliedert sich das Gewölbe der Oeffnung, nach außen mit drei Spitzbogen, nach innen mit drei Rundbogen. Zu innerst im Bogenfeld über dem geradlinigen Thürsturz stand einst Christus, der segnend die Rechte erhob, in der von zwei Engeln gehaltenen Mandorla.

An den beiden Langseiten haben die über die steilen Halbdächer der Seitenschiffe nur wenig emporragenden Wände ein sägeförmiges Gesimse und darunter einen lebendig profilirten mächtigen Rundbogenfries, während unter dem gleichfalls sägeförmigen Gesimse der Seitenschiffe ein Fries von Dreiblattbogen entlang läuft und Säulenschäfte, sowie ab und zu in kleinen Nischen untergebrachte figürliche Darstellungen die Eintönigkeit der Wandfläche unterbrechen.



Sanctuarium der Kirche zu Jät.

Die Giebelwand der Ostseite gleicht der westlichen. An den drei Apsiden, besonders der mittleren, ist eine ungewöhnliche Pracht entfaltet, so daß es schwer hielte, die große Menge der Sinnbilder und Zierathen einzeln anzuzählen. Der Meister detaillirt hier mehr und läßt sich an der üppigen Fruchtbarkeit seiner Phantasie nicht genügen, sondern greift zur Wiederholung und erzielt dadurch eine förmlich überwältigende Wirkung. Er theilt die

Wand der Hauptapsis, die auf einer kräftig profilirten Basis steht und oben ein mit Laubornament versehenes Gesimse nebst reich ausgebildetem Fries von Dreiblattbogen hat, der Breite nach durch Säulen und der Höhe nach durch ein Gesimse in Felder ein. Jedes Feld betrachtet und behandelt er als selbständiges Ganzes. Die unteren Felder schmückt er mit rundbogigen Blendarkaden, in die er Statuen stellt. In den oberen aber erreicht er mit der wunderbar fein empfundenen Durchbildung der Fensterrahmen und Fensterleibungen den Gipfelpunkt einer Kunst, auf die man übrigens schon nach der Ausschmückung des Hauptthores schließen konnte. Er baut nämlich die Wirkung seines Gebildes nicht bloß auf die Formen, die ihm sogar nur Mittel zweiten Ranges sind, sondern wendet seine größte Sorgfalt an das Hervorrufen eines launenhaften, bezaubernden Spiels von Lichtern und Schatten, zu dessen Variationen er durch den Reichthum seiner Formenwelt Gelegenheit gibt. Außer der Richtigkeit der Verhältnisse, ist dies das Hauptgeheimniß der Bauweise. Dies ist es, was dem Großartigen Lebendigkeit, dem Gleichförmigen Mannigfaltigkeit, dem todten Gefüge Seele verleiht.

So steht auf einem Hügel mitten in dem Dorfe Ják das unsterbliche Werk eines Meisters, dessen Namen und Herkunft man nicht kennt. Das ist die echte versteinerte Musik, ein erhabener Hymnus, der über die reiche Ebene des Eisenburger Comitates dahinschallt bis an die waldbekränzten Ausläufer der Alpen, die sie umspannen. Er singt von der einstigen Herrlichkeit der Baukunst im Lande jenseits der Donau und fleht nach so vielen nagenden Jahrhunderten nur um eins: um Wiederherstellung durch einen Künstler, der nicht mehr können will als die Meister jener alten Zeiten.

Die Kirche wurde im Jahre 1256 geweiht. Die Kapelle in ihrer Nähe gehört derselben Zeit an. Ihr Grundriß zeigt einen Vierpaß, er besteht aus vier um einen Mittelpunkt gruppirten Segmenten von etwas mehr als Halbkreisgröße. Der Aufbau ist einfach, das Thor öffnet sich in einer aus dem einen Segment vorspringenden Giebelwand und ist an seiner Leibung durch je zwei einfache Säulen gegliedert.

In der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurde das Land jenseits der Donau noch mit zahlreichen, ganz hervorragenden kirchlichen Bauten bereichert, von denen aber nur Ruinen oder gar bloß geringe Trümmer vorhanden sind. Von der bischöflichen Kapelle zu Raab ist in Folge späterer Umbauten nur die untere Kapelle erhalten. Zu Bircz im Beszprémer Comitit finden sich einige Bruchstücke und ein Säulenschaft der um diese Zeit erbauten und im Jahre 1731 abgetragenen Cistercienser-Probsteikirche. Dagegen sind die Trümmer der durch König Béla III. im Jahre 1184 gegründeten Cistercienser-Abtei zu Pilis-Szent-Kereszt im Pesther Comitit unter dem Erdbreich verschwunden. Auch der Standort des vor dem Jahre 1252 gegründeten Prämonstratenser-, später Camaldulenserklusters nebst Kirche zu Majk im Komorner Comitit ist kaum noch durch

einige erkennbare Trümmer bezeichnet. Von der 1142 bei dem Dorfe Czikó im Tolnaer Comitat gegründeten Klosterkirche Czikador der Cistercienser ist bloß die Ruine der östlichen Giebelwand und des geraden Chorabschlusses erhalten. Die im Jahre 1252 geweihte Benediktinerkirche zu Dömölk im Eisenburger Comitat ist einschiffig, vor ihrer Westfacade erhebt sich ein gedrungener Thurm; im unteren Geschoße desselben öffnet sich das Thor; der halbkreisförmige Abschluß wurde später in einen polygonalen verwandelt. Das Innere war mit Wandbildern aus dem XIV. Jahrhundert geschmückt, die jedoch nahezu bis zur Unkenntlichkeit verdorben sind. Die Kirche dient schon seit Jahren als Scheune. Zu Pécsöl im Zalaer Comitat wurde die aus einem Langschiff mit geradem Abschluß bestehende Kirche, welche Reste von Wandmalereien aus dem XIII. Jahrhundert enthielt, im Jahre 1861 durch ihre Eigenthümerin, die reformirte Kirchengemeinde, abgetragen. Zu Vértes-Szent-Kereszt im Weißenburger Comitat befand sich eine Benediktinerabtei mit Kloster und Kirche. Ihre Gründungszeit ist unbekannt, wohl aber kennt man die traurigen Einzelheiten ihres Unterganges. Ihre Steine wurden im vorigen Jahrhundert verschleppt, um bei den Kirchenbauten auf den Besitzungen der gräflichen Familie Esterházy als Baumaterial verwendet zu werden; mehrere der schön gearbeiteten Rippen aus dem Kirchengewölbe wurden bei dem damals stattfindenden Bau des Schlosses zu Totis benützt, das keine gelungene Nachahmung eines ruinenhaften, jedoch wiederhergestellten Baues bildet; endlich ließ im Jahre 1796 Maria Anna Pálffy ihrem Gatten, Grafen Johann Esterházy, aus vier Säulen der Kirche, sowie einigen mit Thiergehalten verzierten Kragsteinen und anderen Bruchstücken im gräflichen Park zu Csákvár ein noch heute vorhandenes Denkmal errichten.

Auch kleinere Dorfkirchen wurden schon in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts recht zahlreich erbaut; so zu Tótlak und Pápóc in Eisenburger, zu Kába-Szent-Miklós im Raaber, zu Dskü im Veszprémer Comitat. Sie sind sämmtlich von geringem Umfang und rundem Grundriß. Zu Tótlak ist das Innere mit Wandmalereien des XIV. Jahrhunderts geschmückt, von denen die am Gewölbe befindlichen noch einen recht guten Zustand zeigen. In der Mitte des runden Gewölbes sieht man eine vom Regenbogen umzogene Mandorla, in der an dem einem Ende Gott Vater sitzt und mit beiden Händen das Kreuzifix hält, während in dem anderen Ende Christus, aufrecht stehend, die Rechte zum Segen erhebt. Rechts und links der Mandorla stehen die symbolischen Gestalten von je zwei Evangelisten, jede ein Schriftband haltend. Um diesen mittleren Theil des Gewölbes schlingt sich ein mit Sägezähnen verzierter Kreis. Um diesen her sind in neun Feldern, die sich bis an das Gesimse des Gewölbes erstrecken, Scenen aus dem Leiden Christi dargestellt. Trotz der schlichten, wenngleich harmonischen Färbung und der Plumpheit der Bewegungen deuten der lebendige Vortrag und die richtige Gruppierung dahin, daß der Maler sich in guter Schule eine ausreichende Übung erworben hatte.

Hier wäre auch noch die Kirche zu Turnieze im Zalaer Comitat anzuschließen. Sie ist zwar zu Anfang des XIV. Jahrhunderts, jedoch im romanischen Stil erbaut. Sie hat ein Langschiff und ein aus zwei Jochen bestehendes, ungewöhnlich langes Sanctuarium; der Abschluß des letzteren ist halbkreisförmig; an die Westfronte ist ein viereckiger Thurm gestellt. Sie war ursprünglich höher und hatte eine Flachdecke; später wurde sie eingewölbt und in der Abschlußwand ein spitzbogiges Fenster angebracht. Als besondere Merkwürdigkeit dieser Kirche sind die Wandmalereien zu betrachten, welche längs der Kirchenwand auf Grund der Schilderungen in Thuróczi's Chronik die Legende Ladislaus des Heiligen, dieses Verkörperers magyrischen Ritter- und Heldenthums, in mehreren Scenen darstellen. Die Verfolgung des kumanischen Mädchenräubers und die Befreiung des Mädchens bilden eine vollständige Folge von sechs Bildern. In der zweiten Serie sieht man die Versammlung, in welcher Ladislaus zum König erwählt wird, und die Krönung; in der dritten Ladislaus' Krieg gegen Salomon und die Erbanung der Kathedrale zu Großwardein. Das Übrige wurde beim Bau des Gewölbes zerstört, doch sind noch Spuren davon oberhalb des Gewölbes auf dem Dachboden zu sehen. Die untere Reihe wurde übertüncht, desgleichen auch die Malereien der Apsis. Die Figuren sind in der Bewegung steif, Gruppierung und Verhältnisse mangelhaft, und dennoch ist für die Bilder ein leicht verständlicher, beredter Vortrag charakteristisch; schade, daß die Farbe sich gänzlich abgeseuert hat.

Der gothische Baustil beginnt sich in Ungarn nach dem Tatareneinfall mit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts allgemein zu verbreiten. Bei der Reorganisation des Landes waren es meist das in den Städten angesiedelte fremde, insbesondere deutsche Bürgerthum und die Bettelorden, welche neue gothische Kirchen bauten. Im III. Bande von „Ungarn“ ist die Rolle geschildert, welche die jetzt heimisch werdende Baukunst an einem Punkte jenseits der Donau, in der durch Béla IV. gegründeten Burg Ofen gespielt hat. Was wir dort sehen, ist für diesen Zeitraum der Baukunst in Ungarn charakteristisch. In den übrigen Theilen des Dunántul, mit Ausnahme von Ödenburg, lagen die Verhältnisse ganz anders. Die zahlreichen, im XII., besonders aber in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts entstandenen Kirchen waren durch die Tataren nicht zerstört worden. In Stuhlweißenburg und an den vier Bischofsitzen fand die neue Bürgerschaft Kirchen vor, auf dem Lande aber besuchte das Volk den Gottesdienst in den Kirchen der landwirthschaftstreibenden Orden: der Benediktiner, Cistercienser und Prämonstratenser. Die spitzbogige Bauweise fand also hier keine Gelegenheit zu bedeutenderer Thätigkeit, oder, insofern sie Gelegenheit suchte und bei dem Wiederaufbau der Kathedralen auch fand, sind ihre Leistungen nicht erhalten geblieben. Dies ist der Grund, warum jenseits der Donau verhältnißmäßig wenig gothische Denkmäler vorkommen



Pfarrkirche zu St. Michael in Eisenburg.

und daß der mittelalterliche Baustil dieser Gegend auch zur Zeit der Herrschaft des Spitzbogens, ja noch nachher, unter so vielfacher Bedrängniß bis auf den heutigen Tag seinen romanischen Typus und den Charakter der Übergangskunst bewahrt hat, als eines der sichtbaren Bindeglieder zwischen der großen Vergangenheit und der Gegenwart einer Cultur, deren Geschichte mit den Kelten beginnt und seither niemals unterbrochen war.

Die Denkmäler, auf die das Gebiet jenseits der Donau auch vom eben erwähnten Gesichtspunkt aus stolz sein darf, sind ohne Ausnahme Ordensgebäude. Die Kirche zu Stuhlweißenburg und die bischöflichen Kathedralen, sei es, daß sie beschädigt waren, sei es, daß sie weniger dem Modiefieber der spitzbogigen Bauweise widerstehen konnten, wurden in

der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts nacheinander neu aufgebaut. Die Stuhlweißenburger Königskirche begann im Jahre 1318 die Reihe, im XIV. Jahrhundert folgte Gran, dann Fünfkirchen und Bézprém. Auf das Ende des XV. Jahrhunderts fällt der Neubau der Raaber Kathedrale, von dem sich nur die spätgothischen Rippen und Gurtbogen des Gewölbes erhalten haben. Dasselbe Jahrhundert sah den Neubau der Martinsberger, dann zur Zeit Johannes Hunyadi's wiederum den der Grauer und unter Matthias Hunyadi den der Stuhlweißenburger Kirche. König Matthias ließ überdies zu Stuhlweißenburg für sich und seine Familie eine prächtige Grabkapelle errichten. Auch diese war, wie aus Bonfin's Beschreibung hervorgeht, ein gothischer Bau. Dies waren ohne Zweifel die hervorragendsten, wiewohl nur aus Berichten bekannten Schöpfungen, welche die von Mitte des XIII. bis Ende des XV. Jahrhunderts währende Epoche in dem Lande jenseits der Donau hervorgebracht hat.

Die meisten gothischen Kirchen in diesem Landestheile wurden, von der Festung Ofen abgesehen, in Ödenburg erbaut. Dieses Zusammentreffen ist nicht das Werk des Zufalls. Die Festung Ofen wurde durch Béla IV. nach dem Tatareneinfall gegründet, Ödenburg aber, das durch den Böhmenkönig Ottokar II., den gefährlichsten Landesfeind nach den Tataren, viel gelitten hatte, wurde um dieselbe Zeit wieder aufgebaut. Keines von beiden war ein älterer Bischofsitz und an beiden Orten begann das dort ange siedelte bürgerliche Element die Bauhätigkeit.

Im Außentheile Ödenburgs, auf einer geringen Anhöhe, wo es einst seinen Begräbnisplatz hatte, neben dem jetzigen Friedhofe stehen nahe bei einander die Pfarrkirche zu St. Michael und die dem heiligen Jakobus geweihte Doppelkapelle, deren unterer Theil als Weinhaus gedient hat. Es ist schwer zu entscheiden, welcher Bau der ältere ist. Beide stammen aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts und haben bedeutende Umgestaltungen durchgemacht. Das Weinhaus hat den Charakter seiner Entstehungszeit besser bewahrt. Sein Grundriß mit einem regelmäßigen Rechteck, dem sich gegen Osten das Sanctuarium mit dreiseitigem Abschluß angliedert, dann die in den Wänden ausgehöhlten spitzbogigen Nischen deuten auf gothische Kunstübung. Hingegen stehen die Details des Aufbaues dem Geschmack der Übergangszeit näher, so namentlich: der stumpfe Spitzbogen der Thüre, die über einfachem Sockel aufsteigende Wand, die durch Eisen in Felder getheilt ist, die gleichfalls stumpfen Spitzbogen des Gewölbes, die in den Ecken stehenden Schäfte von Halbsäulen, deren attische Füße und laubgeschnüchte Capitäle, die einfachen Rippen des Gewölbes. Das Relief im Bogenfeld der Thüre: ein belaubter Baum, an dessen Stamm unten zwei 'Aug' in 'Aug' stehende Löwen nagen, entspricht in der Ausarbeitung ganz dem Charakter der romanischen Kunst. Die Kapelle bildet durch diese Eigenschaften gleichsam ein Verbindungsglied zwischen der Übergangs- und der gothischen Baukunst jenseits der Donau.



Inneres der Pfarrkirche zu St. Michael in Eidenburg.

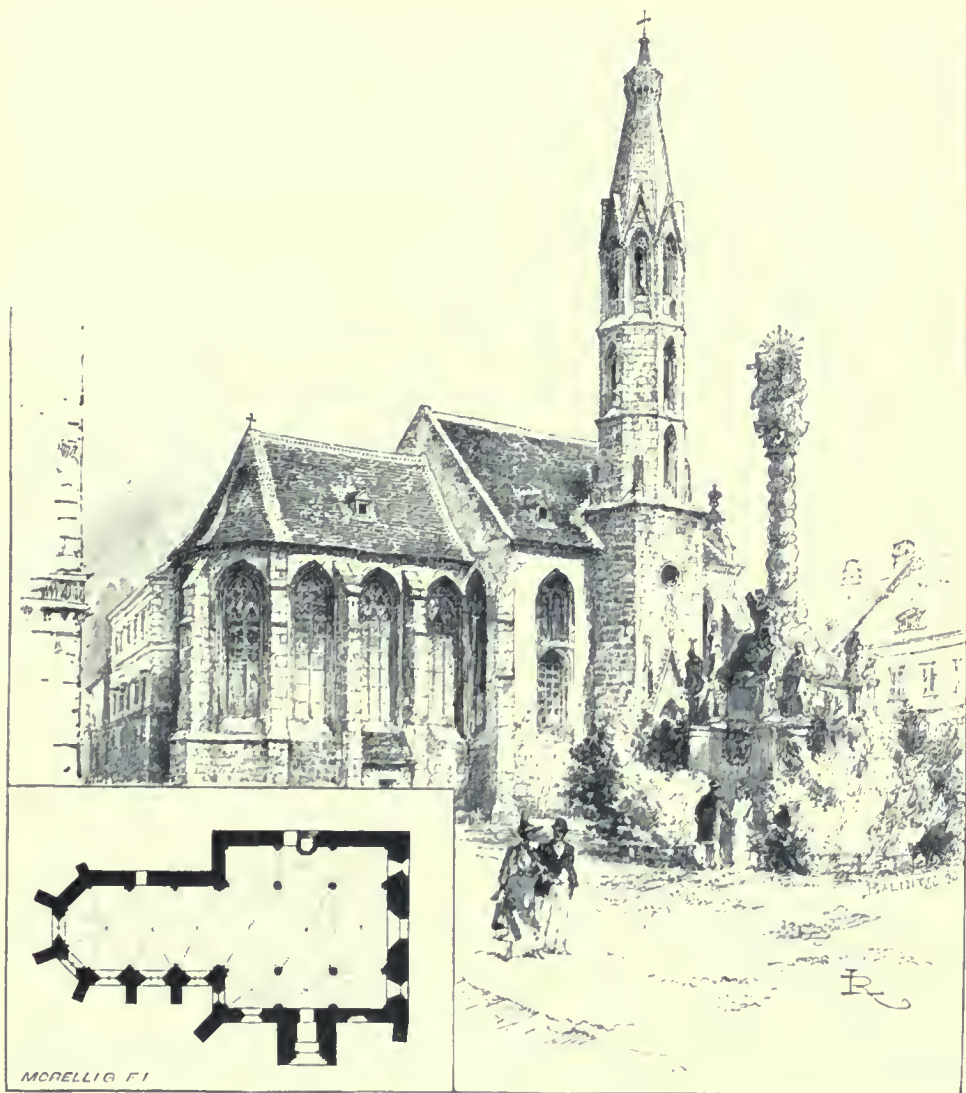
Wahrscheinlich stand an der Stelle der St. Michaelskirche eine ältere. Die Baugeschichte der jetzigen Kirche hat viel Ähnlichkeit mit der der Hauptkirche in der Dfner Festung. Auch sie wurde in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts begonnen und erst ganz am Ende des XV. Jahrhunderts beendigt; sie besitzt also, wie die in der Dfner Festung, früh- und spätgotische Theile. Ihre drei Schiffe bestehen aus vier Joche; dann

folgt östlich das schmalere Joch des Kreuzschiffes und als Fortsetzung des Mittelschiffes die beiden Joche des Sanctuariums, dem sich ein aus drei Seiten des Achtecks gebildeter Abschluß anfügt. Die östlichen Enden der Seitenschiffe schließen jedes mit einem angefügten schmälern Joch ab. Vor der Westfronte, in ihrer Mitte, erhebt sich, fast in gleicher Breite mit dem Hauptschiffe, ein Thurm, in dessen Untergeschoß sich das Hauptthor öffnet. Die Ähnlichkeit mit der Ofuer Festungskirche erstreckt sich auch auf den Zug, daß das Kreuzschiff nicht aus der Flucht der Langwände hervorbricht. Auch sind dies die beiden einzigen mittelalterlichen Kirchen jenseits der Donau, die ein Kreuzschiff haben.

Die aus dem XIII. Jahrhundert stammenden Theile des Aufbaues sind: das quadratische untere Geschoß des Thurmes und die darüber liegenden beiden achteckigen Geschoße, ferner die drei Langschiffe bis zum Kreuzschiff. Dieses, sowie das Sanctuarium, dessen Abschluß, die Sacristei, endlich das mit großen Fenstern durchbrochene Obergeschoß des Thurmes nebst dessen Helm sind um das Jahr 1482 erbaut. Der Orgelchor noch später, er trägt die Jahreszahl 1489.

Die Theile des Aufbaues tragen das Gepräge ihrer Entstehungszeit an sich. Das Untertheil des im XIII. Jahrhundert erbauten Thurmes ist gedrungen; aus seinen Ecken, sowie aus den verhältnißmäßig hohen Wänden der Seitenschiffe springen mächtige Stützpfeiler hervor, die Fenster an den Wänden der Seitenschiffe sind sehr schmal, mit stumpfer Spitze, auch ihr geometrischer Schmuck ist einfach, das Kranzgesimse und der Rundbogenfries über ihnen erinnern an die romanische Kunst. Die halben Dächer der Seitenschiffe reichen bis an das Gesimse an den Wänden des Mittelschiffes hinan, die Wände des Mittelschiffes haben also keine Fenster. An der Wand des südlichen Seitenschiffes, und zwar beim zweiten Joch, öffnet sich eine Thüre mit stumpfer Spitze und manchen Details der Leibung, die dem Übergangs-Baustil näher stehen als dem gothischen. Das im XIV. Jahrhundert erbaute Kreuzschiff hat an seiner hoch aufragenden Giebelwand ein hohes Fenster, das schmale Thor am Fuße der südlichen Giebelwand ist an der Leibung durch ununterbrochene Stäbe gegliedert und geschmückt. Die beiden Fenster der Sacristei sind zwar halbkreisförmig, desto reicher aber sind die Fenster und das Gesimse des Sanctuariums, sowie das obere, mit hohen Fenstern durchbrochene Geschoß des Thurmes, die dessen Helm umgebende Balustrade und die Thürmchen, die sich an den acht Ecken der Balustrade erheben.

Weit interessanter ist das Innere der Kirche. Was am Äußeren unsere Aufmerksamkeit erregt, nämlich die ungewöhnlich hohen Wände der Seitenschiffe, sowie die aus diesen Wänden hervorspringenden starken Stützpfeiler, das dient alles, um die Last der Gewölbe des Mittelschiffes zu tragen. Auch erfüllen sie diese wohlberechnete Aufgabe, so daß es im Innern der Kirche keiner starken Pfeiler bedarf; statt dieser sind die Seitenschiffe



Die Benedictinerkirche in Ldenburg.

vom Mittelschiff durch je fünf gewaltige, in weiten Entfernungen aufgestellte Säulen
 geschieden, die auf doppelter Basis und attischem Fuße stehen, glatte Schäfte und durch
 Ringe gegliederte Capitäle haben. Die einfachen Gurten und Rippen des Gewölbes werden
 durch schlichte, kleine Säulenschäfte gestützt, die aus den Wänden des Mittelschiffes hervor=
 springen. Mit Ausnahme des aus dem XV. Jahrhundert herrührenden, etwas reicher
 gegliederten Sanctuariums ist das Innere der Kirche ganz einfach; der Eintretende wird,

statt eines Reichthums an Details durch einen mittelst einfacher Bestandtheile hergestellten bedeutenden Innenraum gepackt. Die Kirche, die in dieser Hinsicht jenseits der Donau keine Nebenbuhlerin hat, wurde in den Jahren 1863 bis 1864 durch Franz Storno restaurirt, bei welcher Gelegenheit im Inneren wie am Äußeren Spuren alter Malerei zu Tage traten. Aus der Zeit der Restauration stammen die Details des Hauptthores, die gemalten Glasfenster, der Altar, die Kanzel, das von der Decke niederhängende Kreuz, kurz die ganze Ausstatung der Kirche.

Das dritte gothische Bauwerk Ödenburgs war einst eine Klosterkirche der Franciscaner, jetzt gehört sie den Benediktinern. Sie ist aus behauenenem Kalkstein sorgfältig erbaut. Aus der bei Kirchen der Bettelorden ungewohnten Festigkeit des Baues läßt sich schließen, daß sie einen freigebigen Gründer hatte, vielleicht denselben, dessen Wappenschild, mit einer Ziege, die Stirnwand des Thurmes schmückt, ein Wappen, das sich auch in der Kirche zweimal wiederholt. Beigetragen mochten dazu auch die Vergünstigungen haben, mit denen die Könige Béla IV., Stephan V. und Ladislaus IV. in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts die Stadt überhäuften. Auch die Sage von ihrer Entstehung bewahrt die Erinnerung daran, daß die Kirche nicht durch ärmliche Mittel zustandegebracht wurde. Ein Hirtenknabe soll sie erbaut haben mit Hilfe eines großen Schatzes, den der Huf seiner Ziege aus dem Boden gewühlt. Nach einer Aufzeichnung in der Chronik der Franciscaner wurde der Bau 1280 begonnen, und es darf als sicher gelten, daß er nach dem ursprünglichen Plane in dem nämlichen Jahrhundert auch ohne Stockung und Änderung beendet wurde. Dafür spricht die Einheitlichkeit der unveränderten Anordnung und jener Theile des Aufbaues, die sich am Äußeren und im Inneren erhalten haben.

Das in drei Schiffe und neun Joche getheilte Haus ist fast quadratisch. Dem Mittelschiff schließt sich das etwas breitere Sanctuarium an, mit zwei Jochen und dreiseitigem Abschluß. Die schmälern Seitenschiffe schließen mit einer geraden Wand ab. Zwei charakteristische Züge fallen auf; die Schiffe sind nämlich durch schlanke, glattschäftige Säulen, und zwar je zwei getrennt, ferner sind die Seitenschiffe ebenso hoch wie das Mittelschiff, d. h. das Gebäude ist eine sogenannte Hallenkirche. Der Aufbau zeigt in jeder Einzelheit den frühgothischen Charakter. Solche Details sind: die birnförmigen Profile des gewaltigen Gurtbogens, der das Schiff vom Sanctuarium scheidet, sowie der Gewölberippen des Sanctuariums; dann die Gliederung der Pilaster, deren Capitäle mit zwei Reihen von fünfblättrigen Weinblättern verziert sind; ferner die mit langstieligen Knospen verzierten Säulencapitäle, die Gliederung der Leibungen der Fenster, welche den ganzen Zwischenraum der Stülpfeiler einnehmen und sich bis an den Dachvorsprung emporstrecken, sowie das einfache Maßwerk der Fenster. Dasselbe gilt von dem

Hauptschmuck des Äußeren, dem vor der Nordseite aufragenden, etwa 43 Meter hohen schlanken Thurm, der vermöge der richtigen Gliederung und edlen Einfachheit des Aufbaues eine so hervorragende Schöpfung ist, daß kein anderer gothischer Thurm im Lande sich mit ihm messen kann. Die Bildung seiner Details, das unter ihm sich öffnende Hauptportal, das Rundfenster des zweiten Geschoßes, die Fenster der folgenden achteckigen Geschoße, besonders des oberen, mit den sie überragenden glattkantigen Giebeln, endlich der steinerne Helm, das Alles ist gleichzeitig, trägt einen einheitlichen Kunstcharakter und stimmt in Allem mit dem Inneren der Kirche überein. Das Gemälde im Bogenfeld des Portals stellt die die Gläubigen unter ihren Schutz nehmende Mutter Gottes dar.

Der hallenartige Aufbau der Schiffe und die schiefgestellten Fensterbänke weisen zwar auf die deutsche Schule hin, aber dessenungeachtet wird, was schon die Säulen im großartig wirkenden Inneren der St. Michaelskirche ahnen ließen, daß nämlich in dieser von Deutschen bewohnten Stadt am Ende des XIII. Jahrhunderts Baumeister im Sinne der französischen Schule thätig waren, durch die Benediktinerkirche fast zur Sicherheit, da die einfache und klare Formensprache der Gliederung, welche die Anlage des Baues erkennen läßt, sie zu einer charakteristischen Vertreterin der frühgothischen Baukunst Frankreichs macht. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Ödenburg von der Festung Ofen, in deren gothischer Baukunst von Anfang an die deutsche Schule geherrscht hat.

Nach etwa 200 Jahren wurden aus unbekanntem Gründen das Gewölbe und der Orgelchor der Schiffe neu hergestellt. Aus dieser Zeit stammt auch das an einem der Wandpfeiler angebrachte Tabernakel, das auf einem unten umlaufenden Spruchbände die Jahreszahl 1491 aufweist. Ihre Formen, besonders aber die Profile der Rippen und Gurten des Gewölbes weisen entschieden in spätgothische Zeit. Damals wurden die vier Säulen der Schiffe ihrer Capitale beraubt und diese durch acht kleine, ringsum aus dem Schaft vorspringende Kragsteine ersetzt, deren jeder aus einer eckigen Deckplatte, darunter einem Bund von Blättern und unter diesem noch einem Menschenkopf zusammenge setzt ist. Das Verhältniß der Kragsteine ist nicht das richtige, ihre Form verbindet in plumper Weise die Säulen mit den Gurten; sie erregen nicht das Gefühl, daß das Gewölbe auf den Säulen sicher ruht.

Was der von der Sage erwähnte große Schatz ausdrücken will, darin liegt es begründet, daß die Kirche so vielen Unbilden zu trohen vermochte: sie ist wohl beschädigt, hat aber ihr Wesen bewahrt. Auch schöne Tage hat sie gesehen, z. B. im XVII. Jahrhundert, als drei Königinnen, die Gemalinnen Ferdinands II. und III. und Leopolds I. in ihr gekrönt wurden. Inzwischen brannte sie nieder, stand auch zeitweise verlassen; dann wieder diente sie als Archiv und Sitzungsaal; die Westfaçade und Südseite verloren völlig ihre Form; schließlich wurde sie mit einer hölzernen Kanzel und eben solchen Altären

im Barockstil vollgeräumt und ausgeweißt. In diesem Zustande ging sie 1802 an den Benediktinerorden über.

An der Südseite der Kirche befand sich einst der Kreuzgang, dessen architektonisch bemerkenswerthester Theil das Kapitelhaus war. Dieses war ein durch zwei Pfeiler und zwei Säulen in neun Joche getheilter, mit einem Kreuzgewölbe gedeckter Saal von 8·50 Meter Länge und 7·90 Meter Breite. Die Säulencapitäle und aus den Wänden vorpringenden Consolen sind mit mancherlei interessant geformten Thieren geschmückt. Zum Theil sind sie eingemauert. Der Saal dient jetzt in einem Zustande bedauerlicher Vernachlässigung als Kumpelkammer.

Ende des XV. Jahrhunderts entstanden in Ödenburg noch zwei kleinere gothische Bauwerke: die Kirche Johannes des Täufers und die Heilige Geistkirche. Beide haben durch spätere Umgestaltung ihre ursprüngliche Form verloren.

Eines der ältesten spitzbogigen Bauwerke im Dunántul ist die sogenannte Gisele-Kapelle zu Beßprém. Sie hat eine Unterkapelle mit rundbogigem Kreuzgewölbe. An ihren Langwänden und der geraden Abschlußwand waren Maria und die Apostel in Malereien aus dem XIII. Jahrhundert dargestellt. Im Jahre 1772 wurde die Kapelle sammt den Malereien erneuert, so daß bloß noch an zwei Figuren der Nordwand Spuren der früheren Farbe übrig sind. Von der gothischen Oberkapelle sind an der Mauer des benachbarten bischöflichen Palastes und Domherrenhauses Bruchstücke erhalten. Zu Barátim im Beßprémer Comitát, nahe dem Plattensee, sind noch die Trümmer des gothischen Sanctuariums einer Paulinerkirche und Spuren der Klostermauer vorhanden. Im Bakony sind Reste von gothischen Kirchen an mehreren Punkten zu finden. Die Prámonstratenserkirche in Keszthely war ursprünglich eine Ordenskirche der Franciscaner und angeblich von Stefan, dem ersten Palatin des Königs Sigismund im letzten Viertel des XIV. Jahrhunderts, gegründet. Sie ist eine einschiffige kleinere Kirche (21·81 Meter lang, das Schiff 9·5 Meter breit), das Sanctuarium ist etwas schmaler als das Schiff und schließt mit drei Seiten; innen gliedern sich die Langwände durch Pfeiler, die aus dem Rechteck gebildet sind; diese stützen die einfachen Rippen und Gurten des Kreuzgewölbes, dessen Schlußsteine mit Wappen geschmückt sind. Die Wandpfeiler des Chores sind durch baldachingekrönte Nischen belebt. Die Leibung des Hauptthores ist einfach. An der Fassade öffnet sich, in Stein gehauen, ein schönes, aber mit einfachem Maßwerke verziertes Rundfenster; auch das Maßwerk der Fenster ist einfach. An der nördlichen Ecke der Westfassade erhebt sich ein Thurm, der erst in neuerer Zeit vollendet wurde.

Die weniger gewählte und sorgfältige Bauweise der Franciscaner im XIV. und XV. Jahrhundert hat jenseits der Donau noch in mehreren Städten Spuren



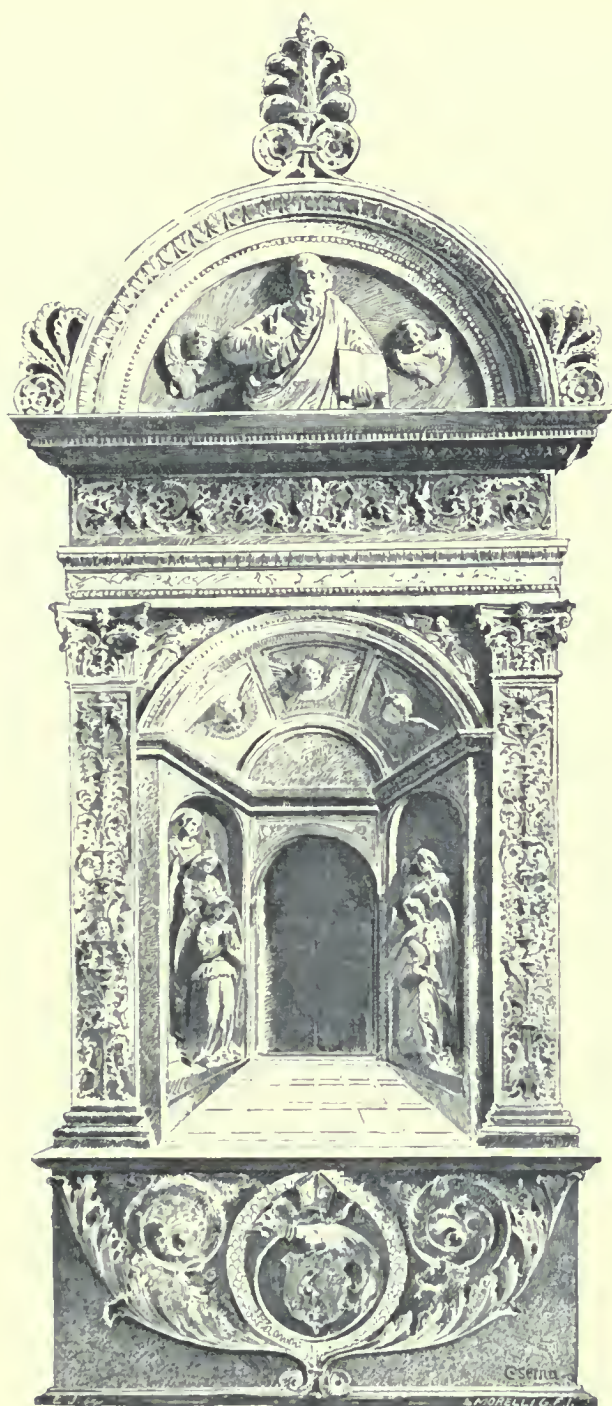
Innere der Vafocs Kapelle in Gran.

zurückgelassen. So in Steinamanger, wo sie sich im Jahre 1360 niederließen. Aus dieser Zeit stammt der östliche Theil ihrer später erweiterten und umgestalteten Kirche. Beinahe um hundert Jahre jünger, vom Ende des XV. Jahrhunderts, ist die sogenannte Hédervári-Kapelle, die sich von der Seitenwand der Raaber Kathedrale-kirche ans öffnet. Ihre Formen, besonders das Gewölbe, zeigen den Charakter der spätgothischen Baukunst. Sie wurde in neuerer Zeit von Grund ans wieder hergestellt. Auch in Gran herrschte lebhaftere Bauthätigkeit. In den Urkunden vom Ende des XIII. und vom Anfang des XIV. Jahrhunderts werden nicht weniger als neun Kirchen erwähnt. Alle aber sind spurlos verschwunden. Bloß von der St. Lorenzkirche sind die Grundmauern und einzelne Theile bekannt, da sie neuestens ans Tageslicht gefangten.

Verschwunden sind auch die Franciscanerkirchen zu Beshprém und Stuhlweißenburg, die durch König Ladislaus IV. im Jahre 1280 erbaut waren. Dagegen ist in Stuhlweißenburg die dem XV. Jahrhundert angehörige St. Anna-Kapelle noch recht gut erhalten.

Von den kleineren Dorfpfarrkirchen seien die von Máriafalva und Sámfalva im Eisenburger Comitat erwähnt. Auf dem Grund der ersteren entstand in den letzten Jahren nach den Plänen des Architekten Emerich Steindl ein Neubau. Die zu Sámfalva ist eine kleinere einschiffige Kirche von schönen Verhältnissen; ihr Sanctuarium von zwei Jochen hat einen polygonen Abschluß. Einen Thurm hat sie nicht. Bemerkenswerth ist an ihr, daß die Rippen und Grate des Chores, die Leibungen und Pfosten der Fenster, die Einfassung der an der Nordseite befindlichen Thür u. s. w. aus rothbrauner Terracotta bestehen; ihre Mauern sind theils aus Backstein, theils aus Bruchsteinen gebaut.

Erwähnenswerth sind noch im Eisenburger Comitat die Kirchen zu Martyánecz und Belemér. Beide sind kleine, bescheidene einschiffige Bauten; ihre Chorabschlüsse sind dreiseitig, an der Westfront haben sie einen Thurm, in dessen unterem Geschosß sich das Thor öffnet. Die Wandgemälde in ihrem Inneren sind interessant. In der Kirche zu Martyánecz sind die Malereien des Schiffes zu Grunde gegangen, die im Chore aber noch erhalten und niemals überweißt gewesen. Am Gewölbe ist die himmlische Glorie, an den Seitenwänden sind der leidende Christus, der die Seelen wägende heilige Michael, der in Pannonien geborene heilige Martin, Bischof von Tours, in verschiedenen Scenen seines Lebens, dann heilige Frauen, unter ihnen Elisabeth und Margaretha, und die Apostel dargestellt. Am oberen Theile der südlichen Chorwand stellt sich auch der Urheber der Bilder vor. Auf grünem Hügel, vor rothem Hintergrunde, kniet er und betet mit gefalteten Händen; vor der Figur liest man auf einem senkrechten Spruchbände die Worte: „Omnes sancti orate pro me Johanne Aquila pictore“. Nach der Inschrift des über den Bildern befindlichen Gefimses ist der Erbauer der Kirche Meister Aquila (Item Anno M. CCCC. L. XXX. II. aedificata fuit ista ecclesia videlicet tempore plebani Erasmi, per manus Johannis Aquile de Rakespurga). Die Kirche zu Belemér steht verlassen, in ruinenhaftem Zustande; die Malereien an ihren Wänden, ohne Zweifel gleichfalls Aquilas Werke, stellen die Anbetung der Weisen aus dem Morgenland, einige Scenen aus der Passion Christi, das jüngste Gericht, die Evangelisten, St. Michael und noch einige Heilige vor. Die Herstellung der Gemälde stimmt hinsichtlich der Zeichnung, Gruppierung und Färbung mit den schon früher besprochenen Wandbildern der Kirchen zu Tótlak und Turniese überein; sie sind die Werke, wenn nicht eines Meisters, doch augenscheinlich einer Schule. Die auf den Bildern von Martyánecz und Belemér dargestellten Gebäude und baulichen Details sind überaus mangelhaft und beweisen, wie auch die ganze Kirche von Martyánecz, daß Aquila ein sehr mittelmäßiger Architekt gewesen sein dürfte.



Renaissance Altar in der Corpus Domini Kapelle des Domes
zu Rátskirchen.

Die gothische Kunst herrschte in den kirchlichen Bauten jenseits der Donau bis ans Ende des XV. Jahrhunderts. Auch Matthias Hunyadi, der sich der Kultur und Kunst der Renaissance so begeistert ergeben hatte, fand sich mit ihr bei der Wiederaufbauung der Kirche zu Stuhlweissenburg ab, ja er errichtete sogar für sich selbst eine Grabkapelle in gothischem Stil. Es liegt keine Nachricht vor, daß bis zum Ende jenes Jahrhunderts eine Kirche im Renaissance-Stile erbaut worden wäre.

Die neue Kunst begann auf dem Gebiete der kirchlichen Architektur erst zu Anfang des XVI. Jahrhunderts heimisch zu werden. Ihre erste und in der That einzige Vertreterin ist die Grabkapelle des Cardinals Thomas Bakocz, Erzbischofs von Gran. Sie wurde 1506 begonnen und 1507 vollendet. Mit ihrem höheren Bogen, der auf unserer Abbildung links sichtbar ist, öffnete sie sich nach dem südlichen Seitenschiff der alten Graner Basilika. Ihre Anlage ist eine centrale und entspricht der lateinischen Kreuzform, insofern der eine Arm etwas länger ist als die drei übrigen. Ursinus Velinus (1527)

und Nicolus Oláh (1536) schreiben mit Entzücken über die Kapelle, über die Pracht des rothen Marmors und der vergoldeten Reliefs in ihrem Innern und über die außen mit versilberten Platten gedeckte Kuppel. Selbst die Wuth der Barbaren war ihr gnädig. Es mußte wohl so sein, denn die Basilica sank sammt allen ihren Nebengebäuden in Trümmer und wurde verheert, während die Kapelle wunderbarerweise die schlechten Zeiten überlebte und, unter Einbuße ihrer Kuppel, zwischen dem Trümmerwerk aufrecht blieb. Nach der Austreibung der Türken (1683) wurde sie ausgebessert und wieder dem Gottesdienst gewidmet, zu Anfang dieses Jahrhunderts aber demolirt und dergestalt in die Südseite der neuen Domkirche eingebaut, daß sie sich mit ihrem niedrigen Bogen, der früher gegen Süden lag und jetzt gegen Norden liegt, in die Kirche öffnet. Der hohe Bogen der früheren Nordseite aber ist vermauert und mit einem großen Fenster versehen, das nach Süden sieht.

Wie die Kapelle nun wieder aufgebaut ist, haben doch die Hauptelemente ihrer inneren Construction: die edel gestalteten Pilaster, das auf ihnen ruhende Kranzgesimse und die Tonnengewölbe der Kreuzesarme, die reichen Cassetten derselben, sowie die übrigen Ornamente im Ganzen ihren ursprünglichen Zustand bewahrt. Auch die über der Vierung der Kreuzesarme auf ihren Bogenzwickeln stehende Hängekuppel ist ein getreues Abbild der alten. Jeder der vier Bogenzwickel ist mit einem runden Wappen geschmückt; zwei derselben sind die des Bakocs, eines gehört Wladislaus II. und eines dem Erzbischof Georg Szathmáry, Nachfolger des Bakocs. Die Beleuchtung der Kapelle hat sich insofern geändert, als sich früher an ihrer Ost- und Südwand (jetzt an der West- und Nordwand) in den zwischen den Bogenzwickeln befindlichen Bogenschilden, ferner in der Südwand je ein rundes Fenster befand. Auch wurde das Gestühl von rothem Marmor aus dem früheren südlichen Kreuzarm in den jetzigen südlichen Arm versetzt.

Ein früher nach Osten, jetzt nach Westen gerichteter Kreuzesarm, der nebst den beiden anderen wegen seiner geringen Tiefe eher als Nische gelten kann, ist durch den Altar eingenommen. Der Altartisch besteht aus rothem, der darüber sich erhebende Aufbau aus weißem Carraramarmor. Er ist ebenso reich in seiner architektonischen Gliederung als an plastischem Schmuck. Auf dem mit Fruchtgewinden in Relief geschmückten Sockel stehen vier Pfeiler, welche zwei niedrigere und in der Mitte eine höhere Nische umfassen. Die alten Statuen der Nischen sind verloren gegangen. Auf dem einen Pfeiler sieht man die Reliefgestalt des knienden Cardinals. Über jeder der zwei Seitennischen befinden sich in einem von je zwei Consolen eingefassten quadratischen Felde Reliefs, welche in Halbfiguren die vier Evangelisten darstellen. Auf den vier Consolen ruht das Hauptgesimse. Über diesem sieht man zwischen Füllhörnern und Sphingen die Reliefdarstellung des Englischen Grußes. An den beiden Ecken knien fackelhaltende Engel. Dieser figurale und architektonische

Schmuck dient als milder Übergang und verdeckt die Starrheit dieses Aufbaues, ja er verleiht ihm Lebendigkeit und eine zarte harmonische Wirkung. Im XV. Jahrhundert befaßten sich zahlreiche Künstler, die Bildhauer-Architekten namentlich in Florenz, mit derartigen Entwürfen, die meistens als Grabdenkmäler Verwendung fanden. Augenscheinlich bemühten sie sich, die große Aufgabe zu lösen, wie es möglich wäre, die Statuen als Ornamente in mehr organischere, intimere Verbindung mit der neuen Bauweise zu bringen. Einen der interessantesten Versuche dieser Art sehen wir im Altare der Bakocskapelle, der den Meid jedes Landes, mit Ausnahme Italiens, erregen könnte.

Der Name des Meisters ist unbekannt, der die Kapelle entworfen und durch seine edle Schöpfung mit einem Schlage die völlig entfaltete, aber noch jugendfrische italienische Renaissance auf ungarischen Boden verpflanzte. Wohl aber ist der Verfertiger des Altars bekannt. Der Künstlerbiograph Vasari bezeugt, daß es Andrea Ferrucci da Fiesole ist. Nach fünf Jahrhunderten ausübender Baukunst, nach so vielen schönen Leistungen und nach Johann Aquila taucht endlich einmal in Verbindung mit einem vorzüglichen Werke ein wirklicher Name, von wirklicher kunstgeschichtlicher Bedeutung auf.

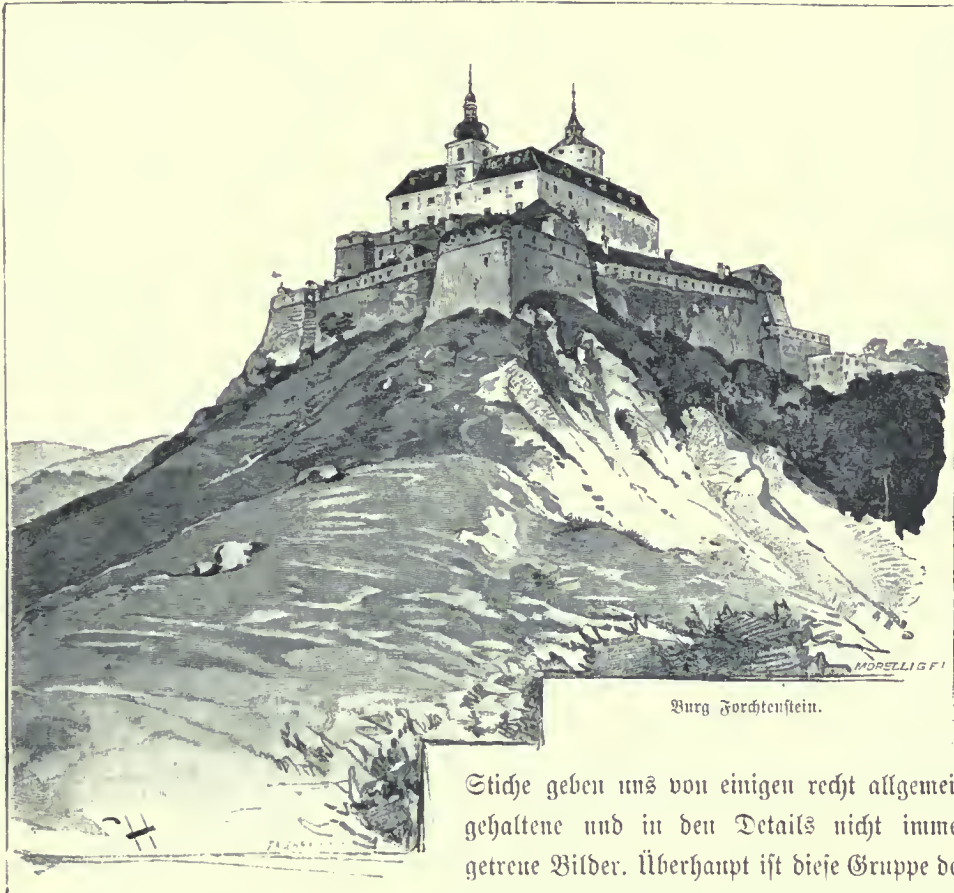
Als der oben erwähnte Erzbischof von Gran, Georg Szathmáry, noch Bischof von Fünfkirchen war (1506 bis 1521), schmückte er den dortigen Dom mit einem Pastrophorium, das zu Ende des XVIII. Jahrhunderts restaurirt und in der Corpus Domini-Kapelle des Domes als Altar aufgestellt wurde, so daß es seitdem unter dieser Bezeichnung bekannt ist. Es ist aus rothem Marmor gearbeitet und am Fuße mit dem Wappen des Stifters geschmückt. Entwurf, Ornamentik und Ausführung entsprechen den beiden Pastrophorien in der innerstädtischen Pfarrkirche zu Budapest, besonders dem einen, das die Jahreszahl 1507 und das Wappen der Stadt Pest trägt und im III. Bande „Ungarn“ abgebildet ist. Diese Ähnlichkeit macht es so viel wie zweifellos, daß beide Arbeiten von demselben Meister herrühren.

Von den Bauwerken der fünfzehnhalf Jahrhunderte zwischen der Begründung des Königthums und der Türkenherrschaft sind außer den Festungen keinerlei weltliche Bauten erhalten geblieben. Auch die schriftlichen Quellen sind entweder stumm oder drücken sich sehr allgemein aus. Mit ihrer Hilfe können wir uns nicht einmal annähernd ein Bild machen, auf welche Art in diesen Jahrhunderten weltlich gebaut wurde. Die Nachkommen der magyarischen Vaterlandgründer sträubten sich noch in der zehnten Generation gegen die Erbauung befestigter Plätze. Die rings im Lande verstreuten Reste römischer und slavischer Schutzbauten machten keinen Eindruck auf sie; mit Zähigkeit hielten sie an den Überlieferungen des nomadischen Reitervolkes fest. Der Wojwode Géza ließ sich wohl in der Graner Feste nieder, doch ging ihm die Idee der Festung nicht ins Blut über. Unter den Königen aus Árpáds Hanse hört man dritthalb Jahrhunderte lang kaum eine Burg erwähnen.

Csák, ein Nachkomme des Feldherrn Szaboles, soll im Vértesgebirge eine Beste erbaut haben, doch wurde diese schon nach Stefan dem Heiligen geschleift. Unter König Géza II. ließen sich zwei deutsche Gäste, Wolfer und Hedrik, im Lande nieder. Wahrscheinlich sorgten sie nach westlicher Sitte für ihre Sicherheit und errichteten für sich irgendwelche Schutzbauten; Wolfer, der Anherr der Grafen von Güssing (Német-Ujvár) auf seiner Besitzung im Eisenburger Comitat, und zwar dem Berge Rissiu (Güssing), Hedrik aber, der Anherr der Familie Hédervári, im Raaber Comitat an der Stelle des heutigen Hédervár. Außer diesen gab es noch im Ödenburger und vielleicht auch im Zalaer Comitat eine steinerne Beste.

Die Furcht vor einer Wiederkehr der Tataren und die Erfahrung, daß diese selbst leicht besetzte Plätze nicht einzunehmen vermocht hatten, brachten es mit sich, daß nun die ganze Nation im Bau von Festungen die Sicherheit des Landes suchte. Béla IV., sowie seine Nachfolger Stefan V. und Ladislaus IV. förderten in wirksamer Weise diese bei den Ungarn bisher ungewohnte Methode der Vertheidigung. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist der größte Theil der königlichen Donationen in der einen oder anderen Hinsicht mit dieser Art des Landeschutzes verknüpft. Béla IV. befahl, daß zu Stuhlweißenburg und Gran Jedermann in der Festung wohne. Zu solchem Zweck gründete er auch die Festung Dsen. Ebenso verfuhr Ladislaus IV. im Jahre 1283 mit den Bewohnern Ödenburgs, die sich so vermehrt hatten, daß sie sich außerhalb der Festung niederzulassen begaunnen. Auch Raab, Békprém und Fünfkirchen blieben nicht schutzlos. Die Gemalin Bélas IV., Königin Maria, gab ein aneiferndes Beispiel, indem sie aus ihrer Mitgift an der Donau den Grund zur Beste Wisegrád legte. Der König schenkte unter Anderem eine Insel des Plattensees dem Abt von Martinsberg, damit dieser dort eine Burg erbaue. So entstand die Burg Szigliget. Derselbe König berief, da die Magyaren in der Erbauung und Vertheidigung von Burgen nicht genug bewandert waren, als Meister für sie die Hospitaliter nach Ungarn.

So wurde die Bewegung allgemein; die Magyaren wurden sozusagen mit einem Schlage ein Volk von Festungsbauern, und in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts genügten einige Jahrzehnte, um im ganzen Lande, besonders aber jenseits der Donau die Städte in besetzte Plätze zu verwandeln. Alle Arten von Festungen entstanden in immer größerer Anzahl, doch sind die Namen ihrer Gründer und die genaue Zeit ihrer Gründung nur selten bekannt. Neuere Forscher haben die Rolle dieser Burgen in den Ereignissen des Landes und der Familien bis in die geringsten Einzelheiten nachgewiesen, allein die Geschichte ihrer Erbauung ist in tiefes Dunkel gehüllt. Unsere Geschichtskunde sagt von den allermeisten bloß, daß sie im XIII. Jahrhundert entstanden sind oder in welchem Jahre sie zum ersten Mal erwähnt werden. Die aus dem vorigen Jahrhundert vorhandenen



Burg Forchtenstein.

Stiche geben uns von einigen recht allgemein gehaltene und in den Details nicht inmer getreue Bilder. Überhaupt ist diese Gruppe der Denkmäler bisher der geringsten Beachtung

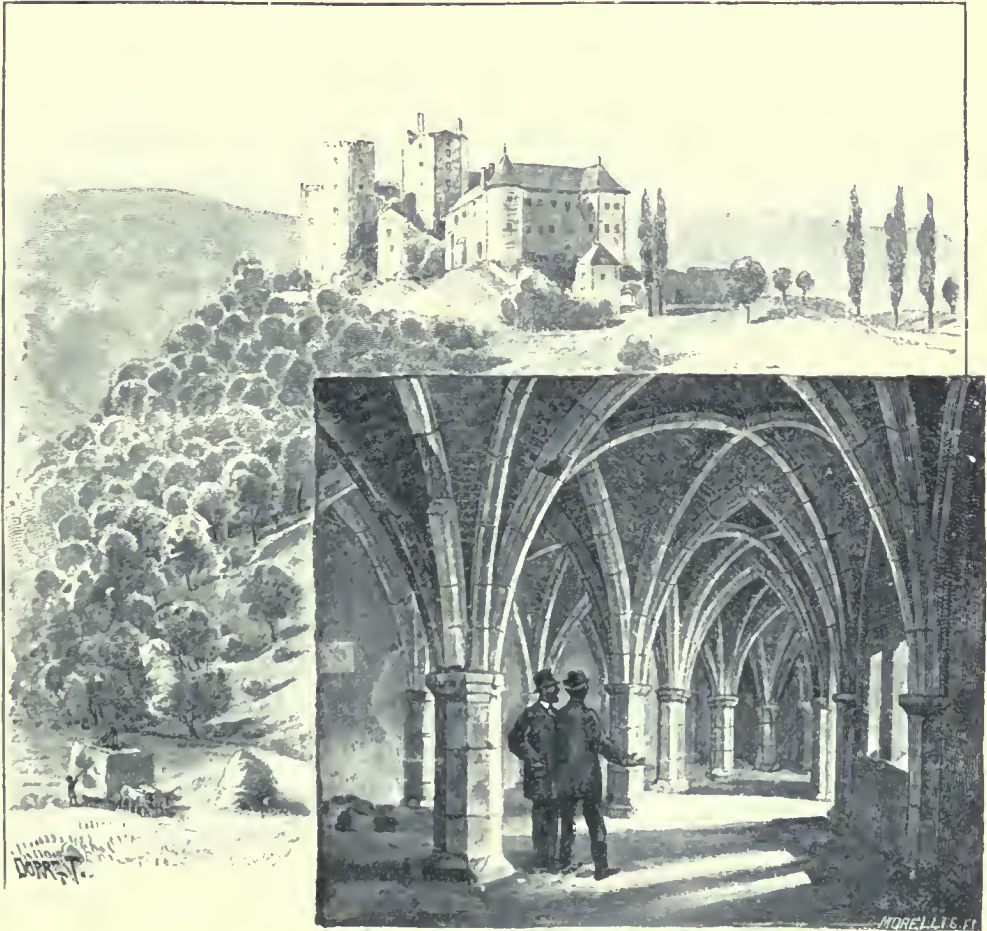
theilhaft geworden; es wurden nicht einmal Aufnahmen angefertigt, die uns eingehender orientiren könnten. Dazu kommt noch, daß diese Bauten im Laufe der späteren Jahrhunderte durch Zubauten, wie durch Abtragungen so sehr umgestaltet wurden, daß ihre ursprüngliche Anlage und die Art des Aufbaues kaum noch zu erkennen sind.

Wie es scheint, gehören die Grenzfestungen der Comitate Ödenburg, Eisenburg und Zala zu den älteren und hervorragenderen Bauwerken. An der Grenze des Ödenburger Comitats stand auf einem Berggipfel die Burg Lánzfér. Sie war angeblich zu Anfang des XIII. Jahrhunderts erbaut und spielte seither immer eine wichtige Rolle bis ans Ende des XVIII. Jahrhunderts. Da fiel sie einer Feuersbrunst zum Opfer; ein Theil wurde als Baumaterial verschleppt, so daß heute nur noch die Reste der Trümmer Zeugniß ablegen von der einstigen Stärke der Burgmauern. Im Ödenburger Comitats steht Burg Forchtenstein (Farknó) auf steilem Felsfegel, der aus einer Mulde der letzten Ausläufer der Alpen emporragt; in „großer Selbstsicherheit“ erwidert sie den Gruß des Wanderers,

der von der österreichischen Grenze daherkommt; nach den drei anderen Seiten ist sie durch das umgebende Gebirge verdeckt. Von der freien Seite ist sie unnahbar und auch von der umgebenden Bergkette durch tiefe Schluchten und einen künstlichen Graben getrennt. An dem Punkte, wo sie am leichtesten zugänglich ist, steht noch jetzt der gewaltige runde Thurm, 14 Meter im Durchmesser und 50 Meter hoch. An der von Natur starken Stelle bildeten Thurm und Zugbrücke die Hauptbefestigungen der Burg. Die Ringmauer war von geringerer Wichtigkeit. Der Palatin Nikolaus Esterházy baute die Burg im Jahre 1637 von Grund aus neu auf. Damals entstand die Doppelmauer und das auf der inneren Mauer sich erhebende viereckige Schloß, dieser ungeheure Baukörper, an dem mit Ausnahme des in Formen der Spätrenaissance gehaltenen Thores nichts die Zeit der Erbauung verräth. Noch jünger ist das Thor, das sich auf den Burgbezirk öffnet, sowie die Zugbrücke. Nichts ist übrig, woraus sich die Anlage der alten Burg erkennen ließ. Die lange Reihe von Sälen und Wohnzimmern im Schlosse ist völlig schmucklos. Hier wird die fürstlich Esterházy'sche Schatzkammer verwahrt, die so reich ist an Meisterwerken der Goldschmiedekunst, desgleichen die Waffensammlung, die reichste private, die es gibt. Die in Öl gemalten Bildnisse der fürstlichen Familie, die hier aufgehängt sind, sind weder durch Treue, noch durch Kunstwerth besonders hervorragend. Die alte Burg zu Eisenstadt (Kis-Marton) verschwand beinahe spurlos, als an ihrer Stelle der Palatin Fürst Paul Esterházy im Jahre 1683 das noch heute bestehende Schloß erbauen ließ. Auch die Stätte der Burg Szarvö, die im Jahre 1347 zum ersten Mal erwähnt wird, ist nur durch wenige Steine bezeichnet.

Burg Léka befindet sich gleichfalls im Ödenburger Comitat; in der halbkreisförmigen Thalmulde einer hohen Bergkette steht sie recht zugänglich auf dem Gipfel eines niedrigen und nicht steilen Hügels; von drei Seiten ist sie gut maskirt, gegen Westen aber ist sie weithin, bis Bernstein (Borosnyántó) sichtbar. Jenseits der Donau ist dies das charakteristischste Beispiel einer wahren Ritterburg. Ihr Zustand ist zwar baufällig, doch ist sie eine jener überaus seltenen Burgen, an denen sich die ursprüngliche Anlage wenigstens im Ganzen und Großen erkennen läßt. Wahrscheinlich ist sie im XIII. Jahrhundert entstanden und von den durch Béla IV. hereinberufenen Hospitalitern erbaut. Sie besteht aus älteren, dieser Zeit entstammenden Theilen und aus jüngeren, die um das Jahr 1670 unter jenem Grafen Franz Nádasdy aufgeführt wurden, der ein so trauriges Ende fand. Jetzt ist sie Eigenthum der fürstlichen Familie Esterházy. Der Burgbezirk ist größtentheils durch einen Ring von neben einander stehenden Gebäuden, zum Theil aber durch eine starke Mauer umgeben. Die Anordnung paßt sich der ungleichen Oberfläche des Fels-
hügels an. Durch das äußere Thor gelangt man in einen engen, unregelmäßig fünfeckigen Zwinger mit abschüssigem Boden, an dessen einer Seite sich ein gewaltiger, gleichfalls

unregelmäßig fünfeckiger Thurm erhebt, während die anderen vier Seiten theils durch die Umfassungsmauer, theils durch die Gebäude der Besatzung und Dienerschaft gebildet sind. Von hier steigt eine mehrstufige steile Treppe zum zweiten Thor hinan, das sich mit mächtigem Bogen nach dem großen inneren Hof öffnet. Dies ist der älteste, jedoch durch



Burg Vêta und der Kapitelsaal der Hospitaliter in der Burg.

einige neuere Gebäude vervollständigte Theil der Burg, von unregelmäßig länglicher Form und ringsum von Gebäuden umgeben, die sich auf die Umfassungsmauer stützen. An seiner östlichen Seite steht ein, dem obenerwähnten an Höhe gleicher viereckiger Thurm, in dessen unterem Geschosß sich ein gothisches Grabgewölbe befindet und über diesem die etwa drei Meter lange und ebenso breite Burgkapelle mit je einem engen rundbogigen Fenster in den beiden Wänden rechterhand und gegenüber dem Eingange. Das Fenster gegenüber

dem Eingange zeigt auf seine Leibung gemalt die Gestalt des heiligen Nikolaus. An der Mauer des anderen Fensters sind nur Spuren von Malerei zu erkennen. Vor der Kapelle hat Graf Franz Nádasdy eine kleine Vorhalle erbaut, deren Thüre an ihrem steinernen Rahmen mit einer Renaissance-Perlschnur verziert ist. Der werthvollste Theil dieser interessanten Burg ist der längs der Südseite des inneren Hofes befindliche Ritteraal oder vielleicht ursprünglich Kapitelsaal der Hospitaliter. Es ist dies ein aus Haustein sorgfältig gebaueter länglicher Saal, der Länge nach durch sechs achteckige, auf einfachen Basen stehende Pfeiler in zwei Schiffe getheilt, mit gothischem Gewölbe, dessen massive Rippen abgefaßte Kanten haben, und mit zwei schmalen, niedrigen (25 × 120 Centimeter) rundbogigen Fenstern. Die Einfachheit und der Ernst dieses Raumes stimmen gut zum Geist der Örtlichkeit. Neben diesem Saale ist gegen Südwesten das gewaltig gewölbte Erdgeschoß eines größeren, in Trümmer gesunkenen Gebäudes, vielleicht des „Palas“ (palatium) zu gewahren.

Auch die Grenzfestungen des Eisenburger Comitatus sind unter der Regierung Bélas IV. entstanden und sie waren die Hauptnester der Macht der Grafen von Güssing, die sich im XIII. Jahrhundert auch auf die an Osterreich und Steiermark stoßenden Theile des Ödenburger und Zalaer Comitatus erstreckte. Von Heinrich, Graf von Güssing, überließ zu Anfang der Regierung Stefans V. die Burgen Güns, St. Veit, Bernstein und Schlaining (Szalonak) nebst einigen anderen dem Böhmenkönig Ottokar. Burg Güns wird zum ersten Male in einer 1248 ausgegebenen Urkunde König Bélas IV. erwähnt, als sie durch den Grafen Herbert, Sohn des Ost, vom Kaiser Friedrich zurückerobert wurde. An der Stätte der alten Burg sieht man jetzt die Trümmer einer nach den Erfordernissen der Schießwaffen erbauten Besse, die in der Türkenzeit von Bedeutung war. In der Nähe steht Burg Rechnitz (Rohonez), ein morsches Mauerwerk. Herrlich ist Burg Bernst ein gelegen, deren auf drei Seiten mit mächtigen Wällen umgürteten Bezirk jetzt die vier Flügel eines einfachen Schloßbanes aus dem vorigen Jahrhundert ausfüllen. Burg Schlaining steht gut versteckt auf einem niedrigen Hügel, der sich aus einem Kessel höherer Berge erhebt und von tiefen Schluchten umgeben ist, nach Südwesten aber beherrscht er die langsam ansteigende Hügelgegend. Von dieser Seite zeigt sie auch unsere Abbildung. Der ausgedehnte Hügelrücken hat ein Niveau, was zu dem Schluß berechtigt, daß der südwestliche Theil der Burg, wo der viereckige Thurm steht, späteren Ursprungs sein mag. Der ältere Theil befindet sich an der nordöstlichen Seite. Hier erhebt sich der Hauptthurm, von nicht ganz runder Form, insofern etwa ein Sechstel seines Umfanges gebrochen ist. An seinem Fuße erkennt man noch den einstigen engen Zwinger, der von alten Gebäude-theilen umgeben ist. An der Mauer des Thurmes ist das Reliefbild eines geharnischten Ritters zu sehen, der in der Linken ein Wappenschild, in der Rechten eine Fahne hält;

auf beiden ist eine Kirche dargestellt. Den Kopf des Ritters deckt ein gewaltiger Helm (abgebildet in „Steiermark“). Die Inschrift besagt, daß Andreas Baumkircher, Graf von Schlaining, diesen großartigen Bau im Jahre 1450 beendet hat. Unter dem „Bau“ ist vielleicht eine in der Burg erbaute gothische Kapelle stattlicherer Art zu verstehen, die jedoch spurlos untergegangen ist. Güssing, das Stammnest der Grafen von Güssing, stand auf dem Kiffinberge, von einem weiten sumpfigen Thal umgeben, ganz frei, „dem



MORELLIGER

Burg Schlaining.

Feinde angesetzt gleich einer Zielscheibe“. Die jetzigen Trümmer auf der Befestigung der Grafen Batthyány gehören der am Ende des XVII. Jahrhunderts erbauten Burg an. Von der alten ist, mit Ausnahme der einschiffigen gothischen Burgkapelle, kaum etwas vorhanden.

An der Westgrenze ist die äußerste Burg gegen Süden Csakathurn (Csáktornya) im Zalaer Comitat. Sie wurde im XIII. Jahrhundert durch den Obergespan Stephan Csák, einem Sprößling des jenseits der Donau blühenden Zweiges dieser Familie, gegründet. Sowie dieses früh zur Macht gelangte Oligarchengeschlecht, spielte auch sein Stammesitz

eine wichtige Rolle in der Geschichte des Landes, doch verlor derselbe im Laufe der späteren Jahrhunderte gänzlich den Charakter einer mittelalterlichen Burg.

Im Zalaer Comitat standen die meisten mittelalterlichen Burgen in der Gegend des Plattensees. Gleich am See-Ufer ragten, nahe bei den schon erwähnten Szigliget und Badacsony, die Burgen Szent-György, Csobáncz und Hegyész, dann etwas weiterhin Mezi, Tátika und Sümeg empor. Sie standen auf höheren oder niedrigeren Hügeln, deren Kegelgestalt charakteristisch ist für die vulkanische Natur der Gegend. Bei viieren ist die Grundform aus den Trümmern der Umfassungsmauern noch mehr oder weniger zu erkennen; bei dreien bezeichnen den Standort nur noch geringe Spuren. Die Ruine von Sümeg ist verhältnißmäßig die vollständigste, sie besißt noch jetzt das gothische Thor der Umfassungsmauer und den gleichfalls gothischen Thurm der Burgkapelle.

Eine stattliche Burg der Plattenseegegend war noch Nagy-Báczonykö im Beszprémer Comitat. Sie stand auf einem sacht ansteigenden Hügel; ihre ursprüngliche Ausdehnung ist nicht bekannt, da nur ein Thurm übrig ist. Die Mauern dieses viereckigen Thurmes sind aus Ziegeln, die Wendeltreppe jedoch aus Stein erbaut. Das flache Dach stammt von späterer Umgestaltung. Erwähnenswerth ist noch im Beszprémer Comitat Csekef, das seine jetzige Form am Anfang des XIV. Jahrhunderts erhielt.

Im Weißenburger Comitat sind aus derselben Zeit Csófakő und Csákdár, im Komorner Bitány, in Somogy Kopán (Koppány) als bedeutendere Burgruinen oder auch nur in geringeren Spuren erhalten. Die Burg Ozora im Tolnaer Comitat war zur Zeit Sigismunds Eigenthum des aus Italien stammenden Philipp Scolari, Obergespanns von Temes, der auch ohne Zweifel Manches daran gebaut hat. Auf den Überresten der alten Mauern steht ein Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert.

Im Baranyaer Comitat war die Burg Siklós besonders berühmt. Sie stand auf einem geringen und nicht steilen, aber schön gelegenen Hügel. Ihre Entstehungszeit ist unbekannt; im Jahre 1249 war sie schon eine ansehnliche Burg, im XIV. Jahrhundert gehörte sie der Familie Garai, die sie ansbessern ließ. Von da an sah sie manchen Feind, eine Zeit lang gehörte sie sogar den Türken. Von der alten Burg ist kaum etwas übrig; in ihrem jetzigen Zustande ist sie ein charakteristisches Beispiel dafür, welcher Umwandlung im Lande jenseits der Donau die nicht in Trümmern liegenden Burgen ihre Erhaltung verdanken.

Von den Wasserburgen stand Rabersdorf (Rabold) im Ödenburger Comitat schon im Jahre 1278 und spielte auch im Kriege König Ladislaus' IV. gegen den Böhmenkönig Ottokar II. eine Rolle. Im XVII. Jahrhundert machte es eine große Umwandlung durch, in welchem Zustande wir es auf einem Stich des vorigen Jahrhunderts sehen. Die aus dem Wasser aufragenden Mauern umschlossen den Burgbezirk im Sechseck; an fünf Ecken standen

niedrige Rundthürme; unter dem höheren Thurm der sechsten Ecke öffnete sich das Thor; innen stand in der Mitte der viereckige Wohnpalast und der Bergfried, der vom Umbau verschont blieb. Von Kapuvár (Ödenburger Comitat), das von der kleinen Raab umflossen war, sind noch die Wälle und der Graben zu sehen. Sárvár im Eisenburger Comitat erhob sich in der Mitte eines ausgedehnten sumpfigen Sees. Ein Theil seiner alten Mauern



Burg Sárvár.

und sein viereckiger, dicker Thurm von drei Stockwerken, der ein Zeltdach hat, stehen noch jetzt gegenüber der neu erbauten Steinbrücke. Die Burg hat zeitweise Umgestaltungen erfahren. Zu Totis (Tata) im Komorner Comitat ist die jetzige Wasserburg auf der Stätte der alten entstanden, und zwar im vorigen Jahrhundert; vom alten Bau ist nichts übrig. Szigetvár (Baranyaer Comitat) dankt seinen Untergang seiner wichtigen Rolle. Im Tolnaer Comitat stand die Wasserburg Simontornya. Sie wurde wahrscheinlich durch den Vice-Judex Curiae, Grafen Simon, Sohn des Salomon, um das Jahr 1170 erbaut. Im XIV. Jahr-

hundert gehörte sie Laczfi, der unter Ludwig dem Großen Vicekönig von Neapel war, im XV. der Familie Garai. Unter mannigfachen harten Geschicken entging sie doch der Umgestaltung. Dank dieser Gunst des Schicksals sehen wir noch jetzt den viereckigen mächtigen Thurm und den an dessen Mauer lehrenden Theil des Palas sammt seinem geräumigen Treppenhause, wengleich in haufälligem Zustande, doch immerhin aufrecht. An Größe, Stärke und Pracht wurden sie alle weitaus überragt durch Burg Visegrád, den Königssitz zur Zeit des Hauses Anjou. Wie schon erwähnt, ward sie durch

Königin Maria, Gemahlin Béla's IV., gegründet und später durch Karl Robert fortgesetzt, aus welcher Zeit der neuerdings wiederhergestellte sogenannte Salomonsthurm am Fuße des Burgberges stammen mag. Im III. Bande „Ungarn“ haben wir diese Perle des mittelalterlichen Burgbaues im Lande jenseits der Donau abgebildet, von deren einstiger Großartigkeit uns nur formlose Ruinen erhalten sind. Jedenfalls reichen diese hin, um die allgemeine Anlage sowohl der Hochburg als auch der am Abhange des Berges gelegenen unteren Burg und die gothische Kunst der Bauweise erkennen zu lassen. Letztere ist ein gemeinsamer Zug sämtlicher Burgen; so bedeutend der romanische Charakter im mittelalterlichen Kirchenbau des Dunántul überwiegt, so sehr und noch vollständiger beherrschte die gothische Kunst die ganze weltliche Architektur.

Die erwähnten bilden bloß einen kleinen Theil der meist als Höhenburgen angelegten Bergvesten, die in den dritthalb Jahrhunderten seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts unter den letzten Árpáden und den Anjous jenseits der Donau erbaut wurden. Die gleichzeitigen Urkunden erwähnen außer diesen noch zahlreiche Burgen. Darnach gab es deren in den Comitaten Ödenburg, Eisenburg, Zala, Somogy und Tolna je 12 bis 15, daher ihre Zahl jenseits der Donau weit über Hundert gestiegen sein muß und Westeuropa kaum ein Land hatte, das in dieser Hinsicht den Landestheil jenseits der Donau übertraf. Aber alle hatten von der rauhen Türkenhand schwer zu leiden. Ende des XVII. Jahrhunderts gelangten sie zum Theil in den Besitz der Familie Esterházy. Im Jahre 1702 ordnete Leopold I. die Schleifung zahlreicher Burgen an, darunter jenseits der Donau von Körmend, Szalavár, Kanizsa, Beßprém, Palota, Pápa, Totis (Tata), Stuhlweißenburg, Kaposvár, Simontornya, Dombóvár und den kleineren Burgen am Plattensee. Später erfuhren fast alle, mit Ausnahme der zu Schlössern umgebauten, das gemeinsame Loß, daß ihre Steine nach und nach als Baumaterial verschleppt wurden.

Die Herrschaft des Spitzbogens dauerte über die Mitte des XV. Jahrhunderts hinaus. König Matthias Hunyady erwies sich, während er im Kirchenbau der spitzbogigen Mode Rechnung trug, in der weltlichen Baukunst als Freund der Renaissance. Zahlreiche italienische Künstler standen in seinem Dienste; Benedetto da Majano, Chimenti Camicia, Baccio und Francesco Cellini, Aristotele Fioravanti, endlich Jakob und Johann von Traù verkehrten an seinem Hofe. Die gleichzeitigen Schriftsteller berichten mit Begeisterung über seine Bauten. Tubero sagt in den Commentarien, er habe Ungarn so mit Bauwerken geschmückt, daß das Land dem architektonisch so reichen Deutschland nahe kam. Bonfinius sagt in seiner Widmung zur lateinischen Übersetzung von Antonio Averulino's Buch „De Architectura“: „Du hast Pannonien, das einst von Barbaren bewohnte Land, mit so großartigen Bauwerken geschmückt, daß es scheint, als wären diese mehr für die Ewigkeit als

für vergängliche Zeiten gebaut worden“. Er erzählt sodann, König Matthias habe zu Wisegrád eine lufullische Villa erbaut, mit besonderen Wohnabtheilungen für den König, wie für die Königin, mit besonderen Speisesälen, Tagesjalous und Schlafgemächern, deren jedes sein Vorzimmer habe, und die Speisesäle hätten schimmernde cassettirte Decken. Er erwähnt vergoldete Wandelgänge, einen sehr angenehmen Speisesaal, überaus kostbare Marmorbrunnen, großartige Gitterfenster, reiche Schatzkammern u. s. w. So ungefähr beschreibt er auch das Schloß zu Totis, wobei er nur noch hinzufügt, daß die cassettirten



Burg Simonstornya.

Decken der Zimmer mit vergoldeten Reliefs geschmückt sind. (Decades IV.) Mikolans Vláh (Hungaria) bewunderte im Jahre 1536 die Pracht der Gebäude von Wisegrád und fügt hinzu, er habe bloß in Paris, im Gebäude des Parlaments, ein Zimmer gesehen, aber auch da nur ein einziges, das an Pracht diesen Sälen gleichkomme.

Beide Königschlöffer sind vernichtet und mit ihnen die Schöpfungen der durch Matthias eingeführten Renaissancekunst; keine Handbreit ist von ihnen erhalten, daß sich daraus ein Schluß auf ihr künstlerisches Wesen bilden ließe. Wir sind lediglich auf die schriftlichen Quellen angewiesen, die indeß wenig Erfolg bieten. Die über die aufgezählten Künstler bekannten Daten treffen nämlich mit den soeben angeführten Beschreibungen nicht zusammen. Jene sagen nicht, was die im königlichen Dienste stehenden Künstler

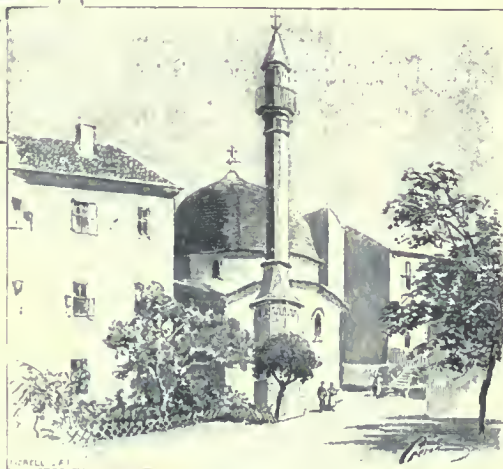
geschaffen haben, die Schilderer aber vergessen anzugeben, wer jene Schlösser gebaut, wer sie so wunderbar geschmückt habe. Ein weiterer Mangel der Schilderungen ist, daß sie so allgemein gehalten sind, das Äußere und das architektonische Wesen des Gebäudes gar nicht bemerken, nur das Innere loben, aber auch dies, ohne dessen Zierwerk näher zu kennzeichnen. Die Cassettendecke bildet die einzige Ausnahme, aus der man schließen kann, daß die Säle der beiden Schlösser im Renaissancestil decorirt waren. Wenn wir in Betracht ziehen, daß Ghimenti Camicia, die Brüder Cellini, ja zu der Zeit, als er in Ungarn weilte, sogar Benedetto da Majano eher Holzschnitzer und Kunstschreiner waren, so scheint die Annahme berechtigt, daß die durch König Matthias eingeführte Renaissance sich hier nicht mit einem Schlage völlig zur Geltung brachte, sondern daß sie sich in Wißegrad wie in Totis den schon bestehenden Bauten anpaßte, mit den Verhältnissen rechnen mußte und daß die Aufgabe der Tischler-Architekten sich größtentheils auf die Einzelheiten, namentlich auf die innere Ausschmückung beschränkte. So stellen wir uns die Renaissancekunst dieser beiden Königsschlösser jenseits der Donau vor. Etwas später, aber etwa auf dieselbe Weise begann die neue Kunst in Frankreich heimisch zu werden, wo sie in fürstlichem Gefolge ihren Einzug hielt, sowie in Deutschland, wohin sie durch Kaufleute und in den Skizzenbüchern einiger Künstler gelangte. In diesen Ländern hatte der Anfang auch eine Fortsetzung; in Ungarn riß nach dem Anfang, dessen Schauplatz jenseits der Donau lag, der Faden ab. Die Türkenzeit löschte Alles aus.

Die Türkenherrschaft hat zum Ersatz für all das, was sie in dieser Gegend vernichtete oder dessen Vernichtung sie beförderte, gar wenig eigene architektonische Schöpfungen hinterlassen. Fünfkirchen kann sich der hervorragendsten türkischen Bauwerke rühmen. Es hatte seinerzeit elf Moscheen, von denen drei noch vorhanden sind. Die eine, die jetzige Pfarrkirche der inneren Stadt, ist so groß, daß in der europäischen Türkei sich wenige mit ihr vergleichen können. Sie ist eine quadratische Anlage, jede Seite 18·30 Meter lang; oben in den Ecken geht durch eine gewölbte Nische das Viereck in ein Achteck über, das eine aufschießende Trommel bildet, auf der dann die 40 Fuß 3 Zoll hohe Kuppel ruht. Die Wirkung des Äußeren ist durch Umbauten späteren Ursprungs verdorben. In türkischer Zeit standen vor ihr zwei schlanke Minarets; das eine ist schon früher zu Grunde gegangen, das andere haben Ende des vorigen Jahrhunderts die Jesuiten abgetragen. Die zweite Moschee, jetzt Krankenhauskapelle, ist etwas kleiner (jede Seite 12·80 Meter), stimmt aber im Grundriß und Aufbau mit der ersten überein. Das vor ihr stehende Minaret ist 27 Meter hoch. Die dritte und kleinste Moschee befindet sich in verwahrlostem Zustande und dient als Pulverthurm.

Das Ende der Türkenherrschaft fällt in die Zeit der Barockarchitektur. Dieser fiel die Aufgabe zu, die beschädigten Kirchen wieder herzustellen und neue zu bauen.

Allein man begreift vollkommen, daß in der allgemeinen Erschöpfung Niemand Lust und auch überflüssiges Geld hatte, größere Bauten auszuführen. Am Anfange dieser mit dem XVII. Jahrhunderte beginnenden neuen Periode suchte das Banwesen langsam wieder in Gang zu kommen und beschränkte sich wegen der Armuth nur auf das Nothwendigste. Erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts zeigte sich mehr Banlust. Selbständigkeit und die dem

Barockstil eigene Großartigkeit, ja auch nur Mannigfaltigkeit sucht man vergebens. Sowohl die größeren, als auch die kleineren Kirchen wurden gleichmäßig nach den in den österreichen Erblanden gebräuchlichen einfacheren Mustern gebaut. Gewöhnlich haben sie ein Schiff; im Inneren läuft über den die Langwände gliedernden Pilastern oder



Säulen ein Kranzgesimse entlang, von dem das Tonnengewölbe sich aufschwingt, dessen Feld selten durch Gurtbogen unterbrochen ist. Der Hauptaltar ist ein auf hohem Sockel stehender, mehr oder weniger reich mit Statuen und Vergoldung ausgestatteter Säulenaufbau, der oben mit einem gebogenen oder im Winkel gebrochenen Gesimse abschließt.

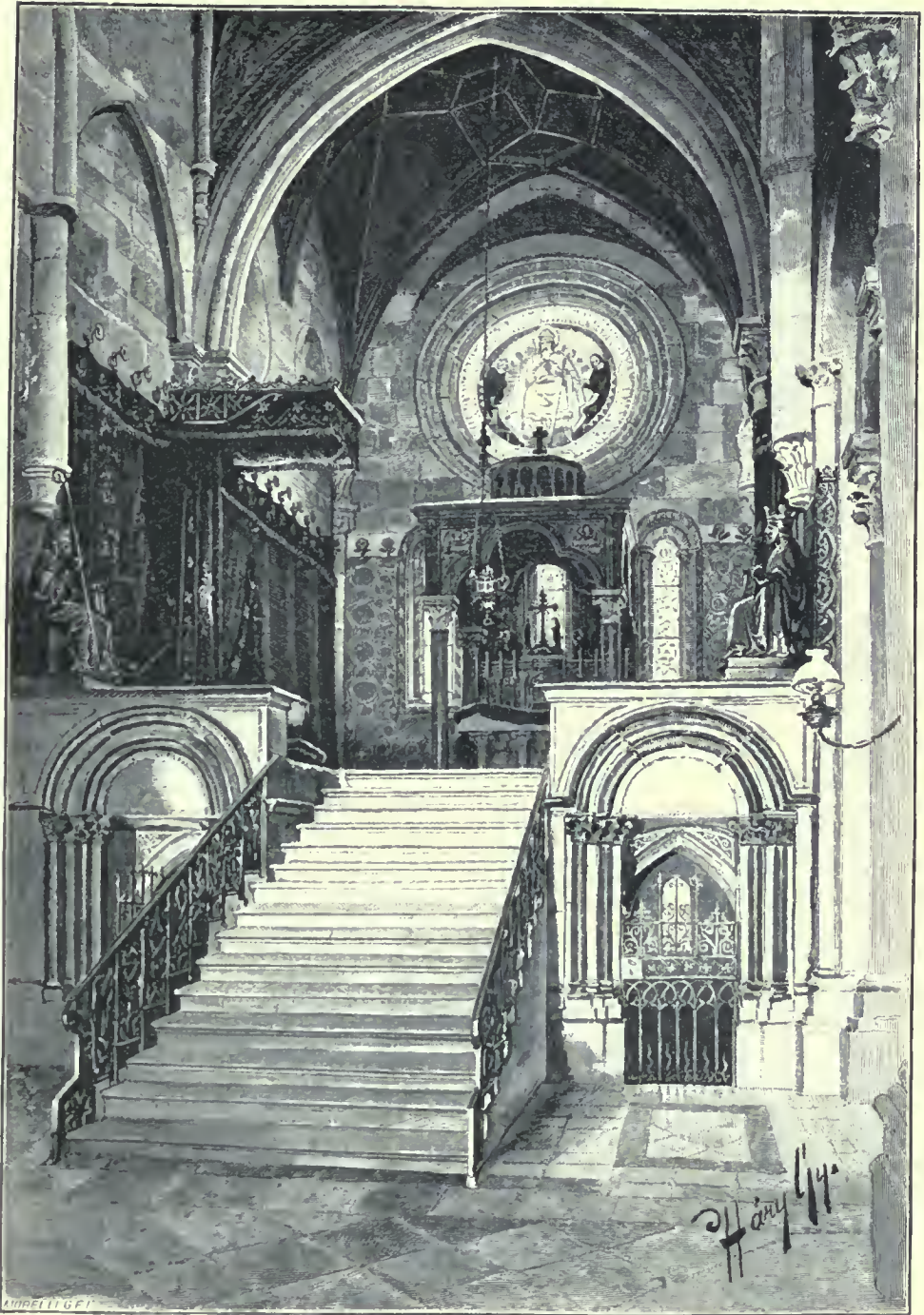
Die Seitenaltäre haben mitunter ebenfalls Säulen. Das Äußere ist überaus einfach; die Hauptfacade ist durch gemauerte Pilaster gegliedert und ihre Giebelwand ragt zwischen zwei Thürmen mit zwiebelförmigen Knuppen empor. Im XVIII. Jahrhundert stiegen zwar Wohlstand und Banlust, doch beknudete sich dies nicht in banlichen Anlagen von größerem Zuschnitt; die gesteigerten Anforderungen werden zu dieser Zeit durch Stuck- oder Marmorverkleidungen, mitunter durch Marmorjäulen, Wandbilder und Altarblätter befriedigt. Die Namen der Architekten

Zwei türkische Moscheen in Fünfkirchen: die Pfarrkirche der inneren Stadt und die Krankenhauskapelle.

bleiben mit wenigen Ausnahmen unbekannt, was in dieser Zeit schon beweist, daß die Kirchen mehr durch gewöhnliche Baumeister nach entlehnten Plänen aufgebaut wurden. Dagegen kommen auf den Wandmalereien der Kirchen ziemlich viele Namen vor, deren einige im Nachbarlande einen guten Klang hatten. Diese sind: Bartholomäus von Altomonte aus Oberösterreich, Paul Troger, Direktor der Wiener Akademie (1698 bis 1777), Anton Maulpertsch (1724 bis 1796), Stefan Dorfmeister, Johann Winterhalder (1743 bis 1807) und Cymbal.

Den Reigen eröffnet die Kathedrale zu Raab. Als die Stadt (1598) den Türken abgenommen worden, wurde die Kathedrale, unter Belassung der schon erwähnten alten Details und der dreischiffigen Eintheilung, durch den italienischen Architekten Giovanni Rana zwischen 1639 und 1645 neu aufgebaut. Mehrere Umgestaltungen folgten und die Marmorverkleidung des Innern wurde im Jahre 1774 beendet. Aus dieser Zeit stammen der in der Mitte der Hauptfakade aufragende Thurm, die Maulpertsch'schen Fresken der Decke und sein Altarbild in Öl, das die Himmelfahrt Mariä darstellt. Die Benediktinerkirche zu Raab wurde im Jahre 1641 durch die Jesuiten erbaut. Ihrer Anlage nach ist sie die hervorragendste Barockkirche jenseits der Donau. Sie ist einschiffig und die Langwände sind mit Pilastern von rothem Marmor gegliedert. Zwischen diesen befinden sich Altarnischen und darüber Oratorien. Die schönen Verhältnisse, der heitere Reichthum des Inneren werden in ihrer Wirkung noch gesteigert durch Fresken, mit denen Paul Troger das Tonnengewölbe geschmückt hat. In Raab befindet sich auch die nach dem Muster der römischen Mutterkirche erbaute Karmeliterkirche mit centraler Anlage; der Grundriß ist eine Ellipse, in deren langer Axe sich einerseits das Chor, anderseits die Vorhalle befindet. Die vier Altarbilder sind von Bartholomäus von Altomonte 1720 gemalt. In der um 1726 erbauten Kirche der Ursulinerinnen sind Dorfmeisters Wandgemälde von Interesse.

Stuhlweißenburg erhielt im Laufe des XVIII. Jahrhunderts fünf Kirchen. Der Bau derjenigen, die zur Kathedrale des im Jahre 1777 gestifteten Bisthums wurde, begann 1758. Die Fresken der Decke sind von Cymbal, einem sonst unbekanntem Künstler. Eine derselben, welche die Gründung der Kirche darstellt, ist wegen einiger Porträts interessant. Die einstige Karmeliter-, jetzt Seminar-, kirche (1730 bis 1770) ist von Anton Maulpertsch mit Fresken geschmückt. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Bild desselben Meisters im Oratorium, das den gekrenzigten Christus darstellt. Von den drei Graner Kirchen dieses Zeitraumes erwähnen wir die Pfarrkirche in der Wasserstadt, einen Bau der Jesuiten aus dem Jahre 1688. Ein anderer Jesuitenbau aus derselben Zeit ist die Kapitalkirche zu Ödenburg. Die Kathedrale zu Beszprém ist 1723 gebaut und gleichfalls von Maulpertsch ausgemalt. Die Abteikirche der Cistercienser von Bircz



Das neuerbaute Innere der Benediktinerkirche zu Martinsberg.

wurde von 1732 bis 1745 erbaut. Auch die Abteikirche der Benediktiner von Tihany stammt aus dieser Zeit. Sie wurde 1889 restaurirt und bei dieser Gelegenheit durch Karl Log, Bartholomäus Székely und Ludwig Ebner mit 11 *secco*-Wandbildern geschmückt.

Interessant für die Bauhätigkeit dieses Jahrhunderts ist die Überlieferung, daß Graf Karl Esterházy, Bischof von Erlau, neunundneunzig Kirchen erbaut habe und an der Vollendung der hundertsten nur durch den Tod verhindert worden sei. Sicher ist, daß er ein eifriger, wenngleich nicht wählerischer Kirchenbauer war und auf den gräflich Esterházy'schen Besitzungen zu Pápa, Totis und Csákvár nach einem und demselben Plan Pfarrkirchen errichtete. Die zu Pápa (1771 bis 1786) unterscheidet sich von den übrigen durch größeren Reichthum der mit Stuckmarmor bekleideten Wände und aus mehrfarbigem Marmor gebauten Altäre; auch sind hier die Gewölbe des Schiffes, der Sacristei, der Nebenkapelle und der auf der Empore befindlichen Oratorien mit Fresken von Anton Maulpertsch geschmückt. Das Tonnengewölbe des Schiffes ist durch Gurten in vier Felder getheilt. In dem Felde oberhalb des Orgelchors ist die himmlische Glorie, Gottvater zwischen anbetenden Engeln und Heiligen, dargestellt. In den weiteren drei Feldern sieht man, von einer reichen Architekturalmalerei umrahmt, drei Scenen aus dem Leben St. Stefan des Märtyrers. In allen herrscht übertriebene Bewegung. Das Deckenbild der Sacristei zeigt Papst Leo I., wie er Attila entgegenzieht. Dies ist eine Darstellung, die ganz von der Künstelei der damaligen Malweise abweicht; mit sicherer Hand hingeschrieben, einfach, klar und inhaltreich, verdient sie besondere Beachtung. Die Deckenbilder in der Kapelle auf der anderen Seite des Sanctuariums, sowie in dem geräumigen Oratorium, das sich über der Sacristei und Kapelle befindet, sind anziehende, mit lebendiger Phantasie gestaltete Denkmäler des Mariencultus im vorigen Jahrhundert.

Die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts gebaute Paulinerkirche, die seit 1802 den Benediktinern gehört, ist ein einfacher Bau, doch sind ihre Chorstühle und Kirchenbänke im Rococogeschmack bemerkenswerth. Die letzteren sind mit lebendigen Relieffscenen geschmückt. Die einen wie die anderen sind Meisterwerke der von den Paulinern mit wahrem Künstlerberuf betriebenen Holzschneiderei und zugleich deren einzige Denkmäler in der Gegend.

Die Reihe der Kirchenbauten des vorigen Jahrhunderts schließt mit der Kathedrale des von Maria Theresia im Jahre 1777 gestifteten Bisthums Steinamanger, zugleich aber eröffnet dieser Bau die kurze Periode des classificirenden Geschmackes. Der Entwurf stammt von Melchior Hefele, der sie, laut der Inschrift an der Stirnseite, im Jahre 1797 vollendete. Ihre stockhohe palastartige Fassade ist aus behauenen Kalkstein gefügt und

von einem dreieckigen Giebel gekrönt. Das untere Geschoß ist durch vier dorische, das obere durch vier jonische Säulen gegliedert. Diese, sowie das die beiden Geschoße scheidende Gesimse, ferner das Kranzgesimse und der Giebel neigen wohl dem classischen Baustil zu, verrathen aber zugleich, daß der Meister noch unter dem Einfluß der aus der Spätrenaissance fließenden Überlieferungen stand. Die beiden mit Helmdächern gedeckten Thürme jedoch deuten in ihrer Magerkeit schon auf das Ermatten der Kunst. Die Anlage der Kirche zeigt ein lateinisches Kreuz; statt der Seitenschiffe sieht man auf jeder Seite drei Kapellen in das Langschiff münden. Sowohl dieses, wie das Querschiff haben Tonnengewölbe; die quadratische Vierung der Schiffe und der vierte Kreuzarm, der als Chor dient, sind durch eine auf Bogenzwickeln ruhende, mit dem Tonnengewölbe gleich hohe Flachkuppel bedeckt. Die bunte Marmorbekleidung, die längs der Wände paarweise angeordneten mächtigen Marmorhalbsäulen, die vergoldeten corinthischen Capitäle, das über diesen entlangziehende Kranzgesimse, die cassettirten Gurtbogen und die Fresken des Gewölbes geben dem weiträumigen, hellen Inneren der Kirche Kraft, Reichthum und Farbenpracht. Das Gemälde am Tonnengewölbe des Langschiffes ist von Maulpertsch und behandelt in einfachem Vortrag und charakteristischer Stimmung ein tief sinniges Motiv: den Zustand der Menschheit vor der Ankunft Christi. In öder, halbdunkel überschatteter Gegend liegt eine schäferartige Gestalt, welche die Griechenzeit symbolisirt, das Haupt auf einem Stein in tiefem Schlafe, während ein römischer Soldat neben ans dem Schlaf erwacht ist und, wie durch eine Ahnung geleitet, unsichere Schritte thut.

„Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna,

Jam nova progenies caelo dimittitur alto.“

Die Verwirklichung der Ahnung sehen wir in der Kuppel der Vierung und des Sanctuariums in zwei lebhaft gefärbten und mit übermäßig bewegten Figuren bevölkerten Darstellungen. Das eine Gemälde, von Johann Winterhalder, zeigt das Innere des Tempels zu Jerusalem, eines auf hoher Stufenbasis emporgethürmten Säulen- und Kuppelbaues; hier ist Mariä Geburt und ihre Communion im Tempel gemalt. In der Kuppel des Chores ist der Englische Graß von Stephan Dorfmeister zu sehen, aber in einem so schwindelerregenden Getümmel von Figuren, daß man das eigentliche Motiv des Bildes kaum zu erkennen vermag. So ist auch das Jüngste Gericht geartet an der Decke der Kapelle, in die man aus dem Sanctuarium tritt.

Die kirchliche Baukunst des XIX. Jahrhunderts hat ihr hervorragendstes Werk im Graner Dom geschaffen. Der Entwurf rührt von dem Wiener Architekten Paul Nüchel her und der Bau begann 1822. Er wurde nach Nühels Tode durch dessen Verwandten Johann Pachl fortgesetzt. Schließlich vollendete ihn der Budapester Architekt Josef Hild im Großen so weit, daß die Einweihung im Jahre 1856, in Gegenwart Seiner Majestät

des Kaisers und Königs Franz Joseph I. stattfinden konnte. Die Anlage hat die Form des lateinischen Kreuzes. Über der Vierung erhebt sich eine auf Bogenzwickeln ruhende, durch Säulen gebildete Trommel und auf dieser die Kuppel. Die Kuppelhöhe beträgt 100, die Länge des Schiffes 107 Meter. Die Kreuzarme sind durch gerade Wände abgeschlossen. Der nach Südwest gerichteten Hauptfacade ist in ihrer ganzen Breite ein offener Säulenportikus vorgelegt, zu dem eine Freitreppe emporführt. Über den acht gewaltigen korinthischen Säulen des Portikus erhebt sich ein dreieckiger Giebel. Der architektonische Hauptschmuck des Inneren besteht in Säulen, die mit grauem Stuckmarmor bekleidet sind. Das große, gewaltige Bauwerk steht auf einem nordwestlich gegen die Donau vorspringenden Gipfel des Festungsberges und beherrscht weithin Land und Strom; in der Nähe gesehen leidet freilich der Eindruck des Äußeren durch die weniger glückliche Gliederung. Im Inneren sieht man es der Bildung des Details nur zu sehr an, daß zu jener Zeit das architektonische Gefühl schon sehr mangelhaft war und kein den großen Verhältnissen des Aufbaues entsprechendes Detail zu bilden wußte. Die Leere wird noch gesteigert durch die matten grauen Farben, und was die Bauformen versäumt haben, das vermögen die Einrichtungsgegenstände, Altäre, Kanzel, Chorstühle und etliche Statuen, nicht nachzuholen.

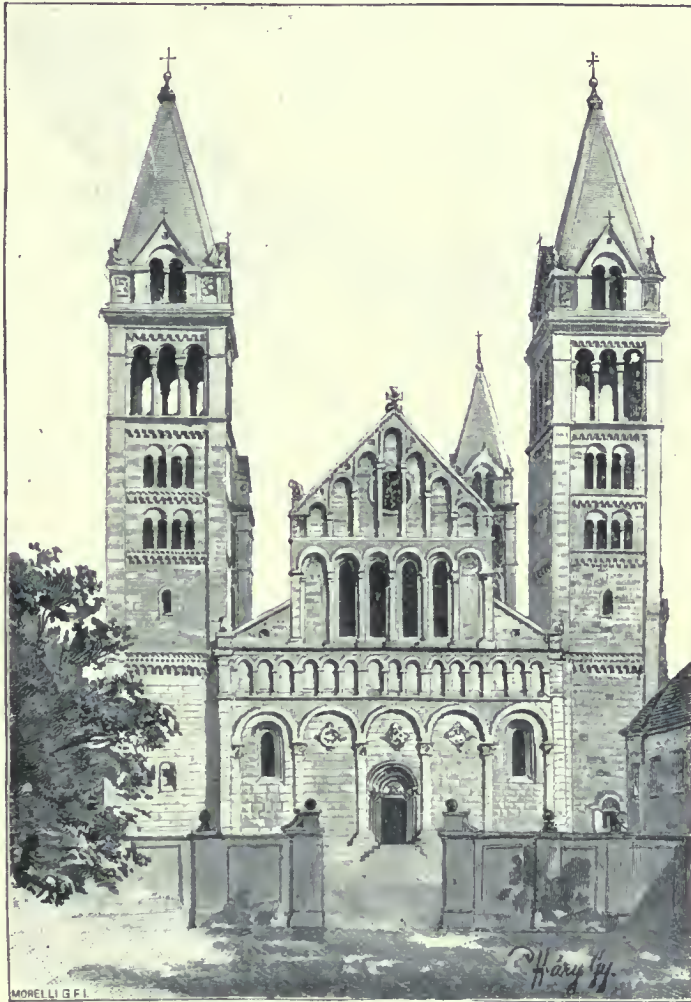
Als schwächliche Nachahmung des römischen Pantheons wurde 1820 die St. Anna-Kirche zu Gran erbaut.

Ein Denkmal des classicistischen Geschmacks ist auch die Facade der Kirche zu Martinsberg nebst dem Thurm, der sich in ihrer Mitte erhebt; sie wurde 1831 durch Johann Pachy erbaut. Durch vornehme Einfachheit und schöne Verhältnisse zeichnet sich die Bibliothek zu Martinsberg aus. Sie zeigt eine T-förmige Anlage; ihr stockhohes Innere hat eine auf schlanken Säulen umlaufende Gallerie. Der eine Flügel wurde durch den Wiener Architekten Josef Engel 1824, der andere durch Johann Pachy 1832 erbaut.

In den letzten Decennien des Jahrhunderts trat auch jenseits der Donau die Kunst des Mittelalters bei dem Kirchenbau in ihre Rechte, was sich in der künstlerischen Wiederherstellung der baufälligen Kirchen bekundete. In dieser Art sind zwei bedeutende Leistungen hervorzuheben: die Klosterkirche zu Martinsberg und die Kathedrale von Fünfkirchen. Wir kennen die wechselvolle Geschichte beider und ihren Zustand vor der Erneuerung.

Das Innere der Martinsberger Kirche wurde durch Franz Storno, den Restaurator der Ödenburger St. Jakobskapelle und St. Michaelskirche, von 1868 bis 1875 wiederhergestellt. Zur Grundlage nahm er den im Jahre 1225 geweihten Bau der Übergangszeit, dessen noch vorhandene Theile er nach Möglichkeit beibehielt, während er die fehlenden

durch Nachahmungen der vorhandenen ersetzt. Andererseits aber schonte er auch die späteren Details, namentlich aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, ja selbst solche jüngeren Ursprungs, das heißt, er stellte die älteren Details nicht auf Kosten der späteren her. So ließ er das einst schmuckreiche, allein später vermauerte Thor der nördlichen



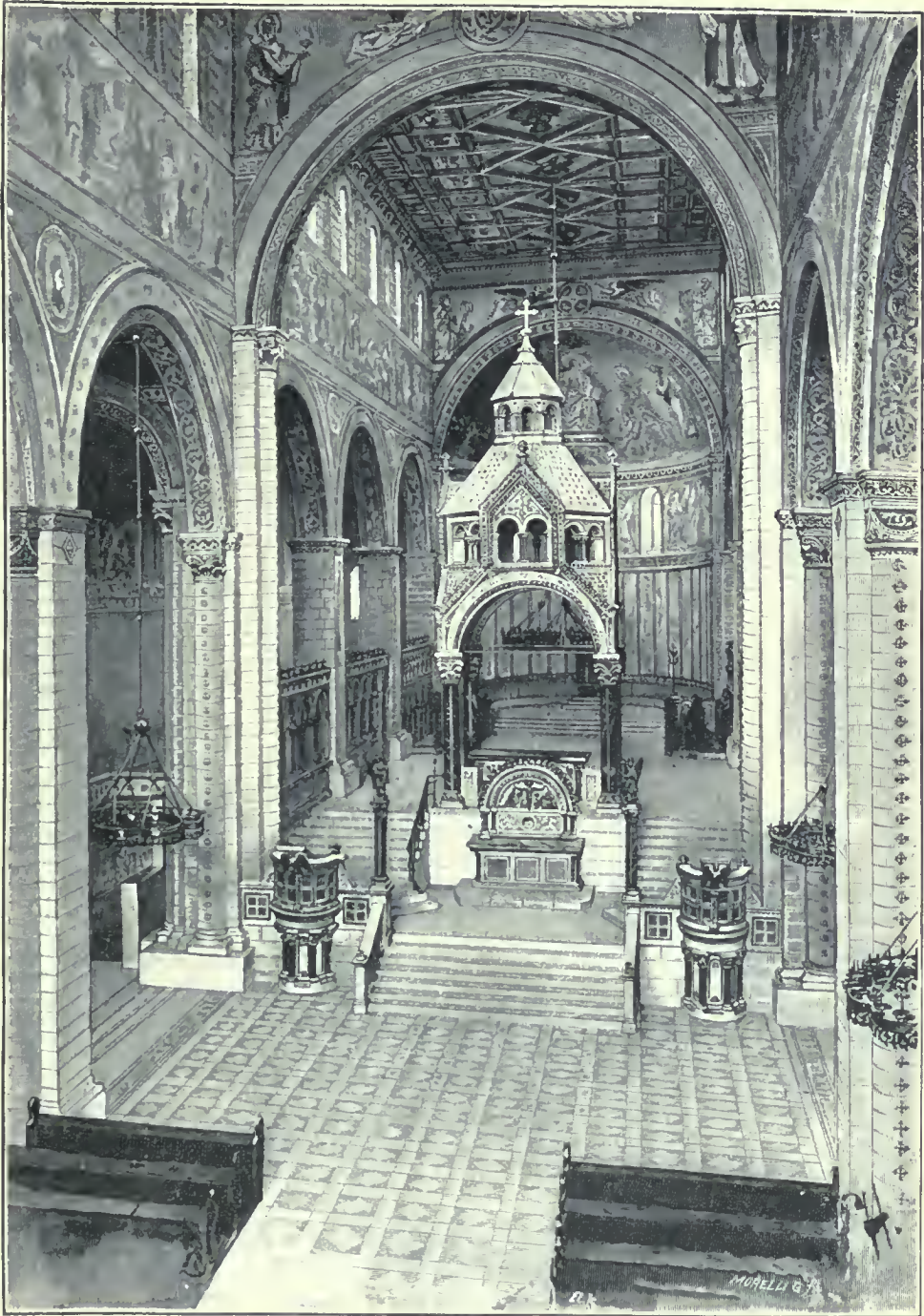
Der neuerbaute Dom zu Fünfkirchen.

Langseite, das bei der Restauration zum Vorschein kam, wieder zumauern und dessen Stelle durch eine Inschrifttafel bezeichnen. Er ließ das Sterngewölbe des Sanctuariums unangetastet.

Zum XVI. Jahrhundert waren die beiden in die Unterkirche hinabführenden Thüren nach dem Muster des schönen rothen Marmorthores an der Nordseite mit säulengeschmückten

Leibungen ausgestattet worden; auch dies behielt der Künstler bei, insofern es sich in gutem Zustande befand und zu dem Bau des XIII. Jahrhunderts stimmte. Er behielt auch die Fassade aus dem XIX. Jahrhundert. So beschränkte sich die Erneuerung auf das Innere der Kirche. Ganz neu sind die Einrichtungsgegenstände, ferner die Glasgemälde der Fenster und die das Innere schmückenden Wandbilder, welche die Werke der göttlichen Vorsehung in der Geschichte der Menschheit darstellen. In diesen ganz neuen Schöpfungen, die übrigens, obgleich wesentlich, doch Zufüge sind, war der Künstler sichtlich bestrebt, dem Geiste der Kunst des XIII. Jahrhunderts sich wenigstens zu nähern. Im Allgemeinen sind sie auch ziemlich gut gelungen, obgleich unfehlbar hier und da das Erlernte des Stils in die Augen fällt. Manchen architektonischen Einzelheiten sieht man es an, daß der bestehende Zustand der Herstellung richtiger Maße hinderlich wurde. Dennoch gebührt dem Künstler volle Anerkennung, denn er hat diesen Bau des XIII. Jahrhunderts in allen wesentlichen Zügen seines Innern aus den Trümmern hervorgezaubert, gleichzeitig aber auch die Details, die von dem vielbewegten Schicksal desselben berichten, zu erhalten gewußt.

Der Dom zu Fünfkirchen war viel zu baufällig, als daß die Wiederherstellung sich bloß auf das Innere hätte beschränken können, und da die Umgestaltungen des vorigen Jahrhunderts auch einen großen Theil seines Äußeren vernichtet hatten, war nicht einmal an die sogenannte materielle Wiederherstellung zu denken. Die Aufgabe war, eine neue Kirche im Geiste der alten zu bauen, und der erprobten Erfahrung des Wiener Dombaumeisters Friedrich Schmidt gelang es, sie innerhalb des Jahrzehntes 1881 bis 1891 mit überraschendem Erfolge zu lösen. An der Stätte der alten Kirche entstand eine neue, die nach Größenverhältnissen, Anlage und allen charakteristischen Zügen des äußeren Aufbaues, wie nicht minder hinsichtlich der einfachen stattlichen Monumentalität der früheren gleicht. Der Künstler behielt die charakteristischen vier Thürme, wie auch die Form der drei Apsiden der östlichen Schmalseite bei, bloß mit der Zugabe, daß er die einst glatten Mauern durch Rippen, die beiden Langseiten und die Hauptfassade aber nach Art der romanischen Kirchen in Toscana und Dalmatien durch Arkadenfriese gliederte. Im Inneren sieht man erstaunt einen bisher kaum geahnten Reichthum und Farbenprunk der romanischen Kunst. Da funkeln Gold und Bronze, brauner, rosenfarbener, dunkelrother, bläulichweißer, hell- und dunkelgrüner, roth geädert gelber Marmor schimmern um die Wette mit violettem und grünem Serpentin und mischen sich mit dem Glanze des Onyx; Alles aber wird beherrscht durch die Farbenpracht der Gemälde, welche die Wände des Hauptschiffes, die balkenumsäumten Felder der Flachdecke, den Chor und Chorabschluß, sowie alle anderen passenden Flächen bedecken. Das Nämliche wiederholt sich in der Vorhalle des südlichen Seitenthores, in den Kapellen längs der Seitenschiffe und in der Unterkirche. An der zu



Aus dem Innern des neuerbauten Domes zu Fünfkirchen.

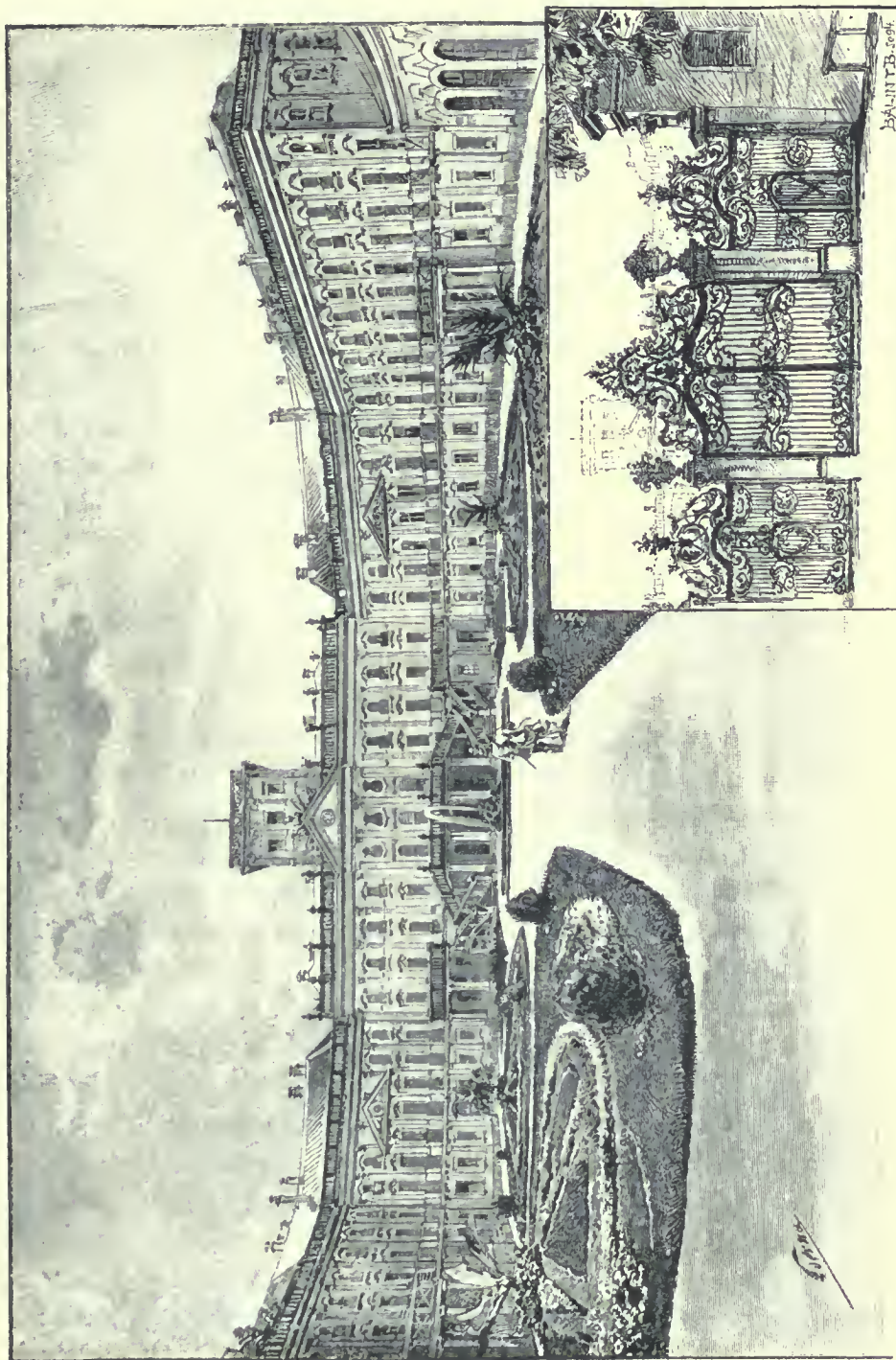
dieser hinabführenden Treppe sind die Wände mit Reliefdarstellungen bedeckt, die der Bildhauer Georg Zala auf Grund der alten Reste gefertigt hat. Die Wandbilder stammen von Karl Andraä, Moriz Beckerath und Bartholomäus Székely, die Statuen von Georg Kiss her. Indem wir diesen erstaunlichen Reichthum betrachten, nehmen wir wahr, daß der Meister mit großem Wissen und richtigem Takte Alles zusammengetragen hat, was die hervorragenden Reize so mancher anderen altchristlichen und romanischen Kirche bildet.

Wenn an seiner Schöpfung etwas auszusagen ist, so wäre es höchstens, daß selbst in der Zeit der romanischen Bauweise kein Bauwerk entstanden ist, das die Gesamtheit der Elemente romanischer Kunst in solcher Vollständigkeit vereinigt zeigt. Die Kirche, an deren Stätte vielleicht schon zur Zeit der Apostel Christen ihren Gott angebetet haben, wurde im Sommer 1891 in Gegenwart des apostolischen Königs eingeweiht.

Unter den neuerdings entstandenen Kirchenbauten erwähnen wir die Kirche der englischen Fräulein zu Beszprém (1860) und die der Ursulinerinnen zu Ödenburg (1864). Beide sind gothisch. Die erste wurde von Eugen Szentirmay, die zweite von Ferdinand Handler erbaut.

Während der Türkenherrschaft riß auch der Faden der weltlichen Bauhätigkeit ab und dann folgten die Wirren der nationalen Erhebung, die sie lähmend beeinflussten. Zwei Jahrhunderte der kritischen Verhältnisse machten den materiellen Ruin allgemein. Die einst mächtigen Geschlechter starben aus oder verarmten. Nur wenige Magnaten hatten noch die Mittel und auch Lust, dem Beispiele des weltlichen Luxus zu folgen.

Die Familie Esterházy, deren fabelhafter Reichthum um diese Zeit durch den Palatin Mikolans begründet wurde, ist sozusagen der einzige Bauherr; die hervorragendsten Bauten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts knüpfen sich an den Namen dieser Familie. Da es auch auf diesem Gebiete an Überlieferungen aus der Vergangenheit fehlte, nahm sich die nach und nach wieder aufgenommene Thätigkeit die in der westlichen Nachbarschaft moderne italienisch-österreichische Renaissance zum Muster. Die Bedeutung der Burgen als Schutzbauten hörte immer mehr auf und sie wurden umgestaltet oder in halb abgetragenen Zustande ihrem Schicksale überlassen. Die einstigen Bewohner der Burgen begannen auf das flache Land niederzusteigen und bauten sich da Kastele, die den gesteigerten Anforderungen an Bequemlichkeit und Luxus entsprachen. Es sind dies regelmäßige geschlossene Vierecke, an deren Ecken sich runde oder viereckige thurmartige Vorsprünge von größerer oder geringerer Höhe erheben; ihre Façaden sind regelmäßig, die Fenster stehen in einer Reihe und in gleichen Abständen, die Gänge sind breit, zuweilen offene Säulenarkaden, und von ihnen aus öffnen sich die Thüren nach den geräumigen hellen Wohnzimmern.



Schloß Uterhöfja. — Die vordere Front des Hofes und das Thor.

Diese Gebäude, die aber nur sehr vereinzelt entstanden, waren hierzulande eigentlich die ersten Herolde der Zeit einer neuen Kultur.

Die Reihe beginnt mit Schloß Lackenbach (Lakompaf), das der Palatin Nikolaus Esterházy im Jahre 1618 in einem damals zu Österreich gehörigen Gebietstheile des Ödenburger Comitats aufzuführen ließ. Es war eine viereckige Anlage ohne fortificatorischen Charakter und stand in einem Thale am Fuße eines niedrigen Hügels. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde es durch eine Feuersbrunst verheert und steht seitdem verlassen. Im Oberstocke der beiden noch aufrechten Flügel sieht man Säulengänge sich nach dem Hofe öffnen. Schloß Deutsch-Krenz (Nemet-Kerektur) im Ödenburger Comitats, durch Graf Paul Nádasdy im Jahre 1625 erbaut, ist jetzt gleichfalls fürstlich Esterházy'scher Besitz. Das Schloß ist von einem an die Wasserburgen erinnernden Graben umgeben, aber die Anlage als geschlossenes Viereck, die thurmartigen Risalite an den Ecken und die dem Hofe zugewendeten Säulengänge des Oberstockes geben ihm den Charakter eines modernen Baues. Palatin Nikolaus Esterházy gestaltete (1637) auch die Burg Forchtenstein (Frafnö) um. Ferner seien von den umgestalteten Burgen noch Bernastein (Borosnyánkő), Eszathurn (Eszáturnya) und Sikkő erwähnt.

Fürst Paul Esterházy erbaute im Jahre 1683 an der Stätte, wo die aus dem XIII. Jahrhundert stammende Burg der Grafen von Mattersdorf (Nagy-Marton) stand, und zum Theile auf deren Grundsteinen Schloß Eisenstadt (Kis-Marton) im Ödenburger Comitats. Der Plan rührte von den Architekten Sebastiano Bartoletto und Antonio Carlone her. Für diese hatte im Jahre 1663 der Wiener Architekt Carlo Martino Carlon Bürgschaft übernommen. Es ist ein quadratisch angeordneter Spätrenaissancebau, die viereckigen Eckrisalite sind ebenso hoch wie die zweistöckigen, durch Pfeiler, welche vom Erdgeschoß bis zum Kranzgesims reichen, gegliederten Flügel des Gebäudes. Trotz mancher späteren Umwandlung hat das Schloß seinen ursprünglichen Charakter bewahrt, sein Außeres hat einen Zug von Großartigkeit, der auf der richtigen Gliederung und den kraftstrotzenden Formen beruht.

Die mit rothem Marmor bekleidete und reich mit Gold geschmückte Schloßkapelle wurde durch den Fürsten Paul Anton Esterházy (1711 bis 1762) erneuert. Zu dieser Zeit war Georg Nasael Donner Baudirector der fürstlichen Familie. Fürst Anton Esterházy ließ den vor der Südfrent befindlichen weiten Platz reguliren und (1793) der Fassade gegenüber durch den Wiener Architekten Herich das Hauptwachgebäude nebst den Stallungen anführen.

Dieser Bau hat zwei Flügel und an der dem Schlosse zugekehrten Seite eine toscanische Säulenstellung. Eine theilweise Umgestaltung ließ dann (1805) Fürst Nikolaus Esterházy nach dem Plane des Architekten Moreau vornehmen, und in diesem Zustande

besteht der Bau noch jetzt. Moreau errichtete an der dem Parke zugekehrten Nordfronte des Schlosses eine durch zwei Stockwerke gehende classisirende Loggia von zehn korinthischen Säulen, auf die er als drittes Stockwerk ein viereckiges „Belvedere“ setzte. An den vier Eckrisaliten beseitigte er die aus dem Dachstuhl hervorstehenden zwiebelförmigen Thürme und ersetzte sie durch viereckige, mit Zeltdächern gedeckte. Aus dieser Zeit stammt auch die classisirende Ausschmückung des großen Saales, der den nördlichen Flügel in der Höhe von zwei Stockwerken ausfüllt, besonders die als Stützen der Gallerien dienenden mageren Säulen, deren aus Palmlättern gebildete Capitale an die egyptische Baukunst erinnern. Moreau gestaltete auch den früheren französischen Garten in einen englischen Park um. Im Jahre 1805 wurde auf einem Hügel des Parkes der runde, säulengetragene Kuppelbau erbaut, in dem sich die sitzende Statue der Leopoldine Esterházy, aus weißem Marmor, ein Werk Canova's, befindet.

Als Fürst Mikolans Esterházy im Jahre 1764 Versailles besuchte, beschloß er ein dem dortigen ähnliches Schloß zu erbauen. Als Bauplatz wählte er die am Südennde des Neusiedlersees gelegene öde, sumpfige Ebene, wo ein bescheidenes Jagdschloß namens Süttör (Sarod) stand.

Der durch seine Neigung zum Luxus bekannt gewordene Magnat, dem seine Zeit den Beinamen „der Prächtige“ verliehen hatte, verwirklichte seinen Plan mit unglaublicher Schnelligkeit und einem in der Geschichte der Baukunst kaum je dagewesenen Geldaufwande in zwei Jahren. Im Jahre 1766 war der sehr ausgedehnte Bau vollendet und um ihn her grünte ein herrlicher französischer Garten, der aus dem gestrüppbedeckten Boden hervorgezaubert worden. Der Erbauer gab dem Schlosse den Namen Esterháza; es ist in Ungarn auf dem Gebiete der Baukunst der einzige Vertreter des für das XVIII. Jahrhundert charakteristischen Geistes, kann sich aber auch mit den prächtigsten derartigen Schöpfungen des Auslandes messen. Die Namen des Architekten und der Decorationskünstler, die diese ungeheure Pracht so wunderbar aus dem Stegreif herstellten, sind nicht bekannt.

Die Anordnung des Schlosses ist hufeisenförmig, der Mangel an lebendigeren Formen macht das Äußere eintönig, doch wirkt es im Ganzen vornehm. Der zweistöckige Mitteltract wendet seine Fronte südwärts; ihm schließen sich rechts und links gleichfalls zweistöckige Flügel an. Diese setzen sich in ebenerdigen Gebäuden bis an den Eingang fort und umfassen, zwei gewaltigen Armen gleich, den weiten offenen, gegen Norden, dem Neusiedlersee zugewendeten Hof. Die Thoröffnung ist durch zwei Pfeiler getheilt und hat zwischen zwei kleineren ein größeres Gitterthor.

Dem Thore gegenüber stehen jenseits der breiten Landstraße die beiden Gebäude der Hauptwache. Die Mauern aller drei Tracte sind durch Pilaster gegliedert, die zwischen

den Fenstern vom Erdgeschoß bis ans Hauptgesims hinanreichen; über dem Gesims läuft eine steinerne Balustrade von schöner Arbeit entlang, die mit abwechselnden Statuen und Vasen besetzt ist. Das risalitartige Mittelstück der nach Süden gewendeten Hauptfacade ist mit einem auf vier Säulen ruhenden Balcon geschmückt und mit einem Giebel gekrönt. Auch auf der Hofseite sind die Tracte des Gebäudes durch Balcone und Giebel belebt.

Dem Thore gegenüber führt vor dem Mitteltract eine zweiarmige Freitreppe zum ersten Stock empor. Im Erdgeschoß öffnen sich zwischen den beiden Armen der Treppe drei Thüren nach dem als Sommer-Speisesaal dienenden großen Saale. Hinter diesem befindet sich der große Parterresaal (sala terrena), dessen Decke auf vier Pfeilerpaaren ruht und durch dessen Thüren man den vor die Südfronte hingebreiteten Park betritt. Über die mit prächtigem Eisengitter geschmückte Treppe gelangt man auf einen geräumigen Balcon, auf dessen steinernen Geländern Statuen stehen. Von hier aus tritt man in einen durch zwei Stockwerke reichenden Vorfaal und weiter in den ebenso hohen, großen Prunksaal. Im Parterre und beiden Stockwerken ziehen sich an der Hofseite der Tracte rechts und links lange Corridore dahin. Aus diesen öffnen sich Thüren nach den 126 Zimmern, die zu zweien, dreien und viereu als besondere Appartements gruppiert sind.

Früher schloß sich jedem Seitenflügel unter rechtem Winkel noch ein großes Gebäude an. Das eine diente als Wintergarten, in dem anderen war die Bildergalerie der fürstlichen Familie untergebracht, bis sie nach Wien gelangte, um später in der ungarischen Landes-Bildergalerie ihre Stelle zu finden. Im Schloßpark verstreut standen: ein Opernhaus, dessen Capellmeister Josef Haydn war, ein Marionettentheater, die Tempel der Sonne, der Diana, Fortuna und Venus, das chinesische Haus (Bagatelle), das als Tanzsaal diente, und die Eremitage. Die Mannigfaltigkeit in Hof und Park war noch durch Bassins mit Springbrunnen, durch Cascaden und eine große Anzahl von Statuen erhöht. Auf Schritt und Tritt harrete des Gastes eine Überraschung.

Der Park ist sammt den zuletzt genannten Gebäuden, den Statuen und Cascaden verschwunden. Bloß das Schloß ist erhalten geblieben. Auch dieses bot lange Zeit ein Bild trauriger Verlassenheit und wurde eines Theiles seiner kostbaren Ausstattung beraubt. Was noch vorhanden ist, genügt, um einen Begriff von der ursprünglichen Einrichtung zu geben, die als eine wohlberechnete, erstaunlich reiche und harmonisch wirkende Schöpfung des koketten Roecoco bezeichnet werden muß.

Die Glanzzeit des Schlosses währte bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit beherbergte es manchen hohen Besuch; der französische Botschafter

Prinz Rohan (1772), Kaiserin-Königin Maria Theresia mit Erzherzog Max und den Erzherzoginnen Maria Anna und Elisabeth (1773), Erzherzog Ferdinand und seine Gemalin Beatrix von Este (1774), später Herzog Albert von Sachsen-Teschen, erwiesen ihm die Ehre und wurden in fürstlicher Weise unterhalten. Hier wurde im Jahre 1791 Fürst Anton Esterházy durch den Palatin Alexander Leopold in die Würde eines Obergespanns des Ödenburger Comitates installiert. Dabei waren die Erzherzoge Karl und Franz, der Primas von Ungarn und eine große Zahl von Notabilitäten anwesend. Die Festlichkeiten der Installation erforderten einen Aufwand von über 300.000 Gulden. Der Aufenthalt des Prinzen Rohan in Esterháza ist durch den Gardelieutenant Georg Bessenyei in dem Gedichte: „Die Feste zu Esterháza“ besungen, in dessen Vorbemerkung („Mittheilung“) es heißt: „Es mußte gezeigt werden, daß ein in Paris und London erzogener französischer Wunsch in Ungarn sein Ergehen finden kann.“ Der Prinz gab dem Dichter Recht, indem er erklärte, er habe zu Esterháza Versailles wiedergefunden. „Deliciae Hungarorum“ und „Ungarisches Versailles“ wurde das wunderprchtige Schloß von den staunenden Zeitgenossen genannt und drei Jahrzehnte hindurch war es der Schauplatz schönen, im Genusse der Künste erhöhten Lebens.

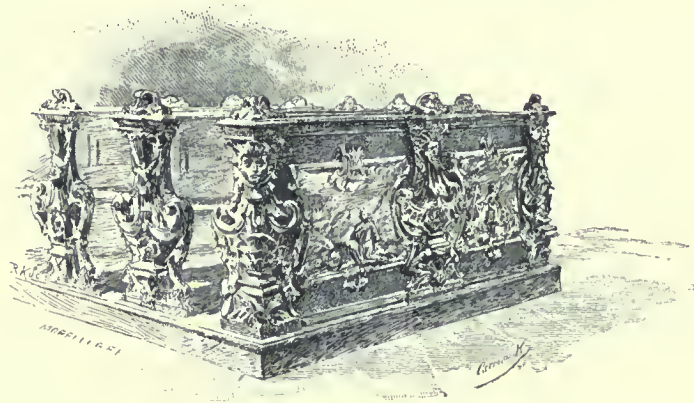
Das Schloß der gräflichen Familie Batthyány zu Körömend im Eisenburger Comitat ist als geschlossenes Viereck angeordnet; das Mittelrisalit der Fassade ist durch dorische und ionische Säulenstellungen, sowie einen gewaltigen Balcon gegliedert und mit einem wappengeschmückten Giebel bekrönt; ein Mansardendach schließt nach oben ab. Zu erwähnen sind ferner: das gräflich Festetics'sche Schloß zu Berencze im Somogher Comitat; das gräflich Brunnshwif'sche Schloß zu Martonvásár im Weißenburger Comitat, jetzt Eigenthum Sr. k. und k. Hoheit des Erzherzogs Josef, und die sogenannte „Hundeburg“ (Kutyavár) zu Tétény bei Budapest.

In den Städten trifft man hier und da ein Gebäude aus dem XVII. oder XVIII. Jahrhundert, das aber keine künstlerischen Ansprüche erhebt. Solche Bauten sind: das Rathhaus zu Gran, im Jahre 1688 Eigenthum Johann Botthyáns des Blinden und 1698 durch Leopold I. zur adeligen Curie erhoben, ferner in Ödenburg das fürstlich Esterházy'sche Palais, in Raab das Rathhaus, das kleine Seminar und noch Anderes, in Stuhlweißenburg das Palais des Grafen Zichy, endlich die bischöflichen Residenzen zu Beßprém, Stuhlweißenburg und (1781) Steinamanger.

Zu der Bauthätigkeit des XIX. Jahrhunderts stehen die herrschaftlichen Schlösser voran. Als Vertreter des zu Anfang des Jahrhunderts herrschenden classisirenden Baustils sind zu erwähnen die Schlösser des Erzherzogs Josef zu Mesuth, der Grafen Széchenyi in Uzenk und der Grafen Zichy in Láng. Unter den in neuerer Zeit erbauten Schlössern ragt durch schöne Lage, große Ausdehnung und die Pracht der inneren

Ausstattung das im Geschmack der französischen Spätrenaissance erbaute Schloß des Grafen Tassilo Festetics in Kesthely hervor.

Der Aufschwung des politischen und socialen Lebens zu Anfang dieses Jahrhunderts fand keinen Ausdruck in öffentlichen Bauten größeren Stils. Wohlhabenheit und Bau Sinn waren noch nicht genug entwickelt, um Schöpfungen hervorzurufen, die einst als Denkmäler jener Zeit dienen könnten.



Bänke aus dem XVIII. Jahrhundert in der Benediktinerkirche zu Pápa.



Beszprém vom Eszterhazy Hügel.

Das Beszprémer Comitatz.



Das Beszprémer Comitatz macht sowohl dem Flächenraume als auch der Einwohnerzahl nach nahezu ein Siebzigstel des Landes aus. Seine Bevölkerung und seine landwirthschaftlichen Verhältnisse sind so mannigfaltig, daß es im Kleinen ein Abbild des ganzen Landes darstellt. Es besteht aus drei ihrer Natur nach völlig verschiedenen Gebieten. In seiner Mitte liegt der aus Berg und Thal gemischte Bakony, im südlichen Theile das flache Mezöföld, mit dem nordöstlichen gehört es dem westlichen oder kleinen Alföld an. Seine südlichen und westlichen Grenzlinien gliedern ihm auch einen Theil des Plattensees an. Es besitzt also Feld-, Wald- und Wasserwirthschaft. Neben der die große Mehrheit bildenden magyarischen Bevölkerung kommt hie und da auch anders sprechendes Volk vor. Sein Magyarenthum weist zwei Schattirungen auf, insofern als das Volk des Mezöföld einen Dialect spricht, der mehr mit dem zwischen Donau und Theiß gebräuchlichen übereinstimmt, während das Magyarische der Pápaer Gegend mehr der Mundart des Raabthales und der Neusiedlersee-Gegend zuneigt.

Um dieses Comitatz völlig kennen zu lernen, ist vor Allem das Bakonygebirge ins Auge zu fassen, das in jedem Betracht den charakteristischsten Theil des Beszprémer Comitatz bildet.

Der Bakony beginnt gegen Westen im Weißenburger Comitats und ist von dem benachbarten Vértesgebirge durch das Moórer Thal getrennt. Von hier streicht er theils in regellosen Berggruppen, theils in geraden Bergzügen durch die Comitats Veszprém und Zala bis an die Mur und ist mit ungeheuren Waldungen bedeckt, die vor 50 Jahren noch einen ununterbrochenen Streifen von fast 200 Kilometer Länge bildeten, neuerdings jedoch an manchen Orten durch Rodungen stark gelichtet wurden.

Betrachten wir die verschiedenen Theile des Bakony, indem wir zum Ausgangspunkt die Station Báróslöd der königlich ungarischen Staatsbahnen nehmen; in ihrer Nähe entspringen an zwei Abhängen des nämlichen Berges der ostwärts fließende Séd und die dem Westen zufließende Torna. Dieser Punkt ist also als Wasserscheide anzusehen. Ziehen wir die Flüsschen Séd und Torna zu einer Linie zusammen, so haben wir einerseits den nördlichen Bakony, andererseits aber von Börös-Vereény bis Késthely den südlichen oder Plattensee-Bakony. Der Theil des letzteren, der längs der Staatsstraße Veszprém-Gráz in der Richtung des Petender Thales zieht, ist als mittlerer Bakony anzusprechen. Der südlichste Theil des Bakony gehört schon mehr dem Zalaer Comitats an, bei dem er auch ausführlicher besprochen werden soll.

Der nördliche Bakony ist eine zusammenhängende Bergkette, die sich längs des Sár- und Séd-Thales in westöstlicher Richtung beinahe bis Pápa und von da nordwärts bis fast an das Raaber Comitats hinanzieht. Sein auf das Moórer Thal niederblickendes Gesteinmassiv ist der Tóka-Berg, oberhalb der Weißenburger Dörfer Tóka-Szent-György und Csór. Er ist kaum höher als der Blockberg, doch schon sein Nachbar, der Baglyab oberhalb der Dörfer Tnota und Csór, steigt über 350 Meter an. In der gegen Vár-Palota ziehenden Fortsetzung der Bergkette fallen die Gipfel des Bögre und Vadacsóns auf, deren einstiger Nebenschmuck der Phylloxera zum Opfer gefallen ist.

Vár-Palota ist ein bemerkenswerther Ort. Sein Name deutet augenscheinlich auf einen hier bestandenen herrschaftlichen Palastr; ist doch ein ähnlicher in den malerischen Ruinen von S-Palota, dem bevorzugten Jagdschlosse des Königs Matthias, bei einer hinter Vár-Palota sich öffnenden Felsenkluft des Bakony, am Fuße des Berges „Márkuszekrénye“ (Markusstein) noch jetzt zu erkennen. Palota hat über 500 Einwohner. Es war einst ein blühender gewerbereicher Ort, der aber mit dem Niedergang seiner Industrie verarmte. Ganze Gassen verloren ihre Bewohner. Die Wald- und Feldwirthschaft kann bei der Kahtheit der Berge und der steinigen Natur des Ackerbodens den Einwohnern keinen Wohlstand bringen. Westwärts von Palota, über Óskú, Hajmáskér, Sóly, Kádárta und Litér fast bis an den Plattensee hinab, trifft man stellenweise dem Karst ähnliche, freilich hier weniger ausgedehnte kahle Felsebenen. Die Bevölkerung dieser Dörfer ist,

da sie sich meist auf Landwirthschaft beschränkt, ziemlich arm, besonders seitdem auch noch ihre blühenden Weingärten der Phylloxera erlegen sind.

Mitten in Palota steht im Thalgrund, von breitem Burggraben umgeben, die düstere alte Burg Palota, ein riesiges Viereck mit drei Meter dicken Masteimauern, mit Eckthürmen, Zugbrücke und Brückenkopf. Vor Zeiten war sie ein richtiges kleines Fort, das sich selbst gegen Kanonen mit Erfolg halten ließ. Der mächtige Magnat Nikolaus Ujlaky hat sie zur Zeit König Matthias' I. erbaut. Nach dem türkischen Eroberungszuge des Jahres 1552 theilte Palota fast immer das Schicksal der nahe gelegenen Beste Besprém. Meist wurden beide gleichzeitig von den Türken erobert und von den ungarischen und deutschen Heeren zurückgewonnen.

Sie überstand sechs Belagerungen, die interessanteste im Jahre 1566. Im Juni dieses Jahres wurde sie durch Arslan, Beglerbeg von Ofen, mit einem Heere von 9000 Mann und regelrechtem Belagerungsgeschütz angegriffen. Der Burghauptmann Georg Thury bekam zu rechter Zeit Wind von dem türkischen Anschlag und sandte nach allen Seiten Bottschaft. Er erhielt von Franz Török, dem tapferen Commandanten der Beste Pápa, eine Hilfschaar von 250 Mann und ließ alle Vertheidigungswerke in Stand setzen. Aus den Einzelheiten der Belagerung geht hervor, daß die hentige redoutenartige Burg damals nur eine sogenannte Citadelle oder innere Burg war und namentlich auch, daß sich vor dem jetzigen Hauptthor noch ein Vorwerk befand. Die erfolgreiche Beschießung der Mauern und die erfolglosen Stürme dauerten eine Woche lang, es wurden zwischen dem 6. und 10. Juni viele Tausend Kugeln in die Burg geschleudert und ein Thurm der Móré-Bastei stürzte zusammen. Die Besatzung war 500 Köpfe stark. Der Beglerbeg glaubte, Thury vertheidige diese kleine Burg nur in der Erwartung eines Entsatzheeres so zäh; er sandte daher zur Kundtschaft Streifpartien in der Richtung auf Raab aus, von wo allein Hilfe kommen konnte. Ein solcher Trupp nun berichtete auf Grund irrthümlicher Wahrnehmung, daß Salm, der Commandant von Raab, mit einem großen Heere zum Entsatz von Palota heranrücke. Da verlor der Beglerbeg den Muth und zog in einer dunklen Nacht heimlich mit allen seinen Streitkräften ab.

In der jetzigen erneuerten Form gehört die Burg dem XVII. Jahrhundert an, wo sie den Türken zum letzten Male wieder abgenommen wurde. Sie war der Hauptort der den Grafen Zichy gehörigen Herrschaft Palota, die später durch weibliche Erbfolge in das Eigenthum der Grafen Sztáray überging. Das durch den Grafen Johann Waldstein erbaute prächtige Schloß steht auf dem neben der alten Burg ansteigenden Hügel.

Oberhalb Vár-Palota's ist das Bakonygebirge schon bedeutend höher. Nordwestlich von Vár-Palota, zwischen Tés, Hajmás-Kér und Pere, liegen die Höhen Márkusjefrény, Bérhegy, Futóné-hegye und Balla, die sich schon bis zu 500 bis 580 Meter erheben und

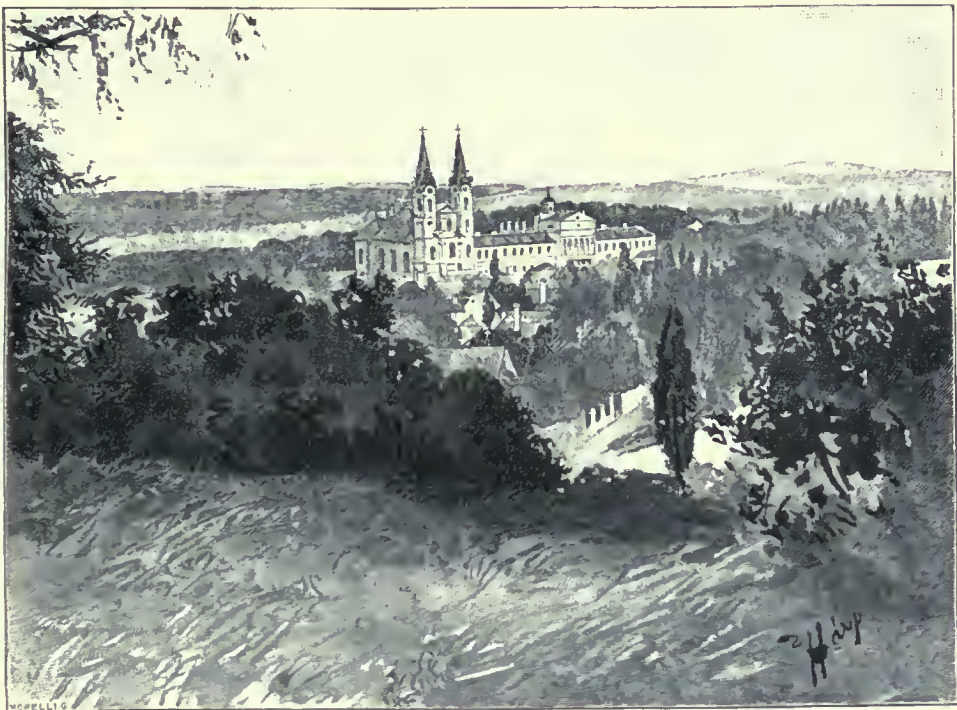
sämmtlich mit schönem Wald bekränzt sind. Weiter westlich dringt die gut gehaltene Landstraße Veszprém-Zircz oberhalb des Ortes Kátót in das Eplényer Thal ein. An der Ostseite dieses Thales erhebt sich der Kúnós und an der Westseite der Kávás, beide bis zu 540 Meter. Als Nachbar des letzteren gipfelt sich der gerade auf Veszprém niederblickende 646 Meter hohe Papod-tető empor, dessen durchaus schön bewaldeter Gipfel über die Comitate Weissenburg und Tolna hinweg bis zur Donau sichtbar bleibt.

Vom Papod weiter löst sich diese nördliche Gruppe des Bakony schon in viele Zweige auf. Dem Papod benachbart erblickt man den zur Gemarkung von Szentgál gehörigen Berg Hajag, dessen mittlerer Gipfel, Fekete Hajag genannt, 650 Meter erreicht. Hinter dem Hajag heben sich aus wellenförmigem Gebirge zwei Gipfel, die den Namen Kőrös-hegy führen. Der eine, über Gyertyánkut, ist 570, der andere, über Bakonybél, 713 Meter hoch, also ungefähr der höchste im Bakony. Er bietet einen fast unbegrenzten Ausblick in der Richtung auf Pápa und nach dem westlichen oder kleinen Alföld. Im Norden erblickt man die Vorkarpathen und im Westen die Boralpen in herrlichen Zügen, auch liegt ein großer Theil des Bakonygebirges offen vor dem Auge. In der Nachbarschaft erhebt sich der Hajabarna und auf der anderen Seite der Tarajos, zwischen ihnen liegt die Anhöhe Páparvár („Burg Pápa“). Páparvár gehört dem innern Bakony an. Heute ist da keine Spur einer Burg, doch stand einst in der Gegend die Burg Bakony-Ujvár, welche die Raubritter Podmanický nach der Schlacht von Mohács ohne Erlaubniß von Kaiser und Reich erbaut hatten, die jedoch auf Geheiß des Reichstages von 1546 geschleift wurde. Von hier wendet sich die Bergkette nördlich und erreicht Szent-László. Auf dieser Strecke sind die hervorragendsten Punkte der Durrogós über Homok-Bödöge und der Keselyű über Fenyőfő.

Die eben skizzirte Bergkette legt vom Moórer Thale bis zum großen Kőrös-Berg genau in der Richtung von Ost zu West etwa 70, von da aber nach Norden abbiegend noch etwa 30 Kilometer zurück. So bildet sie zwei Seiten eines Dreiecks, hinter denen die übrigen Gruppen des Gebirges liegen und sich im Zirczer Bezirke des Comitats verästeln.

Dringt man von Veszprém her durch das Thal des Séd und den Eplényer Engpaß vor, so gelangt man vor Allem nach Zircz, dem Sitze der Cistercienserabtei. Diese scheint zur Zeit Bélas III. gegründet zu sein. Der Orden ist einer der reichsten im Lande, zur Abtei von Zircz gehören auch die Abteien von Pilis und Páptó und sie besitzt im Veszprémer Comitats über 14.000, im Weissenburger über 40.000 ungarische Joch Grundbesitz, aber auch noch in anderen Comitaten ungeheure Besitzungen, die zum Theil vorzüglich bewirtschaftet sind. Mit dem hübschen, zweistöckigen Abteigebäude stehen ein Seminar, das Kloster und die sehr schöne Abteikirche in Verbindung. Die geregelte Verwaltung der Besitzungen wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eingeführt, an die

Renovirung des Abteigebäudes und der Kirche konnte erst am Beginne dieses Jahrhunderts geschritten werden. In der Abtei befindet sich eine sehr schöne und reiche Bibliothek. Da der Orden in vielen Gemeinden das Patronat hat, erhält er Pfarrgeistliche und mehrere Gymnasien. In der Pflege der Wissenschaften, aber auch in der Vaterlandsliebe haben sich die Mitglieder des Ordens jederzeit hervorgethan. Die Bevölkerung von Zircz spricht größtentheils deutsch.



Die Zirczer Abtei.

Von Zircz weiter führen drei Wege. Der eine nimmt die Richtung auf das nahegelegene Nagy-Estergár, das sich seit vielen Jahrhunderten im Besitze der Familie Anjos von Fajsz befindet. Diesem Hause entsproß im vorigen Jahrhundert Paul Anjos, einer der hervorragendsten Dichter in der Vorperiode der nationalen Wiedergeburt. Estergár ist eines der höchstgelegenen Dörfer des Comitats, nur das Dorf Tés am Ostrande des Comitats liegt noch höher. Auf dem Besizthum der Familie Anjos werden auf großen Flächenräumen und in großer Zahl vorgegeschichtliche Feuerplätze und Wohnstätten, sowie Baureste der Römerzeit gefunden. Systematische Nachgrabungen jedoch wurden hier noch nicht vorgenommen. Weiter führt die Straße über Dudar nach Szápár. Die Vorfahren der Einwohner von Dudar waren tatarische Colonisten, und der tatarische Charakter

tritt bei ihnen, obgleich sie vollkommen Magyaren geworden sind, noch deutlich hervor. Szápár besitzt reiche Steinkohlenlager, in denen ein geregelter Abbau eingeführt ist.

Die zweite und wichtigste Straße geht in nördlicher Richtung auf Eseßnek. Hat man sie etwa 14 Kilometer weit verfolgt, so erblickt man die überraschend malerische, ja majestätische Burg Eseßnek und hinter ihr in weiter Ferne den alten Burgberg von Martinsberg (Bannonhalma), gekrönt von der Martinsberger Abteikirche und dem jetzt als Kloster dienenden Schlosse. Burg Eseßnek ist über dem gleichnamigen Dorfe auf der Kante eines steilen Berges erbaut. In der heutigen Form ist sie ein Werk Sigmund Garais (um 1314). Nach dem Aussterben des mächtigen Hauses Garai wurde sie Eigenthum Stephan Verböczy's und nach der Schlacht bei Mohács Stephan Török's von Enying. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts ging sie sammt den zugehörigen Dörfern an die Familie Hoffzutothy über. In der unruhigen Zeit der Parteikriege, unter den Königen aus gemischten Häusern, spielte sie eine wichtige Rolle. Selbst der letzte Kuruzenkrieg brach sie nicht und sie wurde bis zu Beginn unseres Jahrhunderts noch regelmäßig von den Grafen Esterházy bewohnt; doch brannte im Jahre 1824 durch einen Blitzschlag ihr ganzes Dach ab. Von da an wurde sie dem Ruin überlassen und 70 weitere Jahre haben sie auch wirklich in einen Zustand versetzt, daß man sie für eine mehrhundertjährige Ruine halten könnte. Östlich von Zircz liegt im Thal der Gaja zwischen den Höhen des oberen Bakony das Dörfchen Jásd mit gemischt sprechender Bevölkerung. Im Mittelalter stand hier ein Benediktinerkloster, doch ist nicht urkundlich zu erweisen, durch wen und wann es gegründet worden oder wann es untergegangen. Das Dorf gehört jetzt zur Sztáray'schen Herrschaft Palota.

Die dritte Straße führt von Zircz nach Bakonybél, wo sie endet. Bakonybél ist vielleicht der versteckteste Ort im Lande. Der Gesammtbereich des Bakonygebirges war zu Anfang unseres Jahrtausends mit zusammenhängendem Urwald bedeckt und es kann daher nicht Wunder nehmen, daß weltüberdrüssige fromme Seelen sich hieher zurückzogen, um als Einsiedler zu leben. In der That lebte hier, historischer Überlieferung gemäß, St. Gerhard, der spätere Bischof von Esanád, als Waldbruder. Stefan der Heilige gründete hier eine Benediktinerabtei. Diese ist jedenfalls eine der ältesten im Lande; sie gehört auch jetzt dem Benediktinerorden und ist dem Erzabt von Martinsberg zugeordnet. Ihre jetzigen einfachen Gebäude sind erst in der Zeit nach der Türkenherrschaft entstanden, doch sind Ruinen sämmtlicher alter Bauten an verschiedenen Stellen noch zu finden. Im Winter sind die hieher führenden Wege oft so tief verschneit, daß das Kloster sammt dem daneben liegenden Dörfchen Bakonybél Wochen, ja Monate lang vollständig von der Welt abgeschnitten ist. Der gelehrte Abt Nikolaus Sárkány hat sich in den Vierziger-Jahren auf dem Reichstage hervorgethan.

Der nördliche Bakony ist auch durch sein Bewässerungssystem bemerkenswerth. Wir erwähnten bereits die Torna, die bei Városlöd entspringt und geradeaus in westlicher Richtung dem Marczal zufließt, desgleichen den Séd, der gleichfalls bei Városlöd entspringt, jedoch an Szentgál und Békprém vorüber geradeaus nach Osten dem Sár-Kanal zueilt. Nach Westen fließen die bei Tapolczafő entspringende Tapolcza, ferner zwei oder drei sogenannte Bakony-Bäche und der Gerencze, der bei Bakonybél entspringt und nach Westen, beziehungsweise Nordwesten dem Marczal zufließt. Nordwärts fließt die Uzuha ab, die mit zwei Armen bei Porva und Eßtergár entspringt und den nördlichen Bakony in zwei Theile scheidet. Um Eßtergár entspringt endlich auch die Gaja, die geradeaus nach Osten in das Weißenburger Comitats hinüberläuft und sich durch das Moórer Thal nach dem Sár-Kanal begibt. Eigenthümlicherweise ist, mit Ausnahme dieser Gewässer, im Bakony nur an wenigen Stellen gutes Trinkwasser zu finden; aus diesem Grunde haben sich zahlreiche Dörfer im Umkreise dieses oder jenes zufällig entdeckten Brunnens angebaut und ihm auch ihren Namen entlehnt. So finden wir im Békprémer Comitats allein, den ganzen Bakony mit inbegriffen, die Dörfer Lókút, Pénteszút, Gyertyánkút, Úrkút, Kis-Hidegkút, Nagy-Hidegkút und Csékkút, sowie die Pustten Hárskút, Sándorkút, Kőkút, Kőveskút, Szentkút u. s. w. (Kút = Brunnen).

Bei dem oberen Bakony ist noch zu bemerken, daß am nördlichen Rande des Comitats das Dorf Teleki liegt, welches auch Kerekés- und Kerek-Teleki genannt wird. In diesem Dorfe siedelten die Könige aus dem Hause Árpáds die königlichen Köche an, sowie in Szentgál die königlichen Schweinehirten und Jäger. König Ladislaus der Kumanier begann jedoch schon 1286 es stückweise zu verschenken und Ladislaus V. verließ es 1453 dem Paul Kerekés, Rottenführer von Totiz. Seitdem heißt es Kerek-Teleki. Unweit davon liegt Hánta. Hier bestand in der Árpádenzeit eine Probstei, die noch um das Jahr 1313 über bedeutende Ländereien verfügte.

Aus vorgeschichtlicher Zeit hat der nördliche Bakony im ganzen Comitats die meisten Denkmäler aufzuweisen. Wie bereits erwähnt, wurden in der Gemarkung von Nagy-Eßtergár durch die Wasserspülungen eines Quellarmes der Gaja vorgeschichtliche Feuerplätze freigelegt. Die volkreiche Pustta HATHALOM zeigt die Spuren von sechs regelmäßigen, durch Menschenhand geschichteten, bisher noch uneröffneten Hügeln. Funde der Bronzezeit kommen hier am zahlreichsten vor, so in Bakony-Somhegy, Szent-Vászló, Bakony-Tamási, HATHALOM, Jákó, Szücs, Városlöd u. s. w.

Der mittlere Bakony ist von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung und wird, wie schon erwähnt, im Norden durch die Bäche Torna und Séd, im Süden durch die Staatsstraße Békprém-Graz begrenzt. Seine größte Erhebung ist der in der Gemarkung von Nagybásony liegende Berg Rab, von dessen 600 Meter hohem Gipfel sich eine prächtige

Aussicht auf den Plattensee öffnet. Durch den mittleren Bakony führen in westlicher Richtung zwei Straßen, längs deren die landschaftlichen, geschichtlichen und landwirthschaftlichen Merkwürdigkeiten desselben zu finden sind. Die eine führt von Békprém auf Városlőd und zieht gleich oberhalb Békpréms am Fuße des Esatár-Berges vorbei, auf dessen Gipfel — der Sage nach — Stephan der Heilige im Jahre 998 mit Hunts und Pázmáns Beistand den durch den Feldhauptmann Koppány angeführten Heidenaufstand niederschlug. An dieser Straße findet man bei Bárd die Burgruine Esfegh, wo einst das berühmte Geschlecht der Esfeghváry saß. Es ist urkundlich bezeugt, daß die Burg schon im XIV. Jahrhundert bestand. Die Obergespäne von Bakony hatten hier häufig ihren Sitz. Der Name des Geschlechtes wird nur durch die poetischen Sagen Alexander Kiszaludys lebendig erhalten. Nach mannigfachem Besitzwechsel wurde die Burg im vorigen Jahrhundert Eigenthum der Familie Szentgyörgyi-Horváth, gehört aber jetzt den gewesenen Hörigen. Es sind von ihr nur noch Theile der Grundmauern und die etliche Klaster hohen Trümmer eines starken Thurmes erhalten.

Ganz in der Nähe liegt das volkreiche Dorf Herend und in dessen Mitte die berühmte Herender Porzellanfabrik, die zu Lebzeiten ihres Begründers Fischer selbst mit den schönsten und kostbarsten Porzellanen Europas zu wetteifern vermochte. Später ging sie an den Staat über und von diesem neuentens durch Kauf an eine Aktiengesellschaft, deren Streben es ist, den früheren Ruf der Fabrik wieder herzustellen.

Bei Herend befinden wir uns schon in der Gemarkung von Szentgál, die im Herzen des Bakony etwa 40.000 ungarische Joch umfaßt und Eigenthum des adeligen Compensatorates von Szentgál ist. Diese Niederlassung wurde unter den Árpáden zu dem Zwecke gegründet, um die für den königlichen Hof erforderlichen Schweineheerden zu züchten und dem königlichen Hofe in Stuhlweißenburg von hier aus das Schweinefleisch zu liefern. Die Bewohner der Ortschaft Szentgál erhielten daher als „Schweinehirten des königlichen Hofes“ dieses große Gebiet zu Mastzwecken. Später aber fiel ihnen auch die Aufgabe zu, den königlichen Hof mit Wildpret zu versorgen, weshalb sie unter Andreas II. den Titel von „königlichen Jägern“ (venatores regii) erhielten; als solche genossen sie locale Privilegien und waren weder zu Burgdienst, noch zu sonstigen Gemeindendiensten verpflichtet, ja sie durften nicht einmal Zoll und Mauth entrichten. So lebten die Leute von Szentgál in ihren Urwäldern und wühlten in Unpiggkeit bis auf die jüngste Zeit und ließen sich's angelegen sein, seit Andreas II. von jedem König ihre Privilegienbriefe neu bekräftigt zu erhalten. Seit Beginn unseres Jahrhunderts war ihre Jägerpflicht wohl nur mehr eine symbolische, ihre Verpflichtung, Schweinefleisch zu liefern, hatte schon in unvordenklicher Zeit praktisch aufgehört. Aber die Wildpretlieferung an den königlichen Hof setzten sie noch bis 1848 fort, in welchem Jahre dieselbe zum letzten



Die Hochschule der Reformirten.
Am Ufer der Tapoteza.

Bápa.

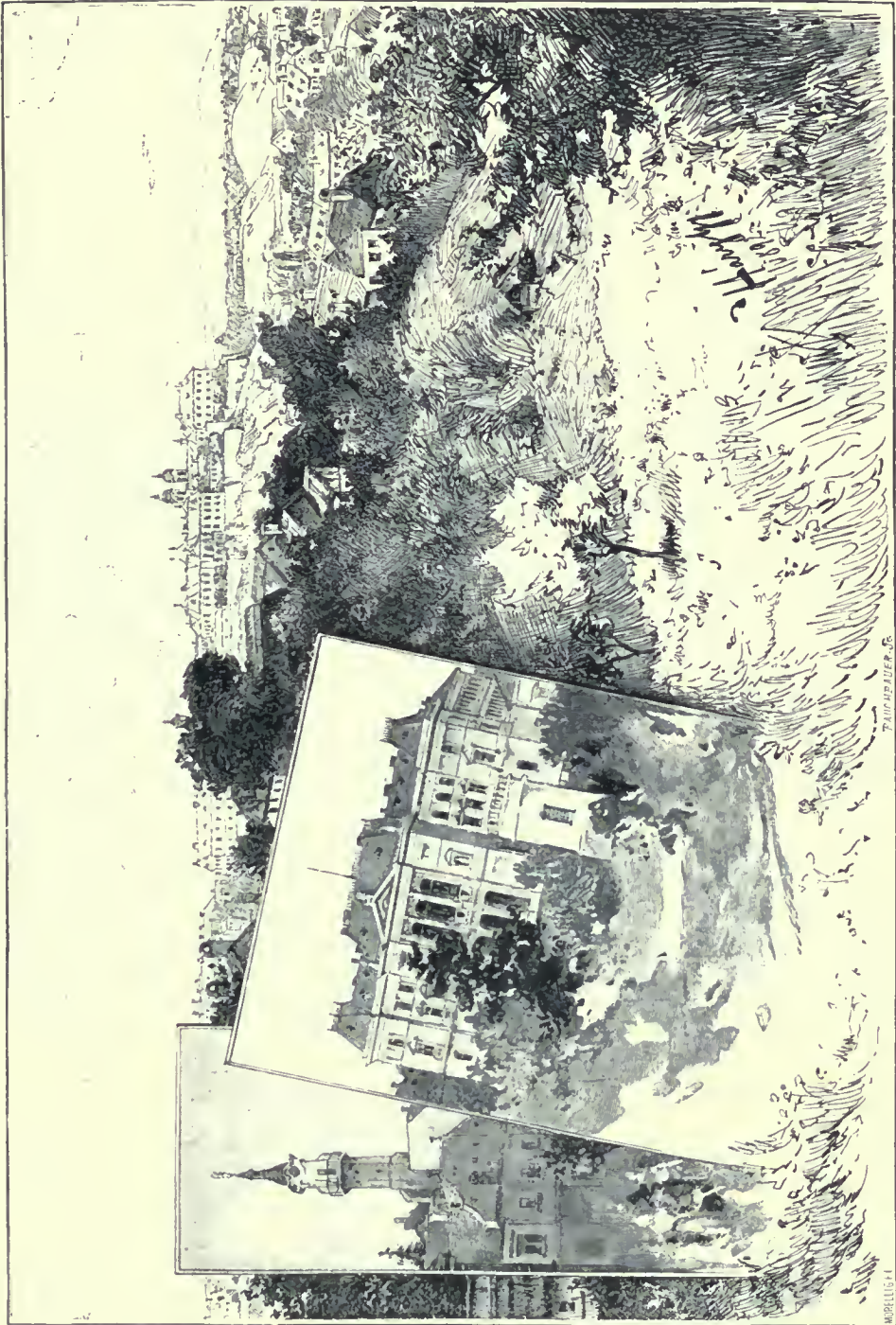
Die große Kirche.
Das Theater.

Mal erfolgte. Ihre Sendung bestand gewöhnlich aus 3 Hirschen, 6 Rehen, 24 Hasen und 300 Krammetsvögeln.

Über Szentgál gelangen wir nach Báróslöd, dessen deutsch sprechende Einwohner sich mit der Fabrikation von Steingutgeschirr befassen. Wie die Straße von Szentgál zu dem im Thale liegenden Dorfe niedersteigt, trifft sie an dessen Eingang rechter Hand ein großes in zwei Flügeln entwickeltes Gebäude, das als herrschaftlicher Gasthof eingerichtet ist. Es ist an der Stätte und aus den Bausteinen eines alten Klosters und Asylhauses errichtet. Hier hatte früher der Karthäuserorden sein Stammhaus und der Erzprior von Lövöld seine Residenz. Der Name des Ortes lautet nämlich in alten Urkunden Leveld und Lövöld, was im Munde des Volkes die Form Löd annahm. Báróslöd („Stadt Löd“) aber heißt er zum Unterschied von dem benachbarten Dorfe Kislöd. Mitten durch das Dorf fließt der Torna-Bach, in dessen Thale sich die Station der Westbahn befindet.

Den mächtigen Karthäuserorden siedelte Ludwig I. um 1360 in diesem Kloster an und verlieh ihm aus den Gütern der Bakonyer Obergespanschaft und anderem Besitze ungeheure Herrschaften. Jahrhunderte lang bestand der Orden in Ungarn und hörte in der Periode nach der Katastrophe von Mohács auf. Kein Orden im Lande dürfte reicher an Donationsgütern und auch sonst mächtiger gewesen sein, ja man darf sagen, daß selbst der Erzabt von Martinsberg im Ansehen hinter dem Erzprior der Karthäuser von Lövöld stand. Dies beweist auch der Reichstag des Jahres 1498, der das Banderium des Erzpriors mit 200 Reitern bestimmt, genau wie das des Erzabtes von Martinsberg und des Bischofs von Veszprém. Und einen ferneren Beweis liefert der Reichstag 1550, der dem Prior von Lövöld außer seinen alten Privilegien auch das dem Primas des Landes zukommende Sonderrecht zusichert, in Privatprocessen den ihm zu seinen Gunsten oder Lasten auferlegten Schiedseid durch seinen eigenen Hofrichter schwören zu lassen. Der Orden bestand so lange, bis im Jahre 1552 die Türken die Feste Veszprém eroberten.

Bei Báróslöd theilt sich die Straße, ihr nördlicher Zweig geht nach Pápa, der westliche nach Devecser. Auf der Straße nach Pápa gelangen wir bei Tapolcza fö aus dem wirklichen Bakony heraus und betreten den Ostrand des großen westlichen Alföld. Dieses Dorf bestand aus Prädial-Edelleuten. Hier hat der Tapolcza-Bach in Kalkstein-spalten seinen Ursprung, eine herrliche, aus zwei Becken bestehende Quelle, die durch eine kaum drei Meter breite Felsenbank von einander geschieden sind. Das Niveau des einen steht schon um drei Fuß höher als das des anderen und jedes bildet einen kleinen Teich. In dem oberen Becken bricht durch mehrere größere und kleinere Schachte, deren Durchmesser von einem halben bis zu zwei Fuß wechselt, krystallklares Gebirgswasser hervor und sein Schwall treibt sofort, gleich am Rande des kleinen Teiches, ein oberflächliches Mühlrad. Als an diesem Orte noch kein Dorf stand und die Kalk- und Dolomitsfelsen von dichtem Wald



Der Feuerthurm.

Das Comitatshaus.

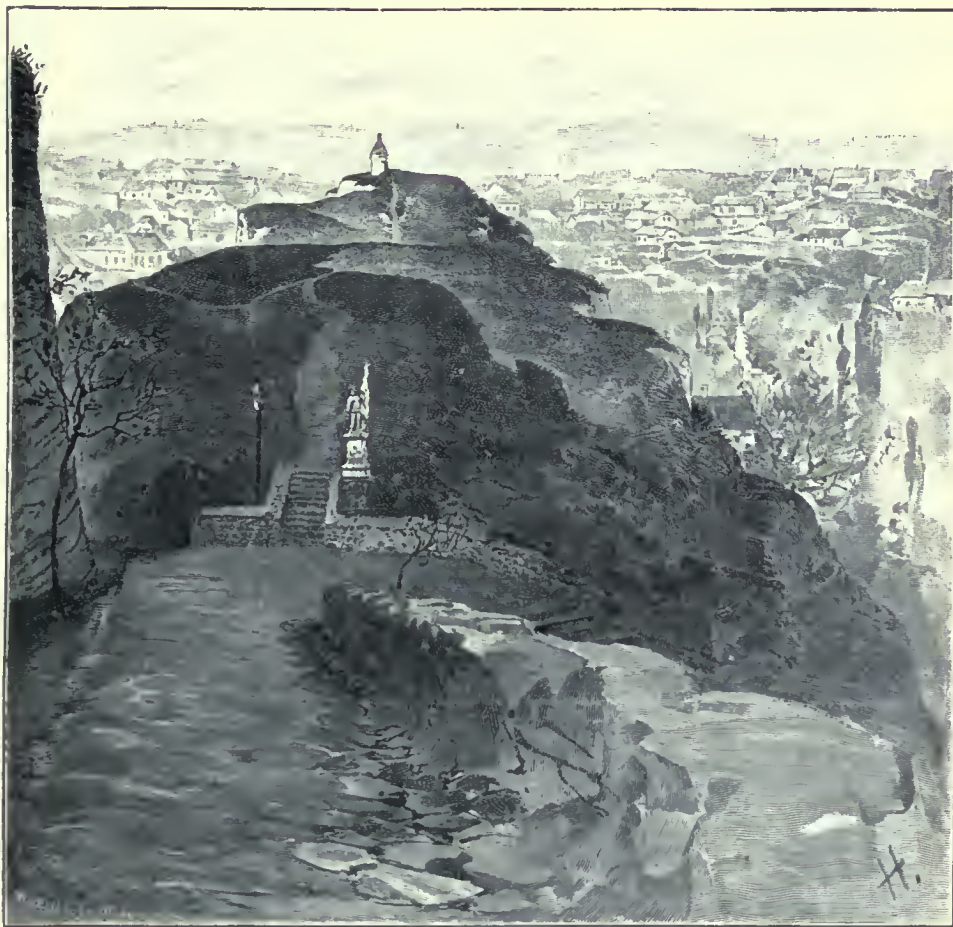
Beßerén.

Die Dichte der Stadt.

überwachsen waren, mochten diese beiden Quellbecken so feenhaft schön gewesen sein, daß es gar keine Mühe kostete, an die geschichtliche Überlieferung zu glauben, nach der, als die christliche Religion in Ungarn schon seit Jahrhunderten heimisch war, noch immer in manchen Magyaren angesichts dieser Quelle das asiatische Urgefühl erwachte, so daß sie an deren Ufer heidnischen Gottesdienst hielten. Noch heute werden ihre Altarstätten gezeigt.

Der Tapoleza folgend erreichen wir Pápa, die größte Stadt des Comitatz, mit mehr als 14.000 Einwohnern. Sie ist heute einer der hübschesten Provinzstädte des Landes, ganz modern gebaut, eingerichtet und verwaltet. Ihre älteste Vergangenheit liegt im Dunkel. Ihre verbürgte Geschichte reicht bis zum XIV. Jahrhundert zurück. Sie muß damals schon eine recht große Stadt gewesen sein, was daraus hervorgeht, daß König Sigismund durch die Reichsstände nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft zu Sikkó hieher gebracht wurde, die Stände sich hier versammelten und vom 27. bis 29. October 1401 hier berathschlagten, worauf der König und die Stände sich gegenseitig verfassungsmäßige Treue zusicherten. Der erste Privilegienbrief der Stadt ist von Königin Elisabeth im Jahre 1439 ausgestellt. Ein Theil der Stadt, und zwar der größere, war im Laufe des XV. Jahrhunderts Eigenthum des mächtigen Geschlechtes der Garai, der andere Theil gehörte geringeren Adligen, deren besonderer Prädialbesitz Böröllö niemals mit der Gemarkung der Stadt verschmolz, sondern bis auf unsere Tage stets ein besonderes Gebiet verblieben ist. Aber die Curien dieser Edelleute befanden sich in der ehemaligen Festung der heutigen inneren Stadt. Nach Ladislaus Garai wurde Emerich Zápolya (1487) Herr des Garai'schen Antheils, auf dem er auch starb. Der Überlieferung nach kam auch König Matthias häufig hieher. An ihn erinnert die vom großen Markte abzweigende Corvingasse, in der am Thorbogen eines einstöckigen Hauses von mittelalterlicher Bauweise noch jetzt das Hunyady-Wappen mit dem Raben zu sehen ist, gewissermaßen ein Beweis für die Überlieferung, daß dieses Haus einst Eigenthum des Königs Matthias gewesen sei. Die ganze Bauart und Eintheilung, das Portal und so weiter lassen annehmen, daß dieses Haus dem XV. Jahrhundert angehört. Von 1495 an war einige Jahre lang Georg Eßeghvárý, nach ihm (1514) Gotthard Sittkey, dann bis 1524 Franz Eßeghvárý Festungscommandant. Die Bürger der Stadt Pápa zogen bereitwillig gegen den Dózsa'schen Bauernaufstand zu Felde und nahmen Antheil an der Vernichtung einer Schaar Aufständischer auf dem Wege zwischen Besprém und Stuhlweißenburg. Aus diesem Grunde erweiterte Ladislaus II. im Jahre 1514 die Privilegien der Stadt. Nach der Mohács'er Schlacht verließ König Johann Pápa und die Burg Somlyó dem Valentin Török von Enying, dessen Nachkommen es bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts innehatten. Von 1640 an sind schon die Grafen Esterházy Burghauptleute, erst Stephan und Ladislaus, dann Franz, ein Bruder des Palatins Paul, der gefürstet wurde. Sein Sohn,

Graf Anton Esterházy, ist Kuruzengeneral des Fürsten Franz Rákóczy II. und besitz Pápa bis 1715, wo er als Heimatloser sein Recht verliert, um dann 1722 in Rodosto zu sterben. Sein Neffe, der Tavernicus Franz, nimmt Pápa schon 1715 in Besitz und seine Nachkommen sind noch heute die Herren.



Der St. Benediktberg in Veszprém.

Die alte Burg von Pápa wurde noch zu Anfang des XV. Jahrhunderts durch die Garai erbaut, ungefähr an der Stelle, wo jetzt die große Kirche steht. Diese Burg wird wohl weder anders, noch größer gewesen sein als die zu Palota, und es ist für jene Zeiten in eigenthümlicher Weise charakteristisch, daß für ihre genügende, ja auch nur leidliche Vertheidigung durchaus nicht gesorgt wurde. Der Beglerbeg Hassan, Sohn des Großveziers Sinan, griff am 5. October 1595 Pápa mit einigen Tausend Türken und Tataren an. Der Commandant, Peter Husár, weilte eben in Mähren, seine Lieutenanten

Nikolaus Békassy und Matthias Gathalmi waren ihren etliche Wochen früher auf dem Schlachtfelde empfangenen Wunden erlegen. Die noch vorhandene geringe Besatzung suchte bei Haffans Annäherung das Weite und so fiel diese wichtige Burg ohne Schwertstreich in Türkenhand.

Sinan ernannte Semender Pascha zum Commandanten der Burg. Es war dies ein ungemein geschickter und behender Mann, der sogar daran ging, mit Hilfe des aus der Umgebung herzugetriebenen Landvolkes die Beste zeitgemäß und in großem Stile auszubauen. Da die an der Stadt vorbeifließende Tapolcza damals weder eingedämmt, noch regulirt war, standen auf der an die Stadt stoßenden fruchtbaren Ebene, den jetzigen „Teichgärten“, breite undurchdringliche Sümpfe, unter deren Schutz jener höher gelegene Stadttheil, wo jetzt bis zur Basteigasse hin das Schloß, der große Markt, das Rathhaus und das Comitatshaus stehen, ein starker Lagerplatz werden konnte, wenn man ihn mit den nöthigen Gräben, Dämmen, Wehren und besetzten Thoren versah. Und in der That stellte Semender Pascha all' dies so trefflich her, daß schon nach zwei Jahren die ungarischen Truppen nur nach harter Belagerung Herren der Beste wurden. Die Führer des ungarischen Heeres waren Georg Zrinyi, Franz Batthyány, Stefan Török und Franz Derzsfy, die besten Krieger und Corpsführer ihrer Zeit.

Das Jahr 1600 brachte der Bevölkerung von Pápa eine furchtbare Heimsuchung. Es bezogen nämlich 1000 Franzosen unter dem Oberst de la Mothe Winterquartier in der Stadt. Hier commandirte Maróthy, der unter den Söldnern strenge Disciplin hielt. Diese wollten das nicht dulden und verschworen sich gegen ihn, Maróthy und seine beiden Lieutenants wurden entwaffnet, die Burg besetzt, die Stadt vollständig ausgeplündert, zerstört, verbrannt, worauf sie die Burg für Geld dem Pascha von Stuhlweißenburg anboten.

Von dieser schauerlichen Verwüstung erholte sich Pápa nur langsam. Der Reichstag des Jahres 1647 sicherte den Bürgern die nämliche Mauthfreiheit nebst sonstigen Privilegien, wie denen von Raab und Komorn. Ende 1703 gelangte Pápa in den Besitz Fürst Franz Rákóczy's II. und sein Commandant hieß Ladislaus Sándor. Im Jahre 1705 verlor es Alexander Károlyi an die Kaiserlichen, es wurde jedoch schon im November desselben Jahres durch den Kuruzengeneral Johann Bottyán belagert und wieder genommen. Nachdem die stürmischen Zeiten vorbei waren, entstanden außerhalb der Burg und Stadt längs der Festungsgräben nach und nach dorffartige Niederlassungen und Baulichkeiten, die jedoch nur von dem unter allen Pflichten der Hörigkeit senfzenden Bauernvolk bewohnt waren. So stand es um die Stadt Pápa bis zur Beendigung des letzten Kuruzenkrieges, als ihr Grundherr, Graf Franz Esterházy, sowohl mit der inneren Stadt, als auch mit den äußeren Städten einen Vertrag schloß und durch die Vereinigung

aller die heutige Stadt Pápa bildete. Hierauf wurde die Tapoleza regulirt, die Umgebung der Stadt trockengelegt, es entstand das jetzige Schloß und später (1771 bis 1786) erbaute der Bischof von Erlau, Graf Karl Esterházy, die zweithürmige große Kirche, eine der schönsten Barockkirchen des Landes.



Ans dem Innern der Bekrömer Gifella Kapelle.

Gleichzeitig (1783) wurde die Hochschule des Bisthums der Reformirten jenseits der Donau hieher zurückverlegt, das sogenannte Collegium von Pápa, dessen mit der reformirten Kirche von Pápa verknüpfte Geschichte auch überaus charakteristisch für die Zeit ist. Die Gründung dieser Schule geht, wenigstens nach der Überlieferung und gewissen formellen Zeugnissen, bis 1531 zurück, in die Zeit, da Valentin Török von Enying erst in den Besitz von Pápa gelangt war. Ihre Druckerei, deren erste, nach Gutenberg'schem

System construirte Presse noch vorhanden ist, wurde um 1570 errichtet und war im Jahre 1577 bereits in Thätigkeit, da in diesem Jahre ein Buch David Huszárs, reformirten Geistlichen zu Pápa, daselbst gedruckt wurde. Diese Druckerei gehörte immer der Hochschule. Nach vielen Widerwärtigkeiten wurde schließlich im Jahre 1660 sowohl die Kirche, als auch die Hochschule durch den Grundherrn aus Pápa verdrängt. Vergebens bestimmte der Reichstag von 1681, daß die Reformirten in Pápa sich Kirche, Schule und Pfarrhaus bauen dürfen, die Unduldsamkeit des mächtigen Magnaten und Palatins Fürsten Paul Esterházy war stark genug, dies zu verhindern. Zwar wurde auf dem Privatgrund eines Edelhofes eine Kirche ohne Thurm und Glocke gebaut, auch wurde eine kirchliche Organisation eingeführt, die Hochschule jedoch konnte erst auf Grund des Toleranzedicts Kaiser Josefs II. an ihre alte Stätte zurückverlegt werden, und zu dieser Zeit baute auch das Bisthum das alte Collegium in der jetzigen Collegiumgasse, das bis zum Jahre 1848 ein Unter- und Obergymnasium, eine theologische und philosophische Facultät, sowie eine Rechtsakademie umschloß. Auch die Römisch-Katholischen haben hier ein blühendes Gymnasium, wo Mitglieder des Benediktinerordens von Martinsberg den Unterricht besorgen; ferner findet man ein Barmherzigenkloster, ein Franciscaner-Kloster, eine kleine, aber gut gedeihende evangelische Kirche N. O. und einen sehr schönen israelitischen Tempel. Die israelitische Gemeinde zählte früher 6000 Seelen und hat deren noch jetzt über 3000. Zu erwähnen ist auch die durch Johann Ranolder, einstigen Bischof von Veszprém, gegründete Töchter-Erziehungsanstalt, in der die Grauen Schwestern den Unterricht versehen. Die frühere Bevölkerung von Pápa war größtentheils deutsch. Die Gewerbe standen in Blüte, doch konnten in die meisten Zünfte nur Römisch-Katholische Aufnahme finden. Und daran konnten auch die geltenden Gesetze nichts ändern und ebensowenig die Vertretung des Comitats, die in der alten Adelswelt zwar größtentheils aus Protestanten bestand, den mächtigen Grundherren, den Grafen Esterházy gegenüber jedoch zu schwach war. Unter den gewerblichen Classen waren nur die Eszimenmacher, Kürschner, ungarischen Schneider, Knopfmacher und Esutoramacher Magyaren. Gegenwärtig befindet sich der Wohlstand der Stadt sehr im Rückgange. Selbst die Juden, in deren Händen sich besonders der Handel befand, wandern zahlreich aus; wohlhabend ist nur jener Theil der Bevölkerung, der auf seinen fruchtbaren Äckern Landwirthschaft betreiben kann.

Nun aber kehren wir nach dem schon berührten Bár oślöd zurück, um den mittleren Bakony weiter zu durchstreifen. Bár oślöd und die in seiner Nachbarschaft liegenden Dörfer Kisöb, Njka und Njka=Neudel waren einst reinmagyarische und größtentheils adelige Gemeinden; vor anderthalb Jahrhunderten jedoch wurden die Einwohner durch den Veszprémer Bischof Martin Biró von Padány halb tauschweise, halb mit Gewalt

verdrängt und an ihre Stelle eine deutsche römisch-katholische Einwanderung angesiedelt. Der Name der Dörfer Nyka und Nyka-Mendek ist identisch mit dem des Geschlechtes Nyka, das unter dem Namen Nyka noch heute lebt und blüht; schon unter den Arpäden war es eine



Das Kloster der englischen Fräulein in Behreim.

vornehme ungarische Familie, und in Urkunden von 1303 kommt Ghellös Nyka als Comes vor, was damals Vornehmheit der Vermögenslage und gesellschaftlichen Stellung bedeutete. Die Nachkommen dieses Geschlechtes sind noch jetzt die Besitzer von Nyka.

Über Városlöd führt der Weg durchaus im Torna-Thale nach Devecser, einer kleinen, aber der hübschesten Stadt des mittleren Bakony. Früher gehörte sie zur Herrschaft Pápa, jetzt ist sie der Mittelpunkt einer selbständigen Herrschaft und Eigenthum des Grafen Esterházy. In der Periode nach der Mohács-er Schlacht war sie Eigenthum des Geschlechtes Chórom oder Chóron. Nach dessen Erlöschen ging sie an die Esterházy über. Das noch bestehende alte Schloß war einst eine feste, mit nassem Graben umgebene Burg.

Hier in der Nähe liegt der Berg Somlyó, auf dem vorzüglicher Wein wächst. Dieser Berg bildet einen der schönsten Regel vulkanischen Ursprungs. Eigentlich besteht er aus drei aufeinander gesetzten Regeln. Im mittleren und südlichen Bakony finden sich vier ungefähr ähnlich gestaltete Regeln: Somlyó, der Badaesony, der St. Georgsberg (Szentgyörgy-Hegy) im Zalaer Comitat und der Ság bei Kemenesalja im Eisenburger Comitat. So schön aber, so hoch und regelmäßig wie der Somlyó ist keiner. Die Basis dieses Berges bildet eine beinahe kreisförmige Ebene von etwa 1000 ungarischen Joch Flächeninhalt; auch gehört er vier Gemeinden an. Sein unterer Regell bringt die berühmten „Somlauer“ Weißweine hervor, und zwar in drei Sorten. Seine Südseite heißt die Somlyó-Básárhelyer Seite und hier wachsen die stärksten Weine. Die südwestliche Seite erzeugt den berühmten Szölöser Wein, an den nördlichen und nordöstlichen Abhängen endlich wächst der Dobaer und der Borförcsök, die weniger Feuer, aber ungemein viel Bouquet und Körper haben. Aus dem Weingürtel erhebt sich in vollkommener Kreisrundung ein riesiger Basaltkegel, dessen stellenweise senkrechte Wände den Ausbruch und die Krystallisation des Basaltes in ihrer ursprünglichen Gestalt erkennen lassen. An diesen Basaltwänden nisten noch etliche Pärchen von Jagdfalken, die sich seit der Mitterzeit hier fortzupflanzen wußten; dieser Vogel fehlt im ganzen übrigen Land jenseits der Donau. Die Bewohner der Gegend schreiben es den Falken zu, daß den dortigen Weinbergen die Staare und Späßen keinen Schaden zuzufügen pflegen. Auf dem Gipfel der Basaltkuppe endlich steht ein dritter Regell, der Krater des einstigen Feuer-speiers; in der Mitte des obersten Gipfels erkennt man noch ganz deutlich die kesselförmige Höhlung des Kraters und in der Mitte findet man große Mengen Lavagestein. An der Westseite des Berges steht die Burg Somlyó; Alexander Kisfaludy hat sie und ihre Weinlese einst gar schön besungen. Diese Burg gehörte unter den Königen aus gemischten Häusern sammt Pápa den Garai und ging später an Paul Kinizsi, Zápolyai und Valentin Török von Gynging über. Von letzterem Besitzer erwarb sie der Erzbischof Thomas Bakócz, der das große Vermögen des Grafengeschlechtes der Erdödy begründete und nach dessen Tode auch Burg Somlyó an die Erdödy übergab. Diesen gehört sie nun ununterbrochen seit dreieinhalb Jahrhunderten.

Am Südhange des Berges liegt die Stadt Somlyó-Vásárhely, der Mittelpunkt einer großen, in mehrere Comitate übergreifenden Fundational-Domäne. Diese Stadt wurde sammt den zugehörigen Besitzungen durch Béla IV. den Nonnen der Haseninsel verliehen. Später, doch bereits in Arpádischer Zeit, stand hier zu Ehren des heiligen Lambrecht ein Kloster der Prämonstratenser, das jedoch im Jahre 1514 den Nonnen von Szegedin überlassen wurde. Unter die Besitzungen des Klosters gehörten Lovász und die am Marczalflüßchen gelegenen Dörfer Kis-Ezöllös, Csöb und Jókáz. Im genannten Jahre siedelten sich 18 Nonnen aus Szegedin, durchgehends urwüchsigte Magyarinnen, hier an. Zu der Herrschaft gehörten übrigens auch Besitzungen der Marthäuser, Pauliner, Clarisserinnen und anderer aufgehobener Mönchs- und Nonnenorden.

Zum mittleren Bakony gehörten noch das in nächster Nähe von Beßprém gelegene große adelige Dorf Szentkirály-Szabadjá, die gleichfalls adeligen Dörfer Bámos und Tót-Vázsony, endlich Nagy-Vázsonyhö.

Dieses war einst Besitzthum Paul Kinizsi's, des berühmten Heerführers unter Matthias I. Er hatte hier seine Burg und soll mit seinem Kriegsgefährten Mißlenovics hier begraben sein. Schatzgräber haben vor etwa einem halben Jahrhundert sein Grab mit seinem Panzerhemd und Schlachtschwert gefunden. Die alte Burg liegt längst in Trümmern, doch war der massive viereckige Thurmbau bis in die neueste Zeit bewohnbar und ist erst vor dreißig Jahren durch Blitzschlag abgebrannt. In der Gemarkung von Nagy-Vázsony liegt der zur dortigen Herrschaft gehörige Berg Kab, mit seinen 600 Metern die höchste Erhebung des mittleren Bakony.

Vom mittleren Bakony gelangen wir über Njfa, Verénd, Csékut, Padrag und Halimba auf eine beinahe parkartige, reich mit Wald, Wiesen und Bächen geschmückte Ebene, die schon dem westlichen Alföld angehört. In ihrer Mitte erhebt sich majestätisch der oben geschilderte Berg Somlyó, dessen Name aus der Zeit zu stammen scheint, da der Berg noch nicht mit Neben bepflanzt, sondern mit einem Wald von Kornelkirschen („som“) bedeckt war. Auch sonst kommt das Wort „som“ im Beßprémer Comitat, wie überhaupt jenseits der Donau, in den Namen von Bergen, Wäldern, Ortschaften, Ruinen, häufig vor, es findet sich sogar im Namen eines Comitats. In der Gemarkung von Szentgál gibt es zwei Berge, Namens Somod. Im Eisenburger Comitat liegt hinter dem Ság-Berge Kis-Somlyó. In Zala führen mindestens 15 Berge Namen wie Somlyó, Somod, Somberek u. s. w. Ohne Zweifel hat auch der Name Nagy-Somlyó diesen Ursprung.

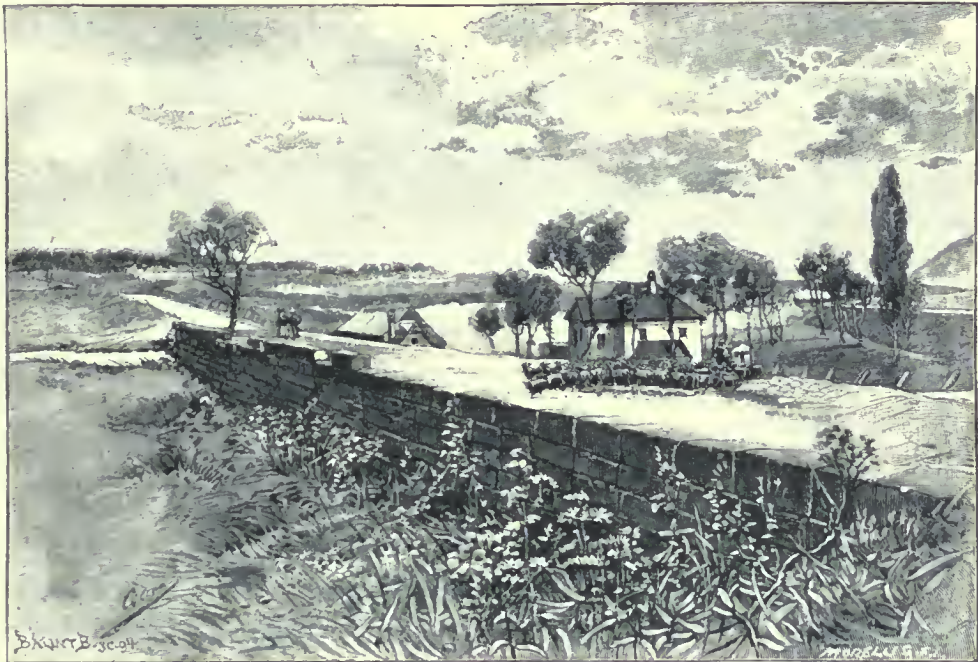
Die größte Stadt des mittleren Bakony und zugleich Hauptort des Comitats ist Beßprém (Weßprim) am Fuße des Papod-tető und am Rande des Thales, das den mittleren vom nördlichen Bakony scheidet. Beßprém ist eine uralte Stadt. Es ist auf vier Berg- oder Hügelrücken erbaut. Diese sind: nördlich der Temető-hegy (Friedhofsberg)

mit dem Csapóßer, östlich und südlich der Ezerhát mit dem Láboraállás (Lagerplatz), westlich der Jerusalemberg und mitten zwischen diesen der Festungsberg mit dem Benediktsberg. Sie sind sämmtlich selbst an ihren steilen Abhängen größtentheils mit Gebäuden besetzt, daher es auch mit Ausnahme von Schemnitz im ganzen Lande keine Stadt von so felsiger, zerklüfteter, ungleichmäßiger Lage gibt als Bezprém.

Von Westen her kommt durch ein malerisches Thal das Sédflüßchen an die Stadt heran, in deren Innerem es den St. Benediktsberg umfließt und mit einer kleinen Schwendung den Lauf nach Norden nimmt. An seinem linken Ufer liegt ein steiler Hügel, auf dem zwei Stadttheile stehen: Temető-hegy und Csapóßer. Auf diesem Hügel befindet sich der alte Friedhof mit einer Kapelle und weiterhin jenseits Csapóßer auch die Gärten und Landhäuser der Domherren. Am Fuße dieses Hügels steht das Waisenhans „Davidicum“ und in der Richtung des Nordgipfels des St. Benediktsberges, westlich im Séd-Thale, findet man noch einige Trümmer des durch Stefan den Heiligen gegründeten, jedoch längst zerstörten „Bezprémthaler“-Klosters, auch Kloster der griechischen Nonnen genannt. Diesen Nonnen gehörte einst das Dorf Börös-Berény am Plattensee nebst der gleichnamigen Herrschaft. Der Stiftungsbrief dieses Klosters wurde durch Stefan den Heiligen in griechischer Sprache angesetzt. Er ist das einzige in dieser Sprache abgefaßte Schriftstück des ungarischen Urkundenschatzes.

Der St. Benediktsberg hängt mit dem sogenannten Festungsberg zusammen, welcher steil aus dem Séd-Thale aufsteigt und seit vorgehichtlicher Zeit eine feste Burg, ja eine bedeutende Festung getragen hat. Der Festungsberg ist westlich durch das lange Thal (Hosszú-völgy), nördlich durch das Séd-Thal, östlich durch das Buhim-Thal von den umliegenden Höhen getrennt; mit den Palästen des Bezprémer-Bischofs und der Domherren, mit Klöstern und Comitatsgebäuden vollgebaut, erinnert er, obwohl der Maßstab ein kleinerer ist, ohneweiters an die Ofner Festung. Wie diese auf die Donau, so blickt die „Festung“ von Bezprém nach Osten auf das Buhim-Thal nieder. Einst war dieser Festungsberg auch an der Südseite, gegen den Markt hin, durch eine tiefe natürliche Schlucht von der inneren Stadt getrennt. Diese große Schlucht diente zugleich als Burggraben, über den man nur auf einer Zugbrücke in die Weste gelangen konnte. In der Festung stehen außer fünf Privathäusern das bischöfliche Palais, die Domherrenhäuser, das Priaristenkloster mit Gymnasium, der städtische Wirthurm, das Gebäude des königlichen Gerichtshofes, das alte Comitatshaus und das Gerichtsgefängniß; außerdem die bischöfliche Kathedrale, an deren Südseite sich die sogenannte Gijela-Kapelle befindet, welche nach der Überlieferung zur Zeit Stefans des Heiligen erbaut, also nahezu 900 Jahre alt sein soll. Auf dem nördlichsten Vorsprung des Festungsberges endlich steht das bischöfliche Seminar und Convict, sowie das Deficienten-Gebäude der bischöflichen Diocese. Von der Séd-Brücke

ausgehend, zieht sich der südwestlichen Seite des Festungsberges entlang ein großes, tiefes Thal, durchschneidet die Stadt an dem neuen Comitatsshause vorbei und mündet vor der Stadt neben dem Pulverthurm auf die Balatonfüreder Straße. Auf den steilen südwestlichen Hängen und Terrassen dieses tiefen Thales ist der sogenannte Jerusalemberger Theil der Stadt erbaut. Hier haben die Reformirten ihre alte große Kirche, sowie Pfarrhaus und Schule, hier stehen Kloster und Kirche der Englischen Fräulein, durch Bischof Ranolder in schöner Gothik errichtet. Am Fuße des Jerusalemberges steht das hübsche,



Römische Straße am Mileri-See.

gleichfalls von Bischof Ranolder erbaute Kloster der Grauen Schwestern und daneben die Anna-Kapelle. Der größte Theil der Stadt aber liegt auf dem Plateau zwischen dem nordwärts abshwenkenden Séd-Thal und der südwärts ziehenden Balatonfüreder Straße; diese Hochfläche führt die Namen Táborállás und Uzerhát. Hier befindet sich der große Markt, der stattliche israelitische Tempel, die kleine Kirche der Lutherauer nebst ihrem Pfarrhause, das Krankenhaus, der Friedhof und am Fuße der Höhe das neue, schöne Comitatsshaus. Die Zahl der Bewohner beträgt etwa 13.000; die meisten sind durch den Niedergang des Kleingewerkes ziemlich verarmt und erwerben das tägliche Brot im Tagelohne und mit der nicht gerade ausgiebigen Feldarbeit.

Beßprém ist sowohl durch seine geographische Lage und die großen kirchlichen Anstalten, als auch durch seine Festung eine wichtige Stadt. Auch hat es in der Geschichte Ungarns eine bedeutende Rolle gespielt. Zur Zeit der Römerherrschaft stand auf der Stätte des jetzigen Beßprém die Stadt Cimbriana; dieses Wort ist vermuthlich keltischen Ursprungs, folglich muß die Stadt schon, als die Kelten hier hausten, bestanden haben. Die keltische Herrschaft endete hier um die Zeit Christi und es begann die römische; die Stadt ist also mindestens so alt wie die christliche Zeitrechnung.

Geschichtliche Daten behaupten, Beßprém sei zur Zeit, da Versuche zur Bildung eines marahaniſchen Slavenreiches gemacht wurden, wenigstens zeitweise Hauptort gewesen. Nach den ungarischen Überlieferungen hatte Svatopluk — Vater oder Sohn — hier seine Residenz gehabt. Nach dem Anonymus Notarius wurde es den Römern durch Árpáds Schaaren unter Ázubu und Ensee abgenommen. Wie schon erwähnt, ließen sich bei der Auftheilung der Ländereien, und auch die Namen der Dörfer und Pustzen scheinen dies zu bestätigen, die Mitglieder der Familie Árpáds wenigstens zum Theil hier nieder. Wiederum nach dem Anonymus schenkte Árpád bei der Hochzeit seines Sohnes Zoltán Beßprém dem Heerführer Ázubu. Unter Stefan dem Heiligen macht sich Beßprém schon mehrfach geltend. Stefans Verwandter, der Feldherr Áupa oder Áoppány, der sich zur Vertheidigung der heidnischen Urreligion erhoben hatte, schlug hier die Entscheidungsschlacht gegen das Heer Stefans, die ihn das Leben kostete. Sein Körper wurde gewiertheilt und eines dieser Stücke an das Thor der Beßprémer Burg genagelt.

Stefan der Heilige gründete das Beßprémer Bisthum gleichzeitig mit dem zu Fünfkirchen, er stattete es mit reichem Landbesitz aus und dehnte seine Jurisdiction auf die Comitate Beßprém, Somogy, Zala, Weißenburg, Pilis und auf die Städte Beßprém, Stuhlweißenburg, Bišegrád u. s. w. aus. Er gründete das Nonnenkloster im Beßprémthale und verlieh ihm die Herrschaft Vörös-Verény. Dieses Kloster hatte, sowie sein Orden, keinen langen Bestand. In Ungarn verbreitete sich das westliche Christenthum und die ersten Gründungen der orientalischen Kirche welkten alsbald ab. Als Peter, Erzabt von Cîteaux, im Jahre 1183 geradewegs aus Frankreich kommend, bei Béla III. erschien, um von ihm Erlaubniß und Beistand zur Gründung des Cistercienserordens zu erbitten, stand das Kloster der griechischen Nonnen schon längst leer und wurde den Cistercienser-Nonnen überwiesen.

Ladislauš der Heilige bereicherte das Bisthum Beßprém durch neue große Donationen. Der Bischof wurde mittlerweile ständiger königlicher Kanzler und später Erbkanzler der Königin. Ihm stand das ausschließliche Recht zu, die Königin zu krönen und mit heiligem Öle zu salben. Bis zum Jahre 1272 pflegte man der Königin die Krone Stefans des Heiligen auf das Haupt zu setzen; seitdem berührt man ihr damit nur vor dem Altare die gesalbte rechte Schulter. Der Bischof von Beßprém ist Erbobergespan,

welche Würde König Karl I. im Jahre 1313 dem Bischof Stefan verlieh, weil dieser auf den Zehnten der großen Insel — der Csepel-Insel — zu Gunsten des königlichen Schatzes verzichtet hatte. Dieses Recht übten die Bischöfe bis zum Tode des Bischofs Ignaz Koller (1773) aus, forderten es aber seither vergeblich, so im Jahre 1790. Das Vermögen des Bisthums mehrte sich indeß, von den mittlerweile geschehenen Erwerbungen abgesehen, im Laufe des Jahrhunderts auch auf andere Art. König Vladislauß verlieh im Jahre 1500 dem Bischof Georg von Beszprém die Beneficien der Ofner Probstei von Felső-Hévíz und dies wurde auch durch den Reichstag bestätigt, mit dem Vorbehalte, daß dies nur bis zu Bischof Georgs Lebensende gelten sollte. Doch verblieben auch nach Georgs Tode die Güter der Probstei dem Bisthum; der Reichstag von 1556 erwähnt unter den Hilfsquellen des Bischofs für den Festungsban auch diese Besitzungen. Wie es scheint, verzichtete das Bisthum darauf erst auf Verfügung des Reichstages von 1647.

Ungעהure Besitzungen fielen dem Bisthum zu, als es um das Jahr 1554 auch die Güter des Erzpriors und Klosters von Lövöldb erhielt. In der Umgebung von Lövöldb allein machen diese sammt dem Urbarialgebiet etwa 25.000 ungarische Joch aus. Diese wurden noch lange Zeit als Sondergüter des Lövölder Priorats in der königlichen Curie besonders gerechnet, so auch zur Zeit der Nikolsburger Friedensverhandlungen; seit Maria Theresia jedoch besaß sie das Bisthum endgiltig, was auch gegenwärtig der Fall ist, obgleich in den Jahren 1620 und 1621 Fürst Gabriel Bethlen mehrere Dörfer, Städte und Pustten von diesen, wie von den ursprünglichen Gütern des Bisthums seinen eigenen Anhängern verlieh.

Als Maria Theresia im Jahre 1777 das Bisthum Steinamanger errichtete, überließ sie diesem mehrere kleinere Güter im Zalaer Comitatz, darunter Egerßeg. Doch besaß das Bisthum Beszprém bis 1848, noch 1640 ganze Urbarialseßionen und über 100.000 Joch an herrschaftlichem Besitz. Nach dem Aufhören des Urbarialsystems und nach Beendigung der Besitzregulirungen hat das Bisthum heute etwa 75.000 ungarische Joch unbeweglichen Besitz, ferner die Residenzen in Beszprém und Sümeg und ein bewegliches Baarvermögen von 1½ Millionen Gulden, das in Staatspapieren angelegt ist, ungerchnet die inventarmäßigen Investitionen auf den Herrschaften. Auf den Nutzgenuß der unter den Staatspapieren befindlichen Grundentlastungsobligationen im Werthe von ungefähr 800.000 Gulden hat jedoch Bischof Johann Ranolder um die Mitte der Fünfziger-Jahre mit königlicher Erlaubniß verzichtet und das Jahreserträgniß davon den schlechter gestellten Pfarrern der Diöcese überlassen. Ein großer Theil der Herrschaften, mit Ausnahme der Waldungen, pfl egt verpachtet zu werden.

Auch das Domkapitel mit 12 Domherren befindet sich in günstigen Vermögensverhältnissen. König Béla IV. nahm ihm zwar im Jahre 1245 viele Besitzungen, so namentlich

die Ofner Zehnten weg, zur Strafe dafür, daß die Domherren unter Verletzung des königlichen Rechtes einen ihrer Genossen, den Canonicus Zelandus, zum Bischof gewählt hatten; immerhin macht sein unbewegliches Vermögen noch jetzt etwa 40.000 Katastraljoch aus, die in den Comitaten Besprém, Weißenburg, Zala und Somogy gelegen sind. Außerdem verwaltet es bewegliches Gut von frommen Stiftungen im Betrage von mehreren Millionen. Dieses Domkapitel ist ein alter beglaubigter Ort (*locus credibilis*) des Landes und besitzt ein reiches Archiv trotz der verworrenen Zeitläufte so vieler Jahrhunderte. Der Reichstag des Jahres 1557 verlieh ihm ein neues beglaubigtes Siegel, obwohl die Burg einige Jahre von den Türken besetzt gewesen war und seit ihrer Rückeroberung das Kapitel sich noch immer nicht recht einzurichten vermocht hatte, es also eigentlich in Besprém gar nicht fungiren konnte.

Der Reichstag des Jahres 1635 ordnete die Wiederherstellung des Kapitels an, da es schon „längst aufgehört“ habe. In der That hatte es bereits seit 1552, also 83 Jahre lang, gefeiert. Nun begann es nach und nach wieder seine Thätigkeit als beglaubigter Ort und Jurisdiction.

Alle Gebäude der Festung und Stadt stammen aus späterer Zeit, die Gisela-Kapelle jedoch beweist durch den ganzen Charakter ihrer Bauart, daß sie zur Zeit Stephans des Heiligen erbaut sein mag; ohnehin hält die auch urkundlich bestätigte Überlieferung es für zweifellos, daß eine Gisela-Kirche, zu der diese Kapelle gehörte, damals entstanden ist. In dieser ihrer Kapelle verwahrte Königin Gisela, die Gattin Stephans des Heiligen, ihre eigene Krone, die aus zwei Mark reinen Goldes verfertigt und mit Edelsteinen besetzt war. In dieser Kapelle wird ein Mantel aufbewahrt, der nach der Überlieferung durch Königin Gisela eigenhändig gestickt wurde. Bischof Kanolder ließ im Jahre 1867 auch jenes goldene Ölbüchschén, aus dem er die Königin Elisabeth gesalbt hatte, hier hinterlegen und aus dem Kleide, das diese Königin bei der Krönung getragen, für die Kapelle eine Altardecke anfertigen. Die Gisela-Kirche ging im Jahre 1566 bei der Belagerung zu Grunde, ihre kleine Kapelle aber blieb erhalten.

Die Befeste gerieth im Jahre 1490 zum ersten Mal in Feindeshand. Kaiser Maximilian fiel nämlich nach Matthias' Tode mit einem starken Heere in das Land ein und nahm seinen Weg über Besprém. Der Bischof und Burgherr Johann Vitéz, ein Neffe des gleichnamigen Erzbischofs, ließ sich durch die Versprechungen Maximilians bewegen, die Befeste am 1. November 1490 ohne Schwertstreich zu übergeben. Doch nicht lange befand sie sich im Besitz des deutschen Königs. Nachdem Maximilian Stuhlweißenburg zerstört hatte, wurde er durch die Unbotmäßigkeit seines Heeres zum Rückzug gezwungen; am 20. December nahm er wohl noch Paul Rimizsis Burg zu Nagy-Vázsonkő und zerstörte sie, gleichzeitig aber räumte er auch Besprém und verließ das Land.

Am 1. Juni 1552 besetzte Ali Pascha von Ofen die Feste, die er nach einer harten Belagerung von zwei Wochen durch schändlichen Verrath der Vertheidiger gewonnen hatte. Der Berg, auf dem die Feste steht, ist viel steiler als der Ofner Festungsberg und sie war gehörig mit Wällen versehen. Ihr Hauptthor ging nach dem jetzigen Marktplatz, wo sie gegen die Stadt hin auch jetzt offen ist. Doch hatte sie rückwärts hinter der großen Kirche noch ein wohlbewachtes Diebspförtlein, das ins Buhin-Thal hinabführte. Der Commandant Johann Bary — nach Einigen ungarischer, nach Andern deutscher Abstammung — hatte wohl auf einem seiner Streifzüge den Hamsa Beg angegriffen und ihm 200 Mann niedergemacht, als er aber nun die Forderungen des darüber erbosten Ali Pascha vernahm, ließ er seinen Posten und die Festung im Stich und entfloh nach Oesterreich. Diesmal blieben die Türken zwölf Jahre lang Herren der Stadt. Am 24. Juni 1564 wurde sie durch Salm, den Commandanten von Raab, nach kurzem, aber blutigem Kampfe zurückerobert. Bei dieser Belagerung verübten Franz Török, Burghauptmann von Pápa und Ladislaus Gyulassy, Burghauptmann von Tihany, mit ihren Contingenten Wunder der Tapferkeit.

Am 8. October 1594 wurde die Feste wieder türkisch. Der Großvezier Sinan Pascha belagerte sie mit einem gewaltigen Heere. Der Commandant war wieder ein Fremder, der Italiener Speciacasa. Während der Belagerung entfloh er, wurde jedoch von den Türken eingeholt und sofort niedergemacht. Der Vice-Commandant Wolfgang Tarnóczy kämpfte unerschrocken bis auf den letzten Mann und starb gleich Niklas Zrinyi den Heldentod in der Vertheidigung seiner Festung und seines Vaterlandes. Lange indeß konnten die Türken den Platz auch diesmal nicht behaupten, er wurde einige Jahre später (1598) durch die Generale Pálffy und Schwarzenberg wiedergewonnen.

Der Reichstag des Jahres 1608 erließ die strenge Verordnung, daß der Festungscommandant von Beszprém kein Fremder, sondern ein Ungar zu sein habe. Die Stände ergingen sich in bitteren Anklagen gegen Bary, Lamberger, Laszano, Aldana, Lusthaar, Speciacasa, Hardeck, Paradeiser, Öttingen und andere fremde Commandanten.

Allein selbst unter den Türken hatte Beszprém nicht so viel gelitten als am 23. Mai 1704. Die Feste war von Kuruzen unter Oberst Babócsay besetzt, die aber im Gefühle ihrer Schwäche vor dem starken Heere Sigbert Heisters die Flucht ergriffen. Und obgleich die Zurückgebliebenen die Feste übergaben und Heister ihnen einen Schutzbrief anstellte, fielen doch seine deutschen und raizischen Söldner über die Stadt her, plünderten die Kirchen und Häuser aus, megelten die Männer nieder, vergewaltigten die Frauen, schlachteten an den Altären Menschen, verwundeten den Großprobst tödtlich, ermordeten einen Probst-Canonicus in der Kirche, banden die Domherren nackt an Pferde und schleiften sie vor Heisters Angesicht, bis sie schließlich alle öffentlichen Gebäude,

Kirchen und Pfarrhäuser in Brand steckten. Der Erzbischof von Kalocsa, Széchenyi, selber hat über all dies einen erschöpfenden Bericht an den Kaiser erstattet. Seitdem sind nahezu 200 Jahre des Friedens über die Stadt hinweggegangen. Ihre Wälle stehen zum großen Theil noch so wie vor Jahrhunderten, doch dienen sie jetzt keinen kriegerischen Zwecken und sind dazu auch nicht geeignet. Nur an der Westseite, längs der Mauern des alten Comitatshauses, sind die Wälle abgetragen und an ihrer Stelle wurde in den Vierziger-Jahren das sieben Stock hohe Comitatsgefängniß erbaut. Ferner fehlen die Wälle an der Südseite, wo auch der Festungsgraben ausgefüllt ist und jetzt der städtische Wachtthurm nebst einigen Häusern aus neuerer Zeit sich erhebt. Oben in der Festung sieht man vor dem bischöflichen Palais einen Brunnen mit einem Sammelbecken, in den das Wasser durch eine sinnreiche Mühlenconstruction aus dem 50 Meter tiefer gelegenen Buhin-Thale gehoben wird.

Und nun wenden wir uns zu der Umgebung Beshpréms.

Nördlich von der Stadt, an der nach Zircz führenden Straße, liegt Rátót, in Urkunden Rátold genannt, der uralte Besiß des einst überaus mächtigen und berühmten Geschlechtes Rátoldi-Gyulaffy. Schwache Spuren der Gyulaffy'schen Stammburg sind in Rátót noch jetzt zu sehen. Auch die noch bestehende und reich begüterte Propstei Rátót ist durch diese Familie (1255) gestiftet.

Südöstlich liegt nahe bei Beshprém die adelige Ortschaft Szent-István-Király-Szabadja (König Stefans des Heiligen Freiheit). Überhaupt müssen sich in der Gegend des Bakony die Privatgüter des Árpádenhauses befunden haben, dies beweisen nicht nur die Namen der Puszta Zutas, nördlich von Beshprém, und des Dorfes Level in der Nähe von Pápa, als Namen von Söhnen Árpáds, sondern auch die vielen Ortschaften in der Bakonygegend, welche die Namen der alten heiligen Könige von Ungarn tragen. So das eben erwähnte Szent-István-Király-Szabadja, das jedoch im gewöhnlichen Sprachgebrauch nur Szentkirály-Szabadja heißt, dann gleich in der Nähe Szent-István (Stefan der Heilige), weiterhin am Nordabhang des Bakony Bakony-Magyar-Szent-Király (Ungarischer heiliger König im Bakony) und Bakony-Mémet-Szent-Király (Deutscher heiliger König im Bakony), ferner Bakony-Magyar-Szent-László (Ungarischer heiliger Ladislaus im Bakony) und Bakony-Mémet-Szent-László (Deutscher heiliger Ladislaus im Bakony).

Hier sind auch Öskü und der Rikeri-See zu erwähnen, die, nahe bei Beshprém gelegen, noch dem mittleren Bakony angehören. In Öskü steht auf rundem Kalksteinfelsen noch ganz wohl erhalten eine türkische Moschee, deren Stil dem der Dfner Moschee entspricht. Sie war augenscheinlich das Grabmal eines hervorragenden Türken und wird jetzt als christliche Kapelle benützt. An der Straße zwischen Öskü und Vár-Palota liegt

der Rikeri-See, den die Überlieferung als den Lieblings-Fischteich König Matthias' I. bezeichnet. Der See ist gegen Süden durch einen künstlichen Damm geschlossen, der zur Römerzeit aus viereckig behauenen Riesenblöcken als gewöhnliche Verkehrsstraße hergestellt wurde. Dies ist die einzige Römerstraße in Ungarn, die noch heute in ihrer ursprünglichen Form benützt wird.

Nur wenige Kilometer weiter liegt das der Abtei Zircz gehörige Dörfchen Sólly, das schon zur Zeit Stefans des Heiligen bestand; ein untrüglicher Beweis dafür liegt darin, daß die Stiftungsurkunde des Bisthums hier ausgefertigt wurde.

Das Mezöföld des Beszprémer Comitats beginnt in der Nähe von Beszprém schon bei Litér und Szent-István und erstreckt sich von Palota geradeaus in südlicher Richtung bis Szilas-Balháás hinab, stellenweise mit geringen Erhebungen und in der Gegend von Keneze und am Plattensee-Ufer zu steileren Hügeln anschwellend, im Ganzen aber doch mit dem Charakter der Ebene. Das Mezöföld ist nicht groß, aber mit reichen, blühenden Ortschaften bedeckt. Der Boden ist ein humusreicher diluvialer Löß, der die Arbeit des Landwirths reichlich lohnt. Das Mezöföld zieht sich durch das Weißenburger Comitats in östlicher und nordöstlicher Richtung bis an die Donau.

Vom mittleren Bakony aus durchschneiden zwei Parallelstraßen das Mezöföld. Die eine geht von Beszprém ab und zieht dem Ostufer des Plattensees entlang; die andere beginnt bei Palota und geht mitten durch das Mezöföld nach Szilas-Balháás, wo beide Straßen sich vereinigen. Unsere Schilderung folgt dem Laufe dieser Verkehrswege.

Auf der ersten Straße erreicht man zuerst Litér, ein kleines Dorf mit sehr steiniger Gemarkung; südlich davon befinden sich noch unerforschte Begräbnißplätze der Urzeit. In der Nachbarschaft liegt Keneze, hart am Plattensee-Ufer in einer Thalsenkung zwischen dem Máma-Berg nördlich und dem Matacs-Berg südlich. Diese Berge sind jedoch im Grunde nur Sandhügel von 300 bis 400 Fuß Höhe.

Keneze ist eine uralte Niederlassung, heute ein Dorf. Ehedem Besiz des Paulinerordens, gehört es jetzt zur Fundational-Domäne von Börös-Berény. In älterer Zeit war es eine Stadt und wird in einem Briefe Ferdinands I. vom Jahre 1531 oppidulum genannt. Hierher war für den 1. Januar 1532 der ursprünglich in Zákány abzuhaltende Partial-Reichstag einberufen, auf dem 3 Kirchenfürsten, 60 Magnaten, der Banus von Kroatien, ein Obergespan, 8 Ablegaten von Abwesenden und eine große Anzahl von Vertretern des niederen Adels erschienen und wo sich auch die Könige Ferdinand I. und Johann, ja selbst Kaiser Karl V. durch Geschäftsträger vertreten ließen. Hier wurde im Jahre 1584 Ali Beg, Pascha und Commandant von Koppány, durch das vereinigte Heer des Commandanten von Beszprém, Stefan Szyvánffy, und des Commandanten von Palota, Peter Drmány, geschlagen. Das Treffen fand oberhalb Keneze's, südlich des Dorfes

auf dem Gipfel und Abhang des Matacs-Berges statt. Ali Beg und Abdallah, Sohn des Großvezirs Sinan Pascha, wurden gefangen und nebst 5 Fahnen und 77 vornehmen Gefangenen als Geschenk an den Erzherzog Ernst nach Wien geschickt. Im Jahre 1620 schenkte Gabriel Bethlen die Herrschaft Kenese und einige Güter bei Balatonfőkajár seinem mächtigen Anhänger, Peter Kenessey, dem Ahnherrn der Familie Kenessey, die in den Comitaten Veszprém, Weißenburg, Tolna und Somogy noch jetzt in Blüthe steht. Jetzt ist Kenese im Zuge, sich als Badestation am Plattensee zu entwickeln und hat als solche wohl eine glänzende Zukunft. Von der Straße aus, die von hier über den Gipfel des Matacs nach Enying führt, eröffnet sich eine der schönsten Ansichten der Welt, die den Plattensee mit Tihany und dem hinter diesem aufsteigenden Badacsony beherrscht.

Enying ist ein blühender, von wohlhabenden Bauern bewohnter Marktflecken; in früherer Zeit war es Mittelpunkt der fürstlich Philipp Batthyány'schen Herrschaft. Der Volkscharakter dieser Gegend ist in Vas Gerebens Romanen prächtig geschildert. Enying war einst römische Colonie und noch jetzt trifft der Pflug auf manches Denkmal der Römerzeit. Die Familie der Török von Enying scheint ihren Stammsitz hier gehabt zu haben. Dieses Geschlecht erhob sich durch Ambrus um das Jahr 1460 zu geschichtlicher Bedeutung für das ganze Land. Matthias I. und später König Johann verliehen ihm ungeheure Besitzungen. Ambrus' Sohn hieß Emerich, dessen Sohn war der berühmte Valentin; dieser glänzte als Magnat, Heerführer und Diplomat, war Mitregent der Königin Isabella, Vormund Johann Sigismunds und Begründer der Reformation in den Comitaten Veszprém, Zala und Somogy. Valentins Sohn war der heldenmüthige Franz, dessen Sohn Stefan zu Anfang des XVII. Jahrhunderts noch einen großen Theil der Herrschaften seiner Ahnen besaß. Nahe bei Enying liegt das wohlhabende Bauerndorf Lajos-Komárom, eine durch den Fürsten Ludwig Batthyány zu Anfang dieses Jahrhunderts geschaffene Ansiedlung. Unweit, an der Sió-Mündung, liegt Siófof, eine Badestation des Plattensees, die einen großen Aufschwung nimmt.

Das reichste Dorf des Comitats ist Szilas-Balháás, dessen Gemarkung 24.000 Joch und mehrere stark bevölkerte Rußten umfaßt. Auf einer der letzteren, der Rußta Tót, legten am 7. October 1848 die Generale Roth und Philippovic mit 8000 Mann vor dem Heere Moriz Perczels und Arthur Görgeis, das aus 4200 Mann und einigen Bataillonen Nationalgarde bestand, die Waffen nieder. Die Geschichte hat dieses Ereigniß als „Entwaffnung bei Dzora“ verzeichnet, was auf einem Irrthum beruht. Dzora nämlich liegt im Tolnaer Comitat am rechten Sió-Ufer, während die Entwaffnung im Veszprémer Comitat am linken Sió-Ufer erfolgte.

Von Balota ausgehend, finden wir an der Mezöföldér Straße rechts das Heilbad Péth. Es ist seit etwa 60 Jahren in Gebrauch, die Einrichtungen jedoch sind noch

jetzt mangelhaft. Dieselbe Straße führte, nachdem sie das Anfangsstück des Sár-Kanals überschritten, zu einem dreifachen Dorfe. Drei Dörfer sind nämlich dicht aneinander gebaut: Peremarton, Kis-Kovácsi und Berhida: das erste Eigenthum des Beszprémer Domkapitels, das zweite der Grafen Nádasdy, das dritte der Familien Felsöbüki-Nagy, Kézsmárty, Bezerédy, Karácson, Kosos und anderer.

Berhida hieß einst Berény hidja (Berénys=Brücke) und später Berenhida. Der Name rührt wahrscheinlich daher, daß die einst überaus mächtige Familie Berény das breite Sumpfgelände des Séd-Flüßchens hier überbrückt hat. Nach diesem Dorfe war auf den 12. März 1532 ein Partial Reichstag einberufen, auf dem die Stände von jenseits der Donau in großer Anzahl zusammenströmten; auch ein Schreiben Papst Clemens' VII. traf daselbst ein und König Johann ließ sich durch Thomas Nádasdy als Commissär vertreten. Auch eine Schlacht hat bei dem Dorfe stattgefunden. Die Besatzung der durch die Türken eroberten Festung Stuhlweißenburg hatte nämlich einen bösen, grausamen Pascha persischen Ursprungs, namens Beligian, der die Gegend furchtbar verheerte und bei dem Volke nur der rothe Pascha hieß. Gegen ihn verbündeten sich im Jahre 1549 die Commandanten mehrerer Festungen, Emerich Telekessy von Beszprém, Paul Rátkay von Pápa, Ladislaus Gyulassy von Raab, Gregor Petri von Totis, dann Johann Károly und andere Tapfere. Diese forderten den Pascha zum Kampf und schlugen ihn im hügeligen Gelände von Berhida schmählich aufs Haupt; der beste Theil seines Heeres blieb auf der Wahlstatt, viele Gefangene, 13 Fahnen und werthvolle Beute fielen in die Hände der Sieger.

Hier fließt der Beszprémer Séd-Bach vorbei; sein regulirtes Wasser treibt einträgliche Mühlen und seine Ufer prangen mit werthvollen Wiesen.

Es folgen dann die adeligen Dörfer Kúnyös, Csajágh, Balatonfü-Kajár und Lepény, eine bedeutendere Station der Südbahn. Lepény gehörte einst der im XVII. Jahrhundert hoch gestiegenen Familie Sándor und ist jetzt Eigenthum des Grafen Nádasdy. Das Nachbardorf heißt Mező-Szent György. Hier entwaffnete am 27. September 1848 ein Officier der Nationalgarde, Ludwig Cötvös, mit großer Kühnheit ein Detachement des Banus Jellacic, das den Generalen Roth und Philippovic die Weisung überbringen sollte, sich ihm in Stuhlweißenburg anzuschließen; wäre dies gelungen, so wäre auch die Schlacht bei Pákozd jedenfalls anders ausgefallen. In der Nachbarschaft dieses Dorfes liegt Dégh, wo ein Zweig der gräflichen Familie Festetics eine Fideicommissherrschaft von 20.000 Joch und ein prächtiges Schloß besitzt.

Bis hieher reicht das südliche Tiefland des Comitats. Das andere Tiefland erstreckt sich von dem nordwestlichen und westlichen Fuße des nördlichen Bakony gegen Pápa hin bis an die Flüsse Marczal und Raab, wo es mit der Preßburger Tiefebene verschmilzt. Hier liegt Marczaltö an der Mündung des Marczal in die Raab. Es war einst

Besitzthum der nunmehr erloschenen Familie Amade. In seiner Nachbarschaft liegt der Pápaer Straße entlang die vollreiche Pústa Tháfi, Stammsitz der Familie Tháfi. Am 27. Juni 1849 fand hier ein Treffen statt. Längs des oberen Marczal folgt ein adeliges Dorf auf das andere, meist von adeligen Kleingrundbesitzern bewohnt, deren Wohlstand sich durch die im Jahre 1859 durchgeführte Marczal-Regulirung bedeutend gehoben hat. Besondere Erwähnung gebührt nur dem Dorfe Vecse.

Es bestand nämlich auf dem Gebiete des Comitats ein eigenthümliches juridisches Gebilde, der sogenannte Vecse-Stuhl (Vecse-szék, sedes Vecseiana), der sich aus den Prädial-Edellenten des Raaber Bisthums gebildet hatte. Der Bischof von Raab besaß ehemals im Gebiete des Comitats sieben hörige Gemeinden: Tüskevár, Kis-Senő, Salamon, Bafar, Románd, Vecse und Tapolezafő. Die Bewohner von dreien, und zwar von Vecse, Kis-Senő und Tapolezafő emanzipirte er und verlieh ihnen locale adelige Vorrechte. Diese bildeten dann in Gemeinschaft mit einigen in anderen Comitaten auf Prädialgütern angefessenen Udeligen ein besonderes Comitatsorgan und dem Sitz im Dorfe Vecse am Marczal, wo das Raaber Bisthum im XVII. Jahrhundert angeblich ein gewaltiges Residenzgebäude besaß. Dieser Stuhl hatte einen Vicegespan nebst vollständigem Beamtenstatus, desgleichen Tafelrichter und einen Gerichtshof, der jedoch ausschließlich zur Entscheidung in gewissen persönlichen und vermögensrechtlichen Angelegenheiten der dem Stuhle angehörigen Prädial-Edellente befugt war; das Recht, einen Deputirten zu wählen, hatte der Stuhl nicht. Dieses Recht übten die zugehörigen Edellente auf der Comitatsversammlung aus, doch hielten sie zeitweise regelmäßige Beamten-Restaurationen ab, und zwar die letzte im Jahre 1846, wo sie, als spürten sie bereits, daß ihr Sonderleben vorüber sei, alle bedeutenden und vornehmen Männer des Landes zu Táblabirós erwählten. Der Obergespan dieses Comitats war der Raaber Bischof selbst. Das Comitatsarchiv wird in dem bischöflichen Archiv zu Raab verwahrt. Die heutige Generation weiß kaum mehr etwas davon und hat sogar seinen Namen vergessen, so gut wie den des Bakonyer Comitats.

Die landwirthschaftlichen und Besitzverhältnisse des Comitats sind gerade wegen ihrer Mannigfaltigkeit außergewöhnlich interessant. Das Comitatsgebiet beträgt etwa 690.000 Joch, wovon nahe an 50.000 unfruchtbar sind. Cultivirt werden also 640.000 Joch. Davon sind 280.000 Katastraljoch, somit 45 Procent, herrschaftlicher Großgrundbesitz. Von diejem betragen die kirchlichen Güter auf den Gebieten von 63 Gemeinden etwa 100.000 Joch; sie gehören größtentheils dem Veßprémer Bisthum und Kapitel, dem Raaber Bisthum, den Kapiteln von Raab und Steinamanger, dem Bisthum Stuhlweißenburg, den Abteien Zircz, Martinsberg und Bakonybél, der Propstei Rátót, der Abtei Klosterneuburg und dem Religions- und Studienfonds.



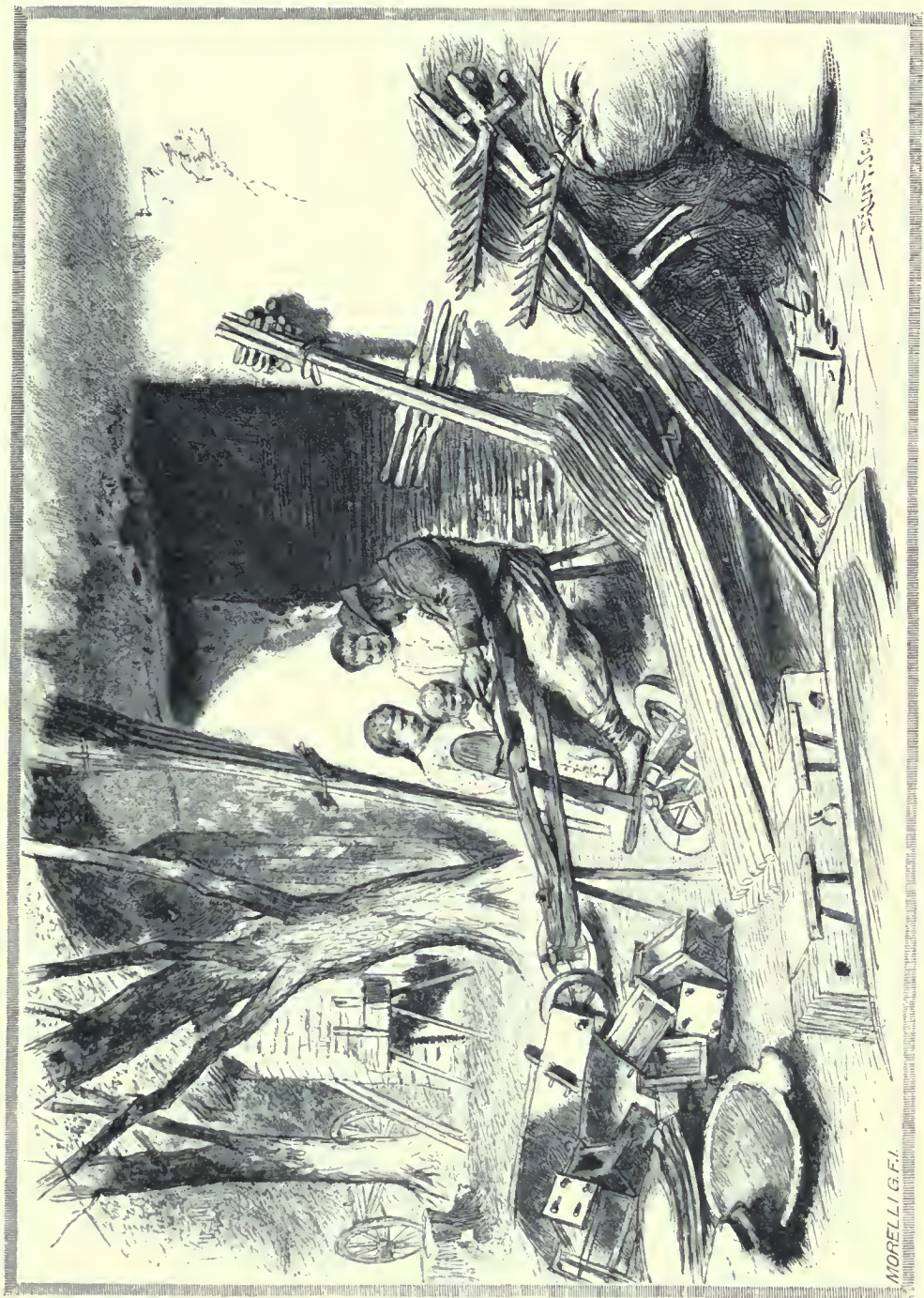
Schweinehirten im Vatouy.

NOBELLIG F. K. H.

Unter den Familien des Hochadels finden wir als größte Grundbesitzer die Fürsten Paul Esterházy und Gustav Batthyány, sieben Grafen Esterházy, je zwei Grafen Draskovits, Festetics und Zichy, die Grafen Nádasdy, Sztáray, Széchényi, Erdödy, Miczky und Lazjánky, ferner zwei Barone Fiáth. Der niedere Adel war einst sehr zahlreich und verfügte über 4000 bis 5000 Stimmen. Es gab adelige Dörfer von ausgedehntem Gebiet, so im mittleren Bakony: Szentgál, Szentkirály-Szabadja, Vámos, Leányfalu, Őcs und Mentshely, in der Pápaer Gegend: Tapolczafő, Abáz-Tevely, Homok-Böböge, Őcsád, Görzsöny, Mihályháza, Nemes-Szalóc u. s. w., in denen die ganze Bevölkerung adelig war. Hieher gehören noch in der Gegend von Somlyó: Mórjánháza, Nagy-Másony, Bóde, Halimba, Gergelyi, Csögle, Kis- und Nagy-Pirit, Puszta-Miske, Bor-Szőresőf, Karakó-Szőresőf und Kisjenő. In manchen Dörfern wohnten die Adelligen mit den Hörigen untermischt; solche waren im Mezöföld: Szilas-Balház, Mezö-Szent-György, Balatonfő-Kajár und Csajág, ferner in der Gegend von Pápa und Deveszer: Kőflop, Miske, Alfá u. a. m. Der Adel ist durchwegs magyarisch, die einstigen Hörigen sind es größtentheils; nur in den bergigeren und walddigeren Theilen der Bakonygegend sitzt eine deutsch und slowakisch sprechende Bauernschaft, die aber auch erst im vorigen Jahrhundert, und zwar ausschließlich durch einige Magnaten und Kirchenfürsten hier angesiedelt wurde. Sowohl die Deutschen, als auch die Slowaken wohnen gesondert für sich in zerstreuten Gebirgs- und Walddörfern. Allgemein magyarisch ist die Bevölkerung von Mezöföld im Tieflande der Pápaer Gegend längs des Somlyó und Marezal, sowie im Norden des nördlichen Bakony in der Nachbarschaft der Comitate Raab und Komorn.

In Hinsicht auf Tracht und Sitten haben sich Deutsche und Slowaken völlig den Magyaren angepaßt und sprechen mit geringen Ausnahmen auch deren Sprache. Innerhalb des Magyarenthums sind zwei durch den Bakony geschiedene Schattirungen einigermaßen zu unterscheiden. Die Magyaren des Mezöföld sind sowohl sprachlich, als auch in ihren Sitten mit denen der Comitate Weißenburg und Tolna völlig identisch. In der Gegend nordwestlich vom Bakony, wie auch in Pápa und am Marezal nähert sich der Dialekt mehr dem der Palóczen, weshalb er auch von Manchen „West-Palóczißch“ genannt wird; der Mittelpunkt seiner Verbreitung ist die Raab-Gegend, er erstreckt sich auch schon auf die Magyaren in der Umgebung von Pápa und Deveszer.

Der wirthschaftliche Zustand beruht auf der landwirthschaftlichen Rohproduction sowohl bei dem herrschaftlichen Großgrundbesitz als auch bei den mittleren und Kleingrundbesitzern. Die bäuerliche Classe stammt, mit sehr geringen Ausnahmen, von den früheren Hörigen her. Ihren wirthschaftlichen und Besitzverhältnissen gleichen jedoch auch die des Kleinadels, der auf seinem kleinen Grundbesitz lebend sich zu ganzen Gemeinden verdichtet, so in Szent-Király-Szabadja, Vámos, Szentgál, Tapolczafő u. s. w.



1850

MORELLI G.F.

Waldindustrie im Saftony.

Die ehemaligen Hörigen theilen sich in drei Classen. Die kleine ist die der Händler ohne Hausbesitz und der Händler mit Pachtgrund. Diese leben gewöhnlich vom Tagelohn, entweder in ihrer eigenen Gemeinde oder auf den größeren Wirthschaften der Gegend; zum Theil auch verdingen sie sich als Diensthöten. Die andere Classe ist die der Händler mit Hausbesitz; diese haben dank der in sämtlichen Gemeinden des Comitats bereits durchgeführten Besitzregelung und Commassirung, 1 bis 3 Joch Acker als Weideantheil erhalten und besitzen überdies Haus und Hof. Diese Händler halten schon Pferd und Wagen und Kühe. Sie übernehmen auch Geding- und Erntearbeit, sie gehen in Tagelohn, in die Arbeit und in Fuhrlohn; politische Rechte üben sie zwar ebenso wenig aus als die Händler ohne Hausbesitz, doch stimmen sie bereits bei der Verwaltung der Gemeinde mit. Die dritte Classe enthält die gewesenen Hörigen, die eine Session besitzen, die Vollbauern mit selbständigem Haus und Hof und überdies mindestens 8 bis 10 Joch Ackerland nebst etlichen Joch Weide und Wiese — ein Besitz, der bei sorgfältiger Bewirthschaftung selbst eine Bauernfamilie von mehreren Mitgliedern bescheiden, aber anständig ernährt. In dieser Classe der Vollbauern kommen Besitze über 40 bis 50 Joch selten vor, höchstens im Mezöföld und in der Gegend von Pápa; mehr als 100 bis 150 solche größere bäuerliche Grundbesitzer gibt es im ganzen Comitate nicht. Der sogenannte wohlhabende Bauer besitzt 30 bis 50 Joch, was einer ganzen alten Session gleichkommt.

Zur landwirthschaftlichen Production gehört größtentheils auch die häusliche Holzindustrie der deutschen Bauern im Bakony, die sich stark mit der Verfertigung von landwirthschaftlichen Holzgeräthen, aber auch mit dem Brennen von Holzkohle und Kalk beschäftigen. Besonders heimisch sind diese Betriebe in Zircz und Umgebung (nördlicher Bakony) und in der Gegend von Bároslöd (mittlerer Bakony). Die meist aus Buchenholz verfertigten landwirthschaftlichen Geräthe sind Schaufeln, Gabeln, Schubkarren, Hanfbrechen, Backschaufeln, Spaten- und Hackenstiele, Radkränze und Radspeichen; bei den Rechen wird der Stiel aus Weißbuchen geschnitten. Aus verschiedenen Holzarten werden Senzenstiele und Drehschlegel (Stiel und Klöppel) verfertigt. Hohlgeschirr, wie Tröge und Mulden, wird an vielen Orten jetzt nicht mehr gemacht; dieser Betrieb ist überhaupt im Aufhören begriffen, da die zur Aushöhlung geeigneten weißen und weichen Holzarten, wie Linde, Bachweide und Pappel, jetzt nicht mehr als Wälder gehegt werden. Stark zurückgegangen, ja zum Theil eingegangen ist auch die Csütora-Industrie (hölzerne Feldflaschen), die den Haushalt mit Feldflaschen, Mörsern und dergleichen Holzgeräth versah. An die Stelle des letzteren sind nachgerade Thon-, Glas- und Metallartikel getreten. Die Holzkohle wird zum Theil an Ort und Stelle verbraucht, aber auch in großer Menge nach Budapest geschafft; die landwirthschaftlichen Geräthe gehen ins Alföld und noch weiter. Im Übrigen erstreckt sich die Hausindustrie im ganzen Comitate kaum auf etwas Anderes, als auf das

im Kleinen betriebene Rösten, Brechen und Spinnen des Hanfes; doch gibt es in jedem Dorfe am einfachen Webstuhl arbeitende Weber.

Die Lebensweise und geselligen Gebräuche sind im Ganzen die nämlichen, wie in anderen Gegenden des Landes. Verlobungs- und Hochzeitsfeste, Namenstagsfeier, sowie die sonstigen Familien- und Freundschaftsgebräuche haben sich im Vergleich zu den früheren nur in soweit geändert, daß es jetzt keine kostspieligen, tagelang dauernden Gelage mehr gibt und seit der Verwüstung der Weingärten kein Wein, sondern Branntwein getrunken wird, der das Gemüth des Volkes spröder und düsterer macht, anderer schädlicher Folgen zu geschweigen. Lebensweise und Nahrung sind sehr einfach, aber gut. Selbst der ärmste Kleinhäusler mästet in der Regel Schweine, deren Schmalz und Rauchfleisch ihm die Küche bis ins späte Frühjahr hinein versorgen. Auch im Sommer und Herbst ißt er Fleisch, aber meist nur Schafffleisch, da zu dieser Zeit in den Dörfern, die meistens klein sind, Rindvieh nur selten geschlachtet wird. Die Hauptnahrung sind Mehlspeisen und Hülsenfrüchte. Grünzeug und grünes Gemüse ißt der ungarische Bauer in diesem ganzen Comitats fast gar nicht. Die Mehlspeisen werden geknetet und theils gekocht, theils gebacken. Unter den gebackenen sind die strudelartigen die häufigsten. Die aus den Körnern der Hülsenfrüchte bereiteten Gemüse werden gewöhnlich mit Fleisch und einer braunen, knoblauchgewürzten Einbrenn gekocht, was eine ebenso schmackhafte als nahrhafte Speise gibt. Im Winter wird meist einmal des Tages gekocht, im Sommer Mittags und Abends.

Die politische Verwaltung liegt dem Comitats ob, das seinen Sitz in Békéscsaba hat. Früher, als Administration und Jurisdiction noch nicht getrennt waren, bestand das Comitats aus 4 Oberstuhlsrichter- und 13 Stuhlsrichterbezirken, war also in 17 Bezirke getheilt. Seit der Organisation der Gerichtsbarkeiten jedoch wird die Rechtspflege außer dem Gerichtshofe durch 5 Bezirksgerichte, die Verwaltung aber durch 5 Stuhlsrichterämter ausgeübt. Statt der 17 Bezirke gibt es also nur noch zehn. Infolge der veränderten Verhältnisse kostet freilich die jetzige Verwaltung und Rechtspflege dennoch mehr als zweimal so viel wie im alten Comitats mit seiner Eintheilung in 17 Bezirke. Der größte Theil der Verwaltung fällt natürlich den Gemeinden und in diesen besonders den Notaren zu. Die Gemeinden aber haben jetzt im ganzen Comitats die nämliche Organisation, die sich wesentlich von der Gemeindeeinrichtung früherer Zeiten unterscheidet.

Die kirchliche Verwaltung ist natürlich nach den Bekenntnissen verschieden. Die der Römisch-Katholischen steht unter dem Bischof von Békéscsaba, in der einen Gemeinde Teés unter dem Bischof von Stuhlweißenburg und in einigen Gemeinden der westlichen Bezirke unter dem Bischofe von Raab; die Abtei Zircz und der Erzabt von Martinsberg, sowie der diesem untergeordnete Abt von Bakonybél führen die kirchliche Verwaltung in ihren eigenen Patronatsgemeinden. Die Einwohner helvetischer Confession

sind im ganzen Comitats reine Magyaren, gehören dem Bisthum jenseits der Donau zu und bilden auf dem Gebiete dieses Comitats drei Kirchensprengel. Ihre Kirchen-, Schul- und Stiftungsangelegenheiten besorgen sie selbst auf Grund ihrer kirchlichen Verfassung. Die Anzahl der Lutheraner ist geringer und sie gehören zu zwei Sprengeln. Die Juden besitzen nur kleinere und größere Cultusgemeinden. Ihre größte Gemeinde ist die zu Pápa, dann kommen die von Besprém, Palota und Siófok. Ihre Cultusgemeinden erstrecken sich oft auf mehrere Dörfer und haben kaum 30 bis 40 Mitglieder, sind also arm. Die Juden sind zum Theil landwirthschaftliche Pächter, größtentheils aber widmen sie sich ausschließlich dem Handel, Ausschank von Getränken, Hansiren und der dörflichen Kleinfrämerei. In Besprém, Pápa und Palota kommen indeß unter ihnen auch Handwerker, Fuhrleute, Lohnfuhrwerker und Expediteure vor.

Dem Creditwesen dienen in Besprém, Pápa, Palota, Devecser, Enying und Bircz etwa 15 Banken, Sparcassen und Creditverbindungen. Überdies werden die Capitalien des Besprémer Domkapitels an das grundbesitzende Publikum verliehen.

Der Besitzwechsel geht langsam vor sich. Der Bauer hängt ungemein zähe an seinem Gütchen und mit Ausnahme von Erbschaften und den durch diese bedingten Theilungen gelangen im Jahre kaum 30 bis 40 Hofbesitze zum Verkauf, obgleich es deren im Comitate mindestens 15.000 gibt. Von den Familien des niederen Adels sind, besonders im Mezöföld und meist infolge von Besitztheilungen, viele verarmt; von dem herrschaftlichen Großgrundbesitz dagegen ist außer der Herrschaft Nagyvázsonykö der Grafen Zichy und einem Theil ihrer Palotaer Herrschaft, sowie der Csetényer Herrschaft der Grafen Esterházy noch nichts in fremde Hände gelangt. Als fremder Besitzer wäre das Stift Klosterneuburg anzusehen, das in zwei Gemeinden über 5000 ungarische Joch liegen hat.



Die Moschee in Öskü.



Szala-Egerzegg.

Das Balaer Comitatus.



Dieses große Comitatus ist in vieler Hinsicht ein sehr interessanter Theil Ungarns. Es ist 5.122 Quadratkilometer groß und hat 405.000 Einwohner; dem Flächeninhalt nach gehört es also zu den mittleren, der Bevölkerung nach zu den größeren Comitatusen. Es hat auf seinem Gebiete 640 Dörfer und Städte und 385 volkreiche Puszten, insgesammt also 1.025 Ortschaften. Große Städte und stark bevölkerte Dörfer sind natürlich bei solcher Eintheilung nicht möglich. Die Bevölkerung ist sehr dicht, etwa 80 Menschen auf den Quadratkilometer, aber sie wohnt nicht gedrängt beisammen.

Es scheint fast, als hätte die Natur diese Eintheilung des Gebietes und der Bewohntheit im Einklang mit der Natur des Ungarn getroffen. Der Ungar setzt sich nicht gern in großen Städten zusammen, und wenn er sich auch im Alföld an der Donau und Theiß wegen tatarischer, türkischer und deutscher Kriegsgefahr in großen Städten verdichtet hat, so haust doch die Mehrzahl der Bewohner dieser großen Alföld-Städte einen großen

Theil des Jahres hindurch außerhalb der Stadt. Zur Zeit der Frühjahrsarbeit zieht man auf die Tanya (Gehöft) hinaus und kehrt zum Spätherbst in die Stadt zurück. Dies erklärt auch die Vertheilung des Grund und Bodens im Zalaer Comitats. Aber die Natur hat daran nicht minder ihr Theil. Das Comitats hat wenig ebenes Land. Nur das Muraföz (Murrwinkel) bis Csakathurn und die Thäler der Mur, Lendva und zu geringem Theil auch der Kerka sind als Ebene zu betrachten. Im Übrigen ist, mit Ausnahme einiger kleiner Flächen, die ganze Oberfläche des Comitats waldig, bergig, wellig, wohl auch felsig und das wellige Gebiet hundertfach von Bächen, Flüssen, Schluchten durchrissen. Eine solche Bodengestalt verführt gleichsam den Menschen, auf jedem kleinen zusammenhängenden und durch Bach, Schlucht oder Gebirg umhegten und gleichsam geschützten Fleck ein Dorf für sich zu gründen. So schafft sich der Alföldmensch auf seinem eigenen Grundstück die eigene Tanya.

In der Benennung der Dörfer und Puszten sind die geschichtlichen, ethnographischen und geographischen Gründe maßgebend. Die Bevölkerung des Muraföz spricht kroatisch, da sind also auch die Ortsnamen kroatisch und Ausnahmen kommen nur vor, wo, wie etwa bei der Benennung von Perlat, Szerdahely, Csáktornya (Csakathurn) u. s. w., der Name, die Macht und die Familiengeschichte irgend eines großen Herrn des Mittelalters die Ständigkeit der magyarischen Benennung gesichert hat. In den Thälern der Mur und Lendva wohnen Wenden, dort merkt man also den Ortsnamen die Sprache des Wendenvolkes an, das übrigens dem kroatisch=slavischen Stamme zugehört. Sonst ist die magyarische Benennung herrschend, und zwar fast ausschließlich. An Ausnahmen freilich fehlt es nicht. Ausnahme ist Alles, was Rom hinterlassen hat und durch anderthalb Jahrtausende noch nicht verwischt ist. So Mura, Nova, Sala und noch andere Namen. Ausnahme ist auch die Hinterlassenschaft der Slaven, so am Plattensee Paloznak, Csopak, Tapolca u. a. m. Dergleichen die Familiennamen, die allerdings durch die Denkweise des magyarischen Volkes nach der Natur der magyarischen Sprache abgeändert wurden.

In den Comitaten Eisenburg, Zala, Somogy und Baranya, besonders aber in Zala, begegnen wir bei der Bildung der Ortsnamen häufig den Worten „szeg“ und „sa“. Da sind z. B. Barabáásszeg, Cserszeg, Egerszeg und noch etwa 18 Namen mit gleicher Endung. „Szeg“ bedeutet da eine Biegung, Schwenkung, eine Ecke (szeglet), und zwar die Biegung oder Ecke eines Flusses, steilen Abhanges, Thales, Bergvorsprunges oder Weges. Genau wie das deutsche Bug oder Pflug. Auf völlig flachem Lande bedarf es keiner Abschwenkungen, das Wort „szeg“ kommt also in den Ortsnamen seltener vor. Höchstens wo Flüsse eine Ecke bilden, wie etwa Tiszazug im Comitats Táss=Nagy=Nun=Szolnok. Und sieht man genau zu, so findet man wirklich dem Worte „szeg“ der Zalaer Ortsnamen entsprechend immer die Biegung eines Flusses, Bergvorsprunges oder Heerweges.

Ebenso eigenthümlich und häufig ist das Wort „fa“. Damit gibt es in Zala etwa 40 Dörfer, wie Mibánfa, Gógánfa, Mahomfa, Mikefa, Salomfa, Zelefa u. s. w. In allen diesen Ortsnamen bedeutete das „fa“ einst „falva“ (Dorf), was aus Urkunden des XIV., aber auch früherer und späterer Jahrhunderte hervorgeht. Im Volksmunde ist das Wort „falva“ zu „fa“ zusammengeschmolzen. Viele Ortsnamen sind mit „föld“ (Erde, Boden) gebildet, so: Egenföld, Pördeföld, Hunföld, Rajánföld u. s. w. Viele mit „hid“ (Brücke), so: Óhid, Kéhida, Andrászida, Bollahida u. s. w. Viele mit „háza“ (Haus), wie: Baksháza, Bokaháza, Sándorháza u. a. m. Viele mit „vár“ (Burg) und „hely“ (Ort), z. B.: Budavár, Szegvár, Zalavár, ferner Keszthely, Szerdahely, Várhely u. s. f. Die meisten Ortsnamen in Zala leiten sich jedoch, wie überall im Lande, von den Namen der Geschlechter und Familien oder der Heiligen her.

Indem wir die Geschichte des Zalaer Comitates skizziren, beschränken wir uns natürlich auf die Localgeschichte und werden auch diese größtentheils bei der Beschreibung der betreffenden Städte und Dörfer, Burgen und anderen bemerkenswerthen Punkte behandeln. Indes ist es auch geboten, den auf das Zalaer Comitath bezüglichen Theil der nationalen Geschichte in großen Zügen zu zeichnen.

Ohne Zweifel gehört das Comitath zu den allerältesten. Der hentige magyarische Theil seiner Bevölkerung hat sich ebenfalls schon bei der Eroberung des Landes hier niedergelassen und sich tausend Jahre hindurch seine Ursprünglichkeit und Reinheit bewahrt. Dies ist durch Sprache, Familiennamen und die meisten Ortsnamen bezeugt. Aus den zwei ersten Jahrhunderten des Christenthums sind zwei große Ereignisse der vaterländischen Geschichte zu erwähnen. Einmal die Einwanderung großer fremder Familien, dann die Einführung und Organisirung des Christenthums. Welche Familien sich hier nach der Eroberung des Landes zuerst niederließen, das ist heute wohl nicht mehr sicher festzustellen. Die Überlieferung nennt Bér Bölcs als ersten Besitzergreifer. Auf die eingewanderten größeren Familien werfen die archivalischen Forschungen ein helleres Licht. Es gibt ihrer zweierlei: solche, die aus anderen Gegenden des Landes hieher übersiedelten, und solche, die aus dem Auslande kamen. Von den letzteren ist es sicher, daß sie in den zwei ersten Jahrhunderten des ungarischen Christenthums die Bildung des Westens hier eingeführt haben, und ebenso sicher weiß man, daß sie sich alsbald in vollkommene Magyaren verwandelten, was bei manchen eingewanderten fremden Familien in den Comitaten Eisenburg, Ödenburg und Wieselburg lange nicht in dem Maße gilt und noch weit weniger von den Magnaten, die im XVIII. und XIX. Jahrhundert das Indigenat erwarben. Als das Christenthum Wurzel gefaßt hatte, erhielt das Comitath alsbald eine Menge kirchlicher Institutionen. Dies beweist, daß die Bevölkerung dicht und das Christenthum bei ihr schon festgewurzelt, so wie daß für die religiöse Erziehung und sittliche Unterweisung des Zalaer Volkes schon

in den frühesten Zeiten verhältnißmäßig gut gesorgt war. Eigenthümlich ist es, daß bei der Stiftung der Mönchsorden, Abteien und Kirchen die aus dem Westen eingewanderten großen fremden Familien sich am meisten hervorthaten. Die große Mehrheit der Bevölkerung ist römisch-katholisch und nur der an das Bezprémer Comitats stoßende Strich, namentlich der Tapolcaer Strich hat Calviner in größeren Mengen aufzuweisen. Westlich vom Tapolcathal ist das Volk schon wieder rein katholisch.

Der verheerende Tatareneinfall ließ das Zalaer Comitats fast unberührt. Die Türken traten zuerst im Jahre 1480 auf, indem ein Trupp die Drau überschritt und in das Muraköz einfiel. Die Comitats-Insurrection jedoch und König Matthias, der persönlich hieherkam, bewogen sie bald zum Abzug. Nach Sultan Solimans großem Feldzug im Jahre 1541 warf der Pascha von Ofen, Mehemet Zahioglu, 1546 sein Auge auf Zala und der Reichstag dieses Jahres trifft bereits Verfügungen zur Vertheidigung des Comitats. Überhaupt wird die Rolle desselben nach der Niederlage bei Mohács und besonders nach dem Falle Szigethvárs eine für das ganze Land hochwichtige. Auf den Plattensee, die Drau und Mur gestützt, welche Gewässer es als die großen Schutzwehren gegen türkische Angriffe vertheidigt, wird es unmittelbar zum Schild für die Comitats jenseits der Donau, aber auch für Steiermark, Osterreich und Wien. Es muß also den Plattensee befestigen, zu welchem Behuf es die Burgen Tihany, Esobáncz, Szigliget, Keszthely erbaut, und nicht minder die Drau, wo die Burgen Csakathurn und Légrad entstehen. Zwischen Plattensee und Drau gibt es jedoch auf einer Strecke von 50 Kilometer kein Wasser, das ein Hinderniß bildet. Diese Linie zu schützen ist die Aufgabe der ziemlich in der Mitte liegenden Feste Kanizsa. Mit Kanizsas Fall ändert sich natürlich die Grenzvertheidigung; sie wird schwieriger und kostspieliger. Die Grenze ist nicht mehr zu schützen, es gilt also die von ihr herwärts führenden Straßen zu halten. Solcher Straßen gibt es drei. Die erste ist das Zalathal gegen Norden. Hier werden sechs neue Forts errichtet: Klein-Komorn, Magyaróvár, Hidvég, Zalavár, St. Georgen (Szent-Györgyhvár) und Gerecsendorf (Szent-Grót). Die andere Einmarschstraße von Kanizsa direct gegen Norden ist das Thal des Kanizsaflusses und Großen Kanals (Magy-Csatorna). Dieses zu schützen, müssen Rajk, Pölöske, Kapornak und Zala-Egerszeg befestigt und ausgerüstet werden. Der dritte Weg von Kanizsa führt nach West und Nordwest durch die Thäler der Mur, Lendva und Kerka. Sie sind beherrscht durch Szemenye, Unter-Dimbach (Alsó-Lendva), Szécsi-Sziget und Nempti, die also mit Festungswerken und Besatzung zu versehen sind. Und was die Natur und Kriegswissenschaft so vorgehrieben, das wird auf Betreiben des Zalaer Comitats durch die Reichstage beschloffen, freilich aber bleibt der größte Theil der Arbeit, Kosten, Opfer und kriegerischen Tapferkeit durch Zala selbst zu bestreiten. Und dies nicht nur an den erwähnten Punkten, sondern auch in

den Besten der zweiten Vertheidigungslinie, in Tátika und Sümeg, Keménd und Zalabér, Kányavár, Dabronát, Keznet und Zala-Lövö. Zala allein hatte 30 Grenzforts zu besetzen, in Stand zu halten, mit Geld und Kriegsrobot zu versorgen und für die Verproviantirung und Ausrüstung der Besatzungen aufzukommen. Der Sold wurde entweder durch die Städte oder durch die ernannten Festungscommandanten bezahlt, im Princip wohl aus der Staatscasse, oft aber aus ihrer eigenen Tasche und in der Regel mittelst Auspressung des umwohnenden Volkes. Ein Theil der Besatzung diente immer um Beute, nicht für regelmäßigen Sold. Diese Leute machten denn auch wenig Unterschied zwischen Freund und Feind. Oft genug wurden den Bauern des unter türkischer Botmäßigkeit stehenden Gebiets, wenn sie die Steuer hereinbrachten, Mauthen oder gar ihre ganze Habe abgenommen. Die den Türken botmäßigen Dörfer mußten sowohl den Türken, als auch dem Comitats Steuern entrichten. Und wenn sie die Steuer in Geld, Tuch, Pferden, Nahrungsmitteln ablieferten, wurden sie gar manchemal durch die Streifpartien der Besatzung ausgeplündert. Die Commandanten der Zalaer Festungen machten sich gar kein Gewissen daraus. Viele Reichstage, unter anderen die von 1595, 1625, 1630 und 1647, erließen wiederholt strenge Verbote gegen solche Erpressungen. Die Besatzungen trieben auch die Zehnten des Comitats für den Bischof von Veszprém ein, dachten aber gar nicht daran, sie abzuliefern. Der 97. Gesetzartikel vom Jahre 1647 trifft auch darüber besondere Verfügung. Mitunter, wenn die Türken ihnen gerade nicht zu schaffen machen, pflücken die Festungscommandanten mit einander ein Hühnchen oder es verbinden sich auch mehrere zu bewaffneter Fehde gegen andere, entferntere Burgen. So stellen sich im Jahre 1617 die Commandanten von Nemti, Egerszeg und Szécsi-Sziget zusammen und fallen in das Eisenburger Comitats ein, wo sie Zzákfalva, die Burg Thomas Nádasdys, überfallen und plündern. Zwei Reichstage haben zu thun, um die daraus entstandenen Händel zu schlichten.

Die Besatzungen bestanden zu gleichen Theilen aus Fußtruppen und Reitern, ja die Reiter bildeten oft die Mehrzahl, wie dies durch den Reichstag des Jahres 1655 bestimmt war. Der Grund davon ist einfach. Die Türken führten nicht nur regelmäßige Feldzüge aus, gegen welche die geringe Besatzung einer kleinen Feste ohnedies wenig ausrichten konnte, sondern die Streifpartien der türkischen Besatzungen, die verheerenden Einritte der reicheren Begs waren für Dörfer und Kirchen das Verderblichste. Diese wichen den festen Plätzen aus. Ihnen gegenüber waren nun die aus Fußvolk bestehenden Besatzungen völlig oder nahezu machtlos und es mußte daher für Reiterei gesorgt werden. Auffallend ist der geringe Präsenzstand der Festungsbesatzungen. Machen doch die der 30 Zalaer Grenzfestungen laut dem Reichstage von 1655 insgesammt kaum 2000 Reiter und 1800 Fußsoldaten aus. Dies ist übrigens der Friedens-Präsenzstand. War eine

Beste mit Belagerung bedroht, so wurde ihre Besatzung vervierfacht, ja verfünffacht, wobei die Verstärkung besonders das Fußvolk betraf. Die Stände von Zala, erschreckt namentlich durch den Fall Szigethvárs, wandten sich im Jahre 1574 an den Reichstag um Erlaubniß, vorwiegend Fußtruppen halten zu dürfen. Dieses Ersuchen wurde später nicht wiederholt, da sie sich überzeugten, daß die Aufgabe besonders ihrer kleineren Festungen darin bestand, die kriegerischen Bewegungen des Feindes auszuspähen und die kleineren Beutezüge zu verhindern oder zu rächen, wozu aber insbesondere Reiterei nöthig war. In Bezug auf Meuti gestattete der Reichstag, daß seine Besatzung von Steiermark gestellt und erhalten werde. Kanizsa erhielt nach 1590 eine deutsche Besatzung und auch die Leitung seiner Vertheidigung wurde in deutsche Hände gelegt. Bald aber wurde es von den Türken genommen. Die deutschen, italienischen, wallonischen Söldner waren zwar im Allgemeinen gute Soldaten und hatten kriegserfahrene Offiziere, solche Beispiele von Heldennuth jedoch, wie sie in den ungarischen Heeren unter den Brinyi, Thury, Gyulassy, Török, Nádasdy u. s. w. vorkommen, finden sich bei ihnen selten. Sie vertheidigten nicht ihr Vaterland. Die meisten und größten Festungen des Landes wurden den Türken durch Fremde ausgeliefert. Überdies verübten sie furchtbare Brandschagungen, wenn ihr Sold ausblieb, was freilich oft geschah. Daher die häufigen und wiederholten bitteren Klagen der Reichstage im XVI. und XVII. Jahrhundert gegen die fremden Besatzungen und Commandirenden, — Klagen, die nicht nur staatsrechtlich begründet waren, sondern auch im Interesse der Landesvertheidigung und der Menschlichkeit erfolgten. Andererseits konnte der königliche Hof oft doch nichts Anderes thun, als den Klagen gegenüber das Ohr zu schließen. Das Ungemach infolge der türkischen Aufgriffe war häufig so schwer, daß man über die kleineren Übel hinwegsehen mußte.

Im Somogyer Comitats nisteten sich die Türken schon nach 1540 ein. Solange sich Szigethvár und Babócsa hielten, konnte das Comitats in den westlichen Theilen noch bestehen und wirken. Nach ihrem Fall wurde dies alsbald unmöglich, weshalb der Reichstag von 1596 die Regierung, Verwaltung und Rechtspflege von Somogy ins Zalaer Comitats hinüber verlegte. Dieser Zustand blieb über 100 Jahre bestehen, bis endlich der Reichstag von 1715 die Somogyer Behörden wieder herstellte und von Zala löstrennte.

Im XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert treten in Zala neue große Familien an die Stelle der alten. Die Brinyi, Nádasdy, Batthyány, Széchenyi, Esterházy und zuletzt die Festetics nehmen den Platz der Geschlechter Kanizsai, Bánffy, Széchy, Gyulassy, Gersei-Pethö, Szent-Ghyralthi, Hagymássy, Pogány, Lengyel, Sárkány, Ördögh u. s. w. ein und erheben sich den geänderten Verhältnissen gemäß zu nicht geringerer Macht. Die Kämpfe um nationale Unabhängigkeit und verfassungsmäßige Freiheit berühren Zala

nur mit ihren äußersten Wellenringen und oft überhaupt nicht. Von den Kämpfen eines Boeszkay, Georg Rákóczy und Tököly spürt das Zalaer Comitat so viel wie nichts. Doch dringen die siegreichen Heere Bethlens auch hieher vor und die Generale Franz Rákóczys II. brechen mitunter auch in Zala ein. Ebenso lassen die Feldzüge von 1848 bis 1849 Zala fast ganz aus dem Spiel. Umso höher und reiner war aber die Flamme, mit der hier im Laufe unseres Jahrhunderts der Kampf der Ideen entbrannte.

In diesem Kampfe standen die Brüder Deák voran: von 1820 bis 1833 Anton Deák und nach ihm mit weit größerer, das ganze Land beherrschender Autorität Franz Deák. Zala war durch nahezu 20 Jahre besonders dank der Führerschaft Franz Deáks, eines der wichtigsten leitenden Comitats Ungarns. Es wurde ebenso wichtig wie das Pesther Comitat und wichtiger als selbst Bars, Bihar oder Veszod. Deák und seine Genossen, unter denen Ladislaus Esányi der Hervorragendste war, hegten und pflegten hier die Ideen des Fortschritts und die beständigen Keime der edlen nationalen Leidenschaften, sie entwickelten dieselben zu Principien und Institutionen, so lange der Kampf mit verfassungsmäßigen und friedlichen Mitteln geführt wurde.

Die Besitzverhältnisse entsprechen den geschichtlichen und geographischen Momenten, die das Comitat gestaltet haben. Das für die Landwirthschaft geeignete Gebiet beträgt etwa 925.000 Katastraljoch. Davon sind 310.000 Joch, also ein Drittel des Gebietes, kirchlicher, fideicommissarischer oder anderweitiger hochadeliger Großgrundbesitz. Die Kirchengüter machen etwa 80.000 Joch. Größere Grundbesitzer sind die Bischöfe von Veszprém und Steinamanger, die Abteien von Zalavár, Kapornak und Tihany, das Veszprémer Kapitel, der Universitätsfonds des Budapester Central-Seminars, der Schulorden der Piaristen und der Religionsfonds.

Unter den weltlichen Großgrundbesitzern befinden sich zwei regierende Häuser und zwei fürstliche Familien des heiligen römischen Reiches. Jene sind der Graf von Flandern und das Haus Coburg, diese die Fürsten Esterházy und Batthyány. Ihr Gesamtbesitz macht etwa 100.000 Katastraljoch, wovon mehr als drei Viertel den Fürsten Esterházy gehören. Gräfliche Familien, 15 an der Zahl, besitzen etwa 125.000 Joch, wovon das Meiste den Festetics, dem Pápaer Zweig der Esterházy, den Széchenyi, Andrássy und Batthyány gehört. Kleinere, zum Theil mittlere und sogar Kleingrundbesitzer sind die gräflichen Familien Erdödy, Deym, Somssich, Zichy, Szápáry, O'Donnel, Pejacsevich, Hugonnay, Ossich und Szigray. Dazu kommen noch drei freiherrliche Familien, und zwar Mikos und Trejesburg mit kleinen Besitzungen, die Simon Sina'schen Erben mit 7.500 Joch.

Der niedere Adel saß und sitzt in Zala seit uralter Zeit in großer Anzahl auf seinen Gütern. Mehr als 100 Dörfer bestehen aus niederem Adel und verfügten vor 1848 auf

den Generalversammlungen des Comitats über mehr als 6000 Stimmen. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß nahezu ein Drittel des bewirthschafteten Grund und Bodens sich noch immer im Besiß des alten Kleinadels befindet. Der größte Theil desselben sind allerdings Kleingrundbesitzer mit 20, 50 bis 100 Joch, Haus und Hof, Acker und Wiese, Weide und Wald mit inbegriffen; diese wurden zur Zeit, als das „Kortésfediren“ noch eine Bestechungswirthschaft war, auch Bundschuhadel (boeskoros) genannt. Doch war dies nur ein Schimpfname, denn der Kleinadel jenseits der Donau, also auch der des Zalaer Comitats, trägt schon seit Jahrhunderten keine Bundschuhe (boeskor) mehr, wenn er sie überhaupt jemals getragen. Er trug Sandalen, hie und da noch in den Dreißiger-Jahren, aber keine Bundschuhe. Die spöttische Bezeichnung „Bundschuhadel“ gehört dem walachischen Kleinadel der an Siebenbürgen grenzenden und dem ärmeren, insbesondere slovakischen der oberen Comitate zu; von diesen ist sie auf die Kleinadeligen anderer Comitate übergegangen.

Die Landwirthschaft bewegt sich, mit Ausnahme der herrschaftlichen Güter, überwiegend in den engen Grenzen der einfachen, sogenannten Bauernwirthschaft und besteht aus Landbau in dreifachem Wechsel, sowie aus Rinder-, Schaf- und Schweinezucht. Die üppigen Mähwiesen und meist vorzüglichen Berg- und Waldweiden leiten das Zalaer Volk von selbst zur Viehzucht an. Die Zahl der Pferde und Rinder beträgt etwa 180.000; — ein überaus günstiges Verhältniß. Schafe und Schweine gibt es etwa 380.000, also etwa vier Stück auf jede Familie; auch dieses Verhältniß ist gut. Die unbedingt nothwendigen Grundlagen des materiellen Wohlstandes sind also reichlich vorhanden. An Fleisch, Milch, Getreide und dem thierischen, sowie pflanzlichen Rohstoff für einfache Kleidung ist Überfluß. Dagegen ist die Industrie im ganzen Comitat gering; sie geht kaum über das Maß der dörflichen Hausindustrie hinaus.

Einen großen Factor des Wohlstandes besaß das Volk der mittleren und östlichen Striche von Zala im Weinbau. Die Berge des Plattensee-Ufers, sowie die südlichen und südwestlichen Abhänge der hinter diesen folgenden Berge, dann die südwärts geneigten Hänge längs der Flüsse Zala, Kanizsa und Mur waren mit ausgedehnten Weingärten bedeckt, die einen feurigen und aromatischen Wein von hohem Werthe lieferten. Noch jetzt wird die Weinregion mit 30.000 Joch angegeben, allein sie betrug vor den Verheerungen der Phylloxera über 50.000 Katastraljoch. Vom Ostrande des Comitats bis Badacsomy sind die Reben gänzlich ausgerottet und auch Badacsomy, ja das gesammte Weingebiet des Comitats ist schon angegriffen und in wenigen Jahren werden die alten heimatischen Reben und Traubensorten auch in Zala völlig verschwunden sein. Ein Katastraljoch Rebengelände pflügt hier im Durchschnitt etwa 100 Gulden jährlich rein abzuwerfen. Bei solcher Berechnung hat sich also die Jahreseinnahme der Zalaer Bevölkerung um etwa



Bejemenweje in Göcsöl.

fünf Millionen verringert, welcher Betrag jedoch nicht ganz als Barverlust anzusehen ist. Den größten Theil des Weines hat der Zalaer Weinbauer mit seiner Familie selbst getrunken. Er genoß ihn mit Maß, ohne Gelage, aber systematisch. Die Weinbauern gleichen Ranges kamen täglich beim Keller zusammen, um beim Eigenbau zu plaudern, ihre Meinungen auszutauschen. Gern boten sie auch den Dienstleuten, dem Arbeiter, dem Armen, ja dem Wanderer einen Trunk. Die Acker- und Weinbauern an der Tapolca und um Keszthely fielen auf durch Offenheit, Frohsinn, die Lust am Scherz, den kraftvollen, strammen Wuchs, die vollen Wangen, deren Roth die Gesundheit der Leute bezeugte. Ihre Freundlichkeit und Zuverlässigkeit, der jede Berechnung fern lag, ihre Offenheit und Aufrichtigkeit, die aber alle Unbescheidenheit ausschloß, waren in keiner Gegend Ungarns, ja wohl bei keiner einzigen landwirthschaftlichen Arbeiterklasse der gebildeten Nationen so hoch entwickelt als hier. Mit dem Verlust der Weingärten sank auch der Wohlstand, Bier und Branntwein ersetzten den Wein, der heitere Zeitvertreib wich rechnender Mühsal, und so scheint es, daß nach und nach Charakter und Denkweise dieser Bevölkerung sich von Grund aus ändern werden. *

Die ethnographischen Verhältnisse sind ziemlich einfach, insofern die verschieden-sprachige Bevölkerung nicht vermischt, sondern in geschiedenen Sprachinseln neben einander wohnt. Die Zahl der Bevölkerung beträgt rund 405.000. Davon sind 300.000 Magyaren, 100.000 Slaven und 5.000 bis 6.000, an der westlichen, steirischen Grenze, Deutsche. Die Slaven weisen zwei Schattirungen auf. Zwischen Drau und Mur, im sogenannten Muraköz, sitzt eine sozusagen rein kroatische Bevölkerung; nur in den Städten hört man auch ungarisch, in den Dörfern wird dieses bloß von der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit gesprochen. Die Kroaten zählen rund 80.000 Köpfe. Nördlich der Mur, um Belatinez und Turnija, wohnen etwa 20.000 Wenden, die in den alten Urkunden als Wenden, Winden und Bandalen erwähnt sind. Sowohl Kroaten, als auch Wenden sind friedsam, einen ruhigen Wohlstand genießendes Volk, dessen sämtliche Bedürfnisse durch die ungewöhnliche Fruchtbarkeit des Bodens gedeckt werden. Alter Adel hat bei ihnen nie gehaust und thut dies auch jetzt nicht, eine sogenannte Herrenklasse kennt ihre Gemeinschaft nicht und es ist auch gar keine solche vorhanden. Das Muraköz gehört seit uralter Zeit zum Zalaer Comitatus. Nach der Bewegung von 1848 bis 1849 wurde es dem Warasdinener Comitatus angegliedert, kam also an Kroatien-Slavonien, allein schon im Jahre 1861, als das Verfassungsleben seinen ersten neuzeitlichen Versuch machte, wurde es sofort wieder dem Zalaer Comitatus einverleibt.

Unter den Magyaren kommt hier eine eigenthümliche Variation der Race vor. Die Gegend, wo diese heimisch ist, heißt seit unvordenklichen Zeiten Göcsej. Die Grenzen von Göcsej sind: im Norden der Zalafluß von Lövő bis Egerszeg, im Osten der Váliczka-Kanal

von Egerszeg bis Bánok-Szent-György, im Süden der Váliczka-Bach von Bánok-Szent-György bis Klóv, im Westen der Kerkafuß bis Ramocza und von diesem weiter bis Lövö die Grenze des Eisenburger Comitats. Dieses längliche Viereck mit fast geraden Seiten ist etwa 700 Quadratkilometer groß und enthält gegen 90 Dörfer, nebst 30 bis 40 volkreichen Puszten. Dörfer und Puszten sind natürlich klein. Der Göcsejer ist von dem Sümejer, Kanizsaer oder Plattensee-Magyarer in der Mundart wesentlich verschieden; die Sprechweise, das eigenthümliche Dehnen mancher Sprachlaute, auch gewisse Wörter von alterthümlicher, in der Schriftsprache nicht gebräuchlicher Form und Suffigirung geben der Zunge ein eigenes Gepräge. Die absonderlichen Ausdrücke, Einfälle, Sprichwörter und Sprechmanieren der Göcsejer wurden wiederholt gesammelt.

Wir gehen nun an die Schilderung des Zalaer Comitats, dessen Gebiet wir zu diesem Zwecke in drei Bezirke theilen.

I. Von der Ostgrenze bis zum Zalafluß.

Der östliche Theil des Comitats ist nur ein kleiner eingeklemmter Fortsatz zwischen dem Veszprémer Comitat nördlich und dem Plattensee südlich. Dieser Theil erstreckt sich, von der Puszta Almádi als östlichstem Grenzpunkt angefangen, in der Länge von etwa 30 und einer Breite von bloß 7 bis 10 Kilometer bis Zánfa und vom Veszprémer Comitat bis an das Plattensee-Ufer. In den Plattensee springt dieses Gebiet von Süden her mit dem Berge Tihany vor. Der ganze Fortsatz erscheint im Vergleich zu dem hinter ihm liegenden Bakony als Flachland, er ist aber eigentlich eine aus Dolomit- und Kalkstein-schichten bestehende Hochebene von stellenweise lehmigem, durch dünnen Waldhunnus gebräuntem Boden; hie und da ist er von Thälern und engen Schluchten durchrissen und fällt schließlich mit ziemlich steilen Rändern gegen den Plattensee ab. Vom Plattensee aus erblickt man eine Bergfette mit ragenden Gipfeln; vom Veszprémer Comitat her wandert man über ein Plateau, von dessen Höhe die Straßen plötzlich und gleichsam sprungweise zum Seebecken niederzutauchen scheinen. Das Plateau ist mit Wald und magerem, steinigem Weidegrund bedeckt; hie und da erscheinen kleine Äcker und die Dörfer Szölös, Pécsel und Dörgicse, von Weingärten umgeben. Die dem Plattensee zugewandten Steilhänge waren einst sämmtlich mit Wein bepflanzt und an ihrem Fuße mit Äckern und Wiesen umgürtet, während Höhricht die Seebuchten füllte.

Den äußersten Grenzpunkt im Osten bildet der Zalaer Theil der Puszta Almádi; er gehört dem Veszprémer Kapitel und einzelnen kleineren Weingartenbesitzern. An Almádi stoßen westlich Feljö- und Alsó-Ers, zwei verhältnißmäßig größere Dörfer, deren Berge einst vortrefflichen Wein gaben. Alsó-Ers beginnt sich als Sommerfrische und Badestation zu entwickeln. Der Ortsname Ers kommt am Plattensee viermal vor. Außer den beiden

genannten gibt es ein Rövágó-Dörs, ehemals Boldogajszony-Dörs, in der Richtung der Fülöpér Überfuhr, dann das Dörschen, oder vielmehr die gut bevölkerte Puszta Kis-Dörs zwischen Salföld und Kendes. Alle stoßen mit ihrem „Gotter“ an den Plattensee und alle bauten einst auf ihren Bergen einen vorzüglichen Wein voll Kraft und Blume. In den ersten Jahrhunderten waren alle vier Dörs in der Hand des Geschlechtes Dörs vereinigt. Georg, aus dem Geschlechte Dörs, erhält im Jahre 1398 Batthyán und von da an nennt sich die Familie Batthyány. Unter Matthias I. steigt sie zu geschichtlicher Bedeutung auf. Franz Batthyány erhält im Jahre 1524, unter dem Titel der „Antreue“ Valentin Töröks von Enying, dessen Burg Güssing (Német-Ujvár), die ihm das Familienprädicat de Német-Ujvár liefert.

Die Propstei zu Felső-Dörs ist nahezu 700 Jahre alt. Ihre Güter befanden sich zeitweilig in anderen geistlichen, mitunter auch weltlichen Händen, die Propstei jedoch bestand ununterbrochen fort. Ihre Kirche ist ein ausgezeichnetes Denkmal spätromantischer Baukunst und stammt aus keiner späteren Zeit als 1250 bis 1260. Sie zeigt den nämlichen Stil wie die Garnisonkirche in der Ofner Festung und ist zwar kleiner als diese, jedoch ein schmuckerer und verhältnißmäßig kostspieligerer Bau. Den Hauptgrundbesitz der Propstei bildet die im Weißenburger Comitat am Südufer des Velenceer Sees gelegene, 2800 Joch große Puszta Dinyés, die ihr im Jahre 1490 durch den Prinzen Johann Corvin geschenkt wurde. Das Patronatsrecht und die Donationen werden noch heute von den Fürsten Batthyány ausgeübt. Alsó-Dörs liegt dem Plattensee näher und hat eine herrliche Aussicht gegen Tihany hin. Alle drei Dörfer gehören kleinadeligen Kleingrundbesitzern und zu geringem Theile dem Befürsteter Kapitel. Auch Rövágó-Dörs ist eine Niederlassung von gleichem Alter wie Felső-Dörs. Dahin gehört die Puszta Ecsér, einst ein Dorf, das schon im Jahre 1159 seine St. Ladislaus geweihte Kirche hatte. Sein Gebiet ist in den Händen des Kleinadels. Unter diesem hat sich die Familie Kerkapoly hervorgethan, deren Ahnherr Stefan im Jahre 1685 geadelt wurde. Sein Ururenkel Stefan ist um 1840 Ablegat und Vicegespan von Zala. Stephans Bruder Johann übersiedelt nach Szent-Gál im Befürsteter Comitat, wo sein Sohn Karl, der spätere Schriftsteller, Universitätsprofessor, Abgeordnete und (1870 bis 1873) ungarische Finanzminister, geboren wird.

Von Felső-Dörs und Lovas westlich gelangen wir nach Paloznak, dann über Rövésd nach Csopak. Die Bergabhänge sind hier alle mit Landhäusern bedeckt; das größte und schönste darunter ist die durch den verstorbenen Bischof von Befürsteter, Johann Ranolder erbaute, mit Thurm und Kapelle versehene große Csopaker Villa.

Westlich von Csopak liegt in herrlicher Gegend, dem Thomas- und Georgsberge zu Füßen, Balaton-Füred. Bevor die Phylloxera ins Land kam, erzielte es in seinen

ausgedehnten Weingärten vorzüglichen Wein. Ihm zugehörig, liegt südlich unmittelbar am Plattensee-Ufer das Bad Balaton-Füred, das sogenannte Savanyvíz (Sauerwasser). Dieses Bad begann Ende des vorigen Jahrhunderts aufzublühen und war schon im ersten Viertel unseres Jahrhunderts bequem eingerichtet und beliebt. Mit Bartfeld und Pístyán war es der erste zeitgemäß ausgestattete Badeort Ungarns.

Das Gebiet von Tihany stößt an das von Balaton-Füred, von wo man auf ziemlich guter Straße über das Dörfchen Ászóö nach der Halbinsel gelangt. Diese war einst eine Insel und noch jetzt erhebt sich bei hohem Wasserstande die zwei Kilometer breite Fläche, über die man auf die Halbinsel gelangt, kaum ein paar Meter hoch über die Fluth. Wiederholt wurde schon der Versuch gemacht, durch diese Ebene einen breiten Graben zu führen und so die beiden Buchten zu verbinden, die Halbinsel aber wieder zur Insel zu machen. Sichere Spuren dieser Arbeiten sind aus römischer, wie aus avarischer Zeit erhalten. Der letzte Versuch wurde 1849 durch die Kriegsleitung der ungarischen Regierung gemacht und die Ausgrabungen dieses Kanals sind noch jetzt in ihrer ursprünglichen Form, wenn auch mit Rasen überwachsen, zu sehen. Die größte Länge der Halbinsel, vom letzterwähnten Kanal gegen Süden bis zur Tihanyer Überfuhr, beträgt 5 Kilometer, ihre größte Breite, von dem am Ostufer gelegenen Óvár bis an den Fuß des westlich aufragenden Csúcshegy, $3\frac{1}{2}$ Kilometer. Die Bodenfläche der Halbinsel macht also etwa 2.000 Quadratkilometer aus. Diese Fläche ist sehr uneben. Ihr östliches und westliches Ufer sind so steil, daß sie nur an wenigen Punkten zugänglich werden. Die Mitte der Halbinsel, wo sich ein kleiner See befindet, ist kaum 25 Meter höher als das Niveau des Plattensees, während der Csúcshegy sich 129 Meter, die Abteikirche selbst und das kleine Dorf aber etwa 90 Meter hoch über den See erheben. Und alle 100 oder 200 Meter weit ändert sich die Oberfläche so jäh. Zu der Überfuhr steigt man auf steilem, doch gangbarem Wege hinab; $1\frac{1}{2}$ Kilometer von der Überfuhr sieht man jenseits die sogenannte Szántóder Überfuhr im Somoghyer Comitat.

Das Gestein der Halbinsel besteht aus lockerem Sandstein, Basalttuff, feuersteinhaltigem Kalkstein und anderen Feuerstein- und Basaltgemischen, die an den steilen Uferändern unter den atmosphärischen Einflüssen rasch verwittern. Es ist annähernd zu berechnen, wann der Untergrund der Abteikirche völlig herausgewittert sein wird. Einst standen auf der Insel drei kleine Dörfer: Tihany, Apáti und Ujjalu; die beiden letzten sind verschwunden und ihre Bewohner nach Somoghy und Zala ausgewandert. Tihany selbst ist als Gemeinde ebenfalls klein, nur wenige hundert Seelen. Die Einwohner leben jetzt meist vom Fischfang. Die Burg Tihany stand einst auf der Höhe eines Abhanges, der jetzt „Óvárer Weingärten“ heißt, seit der Niederlage bei Mohács jedoch in der Gegend der Abtei, deren Kloster und Kirche sie mit umfaßte. Die Nordseite dieser Kirche

gibt das berühmte Echo, das bei Windstille einen Satz oder Vers von 8 Secunden Länge genau wiederholt.

Kloster, Kirche und Abtei der Benedictiner zu Tihany wurden 1055 durch König Andreas I. gestiftet. Nach dem Stiftsbriefe siedelte er dort „eine Schaar Mönche“ an, also jedenfalls eine große Anzahl, was auch aus der Menge der Donationsgüter zweifellos hervorgeht. Es war eine im Verhältniß zu jener Zeit reiche und jedenfalls königliche Stiftung. Noch heute, nachdem acht Jahrhunderte sie vieler Güter und zuletzt ihres Urbarial-Grundeigenthums beraubt haben, besißt sie in den Zalaer Gemeinden Tihany, Aszófő, Balatonfüred und Balatonkiszőlös, dann in den Somogyer Ortschaften Endréd, Kaposly, Teleki und Zamárdi nahezu 18.000 Joch, wovon jedoch etwa 5000 Joch auf das Wasser des Plattensees kommen. Es gibt im ganzen Comitate keinen Convent, keine Abtei, kein Kloster, welches die Stürme der Jahrhunderte so glücklich überstanden hätte, wie Tihany, dem auf dem Gipfel seiner Plattensee-Insel kein Tatar, Türke oder Deutscher beikommen konnte, kein übermüthiger Ritter jemals mit der Brandfackel nahte. Kloster und Kirche stehen an der alten Stätte, obgleich sie neuere Bauten sind und mit Andreas I. nichts zu thun haben. Beide wurden im Jahre 1755 vollendet. Die Gebeine des königlichen Stifters sind da beigelegt und in der alten Gruft wurden vor einigen Jahren einige interessante Gewandtheile nebst anderen Gegenständen aufgefunden, die vermuthlich der Königsleiche angehört haben und nun von den Benedictinern sorglich verwahrt werden. Die Gebäude der Abtei haben zweifellos schon ursprünglich einen festen Punkt gebildet und wurden nach dem Tatareneinfall gewiß noch eigens befestigt. Wenigstens war Tihany um die Mitte des XIII. Jahrhunderts schon eine Befestigung. Nach der Mohácscher Schlacht, besonders nachdem die Türken Stuhlweißenburg erobert und Török-Koppány befestigt hatten, wurde Tihany eine wichtige Grenzfestung und schon der Reichstag von 1546 beeilte sich, sie und ihre Zustandhaltung der Fürsorge des Königs zu empfehlen, wie denn auch später die Reichstage bis 1681 ihr wiederholt alle Aufmerksamkeit widmen. Seit 1719 ist Tihany der Erzabtei von Martinsberg untergeordnet, die auch einen großen Theil seiner Einkünfte verwaltet.

In der Nähe der Halbinsel von Tihany, bei Aszófő, finden wir das Dörfchen Örvényes, einst Örményes. Hier bestand im Jahre 1266 ein Kloster der Paulinermönche, man weiß aber nicht, von wem und wann es gestiftet worden. Georg Kanizsai, Sohn des Grafen Lorenz, schenkte ihm um 1330 bedeutende Güter.

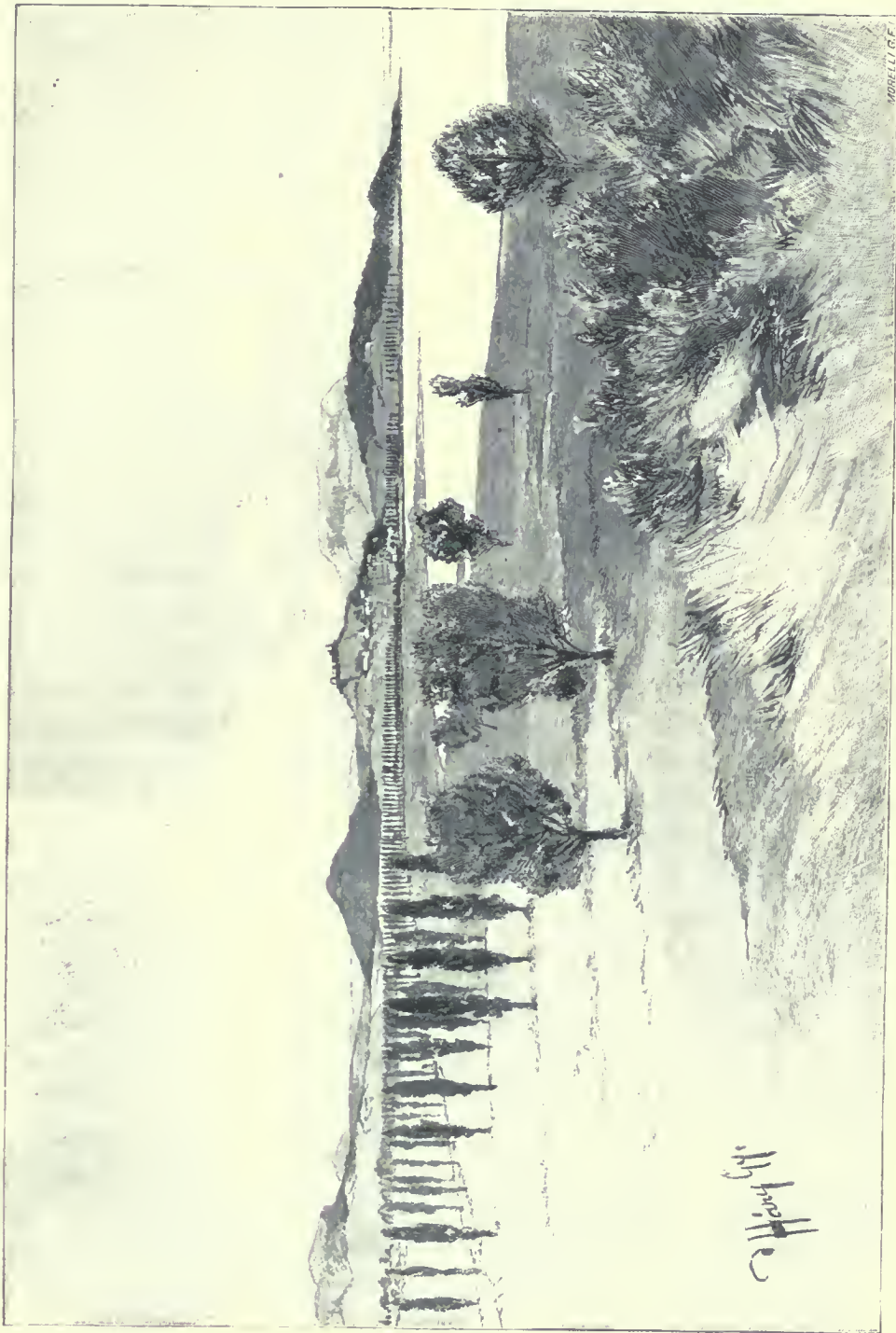
Der östliche, schmale Fortsatz des Comitats endet zwischen Budavár und Zánka, worauf das Comitatsgebiet sich gegen Norden verbreitert. Budavár ist ein auf einer Höhe gelegenes Dörfchen. Ihm gegenüber, auf einem anderen Gipfel, liegt das Dorf Csicsó. Eigenthümlicherweise heißt auch der Gipfel gegenüber von Budavár, einem bei Udvarhely gelegenen Dorfe, Csicszer-Berg, gerade als wenn zwischen den Wörtern

St. Georgsberg. Geobäude.

Château.

Eggenberg.

Babuskovy.



Das Salzer Meer des Plattenberges.

Buda und Esicsó irgend ein Ansiedlungsverhältniß bestände. Esicsó zu Füßen liegt Szent=Antalfa, unter den Arpáden, wenigstens bis in die Zeit Andreas' II. Besizthum königlicher Hofleute, insbesondere königlicher Wolfsjäger.

Von hier weiter über Tagyos, an Zánka vorbei, gelangen wir an ein Becken, dessen Oberfläche zwar uneben ist, das aber innerhalb eines vollkommenen Kreises von Bergen gelegen dennoch eine einheitliche Ebene darstellt. In diesem Becken liegen mehrere Dörfer des Namens Kál oder Kálla: Kőves=Kálla, Szent=Bé=Kálla, einst Janum Sancti Benedicti, und Mindszent=Kálla. Ohne Zweifel hat sich hier einst, vielleicht schon bei der Eroberung des Landes ein Geschlecht Kálla niedergelassen. In diesem Becken liegt noch Kővágó=Örs, von dem oben die Rede war, und südwestlich grenzt daran, über Salföld, ein Gebirge, das auf den Plattensee niederblickt und unter dem Namen Ábrahám eine alte Niederlassung bildet. Nach urkundlicher Angabe war es unter Andreas II. bis 1222 im Besitz von königlichen Hofleuten.

Im Egerthale liegt Petend, zu dem die Puszta Esóromföldsé gehört, und kaum einen Kilometer von Petend liegt im Thale des Egerbaches Kapols, von dem ein Theil den Namen Esórom führt. Diese beiden Ortsnamen erhalten das Gedächtniß der einst reichbegüterten und mächtigen Familie Devecseri=Esóron. Andreas, im Jahre 1564 Obergespan von Beszprém, besaß im Beszprémer Comitat Devecser und Ugod, im Eisenburger Comitat Jánozháza und Egervár, im Zalaer Comitat Lesencze=Tomaj und einen Theil von Füred, nebst mehreren Dörfern und Puszten. Mit ihm starb die männliche Linie der Familie aus. Heute gehört Petend den Grafen Esterházy von Pápa, Kapols aber verschiedenen adeligen Kleinbesitzern.

Westlich von Kapols liegt, von engen Thälern durchschnitten, ein beinahe kreisförmiges, waldiges Plateau, dessen über 10.000 hoch großer Bestand von Eichen-, Buchen- und Birkenwald noch vor wenigen Jahrzehnten einen zusammenhängenden Urwald bildete. Wald und Gebirge heißen auf den Karten Dobos, der richtige Name aber lautet Dabas. Das ist ein Nest der Schweine- und Schafhirten, wo das uralte Hirtenleben des Bakony noch heute in voller Ursprünglichkeit der Formen und Sitten gedeiht. Die Verfolgten der durch Classen- und Ständewesen zerstückelten alten Gesellschaft, die Ausreißer vor dem Recrutengang, die Entsprungenen der Kerker, die keinen Zwang ertragenden Teufelsburschen, die Bergelster des Mißbrauches grundherrlicher Allmacht, sie alle haben oft genug in dieser Waldwildniß Zuflucht gefunden, wenn die Panduren=Lieutenants des Beszprémer und Zalaer Comitats sie aus anderen Gegenden herausgesprengt hatten. Das Völkchen der Schweine- und Schafhirten selbst hat die Dieberei im Blute; für seine größeren Gelage nimmt es gar zu gern den Braten aus fremder Schaf- und Schweineherde. Und jene Landstriche, wo die Comitate Beszprém, Zala und Eisenburg zusammenstoßen,

vom Dabas bis Jánosháza, pflegen den Strafgerichten stets die meiste Arbeit zu geben. Manche Schweine- und Schafhirten im Dabas tragen noch jetzt ihre alte Tracht: den steifen, hohen, eckigen Hut, den kurzen, verbräunten und mit flachen Knöpfen besetzten Dolmány, die kurze, weisfältige Gatyha, die knarrenden Csizmen mit hohen Absätzen, den schweren, buntgestickten Besprémer Szür (Bodenmantel) und das in den Gatyha-Wulst gesteckte rothe „Wiener“ Schnupftuch. An der südlichen Ecke des Dabas liegt Monostor-Apáti mit einer alten Klosterruine; es gehört dem Bischof von Besprém. Hier liegt auch Dorf und Burg Hegyesz im Egerthale, nordöstlich von der Stadt Tapoleza. Neben dem kleinen Dorfe erhebt sich aus der Ebene ein pyramidenförmiger, oben cylindrischer Kegel von etwa 130 Meter Höhe. Von seinem Fuße oder vom Dorf aus gesehen, erscheint der Berg so spitz, daß der Beschauer sich nicht vorstellen kann, wie auf dieser Spitze eine Burg bestanden habe. Und dennoch stand sie oben, eine Burg im Geschmack und nach den Bedürfnissen des Mittelalters. Der Gipfel des Berges bildet ein Plateau von etwa 200 Quadratmetern. Auf diesem war bloß Platz für eine ziemlich große Cisterne, die das Regenwasser aufging, und für einen kleinen Thurm. Von beiden sind noch deutliche Spuren zu sehen. Die übrigen Gebäude: das Wohnhaus des Burgherrn, die Kaserne der Besatzung, die Vorrathshäuser, Ställe u. s. w. waren in die Flanken des Bergkegels eingebaut. Der Weg hinan bis zum Thore war gar künstlich in Serpentinien um den Berg her gelegt. Im Jahre 1560 brach Hamza-Beg in Stuhlweißenburg mit einer Streifpartie auf, fand die Burg ohne genügende Besatzung und nahm sie durch List ein. Die Übertieferung hat davon eine überaus komische Version bewahrt. Danach waren zwei Männer als Thorwache aufgestellt. Der eine ging ins Thal hinab, Wasser zu holen, und wurde von den Türken gefangen, die ihn bestachen, daß er den anderen Wächter berede, Abends das Thor aufzuziehen; unter diesem schlüpfen dann die Türken in die Burg. Thomas Nádasdy beorderte seinen Commandanten zu Sárvár, Valentin Magyar, zur Wiedereinnahme der Burg. Ihm schlossen sich Franz Gnyingi-Török, Johann Devecseri-Ozórón und Ladislaus Rátóti-Gynlaffy, Commandanten von Pápa, Devecser und Tihann, sowie der Raaber Commandant Eck an. Sie erschienen mit schwerem Geschütz und beschossen die Mauern zehn Tage lang, worauf der Thorthurm einstürzte; da übergab der Burghauptmann Bajazid den Platz (13. April 1562) und gerieth mit 80 Mann in Kriegsgefangenschaft. Die Burg wurde in der alten Form nie wieder aufgebant und heute muß man schon scharf zusehen, um nur etwas von ihren Trümmern zu erblicken. Der jetzige Besitzer ist Fürst Esterházy.

Südwestlich von Hegyesz gelangen wir über Dízsel nach Tapoleza und zugleich in ein länglich viereckiges Becken, das Thal der Bäche Lesencze, Tapoleza und Eger. Dies ist eine der schönsten und reichhaltigsten Landschaften Ungarns. Geologische und hydrographische Gestaltung, Geschichte und Poesie, geistige Cultur und Fruchtbarkeit wirken

zusammen, um die unbefchreibliche Schönheit dieser Gegend in ihren Farben und Formen, in ihrer Mannigfaltigkeit und mit ihren Perspectiven hervorzuheben. Es ist die Gegend von Esobáncz, Badacsöny und Szigliget. Es ist keine Alpen- und auch keine Boralpen-Landschaft. Die Berge sind nicht so hoch, das Wasser ist kein Meer, die Buchten sind nicht so tief, die Flüsse nicht so wasserreich, es kennt keinen Schneeberg und kein Nebel umdüstert die Höhen; das ist etwas Anderes als das Chamounix-Thal, etwas Anderes als der Rhein oder als die Fjorde Norwegens, etwas Anderes als die Schweizer Seen oder die Ufer Dalmatiens, etwas Anderes auch als Sorrent, obgleich dieses ihm vielleicht am nächsten steht. Die Verhältnisse freilich sind kleiner, aber die Vollkommenheit besteht darin, daß hier zahlreiche Factoren der meisten wegen ihrer Schönheit weltberühmten Landschaften auf relativ engem Raume vereinigt sind und sich gegenseitig heben, steigern, ablösen, ergänzen.

Die nördliche Seite dieses Vierecks bildet eine gedachte Linie, die von Hegyhéd ansieht und über Haláp nach dem Wiszlóer Wald und dem Hármashegy (dreifacher Berg) zieht. Die Westgrenze ist die dem Lesenczbach folgende walddige Bergkette. Die Südgrenze zieht der Plattensee, mit den Buchten von Szigliget und Badacsöny. Die Ostgrenze endlich bildet eine von Badacsöny-Tomaj gegen Norden bis Hegyhéd gezogene Linie. Dieses Viereck ist etwa 150 Quadratkilometer groß und darin liegen Haláp und Burg Esobáncz, Tapolca und das Lesenczethal, der St. Georgsberg und Gulács, Badacsöny und Szigliget.

Haláp ist ein kleines Dorf am Fuße des gleichnamigen Berges. Dieser Berg ist unten kreisrund, er erhebt sich als Regel und hat oben ein flaches Plateau; sein unterer Umfang beträgt fünf Kilometer, seine Höhe 360 Meter. Er ist ein vulkanisches Gebilde mit Basalt und Basaltnisungen. Von seinem Gipfel öffnet sich eine herrliche Aussicht nach West, Süd und Nord.

Schicksal und Geschichte der Burg Esobáncz nebst dem am Fuße des Burgberges liegenden Dorfe Gynla-Nefi sind untrennbar verknüpft mit Namen und Geschichte der Familie Gynlassy, die dem berühmten Geschlechte Ráthold entstammte. Diese Familie lebte, blühte und wirkte von der Mitte des XIII. bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts immer auf den Höhen der Macht, des Einflusses, in Ungarn wie in Siebenbürgen. Die Dichtungen Kisfaludys umspinnen den Namen Gynlassy mit dem Zauber der Romantik, die Liebe der Rosa Gynlassy wird das schwärmerische Herz der Jugend allezeit tief bewegen, sowie die Landschaft um Esobáncz mit ihrer unverfäglichem Schönheit die gebildeten Seelen allezeit fesseln wird. Der Berg Esobáncz liegt 7 Kilometer vom Plattensee, nördlich vom Badacsöny, in der Nähe der Dörfer Gynla-Nefi, Diszel und Gyűrhegy; zu diesen sendet er einen Abhang hinab, der einst durchaus mit köstlichem Weinwuchs bedeckt war. Der Berg ist 376 Meter hoch und erhebt sich 250 Meter über

die umliegenden Flächen. Gegen Nordwest steigt seine Stirne nach drei Seiten in fast unzugänglicher Steilheit empor und auf dieser Stirnhöhe liegt die Burg, von drei Seiten durch den Abgrund, auf der vierten, gegen das Plateau hin, einst von starken Mauern und einem Thorthurm vertheidigt. Die Burg wurde angeblich durch König Béla IV. um 1250 erbaut. Eine Urkunde des Jahres 1272 nennt sie bereits castrum. Nach der Niederlage bei Mohács und besonders nach dem Fall von Weißenburg, Beßprém und Kanizsa, wurde die Burg trotz ihrer Kleinheit wichtig. Der Reichstag von 1597 ordnete ihre Befestigung und gute Erhaltung an. In Türkenhand gerieth sie niemals. Eine harte Belagerung hatte sie im Jahre 1707 anzuhalten, als sie dem Fürsten Franz Rákóczy II. gehörte und der Kuruzenoberst Franz Domokos ihr Commandant war. Am 25. Februar 1707 traf der kaiserliche Feldherr Rabutin mit einem zahlreichen, aber todtgehegten Heere in Tapoleza ein und wollte die Raft von wenigen Tagen benützen, um die Burg Esobáncz zu besetzen. General Krenz befehligte den Sturm mit etwa 1.500 Mann. In der Burg befanden sich 30 Heibucken und 30 entschlossene bewaffnete Edelleute aus der Umgegend. Ihr Geschütz bestand aus zwei Haubitzen und einer fünfrohri gen Wallbüchse nebst zwei Centnern Pulver. Der Commandant Franz Domokos war gerade abwesend, er befand sich in Vár-Palota, doch waren sein Vice-Commandant Martin Száz, sowie sein Lieutenant und Hofrichter Peter Dóczy entschlossen, die Burg zu halten oder in ihrer Vertheidigung zu fallen. General Krenz ließ das Burgthor durch eine Petarde sprengen, unter dem Thore jedoch entspann sich ein furchtbares Handgemenge, der General und die Offiziere der Belagerer fielen, Schreck ergriff die Belagerer, welche die geringe Anzahl der Besatzung gar nicht ahnten, und schließlich zogen sie auf dem gewöhnlichen, aber sehr steilen Wege nach Gyula-Révi ab. Fast unglaublich klingt es, ist aber durch verlässliche Quellen bezeugt, daß das Belagerungsheer einen General, 52 Offiziere und etwa 340 Gemeine verlor. Graf Mikolans Beresényi, Oberfeldherr der fürstlichen Truppen, stellte für Martin Száz und Peter Dóczy ein Belobungsschreiben aus und schenkte ihnen im Namen des Fürsten die am Fuße der Burg befindliche „weiße Mühle“ und den in Vadaesomy gelegenen Weinberg der „bunten Mönche“ von Gircz. Dies war der letzte Kampf der Burg. Nach dem Frieden von Szathmár wurden ihre Mauern geschleift und ihre Trümmer sind jetzt das düstere Denkmal einer ausgestorbenen großen Familie und längst verflorener Jahrhunderte. Die Gunst der Natur hat jedoch auch ein zartes Erinnerungsstück an die Damen des Hauses Gyulassy verschont, ihren Blumengarten auf dem Plateau vor der Burg. Der Garten ist verwildert, verrottet, er bildet ein verwachsenes Dickicht von Kornelkirschen, „schwarzem Horn“, Sumach, Spindelbäumen und wilden Rosen, dazwischen aber blühen überall Salbei und Lilien, blauer Flieder und einfache weiße Nelken. Das Volk glaubt, das Alles sei wild gewachsen, aber es sind noch die Blumen der Damen Gyulassy!

In der Mitte zwischen Gjobáncz, Haláp und dem St. Georgsberg liegt auf ebenem Boden, am gleichnamigen Fließchen, Tapolcza, ein kleiner Marktflecken, Bezirksamt und Mittelpunkt der am Plattensee gelegenen Güter des Bisthums Veszprém. Bischof Johann Kanolder (1850 bis 1875) hat auch hier, wie in Veszprém, Pápa, Fünfkirchen, Keszthely und Budapest eine von Nonnen geleitete ungarische Mädchen-Erziehungsanstalt gegründet.

Das Lesencze=Thal wird durch den Lesencze=Bach gebildet, der über den waldigen Puzten von Uzfa entspringt und über Istvánd, Tomaj, Németsalu und Ederics, immer den Fuß der Bergkette entlang laufend, in die Bucht von Szigliget fällt. Dabei vereinigt sich das Lesencze=Thal mit den Thälern der Bäche Bißló, Séd, Tapolcza und Eger. Der Bißló entspringt oben auf der Puzta D=Dörög und läuft, zu der Lesencze herabgelangt, mit dieser parallel der Szigligeter Bucht zu. Der Séd entspringt westlich vom Haláp und fällt unterhalb des Fleckens Tapolcza in den wasserreichen Tapolcza=Bach, der dann die Westseite des St. Georgsberges umfließt und dem Bißló parallel gleichfalls in die Szigligeter Bucht mündet. Länger als sie alle ist der 30 Kilometer lange Eger=Bach, der um Nagy-Vázsonyhö und Pula entspringt und seinen Lauf durch das Kapolejer=Thal nimmt; er umgeht Gjobáncz von Westen, den St. Georgsberg von Osten her und fällt dann zwischen Szigliget und Badacsony in den Plattensee.

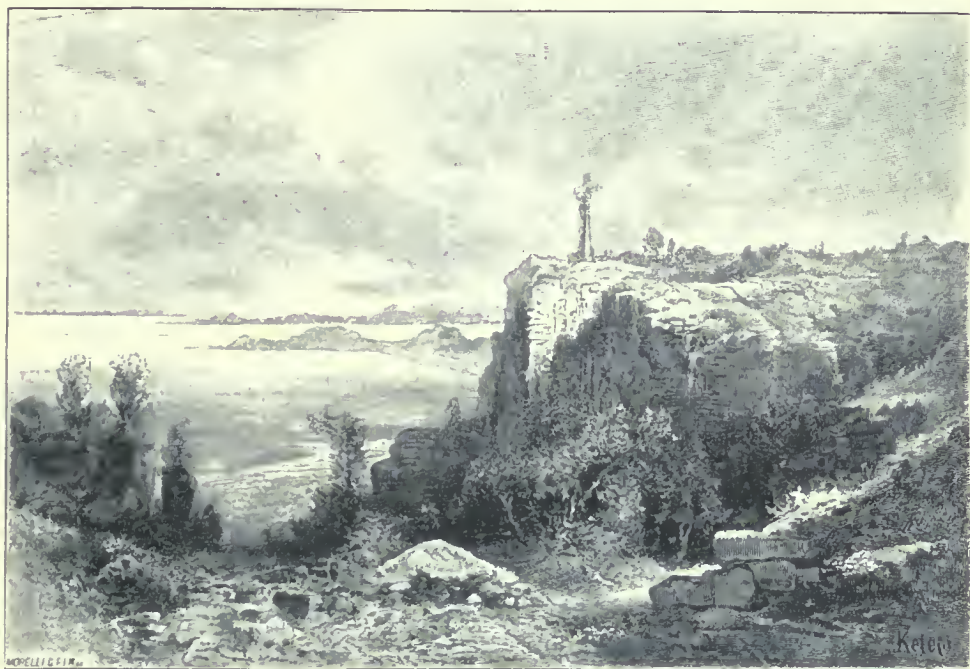
Uzfa ist eine bevölkerte Puzta in der Nähe von Lesencze=Istvánd und Stammsitz der schon im XIV. Jahrhundert bedeutenden Familie Uzjay. Benedikt Uzjay war im Jahre 1426 Obergespan des Comitats und auch später theilnahmen Mitglieder dieses Hauses oftmals an der Lenkung der Landes- und Comitatsangelegenheiten. Die Familie starb dann aus und ihre Güter fielen größtentheils dem Hause Gyulassy zu.

Tomaj heißen drei Orte nahe bei einander. Lesencze=Tomaj liegt im Thale des Lesencze=Baches am Fuß einer waldigen Höhe, Badacsony=Tomaj an der Ostseite des Badacsony, Egerßeg=Tomaj oberhalb Keszthely. Alle drei haben ihren Namen von der Familie Tomaj, die im XIII. Jahrhundert ringsum reich begütert war.

Der St. Georgsberg (Szent=György=Hegy) erhebt sich majestätisch aus dem Thale der Tapolcza und Eger und blickt nördlich auf Tapolcza, südlich auf Szigliget hinab; die kleinen Dörfer Kis=Apáti, Kaposka und Hegymagas liegen ihm zu Füßen. An Größe und Gestalt kommt er am meisten dem Badacsony und Somlyó gleich. Von cirunder Basis steigt in sanfter Steilheit der untere Regal empor, der ringsum von herrlichen Weingärten stroht. Ihre Weine sind voll Fener und Kraft und von feinsten Blume.

Gulács ist ein kleines Dorf östlich vom St. Georgsberg hinter dem Badacsony im Eger=Thale. Neben ihm erhebt sich mit großer Regelmäßigkeit des spitzen Regels der Gulács=Berq, ein überaus interessantes geologisches Gebilde.

Der Badaesony ist der König aller Plattensee-Berge, ein würdiger Nebenbuhler des Somlyó, dem sein Ruhm nichts nachgibt und den er, obgleich nicht von so regelmäßiger Gestaltung, doch an Schönheit übertrifft. Zwischen zwei Buchten lehnt er sich in den Plattensee hinaus. Seine Basis ist kreisförmig und hat unten elf Kilometer Umfang. Der untere Kegel steigt ringsum in gemächlicher Steilheit zu den Basaltthürmen hinan und ist gegen Ost, Süd und West mit werthvollen Weingärten bepflanzt, aus denen Preßhäuser, Keller und schöne Landhäuser hervorblicken. Dieser untere Kegel besteht aus verwittertem



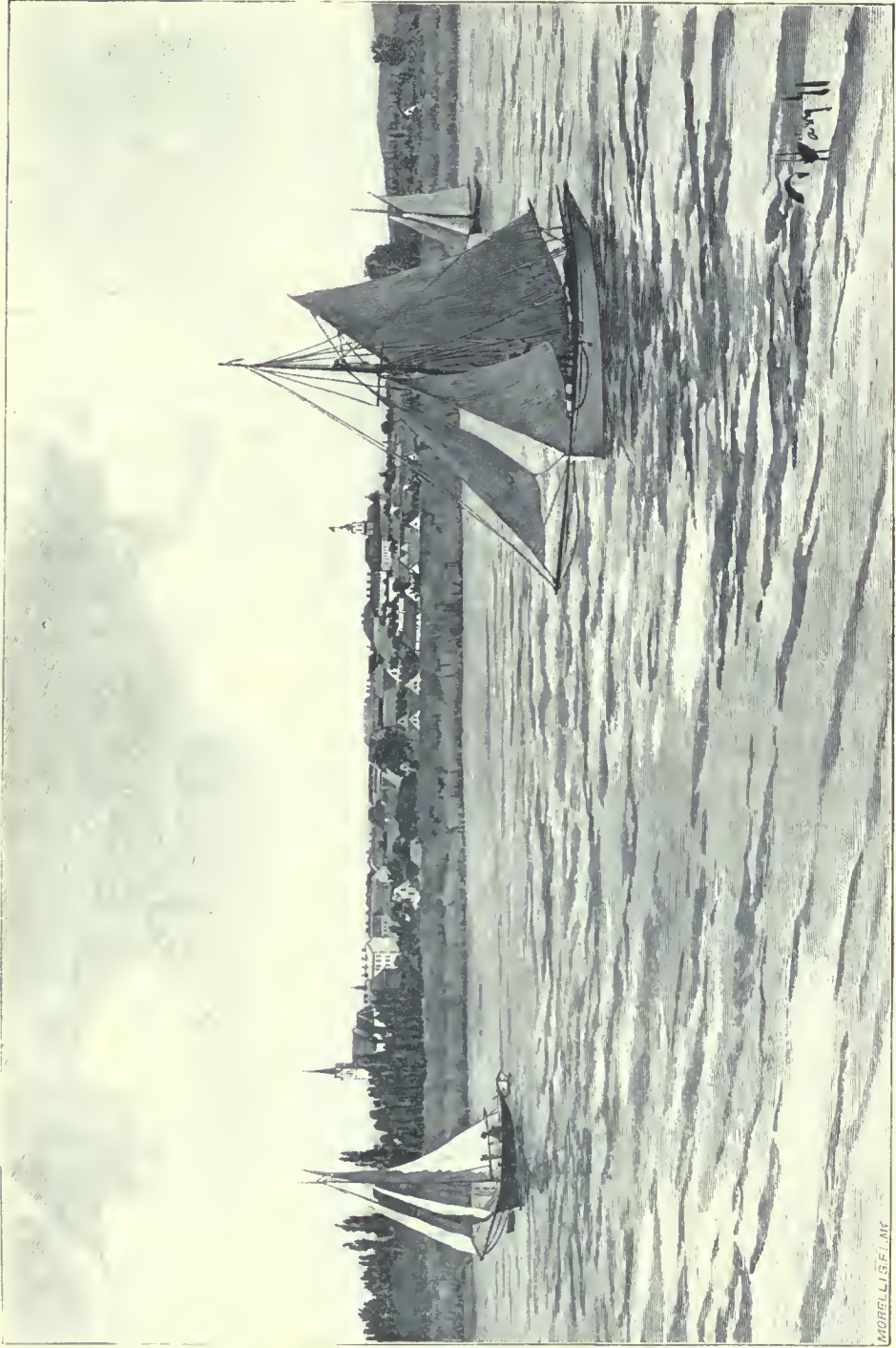
Das Steinkreuz auf dem Badaesony.

Basalt und Feuerstein, stellenweise mit Löß und Mergel gemischt. Er ist hie und da so locker, daß man die Weingärten an drei Stellen durch ungeheure Schluchten, das Werk von Wolkenbrüchen, durchrissen sieht. An seinem Westabhang, der sich etwas gegen Osten neigt, steht nahe den Basaltthürmen das einstige bescheidene Wohnhäuschen Alexander Kisfaludy's, das nur zwei Stübchen enthält. Hier ist die Mehrzahl seiner herrlichen Gedichte entstanden. Gegen Norden ist der untere Kegel nicht mit Wein bepflanzt.

Aus dem unteren Kegel steigen die Basaltsäulen ringsum, ganz wie bei dem Somlyó, senkrecht zusammenhängenden Thürmen gleich empor. Sie sind an manchen Stellen 60 bis 70 Meter hoch. Ihnen zu Füßen liegt in großen Massen das seit Jahrtausenden niedergestürzte Basaltgestein, und das Volk nennt dies „Sturz“. Diese Steine

sind grau oder braun, schillernd, glashart und geben auf den Schlag einen dumpfen Porzellanklang von sich. Es ist dies einer der dichtesten Basalte. Die riesige Bergspalte an der Nordseite des Somlyó ist in kleinerem Maßstabe auch hier, an der Ostseite, vorhanden. Diese Spalte, durch die einst eine sogar fahrbare Straße zum Plateau hinauf führte, heißt „Eisernes Thor“. Das Plateau bildet eine etwas unebene Fläche von ungefähr 100 Foch. Sie ist zum Theil mit undurchdringlichem Gestrüpp, mit Sträuchern von Schlehdorn, wilden Pflaumen, duftigen Weichselkirschen und wilden Rosen bewachsen. Ihr westlicher Theil ist glatte Weide, am südlichen Rande steht ein von dem Bepfärrer Bischof Ranolder errichtetes riesiges Steinkrenz. In der Mitte des Plateaus befindet sich der Krater, durch den einst feurige Ausbrüche erfolgt sind; die kreisförmige Randerhöhung und die Vertiefung desselben sind deutlich zu erkennen, der Boden und die Böschungen mit Lavagestein bedeckt, das nach Form, Gewicht, Porosität und chemischer Beschaffenheit von dem pompejanischen kaum zu unterscheiden ist. Das 438 Meter hohe Plateau bietet die herrlichste Aussicht. Im Osten schwärmt der Blick über den Plattensee hin und über Tihany weg bis in die Ebenen der Comitate Bepfärrer und Weißenburg hinein. Im Süden überschaut man ganz Somogy bis zu den Szegzárder Hügeln im Tolnaer und bis zum Mecsekberg im Baranyaer Comit. Im Südwesten schließen die slavonischen und kroatischen Berge den Horizont. Westlich hat man Szigliget zu Füßen und dahinter steht ein ganzes Amphitheater von Knuppen, der Sárkányerdő (Drachenwald), Kezi und Tátika, sämmtlich mit Burgruinen gekrönt. Gegen Norden erblickt man die prächtigen Gipfel des St. Georgsberges, des Gulács und Haláp. Hinter diesen tauchen in weiter Ferne der Somlyó und der Ság auf, jener Punkt von Kemenezsälja, welchen Verzyenyi in einem seiner schönsten Gedichte besang, als er für immer von Kemenezsälja Abschied nahm. Im Nordosten ist der Horizont an einer Stelle durch den Dabaswald eingeeengt, über und neben dem jedoch im Hintergrunde das Waldgebirge des Bakony seine dunkle Kette zieht. Die Thürme von fünfzig Dörfern blicken aus diesen Thälern und von diesen Hängen herauf und an stillen Herbstabenden hört man in Badaesony das Geläute von fünfzig Abendglocken.

Szigliget liegt an der Westseite des Badaesony, von dem es durch das Thal des Eger-Baches getrennt ist. Einst bildeten die Buchten des Plattensee's mit den ausgetretenen Gewässern der Bäche Leseneze, Tapoleza und Eger eine Wasserfläche und aus dieser ragte eine Insel hervor: der kleine dreiköpfige Gebirgsstock, welcher auf einem seiner höheren Gipfel ein kleines Dorf und in dessen Mitte das altersbraune Gemäuer der Burg Szigliget trägt, ein herrliches Detail unter den Reizen dieser Gegend. Die Burg wurde nach dem Tatareneinfall durch den Abt Favus erbaut. Im XV. Jahrhundert ist sie im Besitze der mächtigen Ujlaky und von 1490 ab in dem der Familie Lengyel, die in den Comitaten Zala und Somogy 222 Dörfer und Puszten besaß. Die Reichstage tragen von



MORELLI & CO. NY

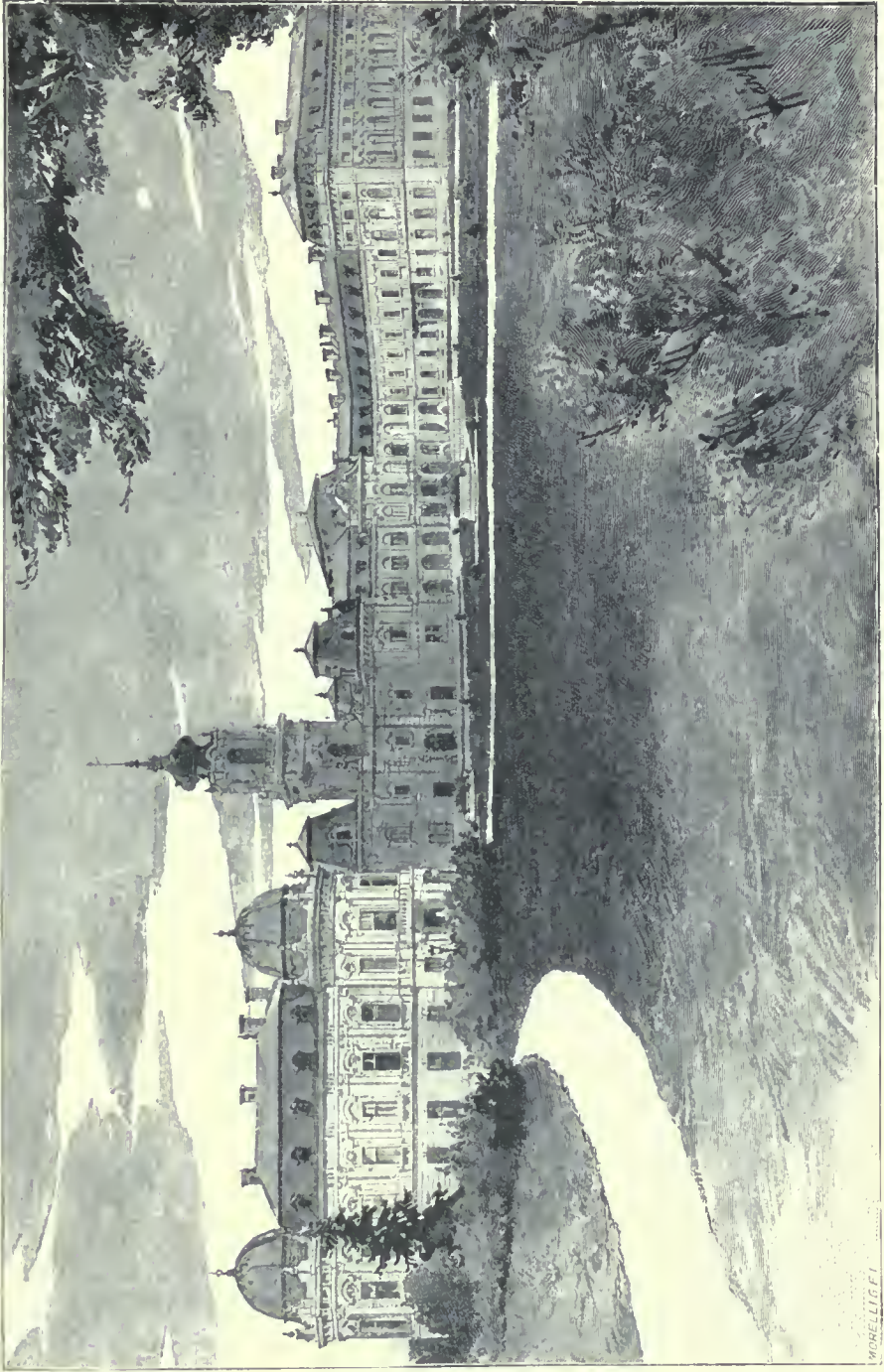
Acquaforte.

1601 bis 1659 unangefecht Sorge für Szigliget als wehrhafte Besse, die in der That niemals von den Türken erobert wurde. Im Jahre 1672, bei einem gewaltigen Sommergewitter, schlug der Blitz wiederholt in die Burg, wobei die Dächer verbrannten und ein großer Theil der Mauern, namentlich der Thurm einstürzte. Seitdem wurde die Burg nicht wieder aufgebaut. Nach dem Erlöschen der Familie Lengyel gingen ihre ungeheuren Besitzthümer zu ungleichen Theilen durch Erbschaft in weiblicher Linie an die Familien Inkey, Graf Forgách, Baron Putheány, Hertelendy, Svastics u. A., wie auch durch Kauf an die Familien Graf Zichy, Wodianer, Freistädler u. s. w. über.

Westlich von Szigliget erreicht man am östlichen Fuße des Sárkányerdő Balaton-Ederics. Hier biegt das Ufer nach Südwesten ab und setzt sich erst bei Mezes-Ghörök wieder in westlicher Richtung fort. Gleich bei der Ghöröker Biegung erblickt man zwischen Ufer und Straße eine grabhügelartige Erhöhung, die eine kleine Kapelle trägt und von Alexander Kisfaludy unter dem Titel: „Der Eremit von St. Michaelsberg“ besungen wurde. Seitdem ist sie ein regelrechter Wallfahrtsort, wo sich alljährlich an einem gewissen Tage das arme Volk der Umgegend zusammenscharrt. Die Straße durchzieht dann die in Weinbergen zerstreut liegenden Dörfer Bonharcz, Diás und Gyenes, um in das Thal der Keszthelyer Bucht niederzusteigen, wo sie nach zweieinhalb Kilometer ebenen, geraden Laufes zwischen Baumreihen die Stadt Keszthely erreicht.

Keszthely liegt in der nördlichen Ecke des westlichen Plattensee-Endes am Ufer der Keszthelyer Bucht. Es ist eine alte Ansiedlung, die, nach den reichen Ergebnissen der Grabungen, in römischer und hunnischer Zeit, ja selbst vorher schon ein großer Begräbnisplatz, also auch ein großer Ansiedlungsort war. Zur Zeit der Könige aus Árpáds Geblüt und aus den gemischten Häusern führte es den Namen Gesztel. Durch die Reichstage von 1567, 1602 u. s. w. wurde es zu einer Grenzfestung des Landes erhoben und zu seiner Befestigung Kriegsrobot verfügt. Es ist gegen Ost, Nord und West von einer sehr schönen, fruchtbaren und wenig gewellten Ebene umgeben, die sich im Süden fast bis Kanizsa erstreckt und in das Somogyer Comitat hinüberreicht. Von Osten blickt der Pető-Gipfel des Feketehegy (schwarzer Berg), von Norden der Gipfel Batthyánhát (Batthyan-Rücken) des Ezerzeg-Tomajer Gebirges auf die Stadt nieder, von welcher gute, zum Theil mit prächtigen Baumreihen eingefasste Straßen gegen Jenék, Pához, Héviz, Simeg und Badacsony ausstrahlen. Es ist eine lebhaftere, angenehme und hübsche Stadt mit Plattensee-bad und überdies Central-Verwaltungsitz der Festetits'schen Fideicommissgüter.

Die Familie Festetits war ursprünglich vornehmer kroatischer Adel, in die Reihe der für das Land maßgebenden Geschlechter erhob sie sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Josef Festetits, der im Erbfolgekriege Maria Theresias Regimentsinhaber und Feldmarschall wurde und im Jahre 1749 den Grafenrang erhielt. Sein Bruder



Das Regensburger Schloss.

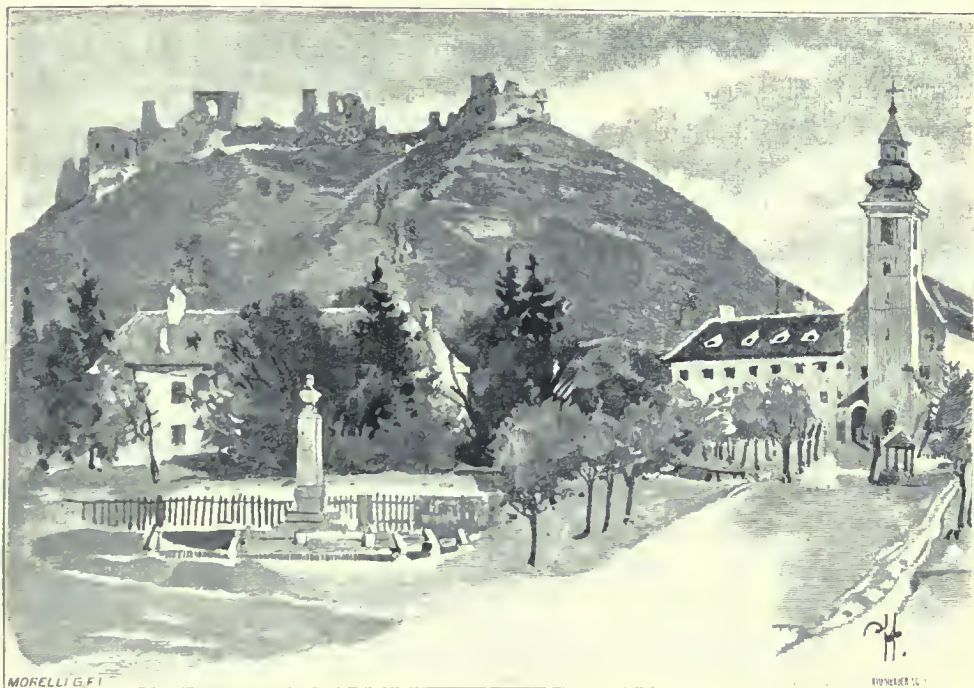
Christof war Septemvir, verschwägerte sich durch seine Gattin Judith Szegedy mit dem vornehmen Adel des Zalaer und Eisenburger Comitats und erwarb durch Kauf Keszthely. Sein Sohn Paul ist Obergespan von Zala. Pauls Sohn, der berühmte Georg, ist ein großer Mehrer des Hauses, ein weiser Mann und hervorragender Patriot. Der heutige ungeheure Landbesitz der Festetits von Keszthely beträgt im Zalaer Comitete allein über 100.000 ungarische Joch und ist in mehrere Herrschaften eingetheilt. Außerdem besitzen sie im Eisenburger Comitete die Pethö Gersei'schen Liegenschaften mit etwa 16.000 und in Somogy die einst dem Herzog von Prie-Torinet gehörigen Güter und einige andere mit zusammen etwa 60.000 ungarischen Joch. All dies ist aber nur der Besitz des Keszthelyer Zweiges, die Déger und Tolnaer Zweige der Familie haben ihren besonderen ausgedehnten Grundbesitz in den Comitaten Bekprém, Tolna, Eisenburg, Somogy, Pest-Bilis-Solt-Kis-Kun u. s. w.

Georg Festetits lebte von 1754 bis 1819. Er gründete im Jahre 1798 das Keszthelyer „Georgicon“, die erste höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Ungarn, die noch jetzt in Blüte steht. Seinen umfassenden gesellschaftlichen Einfluß warf er zu Anfang des Jahrhunderts in die Waagschale, um mit dem Grafen Franz Széchenyi und dem Fürsten Ludwig Batthyány vereint, die große Arbeit der Wiedererweckung der ungarischen Nation zu vollbringen. Er war bemüht, die Dichter und Gelehrten der Comitete jenseits der Donau um sich zu schaaren, und stiftete, um ihnen die gegenseitige Bekanntschaft und Anregung, sowie die Vorlesung von Gedichten zu ermöglichen, die akademische Vereinigung „Helikon“, welche zweimal im Jahre zu Keszthely zusammentrat. Die erste solche Versammlung fand im Jahre 1817 in glänzendster und gastlichster Weise statt. Seine Krankheit und später sein Tod machte diesen schönen Zusammenkünften ein Ende. Sein Sohn Ladislaus starb 1846 und hinterließ die Besitzungen schwer belastet. Sein älterer Sohn Tassilo, ein hervorragender General, und der jüngere, Georg, als Minister und Politiker, ließen den Glanz des Hauses neu aufleben. Der ältere Sohn des Ministers Georg, wieder ein Tassilo, gegenwärtiger Inhaber der Fideicommißherrschaften, heiratete die Herzogin von Hamilton, wodurch er mit dem englischen Hofadel und mehreren Herrscherhäusern verwandt wurde. Graf Tassilo Festetits wendete große Summen auf, um das Keszthelyer Schloß mit fürstlicher Pracht zu erneuern und zu erweitern.

Westlich von Keszthely liegt fünf Kilometer weit Héviz, ein hübscher Badeort mit wirksamen Quellen.

Von Keszthely begeben wir uns nach Sümeg. Dieses liegt in gleicher Entfernung von den Comitaten Bekprém und Eisenburg und ist der Hauptort einer flacheren, obgleich welligen Gegend, des nördlichsten Theiles von Zala. Unter den Arpáden war es königliche Burg. Vom XV. Jahrhundert an gehört es ständig den Bischöfen von Bekprém.

Um 1605 wendete der Baron und spätere Graf Franz Batthyány, der als Generalcapitän des Landes auch Burghauptmann von Sümeg war, viel Arbeit und Kosten an die Burg. In den Kämpfen Franz Rákóczy's II. ist sie von den Kuruzen besetzt. Im Jahre 1707 hat sie den Oberstlieutenant Franz Balogh zum Commandanten und ist mit 30 Kanonen nebst entsprechender Garnison versehen. Die Heeresleitung der Kuruzen errichtete hier eine Pulverfabrik. Nach Beendigung der Bürgerkriege wurde die Burg auf höheren Befehl geschleift.



Die Festung Sümeg.

Die Stadt liegt am südwestlichen Fuße des Kendefer und des Sümeger Gebirges in gesunder Gegend und hat eine schöne Aussicht auf die nach Nord, West und Süd streichende Ebene. Von der Stadt auf drei Seiten umgeben erhebt sich in regelmäßiger länglicher Rundung der Burgberg, das Haupt mit romantisch ausgezackten Basteien und Mauerresten gekrönt, an deren Form der Zahn der Zeit seit 180 Jahren nagend schafft. Den Zugang der Burg bildet ein doppeltes, ja dreifaches Thor, zu dem sich die Straße vom nördlichen Fuße des Berges hinanschlingelte, um durch die Thorbastei und zwischen Thürmen hindurch den geräumigen Burghof zu erreichen, der das Plateau des Berges einnahm. Durch die verfallenden Fensterlücken der Burgmauern hat man eine herrliche Aussicht nach allen Seiten, insbesondere nach Nordost, auf die einst mit kostbarem Wein gesegneten,

jetzt leider verheerten Sümeger Weingärten. Einer von diesen gehörte einst Alexander Kisfaludy, dessen Wohnhaus darin noch jetzt besteht. Dieser Dichter, dessen Liebesgedichte und heroische Erzählungen aus dem Leben der Adelligen von einst noch jetzt einen unwiderstehlichen Zauber ausüben, führt die Seele gar lockend durch vergangene Jahrhunderte voll lieber Erinnerungen, seine Dichtung vergoldet alle Herrlichkeiten des Plattenjee's und Bakony's, die Burgruinen in Zala und Bészprém werden dem Geiste wieder lebendig und längst ausgestorbene Ahnengeschlechter erwachen zu neuen Kämpfen der Waffen und des Herzens. Kisfaludy ist ein Sproßling des Geschlechtes Csák, das an der Eroberung des Vaterlandes theilgenommen, er ist Mitglied einer großen und vornehmen Familie, die während des XV. und XVI. Jahrhunderts in vier Comitaten begütert war. Die Pietät der Nation hat ihm ein Denkmal errichtet.

Am Fuße des Burgberges steht der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute bischöfliche Palaß, der keine ständigen Bewohner hat. Hier befindet sich die einst werthvolle Bibliothek Martin Biro's und das mehrere Jahrhunderte umspannende Archiv der bischöflichen Herrschaften. Die Stadt besitzt treffliche Mittelschulen und hübsche öffentliche Gebäude. In einer ihrer Gassen steht das adelige Haus Alexander Kisfaludy's, einfach und bequem, mit seinem Gärtchen und den alten Bäumen darin, ganz so wie es vor einem halben Jahrhundert war, als der Dichter darin für immer die Augen schloß.

Von Sümeg südwärts gelangt man durch ein schönes, breites Thal alsbald zu der Csárda und dem Meierhof von Hidegkut, über denen sich im Osten die Ruinen der Burg Tátika erheben. Diese bestand einst aus mehreren Haupt- und Nebengebäuden und gehört zu den bedeutenderen Höhenburgen des Mittelalters. Sie wurde, obgleich sie in den letzten Kreuzenkämpfen keine Rolle gespielt hatte, gleichzeitig mit Csobáncz und Sümeg im Jahre 1713 geschleift. Nach dem Aussterben der Familie Tátika war sie im Jahre 1400 von König Sigismund dem Sohne Bethö (Peter) Gersei's, Johann, geschenkt worden und dann 360 Jahre hindurch bis zum Erlöschen dieses Geschlechtes in deren Besitze verblieben, worauf sie an den Keßthelyer Zweig der Fesztetits überging.

Die Geschichte der Burg Kezi sind, wenigstens seit dem XIV. Jahrhundert, ähnlich wie die von Tátika. Auch ihre Herren sind die nämlichen. Sie ist wie Tátika eine mittelalterliche Felsenburg, allerdings eine weit kleinere. Ihre morschen Trümmer erheben sich südlich von Tátika an der Nordseite des Dorfes Kezi, auf der hohen Kuppe eines dicht bewaldeten Berges. In den Sagedichtungen Kisfaludy's hat auch sie ihre Stelle.

Westlich von Kezi fließt geradeaus gegen Süden der Gyöngyhöz-Bach, der im Moorlande am Fuße von Tátika entspringt und sich bei Bindornyafok mit dem bei Kis-Görbö entspringenden Görbö-Bach und dem Bindornya-Kanal vereinigt. Bei Kezsthely nimmt er das Warmwasser des Héviz-Kanals auf und fließt im Bette

des unter diesem Namen angelegten Kanals durch die Genéker Weide in den kleinen Plattensee ab.

Der kleine Plattensee (Kis-Balaton) ist ein Fortsatz des Plattensee's und hängt südlich von Keszthely auf eine Entfernung von sieben Kilometer durch die Genéker Enge mit dem Plattensee zusammen. Seine größte Länge beträgt etwa sechs, seine größte Breite etwa vier Kilometer. Er enthält ungeheure Strecken von Röhricht, in denen zahlloses Wassergeflügel haust, während sein Gewässer von einem beispiellosen Reichthum an Sumpffischen wimmelt. In seiner Mitte gibt es auch einige Erhebungen, die bei niederm Wasserstande eine Insel bilden. Die Ufer sind ringsum schilfiges, gestrüppbedecktes, mooriges Sumpfland und saure Wiesen. Drei Kilometer vom See liegt Zalavár, im Thale des Zala-Flüßchens und des Plattensee's auf einer durchfeuchteten Ebene, welche durch die Thale des Zala-Flüßchens und des Plattensee's gebildet wird. Zwischen diesen beiden Thälern lagert sich ein schmaler, kaum 1½ Kilometer breiter und kaum 10 bis 12 Meter über die Fläche des Plattensee's erhobener Rücken, der einst nach West, Ost und Süd von undurchdringlichem Sumpf umgeben war. Einst trug er auch eine Burg, von der jedoch keine Spur mehr zu finden ist. Zalavár ist in vieler Hinsicht der wichtigste und interessanteste Punkt des Comitats. Es hat diesem den Namen gegeben und ist die älteste christliche Gründung im Comitats. Gegen das Jahr 840 oder 850 entstand in dieser Gegend, durch den slavischen Herzog Privina und dessen Sohn Koezel organisiert, ein Herzogthum, das eine gewisse Unabhängigkeit genoß. Die Residenz Privina's war Mojaburk, das ist Zalavár. In Mojaburk bestand schon um 850 eine Kirche des heiligen Adrianus. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie schon durch Karl des Großen Sohn Pipin oder um das Jahr 800 durch die Salzburger Kathedrale Kirche gegründet wurde. Stefan der Heilige nimmt im Jahre 1019 ihre Neugründung vor und stiftet, abermals zu Ehren des heiligen Adrianus, eine mit reichen Schenkungen ausgestattete Benediktinerabtei. Auch Ladislaus der Heilige wendet ihr seine Fürsorge zu, sie besitzt seit 1250 ein Landesarchiv und war als beglaubigter Ort thätig. Etwa 200 Jahre lang blieb sie von schweren Schicksalen verschont, hatte aber um 1440 viel von den steirischen Abenteurern zu leiden, die oft über die Grenze brachen und ihre Güter verheerten. Sicherheit gegen diese fand sie endlich durch Ladislaus Nádasdy, Großvater des späteren Palatinus, der die Raubritter grausam züchtigte und zersprengte. Im Jahre 1568, nach dem Falle Szigethvárs, wird die Abtei durch die Türken verheert, doch gelingt es beizeiten, das Archiv nebst dem von Kapornak nach dem Kapitelort Eisenburg (Vasvár) zu retten. Als im Jahre 1600 Kanizsa verloren ging, war vorderhand gar nicht an die Aufrechterhaltung der Abtei zu denken, der Reichstag von 1601 und seine Nachfolger verfügten also die Befestigung des Platzes. Der Reichstag des

Jahres 1625 betrachtete ihn sogar als einen Kanizsa gegenüber besonders wichtigen Wachtposten, zu dessen Befestigung er königliche Festungsbaumeister beorderte; die Kriegsrobot von Somogy, Zala, Bözprém und anderen Comitaten wurde gleichfalls hieher dirigirt, ja der Reichstag entsandte zur Beaufsichtigung der Befestigungsarbeiten eine Landeskommission. Nach Vertreibung der Türken und Beendigung der Bürgerkriege gab Karl III. im Jahre 1715 Zalavár nebst einigen alten Besitzungen desselben den Benediktinern zurück, vereinigte jedoch die Abtei mit der von Göttweig, der sie nun untergeordnet blieb. Diese ließ Kloster und Kirche in möglichst einfacher und sparsamer Weise wieder aufbauen, aber nicht mehr in dem sumpfigen Zalavár, sondern zwar im Zala-Thale, jedoch etwa neun Kilometer weiter oben in Zala-Ápáti, wo erst das Kloster, dann (1774 bis 1775) die Kirche gebaut wurde. Der Konvent, dessen Wiedererrichtung als beglaubigter Ort schon durch den Reichstag von 1598 verfügt worden war, begann seine Thätigkeit eigentlich erst 1758 wieder, da sein Archiv erst um diese Zeit von Eisenburg nach Zala-Ápáti zurückgebracht wurde. Der Reichstag vom Jahre 1802 verfügte die Unabhängigkeit der Abtei von der ausländischen Erzabtei Göttweig und wollte sie als selbständige vaterländische Abtei sehen, doch gelangte dies erst nach 71 Jahren (1873) zur Ausführung. Seitdem ist zwischen ihr und Göttweig jede Verbindung abgebrochen.

Csatár war einst gleichfalls eine Benediktinerabtei, die um 1137 durch den Gespan Martin und dessen Frau Magdalena zu Ehren des heiligen Petrus gestiftet wurde. Es liegt südlich von Zala-Egerszeg nahe der Egerszeger Bahulinie, zwischen den Bergen der einst reich bewaldeten Gegend.

Die Puszta Hidvég, südlich von Zalavár an der Reszthely-Kanizsaer Straße, liegt etwa vier Kilometer vom kleinen Plattensee und gehört zu Zalavár. Ihr einst sumpfiges und auch jetzt noch durchsichtetes Gebiet überragt den Hochwasserstand des Plattensee's nur um wenige Meter. Die Niederlassung ist alt, da das Zala-Flüßchen hier am leichtesten zu überbrücken war; auch bestand hier seit Urzeiten eine Brücke und diese hat dem Orte seinen Namen gegeben (Hidvég = Brückenende). Nach dem Falle Kanizsa's wurde es wichtig, den Brückenkopf zu besetzen und hier ein Fort zu erbauen, um den Türken in Kanizsa die Raubzüge jenseits des Plattensee's zu erschweren. Die Errichtung des Werkes wurde durch den Reichstag des Jahres 1659 verfügt. Wall und Graben sind verschwunden und dichter Graswuchs deckt ihre Stelle.

In nächster Nähe bei Zala-Ápáti liegt gegen Norden am Fuße eines niedrigen Waldgebirges Szent-Györgyvár (St. Georg). Seine kleine Festung, die den Weg durch das Zalathal schützte, wurde auf Anordnung des 1567er Reichstages verstärkt. Besitzer waren bis in die letzte Zeit die Grafen Széchenyi.

Sechs Kilometer oberhalb von Szent=Györgyvára, bei Csány, beginnt die regelrechte Kanalisierung des Zala=Flüßchens und setzt sich etwa 21 Kilometer weit bis Hidvég fort. Das Flußthal ist stellenweise selbst an den Kanalufern mit einem förmlichen Urwald von Erlen bestanden, die bei Niederwasser mit ihrem struppigen Wurzelwerk über der Bodenfläche stehen.

Weiter oben im mittleren Zalathal liegt Szent=Grót (Gerechdorf) südlich von Türje am Fuße der Csáforder Höhe mit reichen Wiesen und Äckern, einst zwischen üppigen Wäldern und Weingärten. Es besteht aus zwei verschmolzenen Gemeinden. Die obere heißt Zala=Szent=Grót, die untere, die dem Flusse fast zwei Kilometer weit folgt, ist Szent=Grót=Polgárváros. Sowohl die bauliche Absonderung, als auch die beiden Namen haben in ferner Vergangenheit einen geschichtlichen Hintergrund. Unter Andreas III., dem letzten König aus Árpáds Hause, besitzt Graf Philipp, Sohn des Thomas, die Burg St. Gerhard und das Dorf St. Gerold nebst dem etwa zweieinhalb Kilometer abliegenden Dorfe Udvarnok. Die heutige Unterscheidung bestand also schon vor 600 Jahren. Später verwandelten sich im Volksmunde beide Namen, St. Gerhard und St. Ghyrolt in Szent=Grót. Das XVI. Jahrhundert sieht hier die Familie Hagymáshy auftauchen, deren Vorname „Szent=Ghyrolti“ ist. Im Jahre 1510 ist Szent=Grót schon ihr Besiz. Die Wichtigkeit der Szent=Gróter Burg beginnt mit der Niederlage bei Mohács und besonders dem Falle von Kanizja. Sie hatte nun das Zalathal zu vertheidigen. Der Reichstag von 1556 beordert sämtliche Adelige des Zalaer Comitatz, welche diesseits des Zalaflusses wohnen und keine Burg besitzen, hieher, um bei der Befestigung Robot zu leisten.

Grenye ist eine Puszta östlich von Szent=Grót bei D=Hid. Die Brüder Grenye=Herezeg gründen hier im Jahre 1339 ein Kloster für Paulaner=Ermiten. Das Kloster ist längst dahin, Grenye gehört heute Privatbesitzern.

Unweit von hier gegen Norden liegt Türje. Es ist eine Doppelgemeinde, aus Belső= und Külső=Türje (Inner= und Außer=Türje) aneinander gebaut und wegen seiner Prämonstratenser=Propstei bemerkenswerth. Es liegt an der Sümeg=Egerszeger Straße und der Egerszeger Eisenbahn, an den fruchtbaren Hängen eines breiten Thales des mittleren Zala. Sein Ursprung reicht ins XIII. Jahrhundert zurück. Ein Vorfahr derer von Szent=Ghyrolt, der Banus und slawonische Herzog Dionys stiftete diese Propstei zur Zeit Bélas IV. und sie besaß seit Mitte des XIII. Jahrhunderts die Gerechtfame eines beglaubigten Ortes. Später wurde sie der Propstei von Szorna untergeordnet und bildete sozusagen deren Filiale. Nach der Mohács=er Katastrophe hatte sie viel zu leiden und wurde auch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts durch die wilden Reiter=haaren der Fürsten Boesky und Bethlen, namentlich unter Christof Hagymáshys Führung, wiederholt verheert. Mit Szent=Grót kam es um 1630 an die gräfliche Familie Batthyány, doch verzichtete

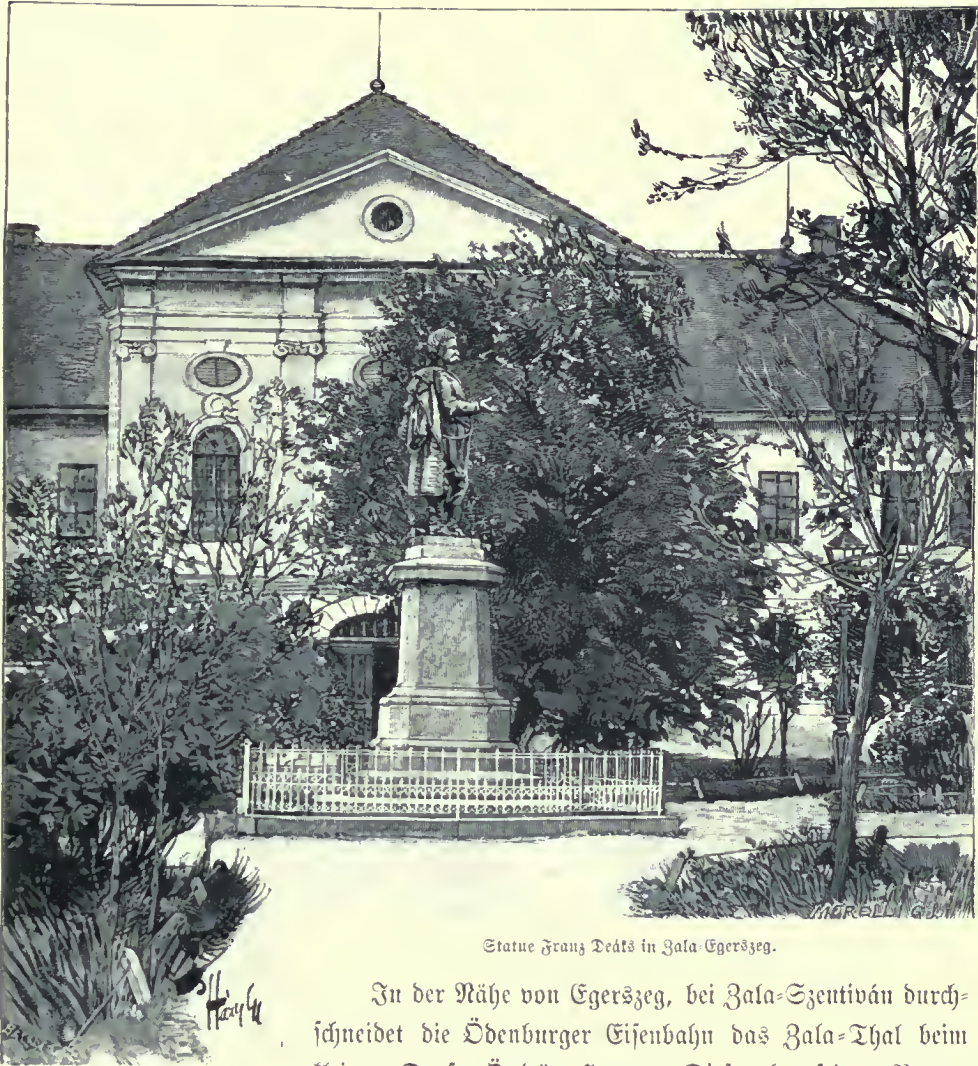
Graf Adam Batthyány im Jahre 1699 freiwillig auf seinen Besitz und stellte den Orden wieder her, ja er begründete ihn eigentlich zum zweiten Male. Nun schenkte sie Leopold I. dem Propst von Pernegg (Niederösterreich), Pater Schöllingen, von dem sie im Jahre 1710 sammt der Horpácszer Probstei um 59.000 Gulden zurückgelöst wurde. Ihre schöne Kirche, ein neuerer Bau, gereicht der Gegend zum Schmuck.

II. Der mittlere Theil des Comitats bis Göcsej und Letenye.

Indem wir uns dem mittleren Theile des Zalaer Comitats zuwenden, wollen wir zuerst die Gewässer desselben in Betracht ziehen. Diese theilen sich in drei Gruppen von ungleicher Größe: die Gruppen des Zala-Flüßchens, des Nagyesatorna (großen Kanals) und des Berekvölgy (Hainthales), der auch dem Zala-Fluß beigezählt werden kann.

Die Zala entspringt als kleines Bächlein oberhalb Tri-Szent-Péter im Eisenburger Comitats und tritt nach einem Laufe von 15 Kilometer zwischen Zala-Mindszent und Csöde in das Zalaer Comitats ein, wo sie bis Egerszeg in westlicher, von hier bis Zalabér in nordwestlicher, dann voll abtschwenkend bis Hidvég in südlicher Richtung fließt, um von hier wieder nach Nordwest abbiegend dem Südennde des kleinen Plattensee's zuzufließen. Ihr Lauf im Zalaer Comitats beträgt sammt den Biegungen etwa 100 Kilometer, wovon das letzte Drittel, von Csány ab, schon ein geregeltes Kanalbett ist. Zuflüsse, natürlich nur kleine Bäche, erhält sie von beiden Seiten reichlich, so daß ihr Wasser, namentlich im Frühjahr, bedeutend wächst und dann in verhältnißmäßig sehr bedeutender Menge dem Plattensee entgegenrauscht.

Egerszeg, obgleich eigentlich dem Göcsej zugehörig, wird am besten hier erwähnt. Es ist ein Städtchen von kaum 6000 Einwohnern, Comitatssitz mit Gerichtshof, Bezirksgericht, Finanzdirection, einem königlichen Notar und Comitatsämtern. Es liegt an der mittleren Zala zwischen Waldhügeln. Unter seinen Gebäuden ragen das stattliche, schöne Comitatshaus und die Kirche hervor. Die Zala wendet sich hier gegen Norden und der Name der Stadt kommt wahrscheinlich von dieser Wendung (szeg = Ecke) und den im Zala-Thale einst reichlich wuchernden Erlenwäldern (éger = Erle). Es ist eine alte Ansiedlung. In früher Zeit gehörte es zu den Gütern des Bischofs von Veszprém. Nach der Mohácszer Schlacht ist es eine Festung, der die Reichstage nach dem Falle Kanizsa's besondere Fürsorge zuwenden. Nach Nenti war Egerszeg die größte und stärkste Landes-Grenzfestung im Comitats. Den Türken entgeht es. Vom Fürsten Gabriel Bethlen wird es im Feldzuge von 1620 erobert. Als Maria Theresia im Jahre 1777 das Bisthum Steinamanger stiftet, wird Egerszeg von den Besitzungen des Bischofs von Veszprém getrennt und dem neuen Bisthum zugewiesen. Der Bischof von Steinamanger besitzt hier etwa 1100 ungarische Joch.



Statue Franz Deáks in Zala Egerszeg.

In der Nähe von Egerszeg, bei Zala-Szentiván durchschneidet die Ödenburger Eisenbahn das Zala-Thal beim kleinen Dorfe Ördög-Henyé. Dieses hat seinen Namen von den ehemaligen Besitzern, der Familie Ördög von Pölszke.

Nordwestlich von hier, im mittleren Zala-Thale liegt auf waldiger Höhe Keménd, Stammburg und Besizthum der uralten, noch aus der Arpádenzeit stammenden Familie Keméndy. Die kleine Burg bestand noch im XV. und XVI. Jahrhundert. Weiterhin folgt das kleine Dorf Zalabér am nördlichen Laufe der Zala, gegenüber von Batyk; es gehörte einst der reichbegüterten und angesehenen Familie der Horváth von Zalabér. Während der Türkenkriege, nach dem Falle Kanizsa's, wurde seine von alters her bestehende kleine Burg durch den Reichstag des Jahres 1613 zur Grenzfestung erklärt.

Dann folgt, unterhalb von Szent=Grót, am rechten Ufer der Zala das Dörfchen Kehida. Sein Ruhm knüpft sich an Franz Deák, der hier wohnte und eine Besitzung hatte. Es ist eine alte Ansiedlung und gehörte der Reihe nach den Kanizsaj und Hásságyi, worauf es an die vornehme Familie Hertelendy überging. Kaspar Hertelendy erbaute zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts das jetzige Schloß. Seine Tochter Anna, Gattin des Gabriel Deák, war die Großmutter der Brüder Anton und Franz. Im Besitze der Familie Deák vereinigten sich, von väterlicher und mütterlicher Seite her, außer Kehida noch die Güter zu Söjtör, Tárnok und Droflán. Mitte des vorigen Jahrhunderts theilte sich die Familie Deák in die Zweige von Kehida und Tárnok. Zu dem Kehidaer Zweige gehörten Anton und Franz; der erstere war Führer der Opposition im Comitate und Deputirter auf den Reichstagen von 1825 und 1832, der andere war der „Weise des Vaterlandes“, welchen Ehrentitel die öffentliche Meinung ihm schon bei Lebzeiten zuerkannte. Franz Deák wohnte bis zum Jahre 1854 in Kehida. In seiner dortigen Einsamkeit suchten ihn begeisterte Jünglinge aus weiter Ferne, Staatsmänner aus dem Reichstage, Schriftsteller und Dichter auf. Im Jahre 1854 verkaufte er seine Besitzung an den Grafen Stefan Széchenyi. Nach dessen Tode ging sie an den Sohn, Edmund Széchenyi über, der sie im Jahre 1872 dem Bankier Baronji verkaufte.

Köveskut ist ein kleines Dorf, östlich von Kehida im Gebirge gelegen; es war einst von gewaltigen Forsten umgeben.

Der Mittellauf des Zala=Flusses ist durch einen von Zala=Istvánd in nord-südlicher Richtung abgehenden Kanal von 72 Kilometer Länge mit der Mur verbunden. Dies ist der sogenannte Nagy=csatorna (Große Kanal). Die Zala fließt in den Plattensee, die Mur in die Drau. Zala und Mur haben jede ein besonderes Stromsystem. Jede hat andere Nebenflüsse und die Linie der Wasserscheide ist zwischen ihnen ganz deutlich. An dem Kanal, der beide verbindet, ist nicht sowohl die Ausföhrung interessant, als vielmehr der ganz originelle Plan. Die Linie der Wasserscheide zwischen Zala und Mur läuft in der Richtung auf Pacsa. In der Nähe dieses Ortes, am Fuße der Rajfer Hügel, entspringt der Bach, der seit uralten Zeiten Kanizsa=Fluß hieß; er floß von hier südwärts gegen die Stadt Kanizsa, trennte Klein=Kanizsa von Groß=Kanizsa, umfloß die zwischen diesen beiden Orten gelegene berühmte Festung Kanizsa und mündete bei dem Zrinji=Brunnen, dem einstigen Zrinji= oder Zerinvár (Zrinjiburg) in die Mur. Dieser Fluß bildete ehemals Seen, Inseln und Sümpfe. Am Ursprunge des Kanizsa=Flusses bei Pacsa hat die Wasserscheide 152 Meter Seehöhe und der Fall des Flusses bis zu seiner Einmündung in die Mur beträgt 132 Meter. Der Kanal des einstigen Kanizsa=Flusses heißt jetzt Prinzipális=csatorna (Prinzipal=Kanal) und hat eine Länge von 48 Kilometer. Der nämliche Kanal aber jetzt sich, erst unter dem Namen Nagy=csatorna, dann als Foglár=csatorna,

über Paesa hinaus in nördlicher Richtung fort und fällt nach einem Laufe von 24 Kilometer in die Zala, wobei er von der Höhe der Wasserscheide um 133 Meter herabsteigt.

Hier finden wir in der Nähe von Zala-István das Dörfchen Bezeréd an einem Bächlein gelegen, eines der alten Stammnester der in den Comitaten Veszprém, Eisenburg und Zala verbreiteten berühmten Familie Bezerédj. Ihr Ruhm beruht hauptsächlich auf Emerich Bezerédj, Oberst des Fürsten Franz Rákóczy II. Das ganze Land und selbst das Ausland widerhallte vom Lobe der Schneidigkeit, ja der heldenmüthigen Tapferkeit dieses



Ehemaliges Haus Franz Deák's in Keshida.

glänzenden Kriegsmannes, der in den verschiedenen Gefechten des Feldzuges eigenhändig 72 Offiziere des kaiserlichen Heeres niedergehauen hatte, schließlich aber durch den Fürsten wegen „Untreue“ zum Tode verurtheilt wurde. In unserm Jahrhundert zeichnete sich der in Tolna anässige Stefan Bezerédj aus; er war in der Geistesgebung ein hervorragender Kämpfer für Cultur, Aufklärung und nationalen Fortschritt.

Südlich von hier, am östlichen Ufer des Großen Kanals und am Fuße eines ehemals mit Urwald bedeckten Gebirges, liegt die bedeutendere Ortschaft Nagy-Kapornok; neben ihr fällt ein Bächlein, das aus den Bergen hervorgerauscht kommt, in den Kanal. Hier haben die Benediktiner eine ihrer ältesten Abteien, die zu Ehren des heiligen Erlösers gestiftet ist. Sie war schon im XIII. Jahrhundert ein als beglaubigter Ort behördlich

wirkender Konvent und besitzt auch ein Archiv, das noch vor dem Falle Szigetvárs nach dem Eisenburger Kapitelhaus geschafft und so den drohenden türkischen Raubzügen entrückt wurde. Im Jahre 1600 eroberten die Türken Kanizsa und zerstörten ein Jahr später auch Kapornok vollständig, ohne es aber dauernd zu besetzen. Die Reichstage der folgenden Jahre verfügten die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung seines Forts.

Nahe bei Kapornok liegt die Puszta Forintosháza, Stammsitz der dem niederen Adel angehörigen, aber ansehnlichen Familie Forintos, die namentlich bei der Deputirtenwahl von 1843 im ganzen Lande von sich reden machte. Ihr damaliges Haupt Georg erklärte sich nämlich, als Führer der konservativen Partei des Comitats, gegen die Leistung der öffentlichen Lasten und setzte bei der Abstimmung der Comitatsversammlung eine Instruction durch, auf Grund deren Franz Deák seinen Platz im Reichstage von 1843 bis 1844 nicht einnehmen konnte. Die freisinnige Partei jedoch hing so treu an Deák, daß sie auf einer neuerlich einberufenen Versammlung unter der Führung Ladislaus Csányi's die Mehrheit erkämpfte, freilich nicht ohne daß es beide Male zum Blutvergießen, ja zum Verluste mehrerer Menschenleben kam. Aus diesem Grunde nahm Deák auch das zweite Mal das Deputirtenmandat nicht an.

Südwestlich von Nagy-Kapornok liegt zwischen Waldgebirge Szent-Péterur, in dessen Besitz sich der Religionsfonds und ein Compossessorat theilen, mit den volkreichen Puszten Bánfa und Kokolán. Hier wurde Ludwig Hencsei geboren und erzogen, ein schlichter Grobschmied, der im Jahre 1840 nach Pest ging, daselbst eine Nazarener-Gemeinschaft gründete, den nazarenischen Glauben in mehreren Ortschaften des Landes verbreitete, dessen Glaubensbekenntniß niederschrieb und dann als Bekehrer in die Schweiz ging, wo er 1846 starb.

Hier ist noch Bucsó=Szent-László (St. Ladislaus' Wallfahrtsort) zu erwähnen, das auch Gygházás=Szent-László (St. Ladislaus mit der Kirche) heißt. Es liegt an der Kanizsaer Eisenbahn im Thale des Pölöske-Baches. Die Franciscaner haben da ein großes Kloster nebst Kirche. Es ist ein besuchter Wallfahrtsort.

Hahót ist mit dem historischen Namen einer großen Familie verknüpft. Ein Abkömmling der thüringischen Grafen von Orlamünde begann gegen Ende des XII. Jahrhunderts unter Béla III. hiezulande in und um Hahót ausgedehnte Besitzungen zu erwerben. Unter seinen Nachkommen tauchten in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts die Namen Hahold und Buzád auf. Ein Buzád war im Jahre 1222 schon Banus. Sein Sippe Arnold stiftet im Jahre 1234 das Kloster zu Hahót. Abkömmlinge dieses Geschlechts sind die Bánffy von Alsó-Lendva, deren einer, Johann, unter Vladislaus II. Obermundschenk ist und später König Johanns Palatin wird. Nach ihm begannen die männlichen Sprößlinge alsbald selten zu werden, so daß zu Ende des XVI. und Anfang des

XVII. Jahrhunderts nur noch Nachkommen der weiblichen Linie übrig waren. Der letzte männliche Sprosse Christoph starb 1644 und mit ihm erlosch der Mannesstamm einer Familie, die ein halbes Jahrtausend lang ihre Rolle im Lande gespielt hatte. Einige Nachkommen in weiblicher Linie, unter anderen die Grafen Batthyány von Német-Ujvár (Güssing) und die Sibrik von Szarvaskend, leben und blühen noch jetzt in den Comitaten Zala und Eisenburg.

Hahót liegt im Thale des „Prinzipalkanal“ unweit der Ödenburg-Kanizsauer Eisenbahn am Fuße eines welligen Gebirges von 800 bis 900 Fuß Höhe und besteht aus



Alsó-Lendva.

zwei beinahe zusammenstoßenden Dörfern: Felső- und Alsó-Hahót (Ober- und Unter-Hahót). Vorzügliche Äcker, reiche Wiesen, gute Weingärten und üppiger Waldwuchs zeichnen seine Gemarkung aus. Unter seinen volkreichen Puszten seien zwei nördlich von Felső-Hahót gelegene erwähnt, die beide Jakos heißen. Der Name Jakos ist, nach den Urkunden, identisch mit dem Namen Falkus. Das Kloster zu Hahót wurde in der Türkenzeit wiederholt durch Streifzüge verheert. Ferdinand III. erhob es im Jahre 1642 bei Lebzeiten des letzten Bányfy zur Abtei und stellte so den längst untergegangenen Orden gleichsam wieder her. Das Patronat desselben wurde von Maria Theresia im Jahre 1772 dem Grafen Paul Festetics verliehen. Seither gebühren Titel und Einkünfte dem Pfarrer von Keszthely.

Nördlich von Hahót, etwa zwölf Kilometer weiter, liegt in dem nämlichen Thale Bölöske. In der Türkenzeit war die dortige Befestigung ein wichtiger Grenzplatz; sie verfiel zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und ihr Andenken lebt jetzt nur noch im Namen ihrer Puszta Várhely (Burgstätte).

Kajk liegt gleichfalls im Hahóter Thale östlich von Hahót am jenseitigen Abhang des Thales längs der Eisenbahn. Es besteht aus zwei Dörfern, die jetzt Felső- und Alsó-Kajk heißen. Hier stiftete ein Ahnherr, Michael, der Familie Bánffy von Lendva im Jahre 1255 zu Ehren der heiligen Jungfrau die Kajker Propstei der Prämonstratenser. Diese Propstei war jedoch zur Zeit der Mohács-er Schlacht schon völlig verschwunden. Die Burg von Felső-Kajk stand zwischen Sümpfen und war Grenzplatz; über ihren Standort geht jetzt die Eisenbahn.

Szemenye, an der Einmündung des Kerka-Baches in die Mur, war gleichfalls Grenzfestung. Jetzt bildet es zwei nahe zusammengebaute Dörfer, Felső- und Alsó-Szemenye.

Alsó-Lendva liegt im Murthal, einer hydrographisch hochinteressanten Gegend. In dem Dreieck, das sich bei dem Zusammenfluß der Kerka und Lendva gebildet hat, befindet sich ein welliges Gebirge von 70 Quadratkilometer Flächeninhalt, in dessen Schluchten fünf kleine Dörfer nisten; es erhebt sich etwa 500 Fuß über die Thäler der Kerka und Lendva und ist reich an herrlichen Kastanienwäldern und Obstgärten. An seinem westlichen Fuße liegt Alsó-Lendva, einst in einem Gewirr von hundertfach zerfaserten Wasserläufen und ewig überschwemmten Sümpfen verloren, jetzt an den Ufern von fünf Kanälen, die all dieses Gewässer ableiten, sicher hingelagert. Von seiner einstigen Burg hat man die herrlichste Aussicht gegen Nord, West und Süd. Wie ehemals, so bildet es auch jetzt mit Lenti vereinigt das Haupt einer ungeheuren Domäne, welcher 82 Dörfer und Flecken mit 120.000 ungarischen Joch angehören. Seit nahezu 200 Jahren ist dies ein Besitz der Fürsten Esterházy, der bald nach dem Tode des letzten Bánffy von Lendva durch den Palatin Fürsten Paul erworben wurde.

Nordwestlich von Alsó-Lendva in einer Entfernung von zehn Kilometer liegt am Kerka-Ufer die Ortschaft Lenti, in alten Urkunden auch Nemty und Nempthy genannt. Nach dem Falle Kanizjas war dieser Platz der Schutz Steiermarks und Österreichs gegen die durch das Mur- und Kerka-enthal einbrechenden Türken. Aus diesem Grunde lenkte der Reichstag schon 1613 die Aufmerksamkeit des Königs auf die Nothwendigkeit, Nemty und Egervár zu nehmen und mächtig zu befestigen, sowie überdies auch Keszthely, Szigliget, Csobáncz, Zalavár und Bölöske verteidigungsfähig zu machen. Der König verfügte sonach, mit Einwilligung der Reichstage von 1625 und 1630, daß Nemty durch eine steirische Besatzung auf Kosten Steiermarks verteidigt werde.



Hauptstraße von Groß-Kanizsa.

Westlich von Mjő-Lendva im Thale der Mur und des oberen Lendvabaches liegt Bellatincez, Hauptort einer Baron Sina'schen Domäne mit vierzehn Dörfern, gegenwärtig Besitz des Grafen August Zichy.

Südlich von Hajót finden wir Kaczorlak. Es ist ein kleines Dorf am westlichen Ufer des Großen Kanals gegenüber von Gelse-Sziget, das vor der Regulirung der Gewässer von Sümpfen umgeben war und daher Sziget (Insel) genannt wurde. An

Kaczorlak grenzt im Nordwesten Szent-Balázs (St. Blasius), am Abhange des den Kanal beherrschenden Gebirges. Alle drei Dörfer sind wegen der Schlacht im Jahre 1587 bemerkenswerth. Damals zog Sinan Beg mit 8.000 Mann von der Szigetvárer Gegend aus und verheerte Alles in fürchterlichster Weise; als er jedoch mit unermesslicher Beute und vielen Gefangenen den Rückweg antrat, stellte sich ihm hier Georg Brinyi entgegen. Das türkische Heer wurde vollständig zerprengt, 2.000 Mann, darunter Sinan Beg, wurden niedergehauen, 19 Fahnen erbeutet, 2.000 Krieger, darunter die Begs Mohamed und Hassan, gefangen, der ganze Train weggenommen und sämtliche christliche Gefangene befreit.



24.

Palin ist Stammsitz der Inken von Palin, einer der ältesten und angesehensten Familien der Comitate Zala und Somogy, später Besizthum des Grafen von Flandern.

Ragy-Kanizja (Groß-Kanizja) ist einer der wichtigsten Plätze und die größte Stadt des Zalaer Comitats. Es ist Hauptort der Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Mehrere Eisenbahnlinien haben hier ihren Kreuzungspunkt, außer der Budapester, Triester und Ödenburger Linie gehen nämlich auch die Linien nach Agram, Fünfkirchen und Kaposvár eigentlich von hier aus. Als Handelsplatz ist es einer der größten jenseits der Donau, und die Neuzeit sieht es von Tag zu Tag schöner, größer und reicher werden. Stadt und Festung gehörten einst der Familie Kanizfay, die aus dem Geschlecht Dsl hervorging. Lorenz Kanizfay, Obergespan des Zalaer Comitats, kämpft tapfer gegen die Parteigänger und die Deutschen und erhält dafür von Karl I. im Jahre 1324 die Befestigung Kanizja nebst der zugehörigen Herrschaft. Von da an nennt sich diese Linie der Dsl Kanizfay und fährt fort, ihre Besizungen in der Gegend zu vermehren, während sie zugleich die höchsten Würden erringt. Während des ganzen XV. Jahrhunderts stehen die Kanizfay auf dem Gipfel der Macht. Der letzte Kanizfay, Ladislaus V., war im Jahre 1525 Judex Curiae, mit ihm erlosch das Haus im Jahre 1532. Seine einzige Tochter Ursula war die Gemalin des späteren Palatins Thomas Nádasdy. Sie wurde, um die Güter nicht dem Fiskus zufallen zu lassen, präficiert (in Sohnesrechte eingesetzt), wodurch die Kanizfay'schen Besizungen an die Nádasdy übergingen. Der Palatin starb 1562 und hinterließ einen Sohn, Franz, den durch gewaltige Körperkraft und Tapferkeit berühmten sogenannten „schwarzen Beg“, dessen Gemalin Elisabeth Báthory war. Nach dem Falle Szigetvárs konnte nur Kanizja die stärkste Schutzmauer der westlichen Comitate werden, König Maximilian brachte es also im Jahre 1566 im Tauschwege an sich, indem er als Gegenwerth die Herrschaft der Abtei Bors-Monostor und im Neutraer Comitat Burg Ezejthe nebst zugehöriger Herrschaft hingab.

Kanizja wird in Urkunden aus der Árpádenzeit auch als Keneja und Kanefa erwähnt. Es war von altersher eine Befestigung und bildete im Thale des alten Kanizja-Flusses, von Sumpf und Moor umgeben, eine Sumpfburg. Nach der Mohács'er Niederlage wuchs seine Bedeutung als Grenzpunkt in dem Grade, als die Türken vordrangen. Schon der Reichstag von 1559 erklärt seine Befestigung für nothwendig und fügt hinzu, daß, wenn Szigetvár und Baboeca verloren gehen sollten, die Türken erst bei Kanizja aufgehalten werden könnten. Die Befestigung wurde alsbald durchgeführt, ja man erweiterte die Erdwerke so, daß sie eine Besatzung von mehreren tausend Mann aufnehmen konnten. Sobald das Land die Festung übernommen hatte, ernannte der König (1566) Franz Taly zum Commandanten. Die Besatzung unter Taly bestand aus 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk, war also nach den Begriffen jener Zeit bedeutend.

Auch die Lieutenants waren die besten: Peter Keglevich ist einer der romantischen Helden seiner Zeit; Kaspar Mlapy, Franz Gefsthy, Georg Paladies, Kaspar Bóthy sind sämmtlich hervorragende Kriegsmänner. Als aber Soliman einbrach und Szigetvár belagerte, gehörte hieher eine noch stärkere Faust als Taky. Der König setzte Georg Thury, den berühmten Commandanten von Palota, in Kanizsa ein und dieser brachte seinen Neffen, den gleichfalls tapferen Lieutenant Franz Thury mit. Thury fiel 1571 in offener Feldschlacht. Seinen Kopf schickte der Ofner Pascha als Siegeszeichen nach Constantinopel, während sein Körper durch Georg Brinyi mit großem Gepränge nach Kanizsa gebracht und dort bestattet wurde. Der Tod des muthigen Kriegers erregte im ganzen Lande tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit. Die Dichter feierten ihn unter dem Namen „Turris Hungariae“, Thurm Ungarns. Nach Thury ernannte der König den Valentin Bánfi von Tallóc zum Commandanten von Kanizsa. Auch dieser war ein tapferer Degen. Ihm folgte im Commando Kaspar Mlapy (1573) und unter ihm wurde die Festung am Aßchermittwoch des genannten Jahres durch die Türken überrumpelt, wobei die Vorstadt in Flammen aufging. Nach ihm wurde die Festung bereits deutschen Händen anvertraut. Anfang September des Jahres 1600 erschienen Großvezier Ibrahim und Mohamed-Kiaja Pascha mit einem gewaltigen Heere vor Kanizsa. Commandant war der deutsche General Georg Paradeiser, der die Festung nach vierundvierzigtägiger Belagerung am 20. October übergab, wofür er auch kriegsgerichtlich zum Tode verurtheilt wurde. So fiel Kanizsa, eine der stärksten Grenzfestungen, in Türkenhand.

Der Fall Kanizsas war der schwerste Schlag für das Land jenseits der Donau, aber auch für Steiermark und Osterreich, da nunmehr das stärkste Hinderniß des türkischen Vormarsches beseitigt war. Die Reichsstände fühlten das wohl, aber nicht minder die Wiener Kriegsleitung, und gleich der Reichstag von 1601 und die der folgenden Jahre verfügten, soweit es in ihrer Macht lag, entsprechende Maßnahmen zur Vertheidigung. Am nächsten lag es, die Thäler der Flüsse Zala, Kanizsa, Mur, Leudva und Kerka, wo die Wege nach Norden und Westen führten, mit Festungen zu versehen. Weiter sollten Neunti und Egervár hauptsächlich steirische und österreiche Besatzungen erhalten. Endlich wurde ein Angriffsheer organisiert, um Kanizsa den Türken wieder zu entreißen. Dieses Heer sammelte sich im Sommer 1601 unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Erzherzogs Ferdinand, des späteren Königs, und begann im September die Belagerungsarbeiten. Die Türken hatten sich jedoch sehr verstärkt und schlugen den ersten großen Sturm tapfer zurück. Auch die Aushungerung mißlang. Schließlich gab Ferdinand Befehl zum Rückzug, der am 18. November in großer Unordnung und unter furchtbaren Verlusten erfolgte. Kanizsa wurde dann bis 1664 nicht wieder belagert. In diesem Jahre reiste durch die wunderbaren Erfolge Nikolaus Brinyis der Plan, die Festung wieder zu gewinnen.

Von Ende April bis Ende Mai wurde sie durch Nikolaus Zrinyi, Hohenlohe und Strozzi belagert, allein vergeblich. Glücklicher und von vollem Erfolg gekrönt war die Belagerung im Jahre 1690 unter den ungarischen Generalen Graf Adam Batthyány und Stefan Zichy, welche die seit 90 Jahren in fremder Hand befindliche Festung Kanizja nach dreimonatlichen Anstrengungen und tapferer Gegenwehr der Türken am 13. April wieder für Ungarn gewannen. Hierauf wurde die Stadt alsbald neu aufgebaut und organisiert.

Das heutige sogenannte Klein-Kanizja am westlichen Ufer des Kanizjaflusses bestand nämlich auch damals, hieß jedoch *Káczváros* (Raizenstadt). Im Jahre 1698 wurde es mit Kanizja vereinigt und vier Jahre später (1703), am Anfang des durch Rákóczy II. geführten Krieges, wurden die Festungswälle geschleift, die Gräben zugeschüttet, die Festung zur offenen Stadt erklärt; nach längerer Zeit folgte dann die Regulirung all des umherfließenden Gewässers, des Kanizjaflusses wie der ihm zufließenden Bäche, dadurch waren die Sümpfe der Umgebung der Stadt trockengelegt und verwandelten sich in reiche Wiesen, in ergiebige Äcker. So wurde aus Kanizja, der uralten, mächtigen Sumpffestung, eine moderne Stadt. Ueberraschend schnell erhoben sich hübsche Gebäude, zahlreiche volkswirtschaftliche und Culturinstitute wurden gegründet, und diese rasche Entwicklung hat Kanizja zu einer der stattlichsten Provinzstädte Ungarns gemacht.

Südlich von Kanizja liegt die Eisenbahnstation *Mura-Kereftur*, von wo die Linien nach Agram, Fünfkirchen und Kaposvár ausgehen.

Nordöstlich von Kanizja ist noch ein kleiner, historisch interessanter Abschnitt des Comitats zu erwähnen. Es ist dies die *Berek-Gegend* (Haingegend) am rechten Ufer der Zalamündung, eine durchfeuchtete Ebene, deren Bachgewässer durch drei oder vier Kanäle in die Zala bei *Hibvég* abgeleitet werden.

Kis-Komárom (Klein-Komorn) liegt südlich vom kleinen Plattensee, an der *Keszthely-Kanizjaer* Landstraße und der Südbahn, an einer flachen Stelle des Thales, durch das der *Berekbach* zieht. Es ist eine große blühende Ortschaft mit zwei volkreichen Puszten: *Behizák* und *Kápolna*; Grundbesitzer ist das Pester geistliche Central-Seminar, beziehentlich die Universität Budapest, die hier ungefähr 4600 und in den Gemarkungen der Nachbargemeinden *Garamoncz*, *Karos* und *Komárváros* etwa 5700, zusammen also über 10.000 ungarische Joch besitzt. Im XVI. Jahrhundert gehörte die Gegend ständig dem Bisthum *Veszprém*. In alter Zeit war sie durch eine Beste zwischen den Sümpfen geschützt.

Balatou-Magyaród, auf ebener, einst sumpfiger Fläche in der Nähe der Zalamündung, war einst ein kleines Fort, das sich als weiteres Hinderniß gegen die türkischen Raubhaaren geltend machte.

III. Göcsej nebst Umgebung und das Muraföz.

Die Lage, Größe und Grenzen von Göcsej haben wir schon besprochen. Jenes ganze Gebiet, das im Norden durch die Zala, im Osten durch den Großen Kanal, im Süden durch die Groß-Kanizsa-Letenyeer Straße und im Westen durch den Kerkabach begrenzt wird, ist ein Labyrinth von einförmigen, fast bis zur Ede eintönigen Bergen und Thälern, Hügeln und engen Ebenen, dessen südliche Hälfte im Umkreise von Bánok-Szent-György vorwiegend lockeren Löß zeigt, während die nördliche, oberhalb von Nova, mehr aus gebundenem Thon besteht. Nirgends eine höhere Erhebung, nirgends eine breitere Fläche. Jedes Stück ist fleckweise und theilchenweise dicht bewachsen mit jüngerem Wald und Strauchwerk oder grüner Weide. Jedes Thälchen hat sein Dörfchen, jede kleine Mulde ihr Bächlein. Dörfer, Kirchen, Häuser und Menschen sind überall gleich. Der höchste Hügel, etwa die Puszta-Magyaróder Höhe bei Bánok-Szent-György oder der Csonkabergr bei Mitei-Rózsászeg, erreicht 300 Meter; die mittleren Hügel, wie der Trfawald südlich von Lövö, Tborfa bei Ballahida, der Nagyhegy über Nova, sind 250 bis 260 Meter hoch; die niedrigsten Theile bewegen sich von 200 Meter aufwärts. Regengüsse sind in allen Theilen des Jahres häufig, im Herbst und Frühling hören sie überhaupt beinahe nicht auf, im Winter aber ist oft ganz Göcsej sozusagen in Schnee begraben. Sein Klima jedoch ist eben deshalb im Winter milder, im Sommer kühler. Es besitzt etwa hundert Bäche. Nach Norden, dem Zalafluß zu, fließen von hier die Bäche von Zán, Keresztur und Szent-Mihályfa, nach Süden im westlichen Winkel von Göcsej strömen der Kerkta entgegen der Kutas, Mihom und Medes, die Bäche von Turt und Györökház. In der Mitte von Göcsej fließt geradeaus gegen Süden die Cserta, welche die kleinen Salonfaer, Kis-Lengyeler und Gellénházaer Bäche aufnimmt. Bei Ortaháza nimmt die Cserta auch den Verekbach mit, ebenso bei Bördöze den von Osten dahergegeschlängelten Báliczka. Auch ein zweiter Bach heißt Báliczka; dieser entspringt um Sárhida und Boczföld und fließt direct nach Norden, um unterhalb Egerszegs in die Zala zu fallen. Der Cserta-Fluß vereinigt sich oberhalb von Szécsi-Sziget mit der Kerkta.

Am nördlichen Rande von Göcsej, nahe bei Zala-Lövö, liegt Cseb. Es ist ein kleines Dorf im Thale der oberen Zala, gegenüber von Salomvár, in fruchtbarer, waldiger Hügelgegend. Ein Bächlein eilt nebenan zur Zala hinab. Die Merkwürdigkeit dieses Dörfchens besteht darin, daß es vor 700 Jahren das Stammneß des einst mächtigen Geschlechtes Csebi-Pogány (Pogány von Cseb) war, das noch jetzt besteht und in den Comitaten an der oberen Theiß blüht. Der Name dieser Familie soll vor alters Herzeg gewesen sein und sie soll, gleich den Hahold, Wolfer und anderen deutschen Geschlechtern

mit diesen gleichzeitig eingewandert sein. Die Familie Herezeg erhielt Eseb im Jahre 1328 von Karl I. Gegen Ende dieses Jahrhunderts erbaute sie auf einsam aufsteigendem Berge bei Balfonya und Eger-Arácsa eine Burg, die noch jetzt Fogányvár heißt. Von da an lebt die Familie unter den Namen Fogány von Eseb. Eine andere Burg, Rigyósvár, besaß sie am Rigyós-Bache, doch ist von dieser weder die Lage sicher zu bestimmen, noch sonst ein Denkmal vorhanden. Unter Matthias I. steigt die Familie hoch. Peter ist auf dem Reichstage von 1504 Bannerherr und Commandant der Festung Preßburg. Nach ihrem Theilungsbriefe vom Jahre 1484 besaßen sie im Zalaer Comitatz neunzehn Städte und Dörfer, darunter die uralte Römer-Colonie Zala-Lövő, das Leontinum der Römer, an der Westgrenze des Comitatz im oberen Zala-Thale. Der Theilungsbrief erwähnt es als Zala-Leve. Hier bestand bis zum Jahre 1480 ein Kloster der Augustinermönche. Die primitive Burg von Zala-Lövő wurde nach dem Fall Kanizsas sorgfältig befestigt.

In der nordwestlichen Ecke von Göösej liegt zwischen waldigen, von Bächen durchrieselten Hügeln das Dörfchen Ebergény, Stammsiß der in den Comitaten Zala und Eisenburg hervorragenden Familie Ebergényi und noch jetzt Besiðthum dieser Familie. Die Familie kam durch Ladislaus Ebergényi empor, den tapferen Kriegsmann und General der Könige Leopold I., Josef I. und Karl III., der auch gegen das jenseits der Donau stehende Heer Fürst Rákóczys II. mit wechselndem Glück kämpfte. Die Güter der Familie in den Comitaten Zala, Eisenburg und Ödenburg wurden durch ihn theils erworben, theils bedeutend vergrößert, so die in Bellatincz, Botfa, Bagod, Csákány, Esepreg, Zvány und Keszthely; sie sind jedoch seither größtentheils durch Erbschafts-, oder endgiltigen Verkauf in die Hände anderer Familien übergegangen.

In der Mitte von Göösej liegt Nova, einst dem Bisthum Besþrém, seit 1777 jedoch dem Bisthum Steinamanger zugehörig, das hier gegen 5000 ungarische Joch, meist Waldungen besißt. Es liegt im Eserta-Thale, in bergiger, waldiger Gegend. Hier ist der eigentliche Mittelpunkt von Göösej. Nova ist Siß des Bezirks. Erwähnung verdient sein Klima, das im Sommer kühl, im Winter mild ist.

In der Nähe von Nova liegt Himföld, eine volkreiche Pusztza in der Nachbarschaft von Náprádfa und Mikafa. In den Urkunden des XIV. und XV. Jahrhunderts, aber auch früher begegnet man häufig dem Familiennamen Hym in Verbindung mit Besiðthungen. Auch diese Pusztza kommt unter dem Namen Hymseulde vor. Matthias I. hatte einen Günstling, namens Hymfi. Alexander Kisfaludy entlehnte dieser Pusztza und ihrem einstigen Herrn den Titel seines ersten großen und auch schönsten Werkes: „Himfy's Liebe“.

Im südlichen Wáliczka-Thale, am Fuße eines das Thal verengenden Bergvorsprunges westlich von Bánok-Szent-György, liegt Kányavár, früher auch Kányóvár und Kányafölde genannt. Es hat eine kleine alte Burg, die den Weg durch das Wáliczkathal

beherrschte. Dies war die kleinste Beste im Comitats. Sie wurde auch einmal von den Türken genommen.

Erwähnung verdient hier noch Zajk, ein nördlich von Letenye oben im Gebirge liegendes Dörfchen, das von einem Bächlein durchrieselt wird. Es ist das Stammnest der Grafenfamilie Zichy von Nagyvásonykö. Der Ahnherr dieser Familie hieß Zajk. Gallus aus dem Geschlechte Zajk lebte um 1350 und sein Sohn hieß Paska. Paskas Söhne Ladislaus und Jakob führen schon den Vornamen Zichy, der dann zum Familiennamen wurde; das Prädicat „Vásonyköi“ kam erst im XVII. Jahrhundert hinzu. Zajk ist jetzt in weiblicher Erbsfolge nach den Széchy und Szápáry Eigenthum des Grafen Madár Andrássy.

Zwischen dem Südrande des Göcsej und der Mur erstreckt sich eine etwas wellige kleinere Ebene, die von den südwärts der Mur zufließenden Bächen bewässert wird. Hier liegt Becsehely, wo früher die einst steinreiche Familie Csuzy eine große Herrschaft besaß; jetzt ist diese unter mehrere Besitzer vertheilt. Hier liegen auch Tót-Szent-Márton, eine größere Gemeinde von mehreren tausend Seelen, und der Bezirksort Letenye, ein blühendes Städtchen, nahe an der Mur.

Westlich und südlich von Göcsej erstreckt sich bis an die Mur ein schönes Dreieck, das an der Südseite von der Mur, an der Ostseite von der Kerka bespült ist, während die abschließende nordwestliche Seite durch das Eisenburger Comitats gebildet wird. Die Kerka entspringt im Innern des Eisenburger Comitats, tritt bei Ramocsa in mehreren Armen auf Zalaer Boden, nimmt dann alles Gewässer von Göcsej an sich und vereinigt sich zuletzt bei Kerka-Szent-Király mit der Lendva. Auch die Lendva entspringt im Eisenburger Comitats, nimmt nach ihrem Eintritt in Zala die im Hidvég-Kanal vereinigten Gewässer des Kebele und Paragos, des Nemesnéper und Nagyvölgyer Baches auf, sammelt auch noch das Wasser der Bäche Bagonicza, Madamos und Feketeér und strömt dann als verstärkter Lendva-Fluß durch den Adorványer Kanal ihrer Vereinigung mit der Kerka zu, um schließlich bei Felső-Szemenye in die Mur zu münden.

Oberhalb von Alsó-Lendva, nahe der Grenze, liegt Dobronak, an beiden Ufern des Bagonicza-Baches. Es gehört gleichfalls zu den Herrschaften von Alsó-Lendva und Lenti und war einst eine kleine Burg der Nádasdy. Nach der Mohács'er Schlacht hatte auch diese ihre Besatzung, sie verlor jedoch, als Remti besetzt wurde, ihre Bedeutung und wurde nicht als Grenzplatz des Landes qualifizirt.

Ostlich von hier, in der Mitte der Ebene am Nagyvölgyer Bache, liegt die große Ortschaft Resznek, einst Eigenthum der im XIV. Jahrhundert hervorragenden und auch später mächtigen Familie Egerváry; Michael, Sohn des Mikolans, hatte sie im Jahre 1403 von König Sigismund erhalten. Der erste Inhaber der Donation, Michael,

hatte auch die Erlaubniß, eine Burg zu bauen, und ist somit wohl als Erbauer der Reznicker Burg zu betrachten, die jedoch weit kleiner war, als daß sie den Türken mit Erfolg hätte widerstehen können. Heute ist von dieser Burg keine Spur mehr vorhanden.

Zu erwähnen ist ferner im oberen Kerka-Thale Szent-Erzsébet, an der Westgrenze des Comitats zu Füßen eines üppigen bewaldeten Berges gelegen. Früher war es ein Dorf, jetzt bildet es zwei Dörfer: Alsó- und Felső-Szent-Erzsébet, das erste Eigenthum der Fürsten Esterházy, das zweite der Grafen Szápáry.

Im Kerkathale liegt Szécsi-Sziget. Dieser Ortsname erhält das Gedächtniß einer großen, vor zwei Jahrhunderten angestorbenen Familie. Es gehörte seit dem XIV. Jahrhundert dem Felső-Lendvaer Zweige der Familie Széchy von Kimafécs, der im Jahre 1684 mit Peter, Obergespan des Eisenburger Comitats, erlosch. Peters Gattin war Gräfin Therese Batthyány, seine Tochter Katharina heiratete den Grafen Franz Nádasdy. Die Besitzungen im Zalaer und Eisenburger Comitats sind theils durch Erbschaft in weiblicher Linie, theils durch Schenkung oder Kauf an die Grafen Andrássy, Batthyány, Szápáry und Széchényi übergegangen.

Szécsi-Sziget liegt in einer herrlichen Mulde des unteren Kerka-Thales, unterhalb der Stelle, wo Kerka und Csérta ineinanderfließen; einst war es, wie schon sein Name zeigt, eine von Bächen und Sümpfen umgebene Insel. Im Osten wird es von üppig belaubten, namentlich mit Kastanien bestandenen Höhen überragt. Seine alte, schon vor der Schlacht bei Mohács erbaute Burg wurde nach dem Falle Kanizsas infolge des Reichstagsbeschlusses vom Jahre 1608 in Stand gesetzt und auch die folgenden Reichstage versorgten es mit Kriegsbeiträgen an Geld und Robot, unsomehr, als das Kerkathal der gewöhnliche Einbruchsweg der türkischen Streifpartien war, die von Kanizsa aus das Eisenburger Comitats und Steiermark brandschatzten. Ihrer Ausdehnung nach gehörte die Burg zu den mittelgroßen des Comitats.

Das Muraköz (Murwinkel), dieser südlichste Theil des Zalaer Comitats, ist in die Bezirke von Perlas und Csakathurn (Csáktornya) getheilt und umfaßt 150 wohlhabende kroatische Gemeinden nebst etwa 40 gut bevölkerten Puszten. Mit Ausnahme des westlich von Mura-Szerdahely und Csakathurn gelegenen, an Steiermark grenzenden, hügelig gewellten Landstrichs, sind beide Bezirke ebenes Flachland, stellenweise mit kiefigem Untergrund, im Allgemeinen mit fruchtbarem Alluvialboden. Im Norden wird es von der Mur begrenzt. Die südliche Grenze bildet die Drau, die sich noch in urwüchsigem, nicht regulirtem Zustande befindet und ihr schlammiges, oft anschwellendes Gewässer in Hunderten von Windungen von Bucht zu Bucht, von Insel zu Insel, zwischen üppigen Weidenbeständen, Erlenväldern und Ginsterdickichten dahinwölzt, bis sie bei Légrad das Zalaer Comitats verläßt.

Légrad, eine uralte Ansiedelung, ist jetzt ein bedeutender Marktflecken am rechten Drau-Ufer gegenüber der Mur-Mündung, zwischen die zerfaserten Arme der Drau hineingebaut. Auch hier bestand schon vor der Mohácszer Schlacht eine Feste, die gleich nach der Katastrophe verstärkt wurde. Im XVI. und XVII. Jahrhundert gehört Légrad der Familie Brinyi; die Reichstage von 1567 und später sorgen, daß die Festung in gutem Stand erhalten werde, und beordern hieher die Kriegskrobot der Brinyi'schen Besitzungen, sowie des Muraköz. Im September 1704 vernichten hier die Kuruzen ein Labanczenheer, dessen Führer Gabriel Zellasi, indem er über die Mur entkommen will, erschossen wird, und besetzen auch die Überfuhr. Légrad liegt genau an der Comitatzgrenze nach Kroatien hin und besitzt in den reichen Humus-schichten seiner Felder die Bürgschaft einer für Stadt und Umgebung gedeihlichen Zukunft.

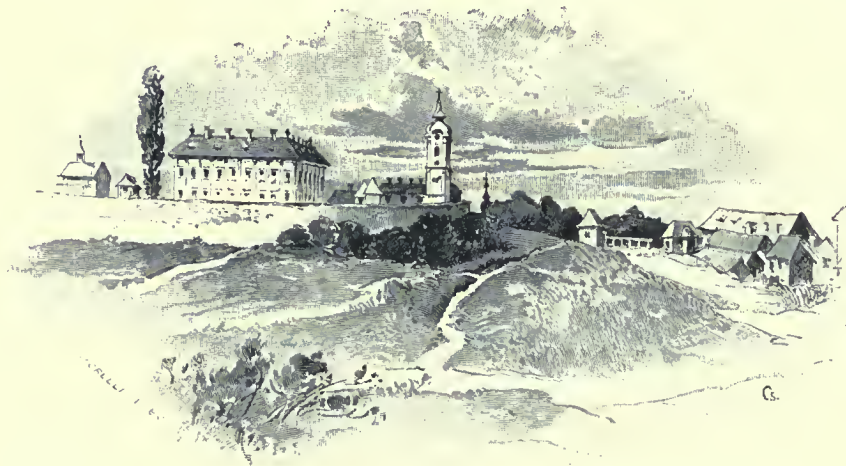
Nah bei Légrad lag Brinyvár oder Zerivár (Brinyburg). Diese geschichtlich denkwürdige Burg ist spurlos verschwunden, so daß sich nicht einmal ihr Standort mit voller Sicherheit bestimmen läßt. „Brinyi's Brunnen“ nennt das Volk ein naheß Gelände und dies ist die einzige Erinnerung an den in der Geschichte so glänzenden Familiennamen. Mikolans Brinyi, der Dichter, legte hier, am Zusammenfluß von Drau und Mur, in einem auf zwei Seiten vom Wasser geschützten Dreieck von 1658 bis 1660 eine sehr umfangreiche sogenannte „Sumpfburg“ an, die mit Wassergräben umgeben, mit den nothwendigen Erdwällen, besetzten Thoren, Kasernen und Kriegsmagazinen versehen, das stärkste Festungswert der ganzen Gegend wurde. Während seiner glänzenden und siegreichen Feldzüge, die, mit Genie und Heldennuth geführt, den Türken so gewaltigen Abbruch thaten, war diese Festung der Ruhe- und Übungsplatz seiner tapferen Truppen, die sich da immer neu ankrüften und auch Zuflucht finden konnten. 1664 wurde die Festung von den Türken genommen, welche alle Gebäude, Wälle und Basteien in die Luft sprengten. So ging die Feste für immer zugrunde, wie einige Jahre später das ruhmvolle und mächtige Haus Brinyi selber wenigstens im Mannesstamme erlosch.

Perlat ist einer der Bezirksitze und Mittelpunkte des Muraköz. Der hübsche Marktflecken mit fruchtbarer Gegend und kroatisch sprechender Bevölkerung liegt nahe der Drau und gehört sammt der umliegenden großen Herrschaft den Grafen Festetics. Im Jahre 1480, unter Matthias I., drang zum erstenmale ein türkisches Heer von 8000 Mann bis hierher vor; der König rief dagegen den Zalaer Adel auf und erschien auch persönlich im Felde.

Westlich von Perlat liegt am Kreuzungspunkte zweier Eisenbahnlinien Esakaturn (Esáktornya). Es gehörte einst der Familie Ernuszt-Hampó und war eine ungeheure Herrschaft, welche auch die Burgen Stridó, Kopreinitz (Kaproneza) und Szent-György nebst den von diesen abhängenden Dörfern umfaßte. König Sigismund verlieh es im

Jahre 1405 um die Summe von 48.000 Gulden dem Grafen Hermann von Cilli. Nach den Grafen von Cilli wurde die Herrschaft Csakathurn von Johann Ernuszt-Hampó im Donationswege erworben. Seine Nachkommen starben kinderlos und nun verließ der König die Herrschaft im Jahre 1546 dem Grafen Nikolaus Zrinyi, Banus von Kroatien. Seitdem gehörte sie den Zrinyi. Als die Zrinyischen Besitzungen theils unter der Anklage der Untreue, theils infolge von Kinderlosigkeit an die Krone fielen, verließ diese Csakathurn zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts dem Grafen Althan. Von den Althan wurde es Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Grafen Georg Festetics erworben, dessen Enkel, Graf Eugen Festetics es noch jetzt besitzt.

Nahе der steirischen Grenze liegt im Gebirge das Städtchen Stridó mit Ruinen einer mittelalterlichen Burg.



Csakathurn im XVIII. Jahrhundert.



Wendisches Wohnhaus.

Die Wenden im Balaer und Eisenburger Comitats.



ie im südwestlichen Winkel des Eisenburger und im westlichen Winkel des Balaer Comitats wohnenden Wenden (richtiger Slovenen) werden von den benachbarten Magyaren *hömhócz* und *tót* (ihr Gebiet *Tótság*), von den Kroaten des Murwinkels aber *hochnyecz* genannt. Im Eisenburger Comitats fallen die Grenzen des vom Wendenvolk bewohnten Gebietes im Allgemeinen mit denen des Bezirkes *Muraszombat* (*Ušuh*) zusammen. Im Nordosten grenzt es an das *Örség*-Gebiet. Das *Örség*, so nimmt man an, erstreckt sich bis *Kereza*; jenseits *Kereza*, im Süden, „geht das ungarische Gebiet zu Ende“ und es beginnt das Wendenthum.

Das erwähnte Gebiet wurde zu Ende des VI. Jahrhunderts, an Stelle der nach Italien ausgewanderten Langobarden, durch die mit den Avarn im westlichen Pannonien sesshaft gewordenen Slovenen (Winden) besetzt. Von ihnen stammen die Wenden des Balaer und Eisenburger Comitats ab; in der Gebirgsgegend des Eisenburger Comitats heißen sie *goričanci*, im ebenen Theile desselben *dolinci*, im Flachlande des Balaer

Comitatſ revenci. Ihre Sprache gleicht am meisten der der steirischen Slovenen und klingt am reinsten längs der ungarisch-steirischen Grenze. In den östlichen und südöstlichen Theilen des Gebietes merkt man die Berührung mit den Magyaren nicht nur der Aussprache, sondern auch dem Wortschatz an.

Nach dem Sturze der avariſchen Macht gelangte auch das Wendenvolk unter die fränkische Obmacht; zu dieser Zeit, unter Privina und Koel, nahmen sie auch das Christenthum und eine höhere Cultur an.

Die Berührung des Slovenenthums mit den nördlich der Donau wohnenden Völkern des mährischen Reiches wurde durch einen deutschen Keil und nach der magyarischen Einwanderung durch das magyarische Orſég-Gebiet getrennt, während es von den östlichen Verwandten durch die Göcsejer und Hetéſer Magyaren abgeschnitten ward. Die slovenische Bevölkerung vermischte sich mit der magyarischen und blieb nur dort bestehen, wo sie mit der großen Masse des Slovenenthums und mit den Kroaten des Muraköz in fortwährender Berührung steht. Der Verschmelzungsproceß setzt sich auch gegenwärtig fort.

Die Wenden sind ein kräftiger, muskulöſer Schlag. Die meisten sind allerdings mittelgroß, doch gibt es viele schlanke und auf der Ebene geradezu hochgewachsene. Ihr Kopf ist oval, das Angesicht glatt, nicht knochig, das Auge lebhaft, zumeist blau, das Haar blond oder braun, die Gesichtsfarbe gelblich, doch auch braun. Bei den Frauen ist die Stumpfnase häufig. Die Männer, insbesondere die älteren, tragen weder Schnurbart, noch Bart. Immerhin hat sich die jüngere Generation bereits mit dem Schnurbart befreundet und ist nur dem Barte noch etwas abhold. Die wendischen Frauen sind schön, wie die südslavischen überhaupt; die schönsten sind die in der Ebene wohnenden. Doch ist die Friſche der Schönheit nicht von Dauer, die jungen Frauen welken früh, eine schöne alte Frau ist selten.

Der wendische Bauer ist klug, lernbegierig, schlau, eigennützig. Findig ist er nicht, den guten Einfall eines Anderen aber erkennt und begreift er rasch und sucht ihn zu seinem eigenen Besten zu nützen. Fremden gegenüber ist er mißtrauisch und verschlossen. Sein Temperament ist zumeist melancholisch. Hartes Gefühlsleben, religiöſes Gemüth, friedsame Häuslichkeit und vor Allem ein ungewöhnlicher Fleiß sind diesem Volke nachzurühmen. Seine Gesundheitsverhältnisse sind nicht sonderlich günstig. Die des Gebirgslandes leiden unter dürftiger Ernährung, die der Ebene unter der Feuchtigkeith des Bodens, auf dem sie ihre Häuser bauen. In den Dörfern an der Mur (Melincz, Iſſakócz, Biſztricz) ist der Kropf häufig.

Bis zu den Fünfziger- und Sechziger-Jahren war die Tracht der wendischen Bewohner beider Comitate nicht sonderlich verschieden. Die bis dahin herrschende weiße Kleidung bestand aus dem weißen Rock und dem gleichen weißleinenen Säcſchen, über dem

man bei kaltem Wetter noch den sogenannten zobon (ungarisch zubony) trug. Dieser war ein ärmelloser, nicht anliegender und bis ans Knie reichender Überrock aus weißem Fries, unten und an den Rändern mit einem rothen Streifen eingefasst. Die Männer trugen eine enge gatya (Unterhose) aus Flachs- oder Hanfleinwand, die bisweilen ziemlich weit unter das Knie hinabreicht. Das Hemd dagegen trugen sie gerne kurz. Für den



Wendischer Ökonom.

Sonntag hat jetzt schon jeder wendische Bursche ein im Laden gekauftes gesteihtes Hemd und ein buntscheckiges Halstuch. Bei kühlerem Wetter und auch bei festlichen Anlässen wird ein Rock aus dunklem Stoff getragen, der an verschiedenen Stellen mit Knöpfchen benäht ist. Im Winter trägt der Wende eine Hose und statt des früheren kurzen ködmön (Ärmelpelz) aus Lammfell einen langen Tuchrock und neuestens bei großer Kälte auch ein großes Tuch, das er sich nach Weiberart um den Leib knüpft. Die kurzen Stiefel mit gepreßten Schäften sind meist mit Verzierungen aus rothem und grünem Zwirn ausgenäht.

Die weibliche Tracht ist mehr der Mode unterworfen und recht hübsch. In früherer Zeit war ein tischtuchartiges Laten charakteristisch, das an Feiertagen statt des großen Umschlagtuches getragen wurde. An Wochentagen trägt man sich weit einfacher. Frauen wie Mädchen haben einen langen, einfach gemusterten, oben in Falten gezogenen und am oberen Rande mit einem 12 bis 15 Centimeter breiten kollér (Samt) eingefassten Rock, der am Werkeltag auch mit dem Inneren nach außen getragen wird. Der Kragen wird an sieben Stellen halbkreisförmig eingeschnitten und durch Fischbeine steif erhalten. Das Wochentagshemde aus weißer Leinwand oder farbigem Stoff ist an der Brust spizenartig ausgeschnitten und ausgenäht; Sonntags wird ein Hemd aus Battistkleinwand angelegt. Im Winter kommt darüber ein kurzes, rückwärts mit einer Bandschleife verziertes Säckchen aus schwarzem Stoff oder Sammt. Das Kopftuch wird nicht unter dem Kinn, sondern hinten gebunden. An den Füßen trägt man Stiefeln, aber noch häufiger feine, verzierte Schuhe. Die wendischen Frauen schnitten sich früher, wenn sie heirateten, das Haar dicht am Kopfe ab, den sie dann mit einem roth-bunten fezartigen Käppchen (pocilica, noch früher pociu) bedeckten. Auch diese Tracht ist bereits selten geworden und außer Mode. Die jungen Frauen können sich nach Belieben kämmen. Im Winter trugen Männer und Frauen als Schutz gegen die Kälte einen bis ans Knie reichenden anliegenden Pelz aus schwarzem Lammfell (kozi), der jedoch bereits dem billigeren Tuchrock gewichen ist. Männer, die vom Militärdienste heimgekehrt sind, tragen gerne Mütze und Rock des Soldaten weiter.

Die Häuser sind meist rechtwinklig gebaut, so daß der eine Schenkel des rechten Winkels sich mit den Fenstern der Stube nach der Straße öffnet. Der Stoff, aus dem gebaut wird, ist Holz, Spritzmörtel oder Backstein. Namentlich aus Spritzmörtel wissen sie sehr geschickt Wände zu errichten, so daß sie zu diesen Arbeiten auch in die benachbarten magyrischen Gegenden berufen werden. Der Straße wendet sich die Wohnstube zu, deren Thüre sich nach dem, oft von Säulen gestützten Ausgang öffnet. Der ärmere Wende haust in einem Zimmer, der bemitteltere hat zwei, selbst drei zur Verfügung. An die Stube stößt die dunkle, rußige Küche, deren Rauch, da das Haus keinen Rauchfang besitzt, oft nur durch die Thüre entweichen kann. Durch die Küche gelangt man in die Kammer. Am anderen Schenkel des rechten Winkels liegt nach rückwärts hin die offene pojata. In dieser steht die zum Brechen der Hirse, des Haideforns und Maises gebrauchte stopa. Der Stall und schließlich die Scheune bilden den Abschluß des Gebäudes.

Die kleinen, dunklen Stuben sind recht überfüllt mit einfachen, unbequemen Möbeln und dem ungeheuren Ofen. Ein oder zwei fichtenhölzerne Betten, unbemalt oder geblumt, thürmen sich mit ihrem Bettzeug bis zur Decke hinan; in die eine Ecke ist der Tisch gestellt, etliche Stühle und Truhen bilden den übrigen Hausrath. Zwei Seiten des Tisches entlang stehen an zwei Wänden die Bänke. Nach Bedarf kommen als weitere Mobilien die Wiege

oder der als solche benützte Trog und der Spinnrocken hinzu; im Winter stellen die Hausfrauen auch den Webstuhl hinein. Der für das Kunterbunte sehr eingenommene Wende behängt die Wände seiner Stube gern mit werthlosen, auf Glas gemalten Heiligenbildern und buntbesitterten Papierkränzchen. Der ehrenfesteste Ofen ist ein Lieblingsmöbel des Wenden. Auf dem Ofen trocknet er oft seine Feldfrüchte, am Ofen bezieht im Winter irgend ein Mitglied der Familie seine Schlafstätte, auf der umlaufenden Ofenbank sitzen



Wendische Braut.

sie an öden Winterabenden und kürzen deren Länge durch Märchen. Der Fußboden in den Stuben besteht meist aus Lehm und erst neuerdings findet die Mode der Bretterböden Eingang. Die Wände werden innen und außen rein weiß getüncht; außen ist der untere Rand der Wände mit einem zwei Spannen breiten Saum von schwarzer, blauer oder gelber Farbe eingefasst, auf den das wendische Weib oder Mädchen noch mit Vergnügen allerlei Blümlein malt.

Das Dach ist aus Stroh gefertigt und auf dessen Giebel setzt man schwere „hölzerne Soldaten“, damit das Stroh nicht durch den Wind aufgefänfelt werde. Die der Straße zugewandte Stirnseite des Daches ist zierliches Bretterwerk, in dessen Mitte ein Kreuz oder ein gemalter heiliger Florian steht, während das Randbret den Namen des Eigenthümers und das Jahr der Erbauung ersichtlich macht. Hinter dem Gebäude liegt die Hauswiese mit dem reichen Obstgarten. Den Hof umfängt man mit einer Hecke und bestreut diese mit dürrer Wachholderzweigen, die mit den Scherben zerbrochener Töpfe beschwert werden. Das

Thor ist aus Weidenruthen geflochten und bewegt sich meist auf einem Rädchen; die Thür daneben pflegt durch eine Leiter zum Übersteigen ersetzt zu sein. Vor das Haus legt sich ein blühendes Blumengärtchen, in dem auf einem gemauerten Bänkchen unter den Fenstern häufig ein paar Bienenkörbe stehen. In neuerer Zeit werden einfache Steinhäuser gebaut.

Das Familienleben der Wenden ist das patriarchalische, doch beginnt dieses System auch hier sich schon sehr zu lockern. In neuester Zeit sind bei ihnen, wie bei den benachbarten Magyaren, die Theilungen sehr häufig. Der Wende, der zur Theilung schreitet, ist durch die geringe Ausdehnung seines Grund und Bodens gezwungen, entweder in seinen Weingarten zu ziehen oder sich in ungarischer Gegend einen Besitz zu kaufen.

Weit vermag er sich von der Scholle, die ihn geboren, nicht zu entfernen. In der ungarischen Gegend hat er sich schon vorlängst gern angesiedelt. Ein Überbleibsel des patriarchalischen Lebens ist die Sitte, daß, wer ein Strohdach zu machen hat, dies einfach im Dorfe ausrufen läßt. Darauf legt jeder Hansbesitzer einen Bund Stroh vor das Haus und der Dachbedürftige trägt Alles heim. Ein andermal kommt ein Anderer in die Lage, Aller Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Bei Kindstansen pflegte sonst auch der Wende gern ein Fest zu feiern, jetzt geht es dabei einfacher her. Der alte Volksglaube spielt dabei eine große Rolle. Schon nach der Trauung, bevor noch die Braut das Hans betritt, nimmt ihre Mutter oder eine andere Frau ein Ei und einen Knäuel Zwirn in die Hand. Bei dem Vorhause läßt sie den Knäuel vor die Braut hinrollen und legt das Ei auf den Boden. Die Braut tritt mit dem rechten Fuße auf das Ei und zerbricht es; so leicht sie es zerbrochen hat, so leicht wird sie gebären. In der Wohnstube setzt man etwas Brot und Wein auf den Tisch. Der Tisch darf nicht leer stehen, damit dem erwarteten Kinde nichts Böses ankomme. Ist das Kind erschienen, so wird es häufig in ein Kissen gewickelt unter den Tisch gelegt, damit es fett werde. Mit der Taufe beeilt man sich nur, wenn das Kind kränklich ist, damit es im Todesfalle nicht um die Seligkeit komme; ist es aber gesund, so wird die Wiedergenesung der Mutter abgewartet, damit auch sie am Taufmahle (krstitje) theilnehmen könne.

Der Tod, der Übergang ins Jenseits, bietet dem Aberglauben noch reichlicheren Stoff. Stirbt der Hansherr oder die Hansfran, so läuft, wenn die Leiche aus der Stube getragen wird, eines der Hausleute hinaus, um das Vieh aus dem Stalle zu lassen und das für die Ausfaat aufgehobene Getreide in der Kammer umzurühren; davon soll das Vieh gesund bleiben und die Ernte reichlich werden. Nach der Heimkehr vom Begräbniß eilen die daheim verbliebenen Hausleute aus dem Hause, um die Ersten zu sein, welche die Heimkehrenden erblicken; im entgegengesetzten Falle würden sie fürchten, von dem Todten heimgesucht zu werden. Die Träger der Leiche waschen sich in einem Topf die Hände und trocknen sie mit einem weißen Tuch; der Topf wird dann durch den Todtengräber an das Haus geworfen. Von dem Fuhrwerk, das die Leiche getragen, werden die Räder abgenommen und drei Tage lang im Sterbehause gelassen, aber auch nachher nur verstohlen heimgeholt. Das Todtenmahl ist nur noch wenig gebräuchlich, wohl aber die Nachtwache bei älteren Todten, wobei auch gegessen und getrunken und die Zeit durch eigens für solchen Anlaß bestimmte Lieder gekürzt wird. An manchen Orten kaufen sich die Wenden das als Grabtuch verwendete dunkle Tuch schon bei ihren Lebzeiten selbst. Nach dem Begräbniß, besonders bei den Bergbewohnern, stellt sich die wendische Witwe drei oder vier Tage lang morgens und abends vor das Haus und beweint ihren todtten Gatten angefißt der ganzen Gemeinde.

Auch die Festlichkeiten der Hochzeit werden bereits einfacher. Das Verlöbniß wird durch die Eltern und die Verwandtschaft geschlossen, deren Wille entscheidet. Ohne auf Schönheit und Sauberkeit zu achten, lediglich vom Standpunkte der Arbeitsamkeit aus, wählen die Eltern für ihren Sohn das Mädchen, für ihre Tochter den Burschen; auch achten sie streng darauf, daß beider Vermögen sich die Wage halte. Die Sache des Herzens mag erst nachher zur Geltung gelangen. Es ist ein Glücksfall, wenn die jungen Herzen die Wahl der Eltern billigen, allein auch sonst muß sich das junge Paar in gemeinsamer Sorge und Plage wohl zusammenfinden. Nicht selten ist es übrigens das Mädchen, das den Burschen in schicksamer Weise merken läßt, daß es dessen Weib werden möchte.

Die Werbung erfolgt nach vorläufigen Erkundigungen. Die in Aussicht genommenen Beistände begeben sich mit dem Burschen zu dem Mädchen und halten um dessen Hand an. Die Werbung vorzubringen ist Sache des Brantwerbers (*staršina*). Im Bejahungsfalle werden die Zeitpunkte für Verlobungs- und Hochzeitsfeier sofort bestimmt. Auch die Verlobung erfolgt vor dem Geistlichen und sie läuft selten ohne Lustbarkeit ab, besonders wenn man nicht im Pfarrdorfe selbst wohnt und unterwegs an einer *Čsárda* vorbei muß. Die Hochzeitsgäste werden durch den *pozvač* (Gästerufer) eingeladen. Sein Hut oder seine aus Pappendeckel gefertigte zuckerhutförmige Mütze wird mit farbigen Bändern und künstlichen Blumen aufgeputzt; an Taille, Schultern und Brust besteckt man ihn über und über mit bunten Schuupftüchern; oft werden ihm die Stiefel mit Schellen behängt. An seinen Hüften hängen zwei Felsflaschen, deren eine Wein, die andere Hirse enthält. Wenn er necken will, dem bietet er zuerst die Hirse und erst, wenn dieser Auffißer gelungen, den Wein an, um auf die Gesundheit des jungen Paares zu trinken. Er führt ein hölzernes Beil, dessen Schneide mit der Stachelhaut des Igels überzogen ist; mit dieser Scherzwaffe treibt er unter dem Weibsvolk allerlei Pöffen und schreckt die zudringliche Kinderjhaare. Bei den lutherischen Wenden tritt der Gästerufer in das Haus dessen, den er laden will, und liest die üblichen Hochzeitsverse vor, worauf er bewirtheet und mit Geld beschenkt wird. Mit den Einladungen ist jedoch die Rolle des *pozvač* nicht zu Ende, denn auch bei der Hochzeit führt er das *Commando*.

Die Hochzeit wird, so weit es die Vermögensverhältnisse gestatten, mit großem Prunk begangen. Die Trauung findet Sonntags statt, damit die zur Messe versammelten Gläubigen ihr beiwohnen können. Nach einem im Brant Hause genommenen Frühstück begibt man sich in festlichem Gewande, und zwar stets zu Fuß nach dem Gotteshause. Unterwegs spielt die Musik, es wird hellauf gejauchzt und getanzt und dazwischen knallen die Pistolen. Fast jeder Gast nimmt auf diesen Gang eine Flasche Wein (*vina*) mit. Den Zug eröffnet der *pozvač* in seiner drollig bunten Tracht, ihm folgen einige Kranzjungfern (*posvalbica*) und unter ihnen die Braut (*sneja*), dann der Bräutigam

(mladoženec), von mehreren Beiständen (drůžban) umgeben, schließlich die Eltern der Brautleute und die Gäste, fast Alles paarweise. Die Wenden sind auch sonst ein gar lustiges Völkchen, wenn sie aber von einer Hochzeit heimziehen, werden sie förmlich übermüthig. Sie tanzen im Zickzack die Straße entlang und jauchzen aus vollem Halse. Auch im Hause der Braut werden die dahinströmenden Gäste mit Tuschern empfangen. Allein diese sind nur Gäste der Braut. Die Eingeladenen des Bräutigams versammeln sich in seinem Hause. Das ermüdete Hochzeitervolk setzt sich unter klingendem Spiele an die Tafel. Die Musikanten dürfen nicht ermüden, sondern müssen ihren Mann stellen, den ganzen Nachmittag bis zum Abend, denn nach dem Essen wird getanzet.

Die Hochzeitsgebräuche bestehen zu großem Theil aus religiösen Verrichtungen, wie sie auch bei den kroatishen Hochzeiten im Muraköz eingeführt sind. An manchen Orten findet ein herkömmlicher Brautscherz statt. Nach diesem Scherz nimmt der äußere Beistand den Bräutigam bei der Hand, dieser ebenso die Braut, die Braut aber die Brautjungfer, und so begeben sie sich an die Haupttafel. Auch die übrigen Gäste nehmen Platz und es beginnt das Hochzeitscouper. Noch vor dieser Abendmahlzeit tritt der pozvač wieder sein Amt an. Er ist der Lustigmacher, muß also ein entsprechend witziger, lustiger Mensch sein. Seine Verse begleiten auch jede einzelne Schüssel zu Tische.

Um Mitternacht wird die Braut in das Haus des Bräutigams geführt, dort findet sie aber verschlossene Thüren und es gilt eine Menge Verse herzusagen, um Einlaß zu erhalten, den zu erzwingen übrigens vorher auch mit gelinder Gewalt versucht wird. An manchen Orten führt der Bräutigam allein die Braut in sein Haus, und zwar des Nachts und auf heimlichem Pfade, um von keinem Menschen gesehen zu werden; denn sie glauben, daß derjenige, der ihnen am Beginn ihres neuen Lebens zuerst begegnet, das junge Ehepaar für immer unglücklich machen kann. Im Hause des Bräutigams beginnt die Gasterei von neuem, um endlich mit dem Hirsebrei zu schließen, was sie mit „coki kaša!“ („Genug des Schlemmens!“) ausdrücken. Eine Woche später versammelt sich die Gästechaar wieder, um die Ueberbleibsel des Hochzeitsmahles zu verzehren. Dies nennen sie prvučivanje.

Der Religion nach sind von den Wenden des Eisenburger Comitats die Bewohner der Ebene (revenci) und der Dobraer Hügel zum größeren Theil römisch-katholisch, zum kleineren (etwa 20.000) evangelisch. Die im Zalaer Comitats sind sämmtlich Katholiken.

Das Wendenvolk ist abergläubisch. Erkrankt ein Kind, so hat ihm „das Auge“ geschadet, es ist verzaubert. Das kranke Kind wird dann gewaschen und gebadet, damit es wieder gesund werde. Auch die Thiere werden gewaschen. Es gibt eine Menge alte Quacksalberinnen, die sich besonders auf die Bereitung solcher Waschwasser verstehen. Gibt die Kuh blutige Milch, so wird sofort irgend ein als Hexe geltendes altes Weib verdächtigt, daß es die Kuh behext habe. Thürmt sich Gewölk am Himmel und befürchtet man schädlichen



Wendischer Gästelader.

Regensturm, so wird „vor die Wolken“ geläutet und man legt einen Ofenwisch, eine Brotbäckschanfel, einen Kohlenrechen und ein ganzes Kuchenbrot in den Regen hinaus, um die Feldfrüchte vor Hagel zu schützen. Das flüchtige Feuer der Sumpfkluft wird durch Irrewischmännchen entzündet. Nachts laufen Hexen durch die Luft. Die Hexen und ihre Kraft, zu schaden, sind bei den Wenden sehr gefürchtet; darum bestecken sie am St. Georgstage ihre Fenster und das Geflecht der Zäune mit Birkenzweigen. Außer den bei den Hochzeiten und Todesfällen erwähnten Zügen von Aberglauben wissen sie auch für jede andere Gelegenheit und Festlichkeit irgend einen besonderen Spukzauber. Weihnachten tragen sie Pferdegeschirr, einen Pflug und anderes Geräth, nebst verschiedenem Getreide in die Stube, wo Alles bis zum Dreikönigstage verbleibt, um die Ernte besser zu machen.

Auch landwirthschaftlicher Aberglaube ist in Menge vorhanden. Wenn die Zärse kalbt oder das Schwein wirft, wird es mit dem Wasser dreier Quellen getränkt, um reichlich zu milchen. Hat er ein Pferd oder Kind gekauft, so versäumt der Wende nie, ehe er es heimtreibt, ein Rissen und eine Art vor das Hofthor zu legen. Mit der Art macht er

dem Stück Vieh ein Kreuz auf den Kopf und legt sie dann neben das Rissen hin, damit das Thier fett wie der Polster und gesund wie die Art werde. Geht er im Frühjahr zum ersten Mal ans Feld, um zu ackern, so legt er Brot auf den Pflug, damit Gott seine Arbeit segne.

Ehe er die eingespannten Pferde oder Ochsen in Gang setzt, macht er vor ihnen auf der Erde zweimal ein Kreuz mit der Peitsche und sagt: „Jezus pomagaj!“ („Hilf Jesus!“)

Sein naives Glaubensleben ist jedoch nicht so reich an personificirten Gestalten wie das seiner westlichen Nachbarn. Die Gebilde seiner Volkspoesie sind anderwärts kaum bekannt. Auffallend ist die geringe Zahl der weltlichen Lieder, und selbst diese wenigen sind zum großen Theil von den steirischen Stammverwandten herübergelant. Bei alledem haben diese Wenden auch ihre eigene Dichtung. Der Hauptgegenstand ihrer Lieder ist die Liebe, mit der jedoch die Religion in gleichem Range steht. Während ihre westlichen Stammesgenossen auch die Naturschönheiten ihrer Wohnplätze in den Stoffkreis ihres Dichtens einbeziehen, dient bei den ungarischen Wenden die Natur selten auch nur als Hintergrund, es wird vielmehr nur das verwendet, was auch der schlichten Gegend poetischen Reiz verleiht, z. B. der Vogel, das Lieblingsthier der wendischen Poesie: kukovica (Kuckuck), žunica (Goldamsel) und golubica (Tauben). Auch ein paar schöne Balladen und Romanzen haben sie aufzuweisen. Eines ihrer romanzenartigen Lieder sei hier als Muster angeführt.

„Martin, mein Söhnchen,
Sag', wo du gewesen!“

„„D lieb süß Mütterchen,
Auf der grünen Wiesen.““

„Martin, mein Söhnchen,
Was thatst auf der Wiesen?“

„„D lieb süß Mütterchen,
Hab' Fohlen angetrieben.““

„Martin, mein Söhnchen,
Sag', was du dort gesehen.“

„„D lieb süß Mütterchen,
Drei Mägdelein weiß sah ich stehen.““

„Martin, mein Söhnchen,
Was thaten die Mägdelein?“

„„D lieb süß Mütterchen,
Sie pflückten schöne Röslein.““

„Martin, mein Söhnchen,
Wozu pflückten sie Röslein?“

„„D lieb süß Mütterchen,
Sie wanden ein Kränzlein.““

„Mein Sohn, was thum die Mägdelein
Mit dem Kranz von Rosen?“

„„D lieb süß Mütterchen,
Er liegt in Maria's Schooße.““

„Martin, mein Söhnchen,
Sag' was dir sie gethan.“

„„D lieb süß Mütterchen,
Sie rührten das Herz mir an.““

In großer Anzahl finden sich Todtenklagen, meist viele Strophen lang und mit wenigen Unterschieden nach einem Leisten gefertigt. Den in der Fremde gestorbenen Burschen, den in ferner Kaserne verstorbenen Soldaten, den verunglückten Bekannten oder Landmann lassen ihre ständigen Gefangdichter in solchen Gefängen (pesem; pesem od Košija Josefa u. s. w.) von Eltern, Verwandten oder Gemeindegossen Abschied nehmen. Wie in diesen Abschiedsliedern, so erklingt auch in allen anderen Erzeugnissen der

wendischen Volksdichtung wohlklingend die religiöse Saite. Da sie so wenig weltliche Lieder haben, anderseits aber auch sehr geneigt zu allem frommen Thun sind, so singen sie ihre Kirchenlieder ungemein gern. Frauen und Mädchen singen sie morgens und abends auf dem Felde, beim Hanf- und Flachsbrechen und rings um die Öfen, die zum Hanftrocknen am Ende des Dorfes errichtet sind, mitten im Gepolter der Dampfmaschine singen beide Geschlechter, ja selbst im Wirthshause erklingen diese Lieder. Wenn der ältere Wende ein Stück Vieh vom Markte heimtreibt, schreitet er, den Hut in der Hand, singend hinter ihm her. Der lutherische Wende des Eisenburger Comitats (goričanec), den die Armuth seines Bodens zwingt, sich im Sommer als Schnitter nach Somogy, Zala oder Slavonien zu verdingen, singt in der Sonntagsrufe zu seiner Auserbauung die gewohnten Psalmen. Von den slovenischen Bewohnern der nachbarlichen Steiermark, mit denen er häufig in Berührung kommt, sind viele Lieder herübergelant. Viele Liederdichter finden sich besonders in der Gegend zwischen Heiligenkreuz und St. Georgen. Von diesen holen sich die ungarischen Wenden, als eifrige Wallfahrer, manches Lied, um es dann alsbald umzugestalten.

Wenige Nationalitäten Ungarns sind mit den magyarischen Volksliedern so vertraut wie diese Wenden. Der goričanec, der als Schnitter in magyarischer Gegend arbeitet, und der Zalaer Wende, dessen Weingarten an den eines Magyaren stößt, lernt dem Nachbar seine Liedweisen bald ab, mit oder ohne Text, aber er macht sich auch eigene Verse zur Melodie. Außer der Musik ist es der Tanz, für den sich der Wende förmlich begeistert. Will er sich gut unterhalten, so tanzt er, und zwar mit Schick. Sein beliebtester Tanz ist der steirische „Dreher“, auch hat er sich die Polka eigenthümlich zurechtgelegt, so daß die Tanzenden nach den einzelnen Sätzen der Polka stehen bleiben, trippelnd nach rechts und links kokettiren, und dann weiterpolken. Auch der Csárdás ist beliebt. Während des Tanzes lassen die Burjchen ihre frohen Tanzrufe erschallen, und die herkömmliche Gode der wendischen Lieder: „drajlilirajlam drajlamloja!“ Will der Tänzer sich während des Tanzes von seiner Tänzerin trennen, so sucht er ihr erst einen anderen Tänzer; sie einfach hinzusetzen, hieße dem Mädchen eine Schmach anthun.

Der Wende ist außerordentlich fleißig und betreibt daher eine ganze Menge von Gewerben. Der Ackerbau freilich ist seine uralte und verbreitetste Beschäftigung. Der Wende ist ein rechnender, geschickter, unermüdlicher Ackerbauer. Sein Grund und Boden ist beschränkt und dennoch schafft er sich die Dampfdreschmaschine und viele andere landwirthschaftliche Maschinen an, da er sich von deren Vortheilhaftigkeit überzeugt hat. Der Viehstand ist schön, die herrlichen Pferde sind sogar sehr gesucht. Auf die Wieje und um Heu geht man selbst zwei oder drei Tagreisen weit. Die Frauen sind gewiegte Gärtnerinnen. Sie bauen Gartenjämereien und Zwiebeln, die sie dann sogar auf kroatische und steirische Märkte bringen. In der Umgebung der Städte treiben sie Handel mit Milch,

Butter und Brot. Zum Handel haben die Wenden überhaupt große Neigung. Es gibt unter ihnen viele Vieh- und Geflügelhändler; den Sammelkäfig auf den Rücken gebunden, durchwandern sie weite Landstriche.

Der Industrie widmen sie sich weniger, zeichnen sich aber dann auch in dieser durch Fleiß und Geschicklichkeit aus. Längs der Mur sind sie Fischer oder Fährleute. Die lutherischen Gebirgs-Wenden, die ihrem kargen Boden nicht genug abgewinnen, lassen oft ihre Dörfer ganz leer stehen und ziehen unter der Führung eines reicheren Landmannes als Schnitter in die Comitate Zala, Eisenburg, Somogy, auch nach Kroatien. Im Herbst wimmeln die Zalaer und Eisenburger Landstraßen von den karawanenweise Heimziehenden; sie sind abgemagert und sonnenverbraunt, mit schwieliger Hand, aber frohen Gemüths, unter Scherz und Lied ziehen sie ihres Weges.

Bei schwerer Arbeit ist der Wende sehr genügsam. Seine Nahrung ist die denkbar einfachste und bietet nicht die geringste Abwechslung. Mais, Kartoffeln, Hirsebrei und Buchweizengrütze, nebst Milch, sind ihre Hauptnahrungsmittel. In der armen Gebirgsgegend, aber selbst in der wohlhabenderen Ebene werden auch die Maisstrünke (*kocenyá*) zerstoßen und ins Brod gemengt. Eigenthümliche Mehlspeisen sind ihre *gibanica* und *krapca*.

Als Ackerbauer, wie als Kaufmann und Gewerbetreibender ist der Wende gleich lernbegierig. Seine Schulen läßt er sich gern etwas kosten und schickt seine Kinder bereitwillig und regelmäßig hinein. Sein Lehrer steht bei ihm in voller Achtung. Lernt der wendische Knabe länger, so wird er entweder Geistlicher oder Lehrer. Alles in Allem sind die Wenden, die, ungefähr 70.000 Köpfe stark, als Überbleibsel der slovenischen Bevölkerung des alten Pannoniens in den Comitaten Eisenburg und Zala leben, ein tüchtiges, fleißiges, patriotisches Volk.



Wendische Mädchen.



An die Arbeit gehende Schnitter.

Die Mecsek-Gegend.



on dem goldenen Apfel, den der König von Ungarn in der Hand hält, ist die Mecsek-Gegend eine der schönsten Spalten. Sie umfaßt drei Comitate, die aber durch drei große Gewässer Ungarns: Donau, Dran und Plattensee als einheitliches Landgebiet in ein Dreieck zusammengeschlossen sind, dessen durch die natürlichen Grenzen gegebene Einheit durch die Gleichförmigkeit des Bodens und Volkes, der Sprache und Geschichte noch befestigt wurde.

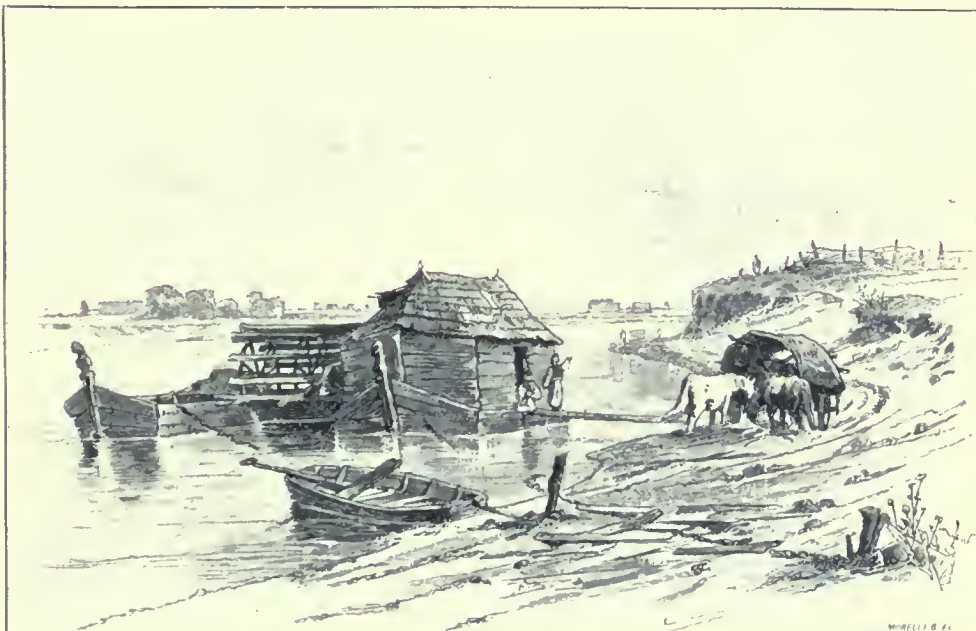
Vom großen Alföld ist sie durch die Donau getrennt, und wer diesen Strom überschreitet, gewahrt sofort den großen Unterschied, ja Gegensatz zwischen dem Alföld und dem alten Pannonien, beziehungsweise diesem Theile des alten Pannoniens. Die endlose Ebene hat schließlich an der Donau geendet, die jenseitigen Ufer aber schwellen zu Hügelzügen an, von deren Höhen nieder und von deren Füße her weinbewachsene Hänge, waldige Kuppen, aus Stein und Ziegeln erbaute Städtchen mit hoch an den Abhang gepflanzten Kirchthürmen, auch gepflasterte, ja oft grausam gepflasterte Städte über den Strom blicken, dessen gegenüberliegendes Gelände sich in breiten Flächen mit weitgedehnten Gemeinden verliert.

Dort ist Alles eintönig, hier Alles mannigfaltig, sogar das Volk. Dort ist es wortfarg, ernst, selbstbewußt, hier zuvorkommend, freundlich, gesprächig. Dort herrscht, mit geringen Abweichungen, eine braune und dunkelfarbige Volkstracht von immer

gleichem Schnitt, hier ändert sie sich in jeder Gegend, bei jedem Schlag Menschen, sie schwimmt in Farben und zeigt Formen von künstlerischer Erfindung. Dort wird den Leuten der Tag immer zu kurz, hier stehen sie Einem selbst in heißester Arbeitszeit bereitwillig Rede. Dort schleppt die Frau, aber nur die arme, ihr schweres Bündel in ein Leintuch geschlagen auf dem Rücken, hier schwingt sich Reich und Arm den großen Korb mit dem Mittagessen oder das Schaff Wasser auf den Kopf und schreitet aufrecht, stramm und rasch, die Arme hin und wieder pendelnd oder auch nachlässig gesenkt, bergauf und bergab. Dort fährt Dich Dein Fuhrmann Meile auf Meile, ohne ein Wort, ohne eine Bewegung, die reine Maschine, hier geht ihm während der ganzen Fahrt das Wort nicht aus und er preßt Dir ein Staatsgeheimniß nach dem andern ab. Dort trifft man aus Erde gestampfte, aus Luftziegeln gefügte, fast unverzierte, aber stets mit Kalk geweißte Häuser und kahle, mit primitiven Zäunen umfangene Höfe, hier erheben sich geschmackvoll angeordnete, auf größere Bequemlichkeit berechnete Wohnstätten mit säulengetragenem Hausgang, mit wohlumgitterten, bambbewachsenen, blumenreichen Binnenhöfen. Dort dehnen sich Buszten, eine halbe Provinz groß und mit Gehöften bestreut, hier wetteifern mit den Dörfern die Kellerreihen, die über den Häuserreihen entlang ziehen. Dort besteht der „Berg“, wie der Alföldmensch selbst die geringste Bodenerhebung titulirt, aus einer Kette von Sandhaufen, hier sagt man erst „Berg“, wenn die Steilheit der Wege den Radschuh einzuhängen zwingt. Dort heißt schon ein Busch gleich „Wald“, hier gilt der Wald erst als solcher, wenn er den Flächenraum einer Dorfgemarkung bedeckt. Dort gibt es Rohrjümpfe, durch Intengewässer genährte Teiche, Moore und allenfalls auch Wasseradern, hier besteht das Wassersystem aus Bächen, Wehren und natürlichen Kanälen. Dort sieht man hagere, fleischlose, wenn auch trefflich laufende Pferde, mageres Rindvieh und einen gewöhnlichen Schlag Schafe, hier sind Pferde und Rinder feist gemästet, aber nicht für das Joch, sondern für das Bargeld des Marktes. Dort ist keine Spur mehr von dem alten Feudalwesen, die herrschaftlichen Buszten verschwinden förmlich unter den ausgedehnten Bauerngütern: hier liegen große Herrschaften, sitzt eine Menge mittlerer und höherer Adel und die Gemeinden haben noch ihre Urbarialverfassung. Dort stehen, halbe Tagereisen von einander, große, vollreiche Ortschaften, hier wimmelt es von kleinen Dörfern, die einander anrufen können und gegenseitig ihren Hahnenschrei hören. Dort herrscht ein mehr wechselndes, hier ein mehr gleichmäßiges Klima. Dort sind Mensch und Natur einfacher und ungehobelter, hier gekünstelter und zutraulicher.

Dieses schöne Ländchen enthält, wie gesagt, drei Comitate: Tolna, Somogy und Baranya. Tolna und Baranya gehen in der Geschichte meist Hand in Hand und haben auch das gleiche Schicksal; noch unzertrennlicher sind sie im Sprichwort, denn „wer Tolna

und Baranya bereist hat“, der ist weit umhergekommen. Beide liegen nämlich weitab von den einstigen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Hauptplätzen des Landes; das ist im Sprichwort ausgedrückt. Somogy, das noch weiter entlegene, hat, wie wir weiterhin sehen werden, auch von derart scharfer Kennzeichnung noch mehr abbekommen. Die drei Comitate haben auf zusammen 15.300 Quadratkilometern rund 900.000 Einwohner, und zwar 635.000 Magyaren, 215.000 Deutsche, 50.000 Kroaten und Serben. Auch nach der Religion theilt sich die Bevölkerung ungefähr in demselben Verhältniß: 640.000 Römisch-Katholische, 152.000 Reformirte, 64.000 Evangelische u. c., 14.000 Griechisch-Richtunirte



Draumühle.

und 30.000 Juden. Natürlich sind auch hier die Reformirten, mit wenigen Ausnahmen, rein magyarisch, aber auch bei dem größten Theile der Katholiken — an 500.000 — ist dies der Fall. Die Evangelischen u. c. sind zur einen Hälfte Deutsche, zur anderen Hälfte, im oberen Tolna und im östlichen Somogy, ebenfalls Magyaren, ja uralter Adel.

Von den drei großen Gewässern, welche die drei Seiten des Gebietes begrenzen, wurde eines: die Donau, bereits in einem besonderen Aufsatze behandelt und dem Platten-see ist das Gleiche zugebracht. So haben wir denn an dieser Stelle blos die Drau zu schildern, einen der vier Wappensflüsse Ungarns (Donau, Theiß, Drau, Save), und zwar den kleinsten, aber zugleich den reißendsten und zügellosesten. Die Drau entspringt in den Alpen Tirols, reißt an der südöstlichen Ecke des Somogyer Landes die Mur an sich und

schlängelt sich vielfach gewunden bis nach Bélye (Eßeg) hinab, wo sie ihren unruhigen Kopf in die Donau taucht. Wo immer sie fließt, überall macht sie sich ein eigenes Bett, ihr Weg ist rechts und links von „todten Drauen“ begleitet. Wie ein schlimmes Kind die Wände mit seinem Namen, so bekrigelt sie gleichsam die Ufer mit den Worten: „Hier ist die Drau vorbeigekommen“; sie zerreißt oder begräbt die Grenzpfähle zweier Länder, bald von diesem, bald von jenem schneidet sie einen Zwickel ab und schlägt ihn zu dem anderen, und zwar größere Stücke vom jenseitigen als vom diesseitigen Lande. Daher kommt es, daß die Länder des kroatisch-slavonischen Königreichs auf meilenlangen Strecken mit vielen Zacken auf das linke Ufer, nach Ungarn herübergreifen; so fällt z. B. unterhalb von Csurgó und Berzeneze ein Gebiet von etwa 60 Quadrat-Kilometer, die Insel Répás, gleichsam in den Schooß des Somogyer Comitats, und deshalb liegt auch auf der ganzen Länge des Draulaufes keine Ortschaft am Ufer. Ihren raschen und unerwarteten Hochwässern sind Schutzdämme nur ein Spielzeug; die entwurzelten Bäume ihres weiten Überschwemmungsgebietes wirbelt sie haufenweise in ihrer Strömung dahin und taucht sie hauptsächlich in ihre Tiefen, so daß die Baumkronen im Sande begraben liegen, während das emporgekehrte Wurzelwerk an der Oberfläche jahrelang fault und morst, bis schließlich nur noch der nackte Stamm unter dem Wasserspiegel dunkelt, zu nicht geringer Gefahr der Schiffe. Sie ist nicht so schön wie die Save, nicht so offen wie die Theiß, nicht so belebt wie die Donau; sie ist ein Wälder durchschweifender, Schiffen anflauernder, Brücken unterwühlender, wegelagernder Fluß. Selbst zum Baden taugt sie nicht; wo sie gestern noch im Wirbel umhertollte, wirft sie heute eine Sandbank auf; wo die Kinder sie gestern noch durchwateten, gähnt heute Abgrund über Abgrund; nach einer kleinen Stromschwellung zumal erkennt der Uferbewohner selber seine gestrige Drau nicht mehr. Sie verbindet die anwohnenden Völker nicht, sondern trennt sie. Nicht einmal die Mühle ist ein Verbindungsglied, ein Ort des Zusammentreffens für die Uferleute, wie auf der Donau. Mit öder Langweiligkeit hebt und senkt sich ihr grünbeschlammtes Rad in der brandeuden Fluth, während innen der Müller grätige Weißfische auf dem Roß dörrt, dann die Kohlengluth zuhauf setzt und sich gähnend seine gesalznen Bogatschen unter der Publika (einem großen, schwarzen thönernen Sturz) bäckt. Selten hört er Glockenklang, hie und da nur erblickt er einen Kirchturm; sein alltäglicher Umgang sind die Fischervögel, ab und zu einmal erscheint eine Fischotter oder ein scharf umherspähender Fuchs; auch gleiten mit Brennholz und Brettern beladene Flöße behutsam vorbei, gen Eßeg hinab, und vorsichtige Dampfer schleppen die reichen Ernten der beiden Ufer von dannen.

Dieser Strom also bildet die Basis des dreieckigen Gebiets, in dessen Mitte sich eine Berggruppe erhebt, der Mecsek, der unter diesem Namen den nördlichen Theil des Baranyaer Comitats bedeckt und sich ringsum mannigfach verästelt. Seine nach Somogy

hinübergreifenden Rippen durchziehen mit ihren waldigen Hügeln unter dem Namen Zfeliez den Szigetvárer Bezirk; in ihren Thälern stehen hundertjährige Bäume, aus deren Dichtigkeit die Thürme kleiner Dörfer und stattlicher Schlösser aufblinken, während auf den Kuppen vergilbte Mlosterruinen wackeln. Ein anderer Zweig streicht von Mágocs gegen Lengyel und springt in das Tolnaer Comitat über, bis Simontornya hinauf immer vereint mit dem aus Somogy auswandernden Kaposßfluß; unterwegs entsendet er, von Regöly gegen Török-Koppány, einen fast unmerklichen Seitenzweig, durch den er auch noch die Karáder Gruppe am Plattensee, in der Ecke des Dreiecks, zu dem Bergsystem des Mecsek heranzieht. Ein dritter Zweig verläuft in nordöstlicher Richtung, gleichfalls nach Tolna hinein, und trägt auf seinem Grat eine der schönsten Gebirgsstraßen Ungarns; linksab läßt er die fruchtbare Thalgegend von Tolna mit ihren vorgezeichneten Gräbern liegen, während er seine laubenbekränzte Stirne nördlich gegen die Donau hin bis Szegzárd vorstreckt. Dort kann er nicht weiter, da der dem Sárviz zueilende Hidasbach ihm den Weg verlegt. Aber auch südwärts zweigen sich noch zwei schön gezogene Bergreihen ab: die Siklöser und die Batinaer Berge. Sie sind zwei anmuthige Söhne des Mecsek; der zweite wäscht seine Füße schon in der Donau, wie ein wegmüder Wanderer. In der That hat er eine starke Strecke zurückgelegt, von den südlichen Alpen bis hierher. An der südwestlichen Ecke von Somogy endlich, am Eintritte der Drau, erhebt sich noch ein Zweig der Balaer Berge, nur um sich gleich wieder zu verflachen. Seine niederen Hügel spenden einen Reichthum seltener und werthvoller Obstgattungen; an ihrem Fuße liegt das weinfrohe Bákány, das kastanienreiche Zharos-Berény und das hübsche kleine Mäusenest Csurgó.

So ist etwa die Hälfte des ganzen Dreiecks von Bergen bedeckt, die einen Überfluß an Wein, Obst, Wald, Steingattungen und mannigfaltigen Landschaftsbildern aufweisen.

Noch reicher ist die Ebene, die größere Hälfte des Gebiets. Die Niederungen längs der Donau und Drau liegen in Tolna und Baranya; doch nennen wir Ebene auch das Somogyer Flachland, wiewohl es vielmehr eine Hochebene von welliger Gestaltung bildet, die, an ihren drei Ecken durch die Berggruppen begrenzt, ihren hie und da sandigen, zumeist aber rein schwarzen Lehmboden vom Plattensee bis zur Drau erstreckt.

In dem ganzen Gebiete findet sich, die Felsgrate der Gebirge ausgenommen, fast kein unbenüthbarer Boden; ungebundener Sand und Flugsand ist selten, sodahaltiger Boden fehlt überhaupt. Es ist guter Nährboden; dies erklärt die Dichtigkeit der Bevölkerung, die in diesem Landstrich auch jetzt eine bedeutende ist, in früheren Zeiten aber, als innere Kämpfe sie noch nicht beunruhigten und zugleich die geschützte Lage Jahrhunderte lang jeden Angriff von außen abhielt, noch erfreulicher war. Zu Ende des XV. Jahrhunderts war dieses Gebiet mit seinen 36.000 Hausstellen („Rauch“, „Porta“), von denen 15.000, also fast die Hälfte, auf Baranya fielen, die bestbevölkerte Gegend des Landes.

Das Tolnaer Comitatus.

Dieses Comitatus lehnt sich mit seiner Ostgrenze an die Donau, mit seiner westlichen Ebene an Somogy und wenn wir sein Gebiet aus der Vogelperspektive überblicken, fällt uns darin ein in engem Bette weit umherschweifendes und ein großes Stück Land durchgankelndes Wassernetz auf. Für einen Fluß zu klein, für einen Bach zu groß, kommt der Rapos, wie schon sein Name erkennen läßt, von dem in Somogy gelegenen Raposvár her, um eine Strecke weit auch die Grenze von Baranya zu bespülen, dann bei Dombóvár in Tolna einzutreten, dieses Comitatus zweimal zu durchschneiden und unterwegs seinen Namen zwei- bis dreimal zu verlieren oder zu ändern. Vom untersten Süden ausgehend, steigt er bis Simontornya hinauf und fällt da in den Sió. Der Sió, dieses im Hain erwachsene Kind des Plattensees, lockt ihn mit sich nach Süden, so daß er in Gestalt eines \wedge jene steinlose, lehmige Berggruppe umgeht, welche die Mitte des Tolnaer Comitatus bedeckt; auf ihrem Weg nach Süden laufen die beiden um die Bette mit dem in geringer Entfernung und überall parallel mit ihnen hinabfließenden Sárviz, bis endlich die drei Flüsschen bei dem farrennährenden Agárd sich zu einem dreieinigem Flusse verbinden und als solcher, allerdings todmüde, träge Szegzárd erreichen, unterhalb dessen sie sich in den bereits halbtodten Tolnaer Donau-Arm fallen lassen. Doch selbst hier noch entzweien sich die vereinigten Gewässer; ein Theil sondert sich ab, legt sich in sein altes ungemachtes Bett und irrt unter hundert Windungen weiter, bis er schließlich sein eigensinniges Köpfchen in die Bataer Donau tauchen muß. Wenn die Donau schwillt, preßt sie die Gewässer empor, so daß es selbst bei Simontornya merklich wird. Dieses launenhafte Wassernetz lenkt auch die Eisenbahnen, der eine Lauf gegen Dombóvár, der andere gegen Szegzárd hin.

Wir sagen: ein Wassernetz, denn es hat sich aus den Verästelungen des Rapos, Koppány, Sió und Sárviz gebildet. Heute sind dies bereits Flüsschen, im Grunde aber doch nur Abflußkanäle für die Gewässer der ausgedehnten Sumpfgelände, die sich rechts und links zu Füßen des erwähnten Gebirges lagern, und zwar sind sie erst zu Anfang unseres Jahrhunderts entstanden, theilweise sogar nur als Erneuerungen jenes Kanales, welchen zu Ende des III. Jahrhunderts unter Diocletians Regierung dessen Heerführer, später Schwiegersohn und Nachfolger, Galerius, in dem Bette des Sió-Sárviz ausheben ließ, um den Plattensee mit der Bataer Donau zu verbinden, worauf er das durch den Kanal durchschnitene Unter-Pannonien nach seiner Gemalin Pannonia Valeriana benannte. Die drei Kanäle — Rapos und Sió-Sárviz oder Palatinalkanal — haben in den drei Comitaten Weißenburg, Somogy und Tolna nahezu 100.000 Joch Sumpflandes in reichen Kulturboden verwandelt.

Auch in anderer Hinsicht ist dieses Fläßchen von Interesse. Es bietet uns den Theilungsmaßstab, um das Comitat zu mehrerer Übersichtlichkeit in drei Abschnitte zu scheiden: einen östlichen, mittleren und westlichen Theil.

Der bemerkenswertheste und größte unter diesen drei Theilen ist der östliche, der an die Donau stößt; er liegt von Simontornya und Duna-Földvár hinab bis Bata zwischen der Donau und dem Sió-Cárviz-Kanal. Der nördliche Theil dieses Gebiets ist eine von Thälern durchkrenzte und bis hinaus an die Donau stetig steigende Fläche; von der Donau her gesehen erscheint diese als hohe, steile Ufergestalt, die an ihrem Fuß von Höhlen-



Tabaktroden.

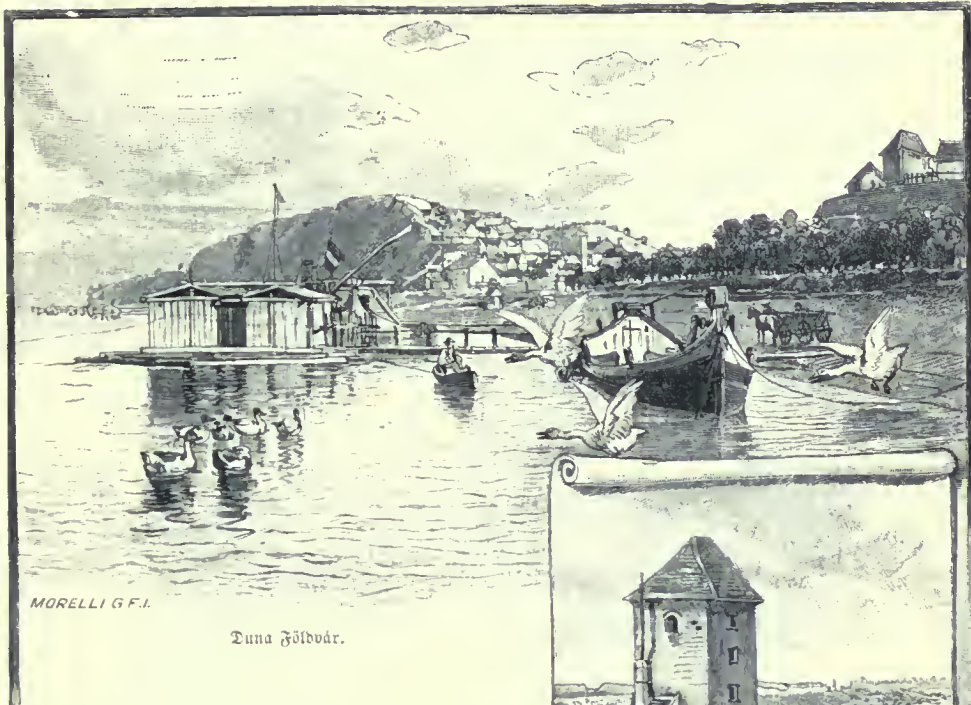
wohnungen durchlöchert, eine Strecke lang ganz am Rande der Donau südwärts fortschreitet, weiter unten aber eine große Schwenkung um die fruchtbare Böleskeer und Madocsaer Niederung macht und mit ihren morschen, aber auch reichen, wein- und obstbetränzten Hügeln bei Pakz wieder an die Donau vorspringt. Weiterhin ist die Gegend bis zur Tolnaer Mündung des Cárviz sandig; von hier bis Bata erstreckt sich längs des alten Cárviz-Bettes die fruchtbare Niederung des Sárköziég.

Aus dieser Gestalt des Bodens kann man leicht auf dessen Erzeugnisse, wie auch auf Beschäftigung und Lebensweise seiner Bewohner schließen. Getreidearten auf den Ebenen, Reben- und Obstkultur auf den Hügeln, Gemüse in den Niederungen längs der Donau, Tabak, und zwar berühmter Tabak auf den Sandflächen, im Sande von Nagy-Dorog, Fadd, Bikács, Tolna und Rajdaes. Die Lößhügel an der Donau geben leichten

Wein in großen Mengen, während unterhalb die aus dem Baranyaer Mecsek herüberstreichende, aus hartem Lehm gebildete Szegzárder Bergkette von dem berühmten Decser Weißwein und dem noch berühmteren dunklen Szegzárder Rothwein überströmte, ehe die Phylloxera das Meiste und häufige Hagelschauer auch noch den Rest vernichteten. Wald ist wenig vorhanden, und das Wenige besteht aus den Eichengruppen, die noch hier und dort zwischen den in das Sárközfégy fallenden Windungen des unteren Donanlaufes hervordunkeln und, zum größeren Theile, aus den von selbst aufsprießenden Weichholzwäldern; selbst unter diesen ist die herrschende Gattung der sogenannte „Malátibaum“, diese wenig nutzbare Weidenart, die überall an den Ufersäumen im Hinterhalte steht, um, sobald die Donau irgendwo eine Sandbank aufwirft, auf dieser ihre Fahne aufzupflanzen, sie als erste Besitzergreiferin zu besetzen und keinerlei fremdes Element bei sich zu dulden, ja selbst dem Vogel kein Nest in ihrem Gestrüppe zu gönnen. Die Pferde des Gebiets sind weithin berühmt und es gab eine Zeit, als die Bauernpreise der Pferde-Ausstellungen an lauter Tolnaer Fohlen kamen; auch wird dieses schöne Thier noch jetzt stark ausgeführt, in der Richtung auf Stuhlweißenburg, aber zumeist von den Landungsplätzen der Donau aus. Was nicht von diesen Uferpunkten abgeht, dem wird selten der „Paß“ zutheil, und der beschädigte Eigenthümer mag dann sein verlorenes Gut suchen, „bald in Szabadka, bald in Kikinda“. Noch höher werden die Bonyháder Kühe geschätzt, die durch Kreuzung der schweizerischen und ungarischen Racen erzielt und gegenwärtig bereits in Tolna und Baranya verbreitet sind — ein beliebter und gesuchter, gut weidender, kräftiger, leicht zu behandelnder und im Joch besonders brauchbarer Schlag. Die Schafzucht wurde, als der fette Rasen noch nicht durch den Pflug zerrissen war, durch Großpächter, sogenannte Schafherren betrieben; solche gibt es jetzt nicht mehr und die Herrschaften üben diesen ergiebigen Zweig der Landwirthschaft selber aus.

Große Städte hat das Gebiet keine, wohl aber starke und volkreiche Gemeinden, die sämmtlich von der Donau her zu sehen sind. Alle sind sie alte Städte, ursprünglich römische Colonien längs der alten Römerstraße von Ofen nach Esseg. Ihre Bevölkerung treibt Handel und Gewerbe, die große Mehrzahl freilich Wein- und Ackerbau.

Fährt man von Budapest zu Schiffe die Donau hinab, so erscheint zuerst Duna-Földvár, die äußerste Nordgrenze des Tolnaer Comitats und zugleich des Bisthums Fünfkirchen. Die Grundherren der ausgedehnten, an Gemüse, Obst, Wein und Getreide reichen Gemarkung dieses Ortes waren einst die Benediktiner, heute gehört sie der Budapester Universität. Der Ort liegt auf einem hohen Hügel an der Donau und ist stattlich von einem alten viereckigen Thurm überragt, dem letzten Rest der in der Urpádenzeit bestandenen Abtei. Die Bevölkerung sind römisch-katholische Magyaren, etwa 15.000 Köpfe. Weiter stromab folgt, gleichfalls an der Donau, vor saust niedergleitenden



Duna Földvár.



Thurm der einstigen Abtei.

Hügeln gelagert, das belebte, rührige Paks — vor alters Pakos, — ein Uferplatz von großem Verkehr mit dem Kalocsaer Alföld. Ehedem war es königliche Domäne und gehörte dann dem Paksos Zweige des Hauses Rátold, gegenwärtig ist es Compossessoratsbesitz. Feuer und Wasser setzen der machtamen Bevölkerung häufig zu, aber sie weiß sich zu helfen und rafft sich bald wieder auf, nach vielen Seiten greift ihr Geschäft um sich, die Weinberge, das Treiben der Wochen- und Jahrmärkte, der Handel zu Land und Wasser kommen ihr zu Hilfe. In weitem Gebiet ist die Stadt von Pusztenghöften umgeben. Bemerkenswerth sind eine Bergsenkung im Norden der Stadt und die bei niederem Wasserstand aus den Tiefen der Donau anstauenden ausgedehnten Mauern und Gewölbe von Baulichkeiten aus der Römerzeit. Geschichtlich denkwürdig ist die Begegnung des Kalocsaer Erzbischofs Paul Széchenyi mit Franz Rákóczi II. in Paks, wo der Erzbischof dem Fürsten seinen Friedensantrag stellte, den aber Rákóczi aus Rücksicht auf die verbündeten Stände nicht annahm. Unterhalb Paks erstrecken sich von

einer Reihe Sandhügel bis an die Donau hinab die Äcker des Adels von Duna-Szent-György. Noch weiter unten folgt das unglückliche Gerjen, an dem die dort stark versandete Donau so oft ihren Grimm ausläßt, und das reich bevölkerte, von schöner Kirche überragte Fadd, gleichfalls im Rachen der Donau gelegen, eine der volkreichsten Gemeinden des Tolnaer Comitats mit einem Tabak, der zu den besten ungarischen Sorten gehört. Das alte Tolna, das römische Alta ripa, wo schon König Stephan der Heilige Gesetze schuf, wo König Matthias in heiteren und lehrreichen Gesprächen glänzende Beweise seines Wises und zugleich seiner Sachkenntniß in religiösen Fragen gab, wo in der Zeit vor Mohács auch Reichstage abgehalten wurden und nach dem Tode von Mohács sogar eine Hochschule der Reformirten fast hundert Jahre blühte, war einst ein mit Festungsmauern umgebenes, von Magyaren reich bevölkertes königliches Besitztum. Die Grundfesten der Manern sind jetzt in der Donau oder noch weiter fort, jenseits des Flusses zu suchen, die magyarische Einwohnerzahl aber wurde von hindurchziehenden Kriegsschaaren theils mitgerissen, theils verschont, um sich an ruhigeren Orten niederzulassen, so namentlich in dem walдумgebenen, von einer halbmondförmigen Krümmung der Donau umhегten Bogyißló, wo sie mit ihrem calvinistischen Glauben und mit den zum Theil noch heute vorhandenen Stücken ihrer geweihten Kirchengefäße dauernde Zuflucht fand. Aus dem Rachen der Türken in den Rachen der Donau. Und dennoch war es besser so, denn die Leute sagten: die Donau nimmt, was der Winter uns gelassen, der Türke aber nahm auch, was der Sommer uns gegeben. Auch die Hochschule zog mit ihren Professoren und Studenten fort, nach Kecskemét. Die Stadt der ausgewanderten Magyaren wurde nach langer Verödung von Deutschen besetzt. Es waren rührige Gewerbsleute, tüchtige Ackerbauer, gewandte Kaufleute, Meister der Kunstweberei, ausgelernte Schiffszimmerleute, kühne Schiffer und glückliche Fischer. Die Alta ripa aber, in ihrer erhöhten Lage an der Donau, wird bald gar nicht mehr zu unterscheiden sein hinter ihrer verschlammten Donau, die dort kaum mehr eine Strömung hat, nachdem ihre 30 Kilometer große Schleife durch den Bogyißlóer Durchschnit (dort „Grabung“ genannt) auf 7 Kilometer verkürzt worden. Auch das Interesse der glücklichen Fischer wurde dadurch verkürzt; das Tolnaer Donaubett wird immer seichter, so daß es an manchen Stellen schon durchwatet werden kann. Das Edelwild der Tiefe, der mächtige Hais, sucht es also immer seltener auf, und in gleichem Maße werden die Fischerhütten längs des Ufers seltener nebst den umfangreichen großen Netzen, die rings um sie her zum Trocknen ausgebreitet waren. Und nicht minder verkürzt ist das Geschäft der fündigen Schiffsleute. Einst war Tolna eine der berühmtesten Schiffsverften und Hauptplatz der Schleppschiffsgefächte an der ungarischen mittleren Donau. Die Getreide-Ernten und Holzzeugnisse beider Ufer wurden bei einem Wettbewerb, der von Budapest bis Eßeg reichte, durch Tolnaer



Schiffszug mit Pferden.

Schiffsleute auf ihren mit Pferden bespannten Schleppern befördert; dabei wurde der Strom oft gekreuzt und für die Bewohner der Uferdörfer viel reicher Erwerb ab, da sie so noch die letzten Kräfte ihrer abgearbeiteten Pferde verwerthen konnten. Diese aus der Urzeit überkommene Art von Wassertransport ist der Hauptstadt, die einst das Endziel der Zugeltransporte von der unteren Donau gewesen, fremd geworden, aber auch unten schwindet sie mehr und mehr, ihre Fahrten werden immer kürzer, von einer Uferstadt zur anderen, und die Schraubendampfer verdrängen sie in die Kanäle hinein, wenn deren Wasser durch die wachsende Donau gestaut wird. Unterhalb Tolna's folgen sieben große, aber schon mit Durchschnitten versehene Schleifen der Donau, deren von waldigen Sandbänken eingefasste Ufer Ebenen bis Bába kaum noch ein Dorf oder einen Kirchturm erblicken lassen. Bába liegt an einem Bergabhang und erinnert durch seine alte Abtei an die Hunyadi, an Johannes Hunyadi selber und seine Gemalin Elisabeth Szilágyi, an König Matthias und seinen Sohn Johann Corvin, die mit fortgeerbter Pietät das wunderwirkende heilige Blut Christi, den frommen Schatz des Bábaer Klosters verehrten. Hier beichtete und communicirte zum letzten Male König Ludwig II., zwei Wochen vor seinem kläglichen Tode, am Tage Mariä Himmelfahrt.

Dringt man weiter in das Comitat ein, so stößt man am Fuße anmuthiger, durch die Phylloxera verheerter Berge auf den Comitatssitz Szegzárd, zugleich die schönste Stadt daselbst. Es ist das römische Alisca und bewahrt das Andenken des weisen, aber kurzlebigen Königs Béla I., der dort in selbstgegründeter Abtei bestattet wurde. Nach Turóczy wäre die Stadt selbst nach ihm benannt worden; der gute König sei nämlich „szog“ (braun) und „szár“ (fahl) gewesen, — daher Szeg-szár-d. Die Schreibung dieses Ortsnamens ist sehr ungesüßig. Man schrieb Szegárd, Szefárd und Szegzárd (dies ist die amtlich festgestellte Form), allein dem Wortklange, wie der eben angeführten Ethymologie nach ist Szeghárd das Richtige. Die Stadt liegt auf der abschüssigen Flanke eines Berges, dessen oberer Theil von dem ihm überhängenden Bartina durch den Séd getrennt ist; durch die Schlucht des Séd eilt ein Bach nieder, der nach Regen und Wolkenbruch sogar einen Theil seiner Ufer mitnimmt. Die Einwohner sind Magyaren. Die Stadt selbst ist seit alter Zeit Hauptort des gesellschaftlichen und somit auch des culturellen und politischen Lebens im Tolnaer Comitat. Sie ist von einem imposant aufsteigenden burgähnlichen Comitatshause überragt, das auf den Trümmern der alten Abtei errichtet ist; während des Baues wurden verzierte Sarkophage aus den ersten Jahrhunderten und andere Alterthümer gefunden. Es enthält außer den geräumigen Berathungssälen die Centralbehörden des Comitats, die Wohnungen der Oberbeamten und die Gefängnisse. Szegzárd hat eine durch den Tolnaer Comitatsadel beinahe gleichzeitig mit der Pester Ersten vaterländischen Sparkasse gegründete, stufenweise und nicht



Szeged: Die Stadt von Westen gesehen — Adam Vári-Balogh's Baum — Züchtung der Seidenraupen in der Anstalt für Seidenraupenzucht — das Comitatshaus.

durch gewinnföchtige Berechnungen entwickelte Sparkasse; die städtische Bürgerschaft und der Adel des Comitats besitzen hübsche Häuser und Schlösser, unter denen das gethürmte Schloß der Freiherren von August hervorrägt, einst eine Stätte der Kunst und Lieblingsruhplatz Franz Liszt's; über Alles stattlich aber steht am Hauptplatze die durch Béla I. dem Erlöser geweihte Kirche, deren Verhältnisse und innere Ausstattung den Besucher überraschen. Vor hundert Jahren war sie, sammt der Stadt, völlig niedergebrannt, der Wiederaufbau gab ihr die heutige Form. Alles in Allem ist also Szegzárd eine Stadt, die sich von ferne schön ansieht und bei näherer Bekanntschaft auch einen angenehmen Eindruck macht.

Das Interesse des ganzen Landes knüpft sich an Szegzárd, weil hier in staatlichem Betriebe eine Seidenraupenzucht und Mikroskopiranstalt besteht; in dem großen, zum Mikroskopiren eingerichteten Saale beschäftigen sich über fünfhundert Arbeiterinnen still, aber wohlgelaunt, mit der Untersuchung der Seidenraupeneier. Die eine Gruppe hat die Aufgabe, die in Gazefäckchen befindlichen Schmetterlingspaare nach Pasteurs Methode mikroskopisch zu beobachten, da nur die Eier von gesunden Thieren zu verwenden sind. 150 Mikroskope sind in Thätigkeit und führen im Laufe des Sommers etwa 10 Millionen Untersuchungen aus, durch welche Zahl das Institut unter sämmtlichen ähnlichen in Europa die erste Stelle einnimmt. Es bestreitet nicht nur den gesammten Bedarf Ungarns an Seidenraupeneiern in der Höhe von 2000 Kilogramm, sondern hat auch eine Ausfuhr nach Süd-Frankreich und Salonichi. Dieses Institut hat die Seidenkultur in Ungarn begründet, wobei die Coconproduction von 2000 Kilogramm auf eine Million stieg und bisher insgesammt 10 Millionen Gulden dem Volke als Verdienst zufielen, und zwar größtentheils solchen Arbeitskräften, die zu anderen Leistungen untauglich sind, und zu einer Zeit, wo andere Arbeit nicht zu haben ist. Die Zahl der Züchter steigt von Jahr zu Jahr und sie liefern im Durchschnitt jährlich eine Million Kilogramm Seide, was ebenso vielen Gulden Brutto-Ertrags entspricht. Diese Entwicklung ist das Verdienst Paul Bezerédy's, der die Anstalt in muster-giltiger Weise, mit großer Opferwilligkeit und Fachkenntniß leitet; in der Anstalt ist er Aufseher, Lehrer und Controlor zugleich, außerhalb derselben fördert er ihr Interesse aneifernd, antreibend, begeisternd, anbahnend, agitirend im ganzen Lande. In einigen sauber gehaltenen Sälen des Oberstockes befindet sich ein Museum mit den die Seidenzucht des Landes darstellenden Karten, allen zur Zucht gehörigen Geräthschaften und Einrichtungen, sowie einer Serie von Präparaten, welche das kurze Leben des dem Luxus zuliebe civilisirten Thierchens in allen seinen Veränderungen darstellen; das Ei, die Raupe, der Falter sind da in den verschiedenen Momenten ihrer Entwicklung, in gesundem und krankem Zustande zu sehen. Mit der Civilisation geht die Krankheit Hand in Hand, auch bei der Seidenraupe. Da lernt man denn in vielfach vergrößerten Gyps- und Wachsdarstellungen die Lebens-thätigkeit und



Mädchen des Zärteljägers auf dem Spielplatz.

die Krankheiten des Thierchens kennen: die Körperchenkrankheit, Schlafsucht, Kalksucht, Schwindsucht, Gelbsucht, deren Ende der natürliche Tod ist . . .

Die Inspection sieht mit Befriedigung, wie das Ergebnis sich von Jahr zu Jahr entwickelt, höchstens hat sie einmal eine stille Klage gegen den Nachbar. Dieser ist nämlich das Volk des Pesther und Vácser Comitats, von dem mehr zu erwarten wäre, da der dortige Boden den Maulbeerbaum liebt und diese Bevölkerungen, wenn sie wollten, in der Seidenzucht das halbe Land übertreffen könnten. Allein so ist der magyariſche Hofbürger; es scheint ihm heute noch unter seiner Würde, sich mit ſolchem für Italiener geſchaffenen Gewürm abzugeben, einem Andern aber wird er nicht leicht geſtatten, ſeine Maulbeerbäume kahl zu rupfen.

Fährt man von Szegzárd ſüdwärts, links vorbei an dem uralten Rüſterbaum, den die Überlieferung als „Balogh's Baum“ mit dem Namen des Kuruzengenerals Adam Béri-Balogh verknüpft, ſo gelangt man in gerader Richtung nach Báttaſék, und auf dieſer ganzen Strecke ſind die Bergabhänge mit hübschen, ja geſchmackvollen Kelterhäuſern und Villen geprenkelt. Jeder einzelne Bewohner von fünf oder ſechs vollreichen Gemeinden hat hier ſeinen Weinberg, der heute freilich ein Kukuruzacker iſt, und am Fuße des Weinbergs Haus, Stall und Schweinekoben, beſſer als daheim. Das Volk dieſer Gegend führt zwei Haushalte, je nach der verſchiedenen Jahreszeit: einen daheim im Dorfe und einen auf dem Berge. Der letztere wird behaglicher eingerichtet als der erſtere, denn auf den Berg geht man zur Erholung und ſelbſt die Beſchäftigung iſt da, wenn auch Arbeit, doch nur Weingartenarbeit, die als halbe Unterhaltung gelten darf; unter ſhattigem Laubdach, ohne jene Eile betrieben, wie die Felzarbeit ſie erfordert, geht ſie ſpielend von ſtatten. Überdies haben ſie hier von der Ernte bis zur Weinleſe ihre Villeggiatur; hieher geht ihr Ausgang, hier iſt ihr Luſtbad, hier haben ſie ihre „Woche“ der Traubenwacht, beſonders das jüngere Weibsvolk, das dabei gemächlich ſtricken, nähen, ſeine Tücher, Spitzen und Linnen ausbeſſern kann.

Von den Abhängen dieſer Bergkette überſieht man das ganze Sárközland — dieſe über 100 Quadratkilometer große Ebene von fruchtbarer ſchwarzer Erde, die ſich von Paſz bis Bátta zu beiden Seiten der Donau ausdehnt, hier durch die Szegzárder Berge, dort durch die Sandhügel des Peſter Comitats begrenzt und vom Volk für das Becken des einſtigen Süßwäſſermeeres gehalten. Ihren Namen hat dieſe Ebene von dem oben erwähnten Sárvißfluß, doch iſt zu bemerken, daß dieſer Name ſich auch auf einige Gemeinden der dem Peſter Comitat zugehörigen Seite erſtreckt, wo doch keinerlei Sárviß vorkommt; die Benennung mag auf Grund der Stammeszuſammengehörigkeit auch auf ſie übergegangen ſein, denn daß ſie zuſammengehören, iſt durch die Gleichheit von Tracht, Sitten Mundart und Religion klar bewieſen.

Deffenungeachtet ist das echte Sárköz und das echte Sárközer Volk nur das im Tolnaer Comitát. Ja selbst von diesem nur die fünf unteren Gemeinden südöstlich von Szegzárd, deren schönes und gesundes Volk, Männer und Weiber, zweimal die Woche zahlreich auf dem Szegzárder Wochenmarkt erscheint. Der weiße „Szür“ (Lodenmantel) der Männer, die kurzröckige Tracht der Frauen, ihre Raseschönheit und honigsüße Sprache, sowie ihre übrigen Sitten bekunden die Baranyaer Verwandtschaft. Es ist ein Volk mit



Garbenbinden.

guter Schulbildung, das gern liest, in der vaterländischen Geschichte und in religiösen Fragen bewandert ist, zu Sang und Tanz geneigt, verwöhnt und leichtlebig, mit Arbeit und Vermögen im Überfluß, da Berg und Wasser, Wiesen und Felder ihnen das Alles wohlfeil und reichlich gewähren. Die Frauen sind auch vorzügliche unermüdliche Spinnerinnen und Weberinnen; leider haben sie ihre ursprünglich prächtige Volkstracht zu geschmackloser Breite entstellt. Das junge Volk, wenn es sich in Putz werfen will, zieht einen ganzen Schrank voll Linnen und Seide an, als Kopfsputz dient statt der einst üblichen einfach schönen und schmückenden „párta“ (kranzartiger Reifen) ein ganzer Korb voll Blumen;

so sieht es nur von weitem schön aus, besonders wenn es auf dem Rasen (játszó = Spielplan) zu Hunderten Hand in Hand nach einer Liedweise den Reigen tanzt. Dem ungarischen Volke gelten rothe Wangen als schön, und auf weite Strecken hin findet man nicht so viele „schöne rothe Männer“ und „schöne rothe Weiber“ wie im Sárközfég. Ist das die Race oder das Wasser, der Wein, das weiße Brot: wer wüßte es zu sagen? Vielleicht tragen alle vier Factoren dazu bei, und überdies noch ein fünfter, von dem schon einmal erwähnten Pater Ubalduß beobachteter: „Condimentum ciborum est una rubra bestia, quam bobriga vocant, sed mordet, sicut jabolus.“ (Die Würze ihrer Speisen ist eine rothe Bestie, die sie bobriga, Paprika, nennen und die heißt wie der Teufel.) Nun, die rubra bestia ist noch reichlich vorhanden, auch an Wasser und Brot fehlt es nicht, den Wein jedoch liefern die Berge nicht mehr dazu. Und die „Race“ ist unfruchtbar auf diesem fruchtbaren Boden. Ihre volkreicheren Ortschaften sind: *Désény*, in der diphthongisirten Mundart *Cöcsény* genannt, und *Dees* mit einer schönen alten romanischen Kirche, die, laut der vorne angebrachten Inschrift, nach der Kuruzenverheerung (Aufstand des *Dózsa*) 1517 erneuert worden ist; in der Gemarkung von *Dees* befindet sich eine Burgstätte, Namens *Ete-vár*, das einzige Andenken des Feldherrn *Ete*, der von *Árpád* diesen Landstrich zum Geschenk erhalten; weiter unten *Pilis* und *Nyék*, endlich am untersten Ende des Comitats das schon erwähnte *Váta*. Am Rande des *Sárközfég*, schon fast am Fuße der Berge, liegt das breitstraßige *Váttafék*, das sammt den umliegenden Ortschaften Besizthum des *Theresianums* ist und auch als dessen Herrschaftssiz dient.

In der Nähe von *Váttafék*, längs der in Windungen nach *Bonyhád* ziehenden Eisenbahn, liegt rechterhand in stillem Thale verborgen ein ruhiges Asyl für müde Seelen und eine freundliche Herberge vorsprechender Wanderer: Kloster *Grábocz*; es ist das einzige Kloster der Griechisch-Nichtmirten in einem solchen Comitate dieses Landes-theiles, in dem jenes Bekenntniß, mit Ausnahme von *Medina*, fast gar keine Anhänger mehr hat. Das Kloster liegt im Schatten des *Triászhegy* (Riesenberg), der aber nur in *Tolna* als riesig gelten kann, da er nicht über 300 Meter hoch ist. Das Kloster wurde vom *Szegzárder* Abt *Mérey* erbaut. Wenig weiter, rechts des Schienenstranges, liegen Thal und Ruine *Czikó-Széplak*, wo ein Theil der Geschichtschreiber *Czikador*, die berühmte Abtei der *Zirczer* sucht, während die Übrigen es richtig dicht neben *Váttafék* versetzen. Ob hier, ob dort, unter den Mauern dieser Abtei wurde die blutige Schlacht zwischen *Johannes Hunyadi* und dem Anhänger der Königin *Elisabeth*, *Ladislans Gara*, geschlagen; der gänzlich geschlagene *Gara* mußte sein Heil in eiliger Flucht nach *Gran* suchen.

In diesem ganzen Landestheile ist die Zahl der gebundenen Güter sehr groß. Im Süden liegen die *Váttaféker* Herrschaft des *Theresianums* und die *Szegzárder* Herrschaft des *Univeritätsfonds*. In der Mitte folgen die *Pafser* und *Duma-Szent-Györgyer* Güter



Schütter mit dem Entefrau.

und Puszten des mittleren und höheren Adels; weiter oben liegt das starkbevölkerte Nagy-Dorog, dessen Sand reich an Wein und Tabak ist; im Orte selbst befinden sich zwei Schlösser, ein Széchenyi'sches und die Volksschule der Gemeinde. Das ganze Gebiet ist von römisch-katholischen und reformirten Magyaren bewohnt. Die Dorfbewohner sind meist Reformirte, die Städter meist Katholiken; die wenigen Deutschen sind hier im Allgemeinen römisch-katholisch.

Ein anderer Abschnitt des Comitats ist dessen westlicher Theil, der Bezirk von Dombóvár, westlich vom Kapos bis an Somogy hin, dessen hügelige Ebene durch den dem Kapos zufließenden Koppány in zwei Theile getheilt wird. Am Ufer des Baches, zugleich in der Mitte des Bezirks, liegt der Bezirksitz, das einst von Wildgehege umgebene Tamási. Der ganze Bezirk ist herrliches, getreidereiches Gefilde, im Westen begrenzt durch einspringende Zacken der Somogyer Wälder und dicht bestreut mit blühenden Maierhöfen, deren Schlösser, rothbedachte Granarien, Ställe, Getreideschober und rauchende Maschinen die einst weitgedehnten Hutweiden und fetten Rodungen bedecken, ein neues Leben, das sich aber in schattigen Hainen ansruhen kann. So ist es besonders im Süden, wo man von der Dombóvár-Kocsolaer Landstraße aus eine Fläche von 300 Quadratkilometer übersieht, voll prächtiger Maierhöfe, die den Besitzungen des Fürsten Esterházy zugehören. Wiederum wogt hier das Meer des Alföld, eine Unabsehbarkeit von Halmen, in den Fernen verschwimmend, und unter der Last der Getreidemandeln scheinen im Sommer die Hügel zu ächzen. An so manchem Sommerabend begegnet man auf der Kocsolaer Straße einem fröhlichen Aufzug. Schnitter kehren vom Schnitt heim. Zwei Zigeimerburtsche, wohl auch mehr, geigen ihnen voraus und hinterdrein. Zwei Mädchen tragen auf einer Stange das Ernte-Opfer. Das ist ein länglicher Korb, aus den schönsten Ähren geflochten, Ähren die Seiten, Ähren der Henkel, Ähren der ringsum prächtig ausgebogene Kauft. Nur die innere Wand des Korbes ist schimmerndes, goldgelbes Stroh. Völlig eine Wiege für das Jesukindlein, an das ja die Person gedacht hat, die den Korb flocht. Zu Hause harret schon die Herrschaft oder der herrschaftliche Beamte des Schnitterzugs, er hat auch jene Zigeimer beige stellt. Vor dem Abendessen nimmt er das Geschenk in Empfang, das ihm in der Regel der Führer des Schnitterzuges mit einem gereimten Sprüchlein überreicht.

Überstreiten wir bei Szántó den Koppány-Bach und die niedere Hügelkette, an deren Fuße er dahin fließt, so finden wir auch im oberen Theile des Bezirks dieselben Fruchtgefilde. Überall Maierhöfe, so daß es in dem ganzen 900 Quadratkilometer großen Bezirke insgesammt kaum 30 Gemeinden gibt, und auch diese liegen meist an den Rändern des Bezirkes. Dombóvár ist der Kreuzungspunkt zweier Eisenbahnen; aus seiner Haingegend erheben sich noch Trümmer einer Burg der Dombay. In Döbrököz haben nach

den Tagen des Banns Heinrich die Familien Rozgonyi, Szerecsen und Verböczi gute und schlechte Tage gesehen; von der dortigen alten Burg steht nur noch eine einzige massive Ecke aufrecht und starrt auf die zu ihren Füßen dahinbrausenden Lokomotiven nieder. Weiter



oben liegt Hegöly gleichfalls mit einer Burgruine, noch weiter oben das unlängst noch mit gutem Weine gejegnete, jetzt öde und traurige Pinzehely, einst türkische und raizische Burg. Im oberen Zipfel findet man den Hauptort eines anderen Bezirks, Simontornya, dessen geschichtliche Rolle mit dem Vice-Reichsrichter Simon, dem Thurmrbauer, beginnt und, nachdem die Laczi, Gara und andere Geschlechter abgeblüht, im Qualm der Kuruzenkriege erstickt. In Dzora stand einst das Schloß des Grafen Pipó von Dzora,



Totnaer Deutsche.

ein Meisterwerk der italienischen Renaissance, das Graf Pipó durch den berühmten Masolino mit Fresken ausmalen ließ, so daß selbst die Florentiner es bewunderten; von alledem ist heute keine Spur und Ozora's Ruf beruht jetzt mehr auf seinen vielbesuchten und rauschhaften Kirchweihfesten als auf den verschwundenen alten Kunstwerken. An den westlichen Rändern liegen Tótkéfi, der Stammsitz der Familie Nyáry, Bedeg, Szántó, das durch seine lärmenden Abgeordnetenwahlen berühmte Szákes und weiter unten das waldige Lápafő. Damit haben wir die nennenswerthen Orte des Bezirks ringsum begangen, im Inneren aber finden wir bloß Felső-Freg, Nagy-Szokoló, Kónyi, Kocsola und Gyula-Jováncza mit noch etlichen kleineren Ortschaften. Gerade in der Mitte liegt Tamási, der Hauptort des Bezirkes, und nahebei der schönste und größte Wald des sonst waldbarmen Tolnaer Comitates, der wildeiche Eichenforst von Tamási, den das Somogyer Comitat gleichsam herüberraagt läßt.

Dieses Gebiet ist, wie gesagt, mit dem von Somogy übereinstimmend, ein hier und da von niedrigen Bergen durchschnittenes, wellig-hügliges, ertragreiches Fruchtgebilde. Die Bevölkerung ist magyarisch, und wie das Land, so ist auch das Volk mit dem von Somogy in Körperbau, Farbe, Tracht, Mundart, Beschäftigungsweise und Sitte verwandt — ein starkes, arbeitsames, ausdauerndes Volk, das sich leicht anfreundet, aber auch reizbar und eigensinnig und in den Extremen unbändig.

Die beiden bisher geschilderten Bezirke sind also von Magyaren bewohnte Ebenen. Zwischen ihnen, in der Mitte des Comitats, streicht von Nord zu Süd der dritte Abschnitt, jene von Döbrököz bis Simontornya reichende Berggegend, die, wie bereits erwähnt, von den Bächen Rapos und Sió in Gestalt eines Λ umflossen ist. Hier sind die Abhänge und Thäler von Deutschen bewohnt. Diese wissen der Ungunst des Bodens durch Fleiß und Sparsamkeit zu begegnen und die Unfruchtbarkeit fruchtbar zu machen, sie pressen Öl selbst aus den öden Hügeln, die noch vor kurzem von mehr Wein als Wasser überrieselt waren. Der deutsche Bauer ist, woher er auch kam und wohin er auch gelangte, stets der nämliche. Er mag hier reicher, dort ärmer sein, allein überall ist er sparsam, um sich greifend, auf Erwerb bedacht und dabei in seinen Sitten und Gewohnheiten beständig, abgeschlossen, der Mischung mit fremden Elementen abhold. Die Deutschen leben auf diesem Gebiete zumeist in geschlossenen Massen und gehören zur Hälfte der römisch-katholischen, zur Hälfte den beiden protestantischen Kirchen an. Ihre Ahnen wurden hier größtentheils durch den General Grafen Claudius Florin und Mercy angesiedelt, und zwar anfangs ohne Rücksicht auf Sprache, Religion und Abstammung, in der Absicht eine Vermischung herbeizuführen. Später aber faßte es der Graf anders an, denn der Dorogyer Bauernrichter hatte ihm gesagt: „Es wäre ja alles recht schön, aber eines haben Euer Gnaden zu versehen geruht: in jedem Dorfe nur eine Nation und eine Religion!“ Der Graf sah das ein,

setzte aus dem Stegreif eine neue Völkerwanderung nach dem Prinzip des Dorogser Richters in Scene, und noch heute liegen die Dinge, wie er sie damals zurechtgelegt. An den Hügelrändern über dem Sió liegt die reiche magyarische Gemeinde Szent-Lőrincz, wo eine Zeit lang das später nach Bonyhád verlegte Gymnasium blühte, weiter unten in der Thalgegend des schlachtberühmten Eszonthegy findet man Kölesd mit seiner dem Sárköz-Volke verwandten, aber schmucker und geschmackvoller gekleideten Bevölkerung. Hier wurde Johann Corvin durch Stefan Báthori und Kinizsi eingeholt, die in siegreicher Schlacht sein Heer nebst seinen Aussichten vernichteten und sich in die ungeheure Bente seiner Schätze theilten.

Am Fuße des Eszonthegy (Knochenberg) wurde aber später noch eine andere Schlacht geschlagen, und zwar bei Rajdacs, wo Johann Szerecsen den vor Suleimans Macht nach Sáros-Patak abziehenden Peter Perényi überfiel und mit vielen Schätzen, nebst der bei ihm verwahrten Krone und den Kroninsignien, gefangen nahm. Hier liegen die ausgedehnten Güter der gräflichen Familie Apponyi: Pálfa, Hőgyész, Lengyel; hier die nicht gerade volkreichen, aber von der Umgegend her stark besuchten kleinen Marktflecken Mészla, Gyöng und Tevel. Nagy-Széke ly ist eine blühende Gemeinde von reformirten Deutschen, deren Vorfahren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus Hessen Kassel unter Führung ihres Predigers Wilhelm Keck eingewandert sind, an dessen Gedächtniß sie so tren festhalten, daß sie seit mehr als anderthalb Jahrhunderten ihre Geistlichen aus seiner Familie wählen. Hier liegt Zomba mit seinen vielen Schlössern und, in der Tiefe des Tolnaer Comitats, Bonyhád, die Perle der Tolnaer Thallandschaft. Bonyhád ist weit und breit das hübscheste, reinlichste Städtchen, Stammsitz der Familie Perczel; es liegt an der Bättaféker-Eisenbahn, die nun schon bis Dombóvár überall dem Fuße der Baranyaer Berge entlang zieht, durch Begräbnißstätten von Urvölkern, die im Grafen Alexander Apponyi und dem Szegzárder Abt Dr. Moriz Wosinszky scharfsinnige und erfolgreiche Erforscher gefunden haben. Unterhalb Bonyháds, ganz im Süden, liegt Várakja in anmuthigem Thale, von einer burgartigen Felszacke geschützt; seine magyarische Bevölkerung hat sich die eigene Mundart und Tracht treuer bewahrt als ihre Brüder im Sárközlande, von denen sie längst losgerissen hier eine Sprachinsel bildet.

Indeß, die Betrachtung der Gegenwart weckt auch den Wunsch, die Vergangenheit zu ergründen, wenigstens deren Spuren zu suchen, als welche namentlich die Burgen gelten können. Und wir kennen bloß Spuren; an historischen Denkmälern ist aus den Trümmern, welche die eingestürzten Wälle der Burgen im Kaposthale, sowie die von Ozora, Dombóvár und einigen Forts der Abtei hinterlassen haben, noch wenig ans Licht gefördert. Vom alten Simontornya stehen noch Doujon und Palas, stumme Zeugen der Hofhaltung des Palatins Ladislaus Garay und seiner Gemalin, der Herzogin

von Masovien. Das ist Alles, was uns aus der Ferne der Vergangenheit zuwinkt, aber ohne ein Wort zu sprechen.

Um so bereedter ist die Gegenwart. Zwischen den ausgedehnten Puszten der großen Herrschaften und den sorglich gepflegten Güttchen der Bauerndörfer finden sich zahlreiche „moderne Burgen“; schmucke Schlösser stehen auf den Besitzungen draußen oder in den Dörfern, von schattigem Laubwald oder wohlgepflegten Lusthainen umgrünt. Da und dort erblickt man die Stammsitze und Landhäuser des hohen und mittleren Adels, deren Erker und Thürme die Landstraße entlang schimmern oder von Hügeln auf Flüsse niederblicken. Die Seele liest diese steinernen Buchstaben, die Phantasie erblickt in so manchem einen Gesang Vergils, der in Prachtband auf Elfenbeinpapier Idyllen erzählt oder ein Georgicon lehrt und Überliefertes von alten Erinnerungen — arma virumque — weiter vererbt. Das Tolnaer Comitats nahm in den politischen, gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und Kulturbewegungen Ungarns eine vornehme Stellung ein. Die liberalen und konservativen Ideen gewannen in den Sälen des Szegzárder Comitatshauses zum erstenmal bestimmte Form; unter scharfen, ja blutigen Kämpfen, unter dem nervenerregenden Tosen der „Tolnaer Hochzeitsweise“, empfingen hier die ungarischen Tories und Whigs die Bluttaufe und in dieser die Namen Pecsovics und Kubinöki. Dort kämpften Csapó, Sztankovánöky, der große Kunstmäcen und selbst Künstler Auguß, der alte Perczel, der von seinen zwölf Söhnen begleitet in die Sitzungen ging, dann die Familien von Pakz, Uzd, Borjád, der Adel von Duna-Szent-György. Diese Edelleute verfügten über wenig Mittel und hielten schlecht zusammen, doch ihr lebendiger Pulsschlag, ihre scharfe Debatte, ihr schöpferischer Verstand und die Liebe zum Vaterlande schufen trotzdem in kurzer Zeit so manche Institution, die ihnen ein achtungsvolles Andenken sichert. So die schon erwähnte Tolnaer Comitats-Sparcasse, die Kanalanlagen, das humane Gefängnißsystem, vor Allem aber jenen liberalen Geist, der im Tolnaer Comitats, in der Seele Stefan Bezerédj's einen seiner ersten Altäre fand. Schön von Worten und noch schöner von Thaten, ein Patriot und Staatsmann, ein großer Menschenfreund, war Bezerédj ein Mann, dem die damalige Satire für den Fall, daß er zur Regierung gelangen sollte, ein eigenes Portefeuille, als Minister der Philanthropie, zuwies. Er war der Bannerträger der gleichmäßigen Vertheilung aller Staatslasten und handelte auch danach. Er war der erste freiwillige Selbstbesteuerer, der mit seinen Hörigen einen Erbablösungsvertrag schließt, sie freigibt und eine Puszta mit freien Menschen bevölkert. Er bepflauzt eine Puszta mit Maulbeerbäumen, richtet eine kleine Seidenspinnerei ein, fördert durch Beispiel und Aneiferung diesen neuen Industriezweig, während bis dahin der Maulbeerbaum nur an Straßensäumen und in Dorfkirchhöfen kümmerlich vegetirt hatte und Seidenraupen bloß von Schuljungen zum Spaß gefüttert worden waren. Er gab das hochherzige Beispiel und

hielt es stetig aufrecht, ohne freilich die Entwicklung zu erleben; ihm dankt man das Vorbild der jetzigen staatlichen Seidenspinnerei, die gleichfalls einen Bezerédj zum Director hat. Und während er der Führer der Erwachsenen war, wurde seine gleichgesinnte Gattin Amalie, gleichfalls eine geborne Bezerédj, die Mutter und Annerkennung der Kleinen, für die sie jenes hübsche Büchlein schrieb, „Flori's Buch“, das der erste Spielgenosß so vieler Tausende von Kindern geworden. Um die Wette mit ihrem Gatten schreibt sie, bessert das Dienstbotenwesen, errichtet auf ihrer Besizung eine Kinderbewahranstalt, die erste neben der ersten Seidenspinnerei oder doch eine der ersten.

Ja, auch die süße Sorge des Krippenwesens hat der Tolnaer Adel zuerst auf sich genommen. Die Menschenliebe der Gräfin Therese Brunßvik bahnte die edle Angelegenheit an und das Tolnaer Comitatz war das erste, das ihren warmen Aufruf durch eifrige Unterstützung der Sache beantwortete. Die gründenden Mitglieder des Vereins für Verbreitung der Kinderbewahranstalten sind vornehme Damen und hervorragende Persönlichkeiten des damaligen öffentlichen Lebens; um König Ferdinand V. sehen wir unter Anderen Anton Auguß, Stefan Bezerédj, Graf Leo Festetics geschaart. Graf Leo Festetics errichtet auf seiner eigenen Besizung, in Tolna, dem damals noch ganz deutschen Städtchen, und größtentheils auf eigene Kosten die erste Präparandie für Kinderbewahrer und daneben als Übungsschule die Muster-Kinderbewahranstalt. Im Schatten der großen Namen arbeitet und denkt ein bescheidener Menschenfreund weiter, der Director der Anstalt, Stefan Varga; er verfaßt ein großes, grundlegendes Project, das die Stände des Tolnaer Comitatz auf Kosten der Adelskasse in tausend Exemplaren drucken lassen und an alle Jurisdictionen des Landes versenden.

Eine andere Burg der Humanität bildeten zwei Stiftungen des Grafen Styrum-Limburg, die eine der Zukunft, die andere der Vergangenheit geweiht, als lägen Baumschule und Kirchhof nebeneinander und beide unter die Verwaltung und Aufsicht des Tolnaer Comitatz gestellt. Aus der einen beziehen adelige Jünglinge des Tolnaer Comitatz bis an das Ende ihrer Studien von Jahr zu Jahr steigende Stipendien; aus der anderen genießen zwölf verarmte Edellente in der alten Burg von Simontornya eine anständige Versorgung, daher auch die Burg von dem weniger humanen Volkshumor den Namen „Maststall“ bekommen hat.

Auch die Muse ergeht sich in diesen Thälern und baut sich da ihr Nest. Sie sucht und findet die Spuren ihrer Söhne. Szent-Lörincz und Borjád bergen jedes einen Busch, auf dem sich einst Petöfi auf kurze Zeit niedergelassen; dort verbrachte er ein kurzes Lehrjahr, hier sang er einen kurzen Lenz hindurch. Der Sängler der Arpáden, der klangreiche Garay, wurde der Nation in Szegzárd geboren; der Vater der Dichter, Börösmartin, erwuchs zu Bonyhád, wo er auf dem Perezel'schen Hofe erzogen wurde. Niemals konnte

er das Thal von Széplak vergessen, das Feenland seiner Jugend, und er hat es in seinem Gedichte „Széplak“ vereewigt.

Im Schoße der Thalwelt, wo in tiefen Gründen die Quellen springen, grünen zwei kleine Mufemester, Gyönk und Bonyhá d. Beide sind deutsche Ortschaften, jenes ziemlich ungeordnet und klein, dieses groß, schön, offen, zum Wettbewerb geschaffen, ein überraschend reinliches, angenehmes Städtchen. In beiden liegen adelige Schlösser und Höfe, in jedem besteht ein kleines Gymnasium, dem vorbeistießenden Bächlein gleich mit wenigem, aber krystallklarem Wasser. Und wie die Quelle von Keinem gegraben worden, so sind auch sie gleichjam von selbst geworden; man hat sie nicht gegründet, nicht gebaut, sie sproßten von selber auf wie aus einem Samen, wie ja die meisten protestantischen Gymnasien in früherer Zeit. Die Geschichte dieser fast gleichaltrigen Schulen bietet noch zwei bemerkenswerthe Momente. Keine befindet sich dort, wo sie entstand, sondern beide sind verpflaut; die Wiege des Bonyháder Gymnasiums stand in Sár-Szent-Lörincz, die des Gyönker in Nagy-Székelv. Und dann ist es merkwürdig, daß der aus lauter Deutschen bestehende Tolnaer evangelische Kirchendistrict ursprünglich seine einzige rein magyarisches Gemeinde, Sár-Szent-Lörincz, zum Sitz des Gymnasiums bestimmte, der von lauter Magyaren bewohnte reformirte District hingegen seine einzige rein deutsche Gemeinde. Und die sorgsamern Eltern bringen von fern ihre Kinder herbei, da diese hier, wie gehofft wird, deutsch lernen werden. Aber diese Hoffnung täuscht.

Und noch ein Versteck besteht in Tolna: Lengyel; ein wahres Versteck, wohin man durch Waldungen und Bergspalten, von Gipfel zu Gipfel klimmend, von Thal zu Thal niedergleitend, gelangt, um endlich vor dem Schlosse des Grafen Apponyi zu stehen. Ein geschmackvoller, prächtiger Bau, mit aller Bequemlichkeit verschwenderisch ausgestattet, auch für Gäste. Die Façade wird von dem Landshatten eines angedehnten Haines gekühlt, zwei gewaltige Flügel umfassen einen weiten, mit Pflanzsträuchern geschmückten Hof; rechts vom Schlosse liegt die große landwirthschaftliche Installation, an den Hain schließt sich eine umfangreiche Weingartenanlage. Der Oberstock des linken Flügels enthält die „beiden Schatzkammern“, nämlich Bibliothek und Museum; der Sammler, Erwerber, Custos und Director beider ist der gräfliche Eigenthümer selbst; auch der breite Corridor, der dahin führt, ist mit Schätzen angefüllt, mit alten und seltenen Landkarten, Kupferstichen, Holzschnitten.

In der Bibliothek gibt es Unica, Incunabeln, erste Ausgaben; eine besondere Abtheilung enthält in möglichster Vollständigkeit alle im Auslande und in fremden Sprachen erschienenen alten Bücher, in denen Beziehungen auf Ungarn vorkommen; eine andere Abtheilung bildet eine stattliche, sehr vollständige Sammlung alter, geschriebener und gedruckter ungarischer Bücher. Und es sind lauter wohlerhaltene, reine Exemplare.



Schloß und Bibliothek zu Lengyel.

Aus der Bibliothek tritt man in das Museum. Es ist das „Lengyeller Museum“ im ausschließlichen Wortsinne, denn mit Ausnahme eines einzigen Exemplares von 18 im Schlamm des Kapos gefundenen etruskischen (ja an die ehernen Cimer Homers erinnernden) Eisten ist Alles, was hier zu sehen, in der Herrschaft Lengyel gesammelt und durch die Herrschaft Lengyel geordnet. Es sind gesammelte Spuren und Bruchstücke der vorgeschichtlichen Urzeit des Menschen: Bronze- und Steinwerkzeuge, aus Muschelschmelz mit noch kindlicher Menschenhand geschliffene Schmuckstücken,

Thonperlen, Gefäße, primitive Bequemlichkeitsgeräthe, ja selbst plastische Versuche (ein menschliches Bein aus Thon geformt), womit der höhlenbewohnende Mensch der Bronzezeit und auch der noch um Jahrhunderte älteren Steinzeit (der „Erdmensch“ der ungarischen Märchen) sich geschmückt, vertheidigt, erhalten und sich den Weg gebahnt hat zur Herrschaft über die Schöpfung. Dort, auf einer durch Hundert Klaster tiefe Thäler geschützten Hochebene — wer die Berge längs des Rapos von der Eisenbahn sieht, glaubt gar nicht, daß es in ihnen solche Abgründe gibt — dort liegen übereinandergebreitet die in den Boden eingewühlten Dörfer zweier auf einander folgender Menschengeschlechter, 50 bis 60 Menschengruben in den einzelnen Gruppen vereinigt. Der Mensch der Steinzeit lebt noch in der Erde, aber schon in Gesellschaft, gesellschaftliche Ordnung, Gesetz, Recht ist also schon vorhanden. Des Erdmenschens Haus und Burg ist eine bienenkorbförmige Grube, oben eng, nach unten in der inneren Lichte immer mehr ausgedehnt, mit Licht von obenher durch die runde Öffnung versehen, über der ein aus Weidenruthen geflochtenes Regendach angebracht ist. Dies ist die Behausung; eine zweite Grube daneben ist die Küche, eine dritte die Speisekammer, und diese enthält Weizen, Hirse, Gerste, verkohlte Zeugen des menschlichen Schweißes, denn das Alles mußte auch damals mit Verstand gebaut, mit Arbeit gesammelt und mit Voraussicht gepart werden. Der Verkehr zwischen den drei Räumen ist schwierig, man muß jedesmal erst ans Tageslicht kommen, um in die andere Grube hinabzusteigen, denn sie sind von einander abge sondert, aber bei einigen — vielleicht bei den Vornehmen — durch Stege verbunden. Auf dieses ausgestorbene Volk folgte ein anderes, vielleicht dessen vernichtender Feind, vielleicht sein höher entwickelter Nachkomme, dessen Cultur schon so weit gewachsen war, daß es seine Behausung nur noch halb in die Erde eingrub; damit war also die Erdhütte erfunden. Dieses Volk hatte schon das Mineral- und Thierreich, soweit sie ihm zur Hand lagen, erobert; an den im Lengyelcer Museum gesammelten Steinwerkzeugen unterscheidet man 17 Steinarten des Mecsek. Es hatte seine Erzgießerei, es hielt Vieh, es entwickelte das Töpferhandwerk zu großer Vollkommenheit und sein Geschmack in der Schmückung der eigenen Person begann sich zu entwickeln. Ja es hatte sogar eine systematische Kriegskunst. Wo es sein 20 Foch großes Reich durch die gähnenden Abgründe nicht hinlänglich geschützt fand, an den Rändern der sanfteren Abhänge, flocht es Zäune und warf es Dämme auf. Die Bruchstücke im Lengyelcer Museum berichten das Alles im Allgemeinen, im Einzelnen und auch für den Unbewanderten sehr verständlich ist es Stück für Stück beschrieben in dem werthvollen Buche: „Über die urzeitliche Niederlassung zu Lengyel“ von Moriz Wosinsky, dem Leiter der Ausgrabungen. Die beiden vorgeschichtlichen Gemeinwesen hatten auch ihre Friedhöfe, und diese sind mittheilsamer als ihre Wohnstätten. Die Behausungen sprechen nur zu unserem beobachtenden Verstand, die Gräber berühren auch unser Herz. Die Todten, die Gebeine

stehen auf und reden. Sie berichten uns, daß der Erdmensch das Urgeſetz der geſellſchaftlichen Exiſtenz auch auf ſeine Todten anwendete. Sie ſcharrten einander nicht dort ein, wo ſie ſich todt antrafen, ſondern ſchafften die Leichen auf den gemeinſamen Begräbnißort; ſelbſt todt wünſchten ſie geſellige Weſen zu bleiben. Die Gräber erzählen, daß jener Erdmensch, wenn er auch in der Erde hauste, Jemanden hatte, zu dem ſein unförmliches Antliß aufblickte und zu dem er ſeine auf armförmiger Thonſänle ruhende Opferſchüſſel erhob, daß jener Erdmensch, ſo unwiſſend er auch ſonſt war, ſich ſelbſt achtete, ſich in menſchlicher Würde über andere mit Bewegung begabte Weſen erhoben fühlte und ſeine Todten, ſoweit er konnte, mit Aufwand beſtattete, als Perſonen, die auch im Tode noch Rechte, Forderungen . . . und eine Zukunft haben. Wer weiß, ob nicht in ſeinem Herzen mit dem Schmerz zugleich auch eine die Unſterblichkeit fordernde Ahnung aufzuckte, ob nicht dieſe ihm eingab, ſeine Todten mit dem Antliß gegen Oſten, in kauender Lage und die Hand unter den Kopf gebogen hinzulegen, als wären ſie gar nicht geſtorben, ſondern ſchließen nur und harrten des Aufgangs der Sonne? War es nicht dieſ, was ihn bewog, die Opferſchüſſel neben ſie hinzulegen und die ſteinerne Art und den thönernen Streitkolben, als ſollten ſie nicht dort liegen bleiben, ſondern weiterziehen? Dieſe Gebräuche, dieſe hanft auf den Handrücken ruhenden Köpfe ſcheinen uns zu ſagen, daß der Menſch ſchon damals nicht an den Tod glaubte, daß der Glaube an die Unſterblichkeit ein Urſchaz der Menſchheit iſt, von Anfang her in ihrer Bruſt gebettet, biß ſchließlich Einer kam, der ihn ins Leben rief und ans Licht brachte.

Das Somogyer Comitāt.

Das Somogyer Comitāt gehört mit ſeinem Gebiet von 6.500 Quadratkilometer zu den größten, mit ſeiner Bevölkerung von 330.000 Köpfen zu den volkreichſten, mit ſeinen 300.000 Magyaren zu den magyariſcheſten, mit der Fruchtbarkeit ſeines Bodens aber und ſeinen trefflich inſtruirten Wirthſchaften zu den reichſten Comitäten Ungarns.

Es iſt aber auch eines der älteſten. Sehr viele ſeiner Ortsnamen ſind ſchon in den Urkunden der erſten Arpäden erwähnt und ſo mancher Name erinnert an die Heidenzeit unter den Herzogen. Schon ehe das laufende Jahrtauſend begann und mit ihm der ungarische Staat geboren wurde, erhob ſich Somogy für die Vertheidigung des alten Glaubens und des alten Stammſystems und widerſetzte ſich den Plänen König Stefans des Heiligen, die einen Staat und eine Kirche ſchaffen wollten. Der erſte Bürgerkrieg Ungarns nahm von Somogy ſeinen Ausgang und an ſeiner Spitze ſtand und verblutete Koppány (Kupa), Herzog von Somogy.

Und noch andere intereſſante Züge laſſen ſich über Somogy vorläufig verzeichnen.

Es ist ein Comitatus ohne Städte, selbst noch in halbvergangener Zeit. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts besaß das ganze schöne Comitatus noch keine einzige Stadt. Das Recht der eigenen Behörde hatte keine einzige Ortschaft, denn mit Ausnahme einiger kleiner Nester des niederen Adels standen sie alle unter gutherrschastlicher Gewalt; auch erreichte keine die Zahl von 3.000 Seelen oder mit einzelnen Ausnahmen auch nur die von 1000. Seine Märkte, an drei Ecken seines Gebietes gelegen, sind Künfirchen, Beszprém und besonders Kanizsa, aber alle lagen außerhalb des Comitatus. Bloss die Sitze der größeren Herrschaften, mit den Wirthschaftswohnungen, den unter ihrem Schutze stehenden, auf eine bestimmte Anzahl beschränkten Juden und drei oder vier öffentlichen Jahrmärkten zeigten ein gewisses städtisches Ansehen, mit Marktgelegenheit.

Es ist ein Comitatus ohne Steine, an seiner ganzen Oberfläche zeigt sich keinerlei festeres Gebilde. Sein gelber und schwarzer Lehmboden ist durch eine lange und breite Sandfläche entzwei geschnitten, die sich von der großen Au des Plattenjee's südwärts bis an die Drau erstreckt.

Es ist ein walddreiches Comitatus. Beinahe ein Drittel seines Gebietes ist mit Waldungen bedeckt. Noch jetzt gilt das Sprüchlein: nicht die Wälder liegen in Somogy, sondern Somogy liegt in den Wäldern.

Es ist ein Comitatus, das eine ebene Fläche bildet. Scheinbar wenigstens, denn eigentlich ist es eine Hochebene, wie die Wissenschaft das nennt, und ein buckliges oder holperiges Land, wie das Volk sagt; eine flache hohe Ebene in der Mitte des Comitatus und dann eine wellig-hügelige Fläche gegen die mehr bergigen Striche hin. Denn Somogy hat auch Berge und die Ebenen sind durch die in den drei Ecken des Comitatus befindlichen drei Berggruppen umfaßt, doch sind diese mit Wald und Weingärten bedeckten Höhen im Allgemeinen niedrig; nur wenige steigen zu anmuthigen Kuppen oder Gipfeln empor und wenige kommen einer Höhe von 300 Metern nahe oder wachsen gar über sie hinaus.

Der Ursprung des Namens Somogy ist unsicher. Ob er von dem Personennamen „Soma“ herzuleiten sei oder von einem slavischen Worte, welches Wald bedeutet, oder von der herben Frucht der Kornelkirsche (som), wäre schwer zu entscheiden. Möglich, daß das Wort „som“ darin tändelt. Auch berufen sich die Freunde dieser Wortableitung auf die mannsdicken, vielhundertjährigen Kornelkirschbäume, welche hier und dort und besonders in der Gegend von Somogyvár, der einstigen Burg des Comitatus, noch jetzt zu sehen sind. Diese nämliche Theorie ist in einem sprichwörtlich gewordenen Versepaar ausgedrückt, worin das Volk des schönen Comitatus der Welt in ungünstigem Lichte dargestellt wurde. Ein seinerzeit vortreffliches Lehrbuch, der „Hármas Kislákor“ (Dreifache kleine Spiegel), der achtzig Jahre lang die Herrschaft führte und dessen Behauptungen ins

öffentliche Bewußtsein eines Theiles der Nation übergangen, erwähnt Somogy, unter deutlicher Anspielung auf die eben erwähnte Wortableitung, folgendermaßen:

„Kornelkirchen, Äpfel, Birnen kannst hier essen,
Doch an Wissen wird dir wenig zugemessen.“

Die erste Zeile ist wahr. Somogy war nämlich bereits die Heimat des Obstes zu einer Zeit, wo anderwärts gar nicht an Obstzucht gedacht wurde. Worauf beruht aber die zweite Zeile? Als Stefan Losonczy, der vortreffliche und bahnbrechende Schulmann, dieses Lehrbuch verfaßte und schier einem ganzen Jahrhundert als Erbtheil hinterließ, da gab es — und gab es noch drei Jahrzehnte lang nach ihm — in Somogy keine einzige Mittel- oder Lateinschule, obgleich doch die Reformirten, wo immer sie in größerer Anzahl wohnten, eine Menge kleinerer Lateinschulen besaßen. Der gleichfalls reformirte Verfasser fühlte sich also dadurch betrübt, daß seine zahlreichen Somogyer Glaubensgenossen, die von den übrigen Brüdern abgeschnitten und fern von den wissenschaftlichen Mittelpunkten lebten, ihren Kindern nur um den Preis von schweren Opfern eine höhere Ausbildung zuwenden konnten.

Übrigens war auch die Lage der fast dreimal so zahlreichen Römisch-Katholischen — von den wenigen Evangelischen N. U. ganz zu schweigen — keineswegs günstiger, ja eigentlich noch ungünstiger. Denn, obgleich ein Drittel des Comitats sich in geistlichen Händen befand, gab es doch im ganzen Comitате nicht nur kein Bisthum, sondern seit der türkischen Vernichtungswirtschaft nicht einmal einen höheren geistlichen Orden der einigermaßen hätte Hof halten, Geschmack und Gewerbe fördern, an Culturzwecke denken und dafür Opfer bringen können. Es fehlte also der berufene und natürliche Erhalter der Mittelschulen, der höhere Clerus, und es fehlten die berufenen Leiter dieser Schulen, die Schulbrüderorden. Die Franciscaner zu Andocs, Ragyatád, Segesd und Szigetvár befaßten sich nicht mit öffentlichem Unterricht; höchstens daß sie die herrschaftlichen Höfe mit Erziehern und Hofkaplänen versahen.

Doch es fand sich auch kein geeigneter Ort. Der hervorragendste war noch Szigetvár, auch dieser an der Grenze von Baranya gelegen und nur durch seine alte Festung und deren Ruhm gehoben. Der Comitatssitz Kaposvár selbst war eine Hörigen-gemeinde, als deren größte Sehenswürdigkeit, außer den wenigen herrschaftlichen Gebäuden, ein mächtiger Weißdornbusch galt, der am Helm des einzigen Thurmes Wurzel geschlagen hatte und mit diesem gleichalterig zu sein schien. Dann gab es Dörfer, Dörfer und wiederum Dörfer, etwa vierhundert an der Zahl, alle mit geringer Einwohnerzahl, alle im Schooß der Wälder und Thäler verborgen. Die im Schlamm erstickenden Bäche breiten sich weithin als Möhricht aus.

Viel Dörfer und noch mehr Schlösser. In manchem Dorfe stehen an der Schafweide drei bis vier „Kastelle“ und starren einander in die Augen. Dieser Adel bedurfte

feiner Stadt, denn er bezog seine Luxusartikel von den erwähnten außerhalb gelegenen Märkten und führte auch sonst ein einfaches Leben; die größeren Herren aber wohnten in Wien oder über Wien hinaus. Das Bauernvolk machte sich, mit Ausnahme des „Szur“ (Lodenmantels) und Hutes, alle seine Kleider selbst; die Classe der Gewerbetreibenden aber hatte, mit Ausnahme des angeseheneren Szürschneiders und Hutmachers, nichts zu thun, arbeitete also mit der Hacke in Weingarten und Maisfeld.

Eine Kirche und Volksschule aber gibt es in jedem Dorfe; das Bauernkind macht seine sechs Classen durch. Allein dem guten Lojonezi gilt das nicht als Wissenschaft. Diese beginnt bei ihm mit dem Cornelius Nepos. Und so kannte die Welt das Somogyer Comitatus zu Anfang dieses Jahrhunderts bloß dem Namen nach und aus einem unfreundlichen Reimpaar. Wem wäre es eingefallen, der Erfahrung halber eine Reise durch ein Comitatus ohne Städte zu machen, dessen gesamntes Interesse bei Szigetvár begann und auch endete? Und wenn es doch Einer durchstreifte, so kam er voll Voreingenommenheit und ging mit noch mehr Vorurtheilen von dannen; er hielt sich gleichsam für verpflichtet, seine Erfahrungen in möglichst pikanter Weise verbrämt und aufgebläht zu verbreiten und wunder was zu berichten von ungewohnter Volkstracht, ungewohntem Dialect und ungewohnten Waldungen. Denn Wald in Wald war da Alles, tiefschattige Buchenbestände und finstere Eichen wechselten mit schauerlichen Birkendickichten. So zeigt sich die Gegend unten längs der Drau von Zákány bis Szigetvár und im Osten das ganze Zselicz und noch weiter oben gegen Eszékya, Meßtegyne und Karád hin der ganze Strich bis zum Plattensee hinauf.

Zur Zeit der Bélas waren diese Waldungen das Reich der königlichen Herden, geradeheraus gesagt: der Schweineherden. In den an die Drau stoßenden Wäldern von Udvarhely, unterhalb von Berzeneze, hausten die königlichen Schweinehirten, ja der Name des Dorfes (= Hofstatt) läßt sogar schließen, daß die Bélas selber hier häufig ihre Zelte aufschlugen ließen; wenigstens ist dies durch eine Urkunde Béla's III. von 1193 bewiesen. Das ist alles königlicher Familienbesitz, Terra subulcorum regionum. Die königlichen Schweinehirten dienten dem landflüchtigen Béla IV. sogar als Geleit von Segesd bis Dalmatien.

Und in der That war dieses Waldland wie geschaffen für königliche Schweinehirten; auch lebten deren Nachkommen, ohne freilich viel von den alten Überlieferungen zu wissen, nicht viel anders, als königliche Sauhirten gelebt hätten, und machten sich selber ihre Privilegien, die sie in den Wäldern von Agarév, Szenta, Zsitva und Atád aufrecht erhielten.

Fortgesetztes Nichtsthun oder Schwenigthun zwang ihre Urkraft, sich die Langweile durch Raufen, Beilwurf, Kletter- und Schlupfkinste, verwegene Aufschläge und Gewaltthaten,



MORELLI G F I

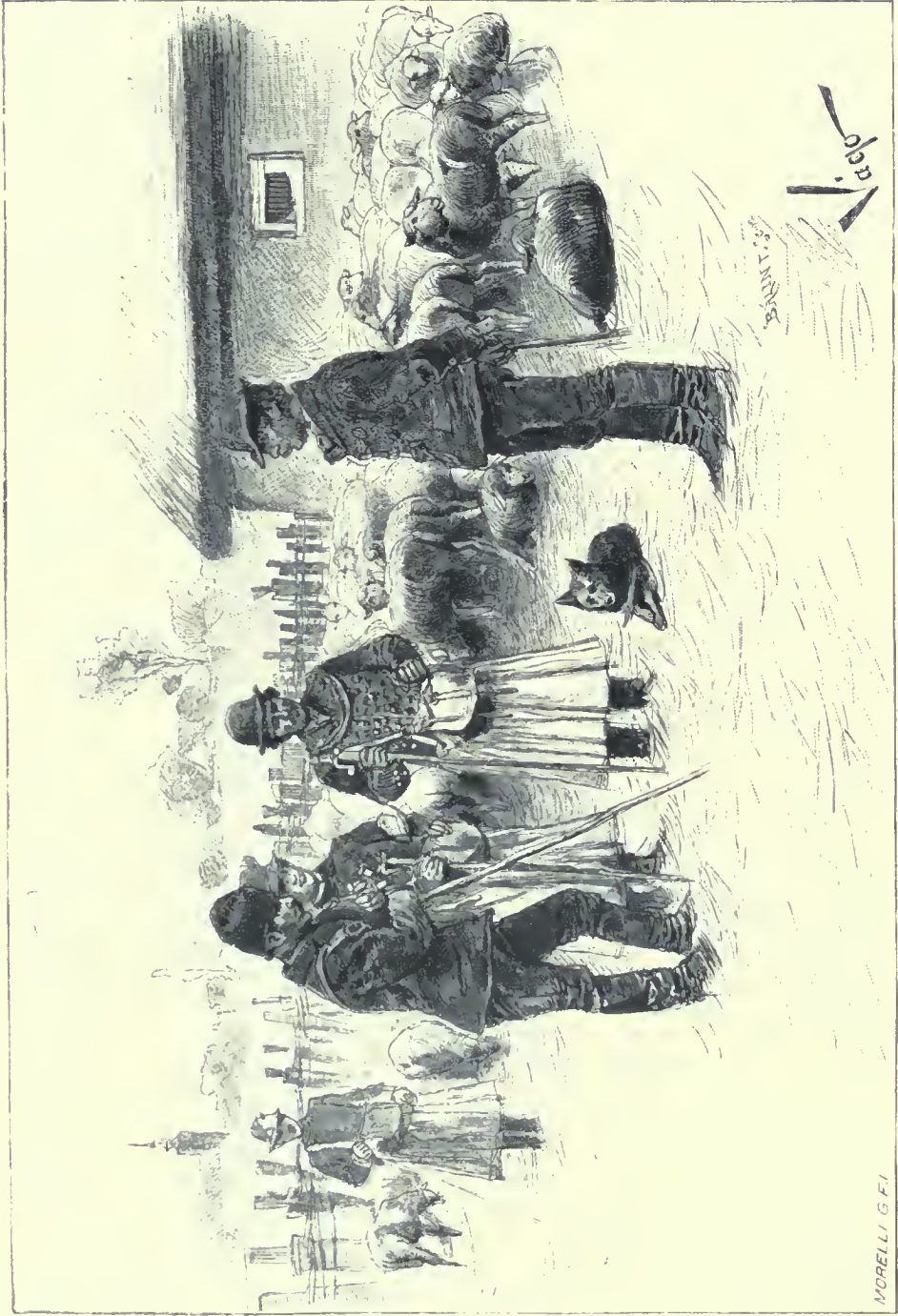
© Schafweiden (Kamaisz).

RECHART

oder wenn der Mann in die Stadt, auf den Jahrmarkt oder die Kirchweih gerieth, auch durch blutige Schlägerei zu vertreiben. So mancher Prachtbursche verdorrte dann im Eisen zu Kaposvár oder Tapsony oder endete am Pfahl des Gerichts. Ein schwerer, mit breitem schwarzem Band eingefasster Hut von der Form des Faltenpilzes (vargánya), ein kurzer, bunt ausgenähter Beszprémer Szür, das fragenlose Hemd kaum bis in den halben Rücken hinabreichend, die kurze Gatyá (Leinenhose) langbefranst und hundertfaltig, der Bundschuh (boeskor) wohlgeschnürt, der schimmernde Beilstock mit der Linken geführt, das in der Mitte gescheitelte schwarze Haar theils frei auf den Rücken fallend, theils neben den Ohren in Knoten gebunden, dazu eine Fluth von Flüchen und Großsprecherien: das war der „Kanás“, der Schweinehirt. Mancher von ihnen wuchs sich zum König heraus, dessen Wort in der ganzen Kanásengesellschaft von Siófok bis Drávafok als Befehl galt, der unter seinen Genossen die Polizei machte und Urtheile fällte, durch Verstand und Vermögen zu Ansehen gelangte und, wie Kertész Pali in Kálmánésa, lebte und starb, ohne jemals „in Kapos gewesen zu sein“, . . . im Kaposvárer Gefängniß nämlich. Und tiefer drin im Waldinnern, auf der „Kanás-Tanya“ (Schweinehirtengehöft), da sitzen fünf oder sechs geduckte Gestalten um das Feuer her, zuweilen erschöpft, zuweilen drauf los zehend, und verbergen sich vor dem „Comitat“. Es sind „Geschorene“ (Deserteur), stellenlose Dienstleute, wegen geringer Vergehen oder Wirthshausbalgereien in den Wald gegangene Burschen, die, statt sich freiwillig der Behörde zu stellen, von Wald zu Wald schleichen, bis der Ruf, das Lied sich ihres Namens bemächtigt, und nach etlichen Wochen, besonders wenn auch der Pandur sich darein legt, als kleiner „Sobri“ dasteht. Eine Wildheit, die Gesetz und Obrigkeit nicht kennen will, heßt die meisten dieser an die Yeomans eines Walter Scott erinnernden Gestalten ins Verderben.

Doch die Wälder lichten sich, die Rodungen werden immer größer, die Zahl der Meierhöfe wächst, die Csárdas schwinden und der Ruhmestag des Kanás geht zu Ende. An die Stelle seines handbreit mit rothem Tuch ausge schlagenen, mit seidnen Blumen ausgenähten Szür tritt der bürgerliche, mit Flachknöpfchen benähte Dolmány; statt des Beilstockes führt seine Hand den harmlosen Knüttel; statt mit Flüchen lenkt er das Mutterschwein mit leisen Pfiffen; er ist überhaupt eine ganz reputirliche, obgleich etwas schmutzige bürgerliche Gestalt mit geschorenem Haare geworden und studirt, auf einem Baumstamm sitzend, aufmerksam das Zeitungsblatt der vorigen Woche, in das ihm die Ehegattin den Speck gewickelt hat.

Freilich mußte seine Macht auch aus anderen Gründen sinken. Von Urzeiten her war er der Erste gewesen unter den Hirten des waldigen Somogn; der Urwüchsigste unter allem Hirtenwolf, Einer, dem ja nicht einmal der Türke mit seiner Brandschatzung an den Leib gekommt. Als aber die Rodungen um sich griffen und die Meierhöfe immer mehr



Esquife.

wurden und die Wildbestände durch Jagdverbote geschützt waren, da sah er sein Reich in immer engere Grenzen einschrumpfen und im Verhältniß mit seinem Niedergang stieg das Ansehen der Schafhirten, die über seidenweiche Bließe zu wachen hatten. Diese sind umgänglicher, schriftkundiger, wohlhabender, mehr an die Scholle gebunden. Sie lassen als neue Beschlagnahmer in die Wälder hineinweiden, der Schafhalter und seine Knechte, die „Bojtáren“, welche auch lange Hakenstäbe führen, deren Haken jedoch aus dem Mutterholze selbst geschnitten ist, nicht aus Eisen geschmiedet und mit Eisenbändern angefügt, also bloß ein ehrfames Sinnbild, kein Raufinstrument, wofür dergleichen im Alföld dient. Dieses Völkchen also hat sich längst in das Reich des Kanáß eingebohrt. Unter den ersten Eindringlingen sehen wir die Schäfer (Zuháß) von den sandigen Herrschaften der Grafen Széchenyi; wenigstens singt das Lied von diesen zuerst eine der ältesten und beliebtesten Volksromanen: „Hab' als Zuháß nach Tarnóca mich verdungen.“

Doch die Somogyer Wälder, diese dicht verflochtene Unendlichkeit von Urwaldbäumen verschiedener Art, so finster sie dem schüchternen Wanderer entgentreten und so mörderisch sie ihn anblicken, sind doch zugleich das glückliche Heim einer nach Millionen zählenden Vogelwelt, der Friede von Tausenden furchtsamen Waldgethiers und die geliebten Ausflugsorte der nahen Dörfer, deren kleine lustige Gesellschaften vom Frühling bis spät in den Herbst hinein durch tagelange Picknicks diesen Ernst in frohe Idylle verwandeln. Unter diesen hochstämmigen Wäldern wuchert ein zweiter Wald, der der Hagebutten und Haselnußstauden, und neben dem Haselwald ein dritter, noch demüthigerer und gemüthlicherer, der Erdbeerwald, der die Jugend unwiderstehlich in seine lieben Dickichte lockt. Früh im Lenz lassen die weißen Rippen der Birke süßen Trank entströmen, der sogar von den Spitzen der Zweige träufelt. Gegen den Herbst hin wiegt der Baumsarrn sein blüthenloses Haupt hin und her, die Pilze grüßen den Birschenenden mit hunderterlei Hüten und roth schimmert die Kornelkirsche, dieses Muttermal im Antlitz des schönen Comitats. Wo ist hier eine Spur des menschenfresserischen Kanáß oder gar des entsetzlichen Sobri, der ja irgend einmal wirklich diese Wälder durchstreift hat und den viele von uns noch von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, auf jenen rothen Taschentüchern nämlich, die von Kanizsa aus fuhrtenweise ins Land gingen? Kein Kanáß, kein Sobri! Um so mehr gilt es heute, sich vor den Waldhegern zu hüten, die es nicht mehr leiden, daß man in ihren gräbenumzogenen, ja drahtumspinnenen Wäldern so kreuz und quer umherstapfe und sich seine eigenen Pfade trete und Schankeln an die Bäume binde und was sonst früher ohne weiteres zulässig war. Das Alles steht in sorgfamer Hut und Cultur und ist nicht mehr, wie vor kurzem noch, was das Sprichwort „Csáki's Stroh“ nennt, nämlich vogelfreies Gut. Die gesammten Waldungen von Somogy bilden augenfällig drei Gruppen. Die eine ist harthölzerner Eichenwald, der, von einer zwischen Száros-Berény

und Szigetvár laufenden Linie bis an die Drau hinab, das innere Somogy erfüllt. Eichenbestände sind auch die im äußeren Somogy, gegen den Plattensee hin, zerstreuten Bergwälder von Kaposvár bis zum Sió hinauf und bis über die Grenzen des Tolnaer Comitats hinaus. Zwischen diesen beiden Gruppen zieht durch das mittlere Somogy dichtbelaubter Roth- und Weißbuchenwald, der aus dem Baranyaer Comitats herein-springende Zseliczer Wald, durch die Sandebene von Nagy-Bajom auf eine große Strecke unterbrochen gegen Meßtegyne hin und macht dort eine Wendung nach Südwesten, um sich bei Fháros-Berény mit den gleichartigen Zalaer Waldungen zu vereinigen. In jeder dieser Gruppen kommen Birken, Linden und andere Baumarten reichlich vor.

Jedem Dorf ist hier ein Wald zugefallen, nur Nagy-Bajom hat keinen und auch das gelobte Land von Somogy nicht, der an den Sió stoßende Zipfel des Comitats, wo Adánd, Kiliti und Ságvár liegen. Den meisten Wald haben die westlichen Theile, wo das halbe Gebiet bewaldet ist. Die bemerkenswertheften und zugleich ausgedehntesten Waldbestände sind hier: die von Fháros-Berény, dann die von Berzeneze-Nagya tá d (der „Kanizsa-Hain“), der sich von Nemes-Déb bis zur Drau in einer Länge von fast 40 und einer Breite von 10 bis 15 Kilometer hinstreckt und Meierhöfe, sowie kleine Dörfer sammt ihren ganzen Gemarkungen umschließt; endlich weiter oben die Wälder von Meßtegyne und Marczal. An der Ostseite liegen die dichten Wälder von Lakócsa und Bürös, über diesen, im Zselicz, die 14.000 Katastraljoch Wald von Fárjagy und noch weiter oben der von Fgal-Koppány. In älterer Zeit verwuchsen diese Waldungen mit einander, ihre Äste beschatteten die letzten Häuser und Gärten der Dörfer; gegenwärtig sieht man ihr ungeheures Teppichgewebe schon mannigfach zerrissen, zerschnitten, durchlöchert und den Boden in Ackerland verwandelt, so daß sie nur als Schatten von ehemals bestehen. Was an ihnen großartig, bewunderungswürdig oder beängstigend gewesen, das ist in Gestalt von Pflasterwürfeln, Banholz und Faßdauben nach allen Richtungen zerstreut worden. Somogy hat durch die unmäßige Waldverwüstung sein früher so gemüthliches Aussehen ganz eingebüßt. Die Somogyer Leute klagen darüber, während der Fremde stutzt und fragt: „War es denn noch mehr, als was ich jetzt sehe? Und wenn dies nur der Schatten des Einstigen ist, wie viel muß das gewesen sein!“

Ohne Zweifel hat sich der früher unbekannte Wachholder an den Platz manches schönen Waldes gesetzt; auf den Rodungen sieht man den Boden hie und da rund aufgebläht, so daß der Unkundige leicht an „Kumanenhügel“ denken kann, und es sind doch nur ausgelaugte Aschenhügel, denn die einzige Industrie dieser Wälder war die Pottasche-fabrikation und höchstens noch die Kohlenbrennerei. Doch ist Somogy jetzt mit verdoppelten Kräften bemüht, den Fehler wieder gut zu machen. An Stelle der alten Eichen wachsen Akazien- und Fichtenpflanzungen heran, die noch erhaltenen Wälder aber prangen

in kluger und sorgfamer Obhut weiter oder dienen umhegt als Revier für die Tausende mannigfachen Wildprets. Nirgends wimmelt es so von Hasen, wie in diesem Walde; die Fajane fliegen bis in das offene Feld hinaus; den Hirsch sieht man rudelweise äßen und Mehe gibt es so massenhaft, daß Kronprinz Rudolf einft in den Festetits'schen Waldungen bei Berzeneze in vier Tagen 53 Stück zur Strecke brachte. Eine Monographie des Grafen Emerich Széchenyi jun. vom Jahre 1890 gibt die Stückzahl des erlegten Wildes mit 200.000 an, wovon das nughbare einen Werth von 134.000 Gulden darstellte.

Selbstverständlich fand die Vergangenheit des Hirtenvolkes besonders in den Wäldern ihre Erklärung und Nahrung; forschen wir jedoch weiter, so führen uns die Spuren bis in die sociale Ordnung und in den Racencharakter. Da sind etwa vierhundert kleine Gemeinden, Meierhöfe und Pusten und hinter jedem steht seine Burg, der Wald; sieben Stuhlrichter und acht Herrenstühle hielten unter ihnen die „Ordnung“ aufrecht. Und dazu kam noch der Racencharakter, mit seinem aus Urzeiten überkommenen Unabhängigkeitstrieb, der sich in den stürmischen Kriegszeiten mit Halsstarrigkeit und Pfißigkeit geharnischt hatte, der lieber in die Wälder ging und Waldläufer wurde, als daß er sich der geringsten Zucht und Ordnung unterworfen hätte, und, wenn er sich angegriffen sah, auch entschlossene Gegenwehr leistete.

Das Volk selber lebte in dem Bewußtsein, daß es nicht viel zu fürchten hatte, und so brauchte es nur sein Interesse verletzt zu sehen, insbesondere bei Grenzstreitigkeiten, um leichtthin die Schranken zu durchbrechen. Das Blut Kupa's wallte gar leicht in ihm auf und reizte es mitunter zu blutigem Widerstand; der bemerkenswertheste Ausbruch dieser Art war der sogenannte „Belites“- oder „Insurgenten-Aufstand“ zu Anfang unseres Jahrhunderts, als auch das Somogher Comitats gegen die Franzosen eine sehr zahlreiche Hilfstruppe von Freiwilligen, und zwar ein Bataillon zu Fuß nebst zwei Schwadronen Reiterei, aufstellte und ausrüstete. Diese Heerezmacht marschirte auch an die Zalaer Grenze ab, doch schon auf der zweiten Tagestation verweigerte das Fußvolk den Gehorsam, da sich das Gerücht verbreitete, es solle an die Russen verkauft werden. So vertrieb es die beigegebene schwache Militärabtheilung und ließ die vorausgezogene, aus Adelligen bestehende Reiterei ruhig mit dem Landvolk vereint das obere Somogy verheeren und plündern, während es selber den Rückmarsch antrat und die Schlösser, Kaufläden und Keller in und um Nagy-Bajom, Sárd und Csoknya ausleerte. Auch Morde mögen vorgefallen sein, ein Gemetzel aber, ein Blutvergießen aus Rache fand nicht statt. Der Aufstand äußerte sich in der Maßlosigkeit der Balgerei; die Herren der geplünderten Schlösser mochten fliehen oder bleiben, dieses Volk dürstete nur nach Wein, nicht nach Blut. Ähnliche wüste Scenen kamen auch sonst noch hie und da im Comitats vor, allein überall ohne Blutvergießen. Die ganzen Unruhen dauerten höchstens fünf Tage. Da erließ das

Comitat einen väterlichen Mahnruf und auch ihr eigener Feldhauptmann, Benjamin Drofi, wußte sie geschickt in diese Richtung zu lenken. Wie und wo er sie nur zusammenbringen konnte, ließ er sie militärische Übungen machen und so lange schießen, bis ihr ohnehin geringer Schießbedarf verknallt war und sie nur noch die „einzinkige Hengabel“, nämlich das Bajonnet, in der Hand hatten. Nun ergaben sie sich und zogen renig nach Kaposvár zu furchtbarer Buße. Das statarium hauste ganz wahllos unter den Unglücklichen, eine Ausnahme gab es nur für den Edelmann, dessen Urtheil lautete: „Um einen



Eichenwald im Winter.

Nagel höher!“ Der erwähnte Feldhauptmann selber, dessen Schicksal es doch gewesen, Anführer und zugleich Abwiegler zu sein, kam auf die Festung.

Dieses Volk nun sollte wild und unbändig sein? Nein! Es ist nicht schlechter als seine Brüder: wilder, aber auch tapferer, einfacher, aber auch aufrichtiger, zurückhaltender, aber auch treuer und trotziger ist es wohl, aber es vergißt leichter. Es ist nicht so hochwüchsig wie das jazygische und groß-humanische Volk, auch nicht so gedrungen und muskelftark wie der Necskeméter Schlag, aber es hat Nerven wie Riemen und ist geschmeidig wie Gerten. Diese Race liefert die Krieger des Erzherzogs Albrecht, für das 44. Infanterie-Regiment. Bewegung und Gang sind bei ihr schöner und rascher,

als die Sprache, obwohl auch diese eine gewisse Ursprünglichkeit hat, etwas eigenthümlich Melodisches, besonders wenn das Wort von schöner Lippe kommt.

Den eigentlichen Somogyer Typus finden wir im südlichen Theile des Comitats, im sogenannten inneren Somogy, denn oben im äußeren Somogy ist nicht nur der Dialect ein anderer, sondern auch die physische Beschaffenheit; die Leute sind da vierschrötiger, knochiger, breitschultriger, muskelhafter, aber auch ruhiger und mehr zur Bequemlichkeit geneigt. Die Gesichtsfarbe scheint ins Blonde umzuschlagen, während gegen die Drau hin das Brünnetto vorherrscht. Im Norden sind die Leute mehr für Seide und Tuch eingenommen, die Frauen lieben das Bunte, Farbige, Rothe; im Süden sind sie einfacher und die Grundfarbe der Kleidung bildet das selbstgesponnene und gewebte Weiß, wie denn sogar die Trauer weiß ist und sich bei dem Mannsvolke in der weißen Halsbinde äußert.

Man könnte fragen, wie es gekommen, daß die hundertfünfzigjährige Türkenherrschaft den Zusammenhang des Comitatskörpers nicht zerrissen hat, da doch Somogy die Grenze zwischen Osten und Westen war, voll Warten und Burgen, immerdar Tummelplatz größerer und kleinerer Operationen, Kriegskisten und Hinterhalte, die nirgend so häufig, so raffiniert, mannigfaltig und grausam waren wie hier. Es wurde als Pforte von Kroatien, Steiermark und Österreich von beiden Parteien vertheidigt und belagert, befestigt und gestürmt. Jedenfalls mußte die Gegend mit ihren Jahr um Jahr aus einer Hand in die andere gerathenden Burgen veröden. Das Landvolk, obwohl von beiden Seiten im eigenen Interesse geschont, ward gelichtet, der Adel zog in ruhigere Gegenden oder nach den Grenzfesten, um sie zu vertheidigen. Wie hat nur Somogy nach solcher Verheerung sich wieder zu bevölkern vermocht und wie ist es zu einem der magyarishesten Comitats geworden? Ein Blick auf seine Wälder erklärt Vieles.

Auf fremde Colonisten war man auch hier angewiesen und so kamen Deutsche und Slovaken zahlreich herbei, allein wegen der Wälder doch nicht in so großen Massen und auch nicht auf so zusammenhängenden Gebieten wie in anderen Comitaten. Da sie nun eben deshalb sich nicht auf einander stützen konnten, vermochten sie auch Sprache und Sitten nicht, wie sie sie mitgebracht, zu erhalten; so sind sie in der Obhut ihrer magyarischen Gutsheeren und deren Herrschaftsbeamten, sowie besonders auch ihrer in Bekprém ausgebildeten Seelenhirten im Laufe von zwei Jahrhunderten so kernige Magyaren geworden, daß sie hierin der erwüchsigsten Bevölkerung der kalvinischen Draudörfer nichts nachgeben. Diese wie jene sind auch darin Magyaren, daß sie einzig den Grund und Boden für sicheres Capital halten und bei etwaiger Theilung sich ihr Theilchen, und wäre es noch so winzig, herausnehmen, um dann hinzuzukaufen, wenn es möglich wird. Können sie nicht kaufen, so gehen sie in die kroatisch-slavonischen Comitats, wo sie um billiges Geld ein großes Stück Land kriegen; dort bilden sie Colonien und legen auch

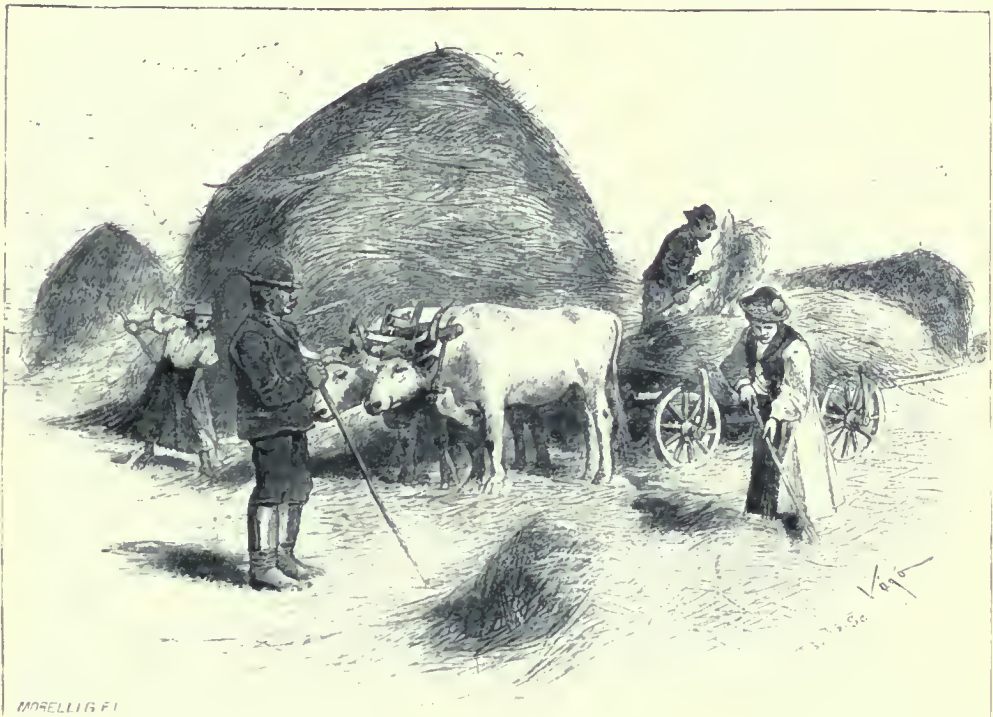
ihre Nationalität nicht ab, besonders wenn sie etwas Aneiferung finden. Das Landvolk klammert sich zäh an seinen Boden, kann sich aber nicht ausbreiten, weil viel gebundener und ungebundener Großgrundbesitz vorhanden ist. Die Hälfte des ganzen Comitatsgebiets, 600.000 Joch, ist Ackerland, wovon jedoch nur 40 Procent Bauerngüter sind, während das Übrige mittleren und Großgrundbesitzern gehört. Und auch diese Güter sind größtentheils schon richtiger Großgrundbesitz. Kleinere Landwirthschaften, das heißt solche von 200 bis 400 Joch, von denen es im großen Mafße wimmelt, gibt es hier kaum; die richtigen Besitzungen, wie es deren viele gibt, beginnen bei 800 Joch und steigen dann aufwärts bis zu den Zehn- und aber Zehntausenden der Esterházy, Festetics, Hunyadi, Janovics, Széchényi, Zichy, Tufey, Czindery-Wenkheim u. s. w., sowie der geistlichen Besitzungen.

Es läßt sich leicht denken, daß das Geschick des Adels noch wechselvoller war als das des Volkes. Die alten adeligen Familien starben entweder aus oder schieden für immer; nur die Mérey, Békény und Zichy kehrten auf ihren vielhundertjährigen Besitz zurück. Ganz neue adelige und zum Theil hochadelige Geschlechter besetzten das Somogyer Comitats, keineswegs zu beiderseitigem Nachtheil in Bezug auf die Cultivirung der nationalen Einrichtungen, wie auf die Bewirthschaftung der Güter. Die Somogyer Aristokratie wirthschaftet gut und ist reich. Ihre Kornspeicher und Scheuern sind gefüllt, ihr Grundbuch ist rein, höchstens durch Anlehen belastet, die zu neuen Erwerbungen verwendet wurden. Die Landwirthschaften sind mit einer bis ins Äußerste gehenden Vollständigkeit investirt, und wer Somogy kreuz und quer bereist, weiß gar nicht, nach welcher Seite er schauen soll. Denn von allen Seiten winken ihm Maierhöfe von verschiedenen Musterwirthschaften entgegen, über angebaute Tafeln hinweg, die von thurmhohen Baumreihen umzogen sind. Und auf diesen Tafeln wird wohl bald das Somogyer Urproduct, der Roggen dem Weizen Platz gemacht haben und der werthvollsten Gerste des Landes und den Hackfrüchten und Futtergewächsen und der Zuckerrübe, von der der Somogyer Boden erst seit jüngster Zeit überquillt. Wie lange noch, und die alte Formel wird kaum noch einen Sinn haben, mit der einst der Somogyer Patriotismus seine Heimat begrüßte: „Mein theures, schönes Land! du bringst zwar nur Roggen hervor, aber ich liebe dich trotzdem von Herzen.“

So ist denn Somogy dem Volke wie den Herren des Bodens eine glückliche Heimat. Desto schlechter steht es um die etwa 10.000 Köpfe des sogenannten niederen Adels (Bunds Schuhadels), dessen Vorfahren einst das Vaterland mit den Waffen vertheidigten und getreue Wächter der nationalen Überlieferungen Ungarns waren. Diese Race führt in den engen Schranken ihrer überdies sandigen und unfruchtbaren Scholle einen von Tag zu Tag schwereren Kampf mit den Sorgen des Lebens.

Betrachten wir die Bauweise des Somogher Volkes, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir uns in einem Lande mit viel Wald und gar keinem Gestein befinden, diese beiden Eigenschaften treten denn auch in seiner Baukunst hervor. In neuerer Zeit ist man freilich dahinter gekommen, daß der Somogher Thon mit Aufwand von etwas Holz in vorzüglichen Stein verwandelt werden kann, auch hat die Ziegelfabrikation im ganzen Comitate einen großen Aufschwung genommen; da zeigt sich denn bei den Neubauten weit mehr Comfort und Eleganz als je zuvor. Ein Vorzimmer, ein Gastzimmer, Thurmbetten mit Bettzeug bis unter die Stubendecke, statt der umlaufenden Bank ein Divan, im Teller-schrank Porzellengefäße statt der alten glasirten Kannen und Schüsseln: das ist die Einrichtung der Neuzeit; vom Alten ist außen nur der lustige Hausgang und innen der Webstuhl, dieser Königinnenstuhl des Inner-Somogher Volkes, übrig geblieben. Die Häuser dieses Schlages ragen, ja stehen grell hervor aus der Reihe der eigenartig geformten Urväterwohnungen, die mit dem stumpfen Giebel ihres Daches, dem auf Holzsäulen ruhenden Vordach und dem einzigen Fenster dem Vorübergehenden mürrisch nachstarren. Viele dieser Häuser haben geschlagene Lehmwände, die aber der „Inner-Somogher“ Mensch als unhaltbar geringschätzt. Er hat sein Haus so gebaut, daß es auf seinen Grundbalken Jahrhunderte lang stehen bleiben wird, wenn es nicht etwa abbrennt. Abbrennen aber kann es nicht, denn er hat ihm keinen Schornstein aufgesetzt, der sich entzünden könnte. Haus, Ställe, Scheune, Alles hat er auf einem Grund von derben Eichenbalken aufgebaut; in diese Grundbalken hat er eichene Säulen eingefalzt, die Zwischenräume der Säulen mit Flechtwerk ausgefüllt und dieses dann mit Lehm verschmiert; schließlich hat er dem Bau einen Dachstuhl aufgesetzt und ihn gar geschickt und sauber mit einem guten, warmhaltenden Strohdach eingedeckt. Einen Schornstein hat er nicht gebaut, denn da wäre ja die Küche kalt gewesen. Die Wälder gestatten ihm den Luxus, seine grünblasirten Rachelöfen mit hartem Holz zu heizen. Vor dem Hause streckt sich der Hausgang mit seinen hölzernen Säulen und auch die Gassenseite hat eine solche offene Halle, deren Holzsäulen das verlängerte Dach tragen. Bei einem eleganteren Bau würde ein feinerer Herr dies eine Veranda nennen, der Somogher Mann nennt es nur pitar (Vorhaus) und empfängt darin Sonntags seine Nachmittagsgesellschaft. Seine Scheune hat er mit größerer Sorgfalt, ja mit mehr Luxus gleichfalls auf Eichenbalken und Säulen errichtet, ihre Wände aus dicken, gezinkten Eichenbrettern gefügt und sie ist weit höher, geräumiger und luftiger als sein Wohnhaus, denn es soll seine gesammten Futtermittel fassen. Nach der Scheune folgt der Stall und in manchem das Wappen des ungarischen Bauern, die vier Ochsen, die Kühe meistens paarweise und auch Pferde in jedem, gesunde, gut gehaltene Racepferde, auf die der Mann von Somogy stolz ist. Wie denn nicht! In Somogy, auf dem Rasen von Hetez,

ist das erste Wettrennen gelaufen worden und auch bei den Budapester Rennen hat der Bauer von Alsó, Zád, Hetez oder Pula mehr als einmal gewonnen. Nach dem Stall folgt der meistens ansehnliche Futter- und Gemüsegarten, aus dessen üppigen Gründen der rohgedeckte Bienenstand aufragt, aus dem freilich die Stöcke um die Zeit der Buchweizenblüthe auf das Feld getragen werden. Und Honig auch auf den Bäumen: die Birnen und Äpfel, die blauen Pflaumen, die knusprigen Schwarzkirschen und süßen Weißkirschen, alle diese süßen Schätze des Somogyers, wer könnte sie aufzählen? Sogar seine Holzbirnen



Heu-Einfuhr.

schmecken angenehm, wenn sie erst weich geworden, und seine Holzapfel, aus denen man Essig gewinnt, sind malenswerth. Und weil er ein magyarischer Höriger war, ging er im Ackerbau auf; er baut sogar Buchweizen und Moorhirse, von der das Roß ein glänzend schwarzes Fell kriegt, und Haut auf jener schönen Fläche im hügeligen Inner-Somogy, über der am Horizonte das Kloster von Segesd thron, dasselbe, das dem flüchtigen Béla IV. und seinem tödtlich verwundeten Bruder Koloman Rast bot nach der Tatarenschlacht. Die Berggegenden in den drei Ecken des Comitates haben ihren Neben Schmuck durch die Phylloxera eingeblüßt. Übrigens hilft sich der Weinbauer, indem er an den

Plattensee hinabsteigt und dessen Sandufer mit Reben vollpflanzt. So kann die Weinrebe im Comitatzwappen nicht verdorren.

Unter den vielen regulirten Wässerchen ist die Rinya das stattlichste. Ihre Nebenfluthungen machen die Genternten überaus üppig. Der Almászbach geht schon von Szigetvár aus, mit dem kleinen Dfor vereint, nach Baranya hinüber. Kapos und Koppány dagegen entfliehen dem Elternhause einzeln, um in der Fremde zusammenzutreffen. Quellen und Bäche überall, wenn auch nicht Hippokrene und Kastalia. Übrigens hat jener Spottvers: „Doch an Wissen wird dir wenig zugemessen“ nicht so ganz Recht. Drei Dörfchen bei Szigetvár bewahren die Spuren dreier berühmter Väter des Protestantismus. In Horsti wohnte Peter Melius, der erste ungarische Religionspolemiker und Botaniker, in Sztára der Sänger Michael Sztárai, in Kálmáneseh, das sogar die kurze Blüthe einer Hochschule sah, der gelehrte Martin Kálmánesehi-Sánta. Weiter oben in Nagy-Bajom stand die Wiege des Dichters Benedikt Virág und steht noch in Trümmern das Haus des Dichters Adam Horváth. Noch nördlicher, in Sárd, schlug Lazarus Somssich Horazens Leier und weiterhin, zu Mikla, that Verzenyi weit genialer dasselbe. Damals sangen die Dichter noch in Hainen, jeder in seinem Singvogelneft. Nur Csokonai hatte keines; er durchtrillerte ganz Somogy, quer durch die freie Luft flatternd wie die Lerche, ein fahrender Spielmann aus alter Zeit. Sein komisches Epos: „Dorothea“ spielt in Somogy und bekannte Figuren aus der Somogyer Gesellschaft von damals kommen darin vor.

Uns „Dorothea“ ersehen wir, wie lustig es damals in den Ballsälen von Kaposvár herging, und ohne Zweifel auch in den adeligen „Kastellen“. Das wahre Leben freilich suchen wir anderswo: zu Kéthely, im Kreise des Grafen Josef Hunyady, zu Marczali und Somogyvár, am Hofe des Obergespanns Grafen Franz Széchényi, zu Csurgó in der geschlossenen Gelehrtengeellschaft des Grafen Georg Festetics, im Somssich'schen Schlosse zu Sárd und im Hause Stefan Sárközy's zu Nagy-Bajom. „Graf Josef Hunyady“ — schrieb Paul Somssich — „suchte die gebildeten Landwirthes des Auslandes auf, zog sie in das Comitatherein, richtete mit ihrer Hilfe seine Wirthschaft rationell ein und stellte dadurch nachahmenswerthe Beispiele für seine Landsleute auf“. „Graf Franz Széchényi“ — schreibt er weiter — „berief Jünglinge, bei denen er einen hochstrebenden Sinn wahrnahm, ohne Unterschied des Ranges und der Geburt an seinen Hof, um sie dort mit den Sitten der höheren und gebildeteren Kreise vertraut zu machen. Mikolaus Somssich, der treffliche Rechtsgelehrte Josef Bodonyi, die Talliáns, Kaspar Stefaits, Paul Bezerédy, Josef Szalay, Ignaz Xanthus, Franz Rozma und Andere wurden an Franz Széchényi's Hofe ausgebildet.“ Außerdem waren Schloß Somssich in Sárd und das Haus Stefan Sárközy's in Nagy-Bajom ständige Brennpunkte des Gemeingeistes,



Aus dem Urwald bei Csurgó.

der öffentlichen Verwaltung, der Literatur, Wissenschaft, Politik und geistigen Vornehmheit. Die erwähnten Dichter, die gelehrten Männer der Kirche, alle vorwärts strebenden Geister sammelten sich da. In diesem Kreise erwuchs Paul Somffich, der bewegende Geist aber und die ausführende Hand dieses Kreises waren Graf Franz Széchenyi, Begründer des ungarischen Nationalmuseums, und Graf Georg Festetics, Stifter des „Georgicons“ zu Keszthely. Dieser Magnat verließ das Wiener Leben, um Reichthum, Thatkraft, Menschenliebe daheim gemeinnützig zu verwenden; dort schuf er sich für seinen Ideenaustausch eine Gesellschaft aus seinen Herrschaftsbeamten, den Predigern seiner Hörigen und einigen adeligen Herren, die, wie die Cséppán und Sárközy, mehr Bildung besaßen. Bei einem Einkommen von einer halben Million kochte seine Gattin Judith Saller Seife, zog Lichte, spann und webte eigenhändig, eine moderne Penelope. Und unterdessen berieth sich der Gutsherr mit seinen Beamten, unter denen Johann Nagybáthy zu erwähnen ist, ein Gelehrter, Philosoph, Naturkundiger und Landwirth, ja sogar Dichter und mit ihm Samuel Biró, der herrschaftliche Anwalt. Die Frucht dieser Berathungen war das Eszergóer Gymnasium.

Eszergó, damals ein aus Strohhiitten bestehendes Städtchen, lag tief in den Waldungen am südlichsten Fuße der niedrigen Zákányer Berggruppe versteckt. An seinem Nordende befindet sich der ausgedehnte, mit steinerner Mauer umzogene Maierhof des Grafen und mitten im Orte die lange Reihe herrschaftlicher Beamtenhäuser mit dem engen, niedern Palais, an dessen Stirne im ersten Stock der wachthaltende Kranich der Festetics auf einem Fuße steht. Vor dem Thore des Maierhofes erhebt sich die katholische Kirche mit ihrem alten Thurme, ein Überbleibsel des besetzten Johanniter-Convents, der durch Euphrosyne, Witwe Géza's II. gegründet und durch ihre Tochter Margarethe, Schwester Bélas III. bereichert worden. Am Städtchen läuft ein Bach vorbei, der einst, wie noch jetzt sichtbare Sperrdämme verrathen, ein Fischteich gewesen sein mag. Am unteren Ende des Städtchens begann ein Urwald, und dort ließ der Graf für das Gymnasium einen schönen Hügel abholzen; auch das Geld und Baumaterial gab er her, Fuhr- und Handwerk aber leisteten die 60 Kirchen des Inner-Somogyer Sprengels, vom fernen Szigetvár bis herein nach Eszergó. Neben dem Gymnasium erbaute er zwei Professorenhäuser, für die Befoldung der Lehrer legte er Stiftungen an, zwölf Studenten gab er Nahrung und Kleidung, und zwar ließ er sie in einer langen hellgrauen, reichverbräunten Mente und entsprechendem Kalpag umher gehen, mit der Abfürzung seines Wahlspruches „DTRH“ (Deum time, regem honora) auf der Brust. Aber er wollte im städtelosen Somogy auch eine magyarische Stadt erschaffen. Er ließ also den Wald bis an den Fuß des Mjok, eine halbe Meile weit ausroden und bevölkerte die Rodung. Für die Jahrmärkte legte er in der Mitte zwei

große Plätze an; an dem einen steht jetzt das schöne Gebäude der staatlichen Lehrerbildungsanstalt. Vollendet wurde das Werk erst durch seinen Sohn Ladislaus. Jetzt zieht sich bis an den Asok eine Somogyer Stadt hin, die eine volle Gehstunde lang ist und 4000 Bewohner hat.

Nicht so planmäßig erfolgte die Entwicklung der Hauptstadt Kaposvár. Vor 50 Jahren ein Dorf mit 2000 Einwohnern in rauchfanglosen Bauernhütten, ist es jetzt



Kaposvár.

eine Stadt mit 12000 Einwohnern in stockhohen Häusern. Damals hatte es nicht einmal eine Post und das einzige öffentliche Gebäude war das Comitatshaus, vor dem sich ein hölzerner Hansgang öffnete. Zu Anfang des Jahrhunderts war aus freiwilligen Spenden des Adels das Gymnasium entstanden, welchem Fürst Esterházy ein fertiges Gebäude und die Erhaltung eines Lehrstuhles widmete. Paul Somssich erweiterte es auf acht Classen. Das Comitatshaus war der Vereinigungspunkt aller Intelligenz und Wohlhabenheit, der Schauplatz einer Bewegung, die Jahr um Jahr neue Einrichtungen schuf. Das adelige Casino, die durch Graf Ludwig Festetics gegründete Bibliothek, die Sparcasse, die mit Preisen verbundenen Pferdeverkäufe, die zu diesem Zweck errichteten Stallungen

für 100 Pferde u. s. w. dankte man hauptsächlich dem zahlreichen, glänzend begüterten Somogyer Adel. Die Bürger folgten diesem Beispiel. Die Kapos-An wurde regulirt, zahlreiche Banten entstanden, die Pfarrkirche ist prächtig erneuert und ihr gegenüber steht Bischof Kanolders Klosterschule; das Comitats-Waisenhaus und das Comitats-Krankenhauß, die Honvédfasernerne, das Militärspital nebst Kaserne und unten im Thale die Zuckerrfabrik der Creditbank, welche die Herrschaft Kaposvár in Pacht hat, sind ansehnliche Schöpfungen. Dieser Fabrik führen die Eisenbahnen, besonders die eigens dazu erbaute Moezsoláder Flügelbahn durch hundert Tage täglich fünfzig Waggons voll Rohstoff, zusammen eine halbe Million Centner zu.

Noch drei Städte des Comitats sind von Bedeutung: zuerst das historische Szigetvar, dann Nagy-Bajom mit 5000 Einwohnern in der Mitte des Comitats, ein breitstraßiges Städtchen von Allfölbcharakter, dessen ebenes, sandiges Gebiet von 40.000 Joch das größte in Somogy ist. Benachbart liegt einerseits Sárd mit der nahen Ruine von Korokna, andererseits Tákó, die höchste sandige Wasserscheide von Somogy. Die dritte Stadt ist Barcs-telep (Colonie Barcs), aus einem Dörfchen mit amerikanischer Geschwindigkeit zu jenem gewaltigen Emporium am linken Drau-Ufer angewachsen, das durch zwei Brücken mit Slavonien verbunden ist. Hier sind die Getreidemagazine der Budapester Disconto- und Wechslerbank mit einem Verkehr von mehr als einer Million Metercentner Getreide; die Sägemühle und Holzniederlage einer französischen Gesellschaft mit einem festen Stande von 100 Arbeitern versendet ihr Erzeugniß nach Frankreich; die Wiener Unionbank und drei andere große Firmen halten Niederlagen von Faßdauben und Bauholz und verfrachten jede jährlich ihre 600 Waggons. Eine Ziegelei, Kunstmühle, Sparcasse, Schweinemästerei kommen hinzu. Die Drau-Dampfschiffahrtsgesellschaft hat hier ihren Directionssitz. Der gesammte Frachtverkehr von Barcs ab beträgt an vier Millionen Metercentner, so daß Barcs unter allen Südbahnstationen nach Wien und Triest der verkehrreichste Punkt ist.

Der Wagenverkehr im dichtbewaldeten Somogy, aber auch auf dem schwarzen und gelben Lehm der offenen Felder war früher eine harte Sache, obgleich dafür eigene kurze, hohe Wagen mit schmalem Radfranz erfunden wurden. Selbst jetzt noch ist es weit bis zu einem vollständigen Straßennetz des steinlosen Comitats. Sehr werthvoll sind die 80 Kilometer Backsteinstraße von Kaposvár gegen Groß-Kanizsa hin. Älter sind die Landstraßen längs des Plattensee's und des Kapos, noch älter die sandige Straße längs der Drau. Die Eisenbahn betritt das Comitats an sechs Punkten, wobei sie aber den oberen Theil nur berührt.

Die Südbahn tritt bei Siófof über den Sió ein. Siófof „lebt in Veszprém und stirbt in Somogy“, das heißt, die Stadt gehört zu Veszprém, ihr Friedhof aber liegt

schon in Somogy. In den Bergthälern südöstlich der Eisenbahn birgt sich noch mancher altheidnische Punkt mit einer „Kupaburg“; als Burgen Kupa's betrachtet man nämlich die an fünf Stellen noch vorhandenen Wall- und Mauerreste. Nahe dem Plattensee steht im Thale von Köröshegy das traurige Gerippe einer mächtigen Kirche aus der Anjouzeit; ein Drittel davon ist noch ärmlich für den Gottesdienst eingerichtet. Weiter inuen, bei Bálványos, ist in die Bergwand eine Kupaburg gehöhlt. Eine andere steht auf dem hohen Kerek-Gipfel und ist eigentlich eine uralte Burg der Familie Marczali; das



Der Grundbesitzer zu Wagen.

Mauerwerk ist für Neubauten verschleppt, doch sieht man noch massige Grundmauern, die Umrisse der Kapelle, ja selbst deren Bogen und den Doppelschacht des Thurmes. Jenseits des hübschen Thaldörfchens Kapoly liegt Mágocs mit zwei Kirchen und zwei Basteien an den beiden Enden des Städtchens; ein kühler Hain umgibt das Schloß Stefau v. Zichy's. Rechts und links liegen Zics und Andocs, jenes der Ausgangspunkt des Geschlechtes Zichy, dieses ein heiteres Dorf mit großem Franciscanerkloster, welches ein bemerkenswerthes gothisches Sanctuarium und ein vielbesuchtes schwarzes Gnadenbild der Madonna besitzt. Nahebei schimmert die neue Kirche von Miklósi. Weiter folgen die kleinen Ortschaften Csepel, Röttse und Börivár, deren Namen in geklügelter

Etymologie auf die Viertelung des Aufrührers Koppány (Kupa) bezogen werden. Mitten in der Berggruppe liegt das hügelige, getreidereichere, lustige Städtchen Karád, einst Besitz der Karthäuser von Lövöld. An der Tolnaer Grenze trifft man Tab, Zala und das in der Türkenzeit vielerwähnte Török-Koppány, Hauptort eines Sandschaks, dessen Beg über ganz Somogy bis ans Zalaer Comitatus herrschte. Am Fuße dieser Berge liegen Mernye, Szil und Somogyvár, die Stammburg des Comitatus und sein alter Sitz, gleichfalls mit Kupa-Trümmern und Resten einer durch St. Ladislaus gegründeten Abtei der Benediktiner von Saint-Gilles.

Längs der Südbahn ist bei Szántód starker Überfuhrverkehr mit dem gegenüber einpringenden Tihany, wo der Plattensee am schmalsten ist. Abwärts folgen Belle und das belebte Boglár, der Markt des äußeren Somogy. Dann hebt der Fonyóder Berg seine villengekrönten Löß- und Sandwände über den Resten der Sumpfburg von Bézseny. Hier schwenkt der Nagyberet (große Au) des Plattensee's tief nach Somogy hinein. Diese weite Fläche ist rings am Horizont mit dichten Baumgruppen und hell hervorstechenden Meierhöfen punktiert; der sandige Rasen innen wird von Dachsen und Büffeln abgegrast, während am weißsandigen Plattenseerande die neue Rebe das alte Schilf seewärts verdrängt. Unter dem weißen Sande liegen Torfschichten, noch unverbrauchte Schätze der Herrschaft Lengyel-Tóti. Der Ort dieses Namens liegt an dem einen Rande der Au und gegenüber am anderen Kéthely; jeder ist Wirthschaftssitz einer großen Domäne. Aus der Anlandtschaft bei Lengyel-Tóti steigt schier wunderbar der grabhügelförmige Weinberg Tatárvár (Tatarenburg) empor. Lengyel-Tóti war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine europäische Berühmtheit. Sein damaliger Pächter, Baron Fectig, machte sein gastliches Haus fünfzehn Jahre hindurch zum ständigen Stellbheim der Landwirthe, von den Zöglingen des Kéthelyer Georgicon's angefangen bis zu den vornehmsten Gutsherren und ausländischen Fachgelehrten. Er ließ auch seine Beamten reisen, seine Stammherde war die erste des Landes, sein arabisches Gestüt (mit dem berühmten „Tajár“) war weltbekannt und wurde von Seite der staatlichen Hengstendepots des In- und Auslandes alljährlich besucht. Kéthely ist eine reich instruirte Herrschaft der Grafen Hunyady. Weiterhin folgen die bade- und weinberühmten Orte Balaton-Nereztur und Berény und dann endet der Plattensee und mit ihm die Westgrenze von Somogy.

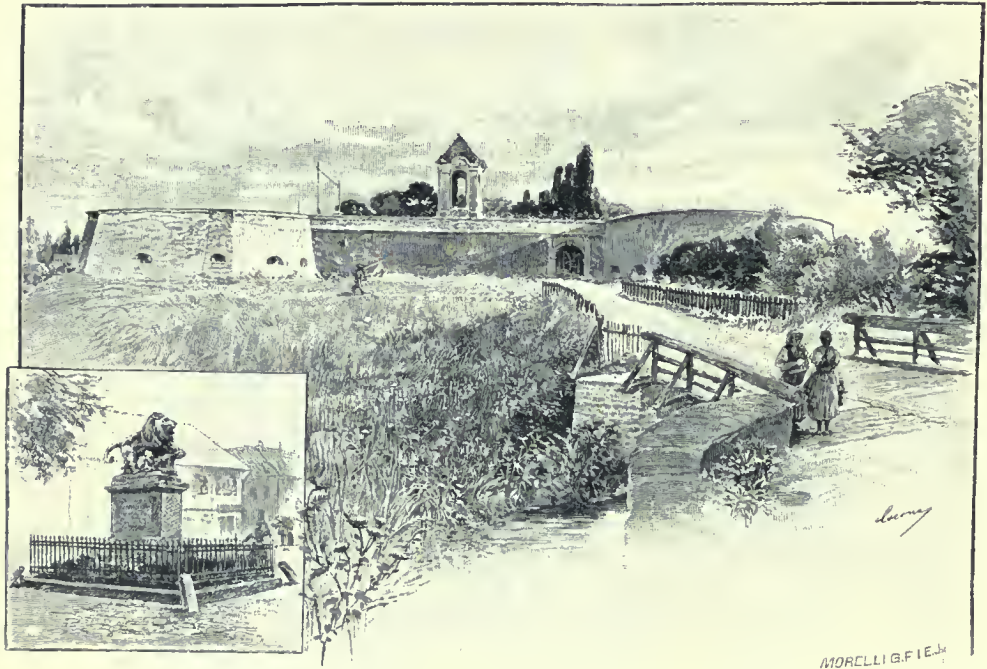
An der Somogy zuliebe erbauten Flügelbahn von Balaton-Szent-György nach Barcs liegen: das sehr betriebssame Marezali, wo einst das gleichnamige Magnatengeschlecht hauste, und dann Meßtegye, Stammsitz der einst kampferühmten Familie Szerecseny. Gegen Zala hin folgen die adeligen Ortschaften Nemes-Déd, Vid, Szakácsi, Kisfalud, Nemes-Pátró, Böhönye mit seinem Wein, Segezd mit seinem Kloster,



Maraber Sottstracht.

Magy=Atád mit seinen Waldungen; abseits der Linie das oft erwähnte Zharos=Berény mit dem schönen Inkey'schen Schloß und Bésse, das die gleichnamige Familie seit 600 Jahren besitzt.

Die dritte Linie heißt Dombóvár=Zákány. Hier fällt nur das Städtchen Mozsgó auf mit dem kunstgeschmückten Biedermann'schen Schloß. Auf dem Gebirge stehen Trümmer der Abtei von Zjelicz=Szent=Jakab, an dessen Fuße liegen ringsum Báté, Raposmérö, Sitz der alten Familie Mérey, das gräflich Somssich'sche Kadarkut,



Ezigehtvár und das Zrinji-Denkmal.

das tabakreiche Mike, wo Graf Emerich Somssich eine Muster-Kinderbewahranstalt gegründet hat, das gefährlich steil gelegene Hedrahely und Lad. Jeder Ort hat sein Schloß, so daß Kaiser Josef wieder einmal sagen könnte: „Auch hier wohnt einer meiner Mitregenten.“ Magyar= und Németh=Lad gehörten einst dem Vice= beziehungsweise Obergespan Ladislaus Czindery. Dieser konservative Magnat, der 25.000 Foch besaß, machte sein Schloß in Magyar=Lad zum Versammlungsort der Somogyer Intelligenz, wie einst Sárd und Magy=Bajom es gewesen. Alles Schöne und Gute in Somogy hängt mit dem Namen des letzten Czindery zusammen. Weiterhin folgt Esököl, dessen hübscher, fleißiger Menschenschlag in Tracht, Bauart und Hausgewerbe (Spitzen) eigentümlich geblieben ist.

Eine vierte Linie läuft von Zákány gegen Szigethvár. Hier liegt Berzence mit Schloß und Wildpark, dann in den Festetiz'schen Waldungen: Tarany, Bélavár, Bizvár, Babocsa, das pferde- und weiberberühmte Esokonya, Darány, Istvándi, das deutsche, an Tabak reich gewordene Szulok und gleich bei Szigetvár eine Anzahl Dörfer (Dobša, Pata, Basal, Szulimán, Turbél), deren Namensgebung auf die Kämpfe um Szigeth zurückgeführt wird. Bei Turbél ist dort, wo das Herz des großen Suleymann bestattet sein soll, eine Kapelle erbaut; daneben heißt ein mit kleinen Hügelchen bedecktes Feld noch jetzt Türkenfriedhof. Szigethvár selbst besteht aus drei Thürmen, etlichen stockhohen Häuschen und einer sehr langen Hauptgasse, hinter der die Festung aufsteigt; den Hintergrund bildet ein tiefgelegener Maierhof mit Pappeln. Kunst und Dichtung haben die Gegend verherrlicht. Theodor Körner, Börösmarty, vor Allem aber Mikolans Zrinyi, der Enkel des Leonidas von Szigeth, der erste ungarische Epiker. Ein „Eisernerst“ hatte der Großsultan Szigeth genannt, das sein Tod werden sollte. Die Zrinyi waren ein großes und glänzendes, aber düsternes Geschlecht. Michael, Niklas Bruder, der bei Mohács fiel; Georg, Niklas Sohn; Niklas, der große Dichter und Feldherr, den der Oberzahn fällte; Peter, der unglücklichste von allen; Helene, das männlich gesinnte Weib; zuletzt als letztes Aufkommen Adam und Johann. Alle starben eines frühen und tragischen Todes. An der Wölbung der Pfarrkirche zu Szigeth sieht man Szenen aus den dortigen Kämpfen gemalt. Ein großes Gemälde Peter Krassitz in der Bildergallerie des Nationalmuseums stellt den Ausfall Zrinyis dar und ist in unzähligen Bervielfältigungen durch das ganze Land verbreitet. Eine kleine Kapelle, in deren Frontnische fünf Schädel zu sehen, soll die Stelle bezeichnen, wo Zrinyi fiel. Auf dem Hauptplatz steht jetzt ein Löwe, von der Pietät der Gegend errichtet. Und am 7. September findet alljährlich eine würdige Zrinyifeier statt, was der Fünfkirchner Domherr Ladislans Juranyes, der letzte Abkömmling von Zrinyis Kampfgenossen Lorenz Juranyes, durch eine Stiftung ermöglicht hat.

Das Baranyaer Comitat.

Wer je vom Gipfel des Zengövár oder des Harsány dieses Comitat überblickte, weiß, warum Jeder, der irgend einmal diesen Boden betreten, oder über ihn geschrieben, sich in eitel Entzücken geäußert hat. Das ist ein prächtiger Gobelin, mit dem flüssigen Silber zweier großer Ströme eingefast und bunt bemalt mit leuchtenden Farben, mit Heiterkeit und Segen, mit ritterlichen Abenteuern und großen Schlachten, mit Leben und Tod. Die Natur selbst hat diesen Winkel ihres Reiches mit so viel Reiz bekleidet, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn er den Fremdling, den Einwanderer,

die fahrenden und erobernden Völker mächtig anzog, die Kelten, Römer, Gothen, Vandalen und Langobarden, die Avarn, Franken, Magyaren und Türken. Jedes kam mitten ins Fertige hinein, und es that ihm leid oder es vermochte nicht, was es hier fand, durchaus zu zerstören. Selbst die Türken bauten darin, und wo sie den Fuß hinsetzten, da verdorrte das Gras nicht unter ihrem Tritt.

Auf den Gipfeln stehen die Ruinen von Klöstern und Burgen; von den Häuptern der Gebirge herab fließt in dichten Locken, dem Hauptschmuck des Ritters gleich, hochstämmiger Wald; in ihrem Schooße ruht üppig geschichtet das Feuer der Steinkohle, ihre Brüste quellen von Wein, zu ihren Füßen sprudelt Quell um Quell auf; kaum geboren, enteilt die Quelle muthwillig ihrer schattigen Wiege und findet alsbald Geschwister, Spielgenossen; mit diesen vereint, verbündet, in Umarmung und Streit rauscht sie weiter; zwischen den ineinander geschmiegtten Hügeln fließt in seidenweichen Thälern Bach auf Bach der Drau, der Donau zu. Auf den Marmorfelsen sitzen Sagen, in den Gewässern baden Feen, in den Wäldern springt schlankes Wild (und bergen sich finster blickende Wildschützen), auf den reichen Gefilden mäht der Schnitter singend die zwanzigsach gesegnete Ahre. In den Dörfern ist Friede und Feiertag, in den Städten Leben, Kraft und reger Verkehr. Von der Bergkluppe herab oder aus der Vogelperspective gesehen, ruht das Land in strahlendem Sonnenschein. Hier und da schweben zerrissene Wolken aus der Vergangenheit, hellere und dunklere, aber sämmtlich blutroth gerändert, über Fünffirchen, Szigethvár, Sikkós, Mohács und weiter hinab über Esseg; der Wind weht sie hinunter bis gegen Belgrad und hinauf bis gegen Ofen, hier aber schweben sie alle durch, begegnen sich, prallen zusammen oder setzen sich träge fest. Die Werke der Urnatur und der Civilisation, Arbeit und Festfeier, ein sonnig in die Zukunft hineinblühendes Leben und die Wolkenflocken aus der Vergangenheit vereinigen sich auf diesem Teppich in wunderjamem Einklang.

Wenden wir auf den Gipfeln, bei der Natur und steigen wir dann hinab ins Thal, in die Ebene, in die Gegenwart, und wenn wir müde sind, setzen wir uns wieder zur Ruhe auf jene gebräunten Steine, deren Name Vergangenheit ist.

Dieses Gebiet von 5.170 Kilometer Flächeninhalt nährt etwa 320.000 Einwohner, deren treue Arbeit, ja oft selbst die treuloße, es dankbar lohnt. Es ist von drei Bergketten umgürtet, die sämmtlich von Ost zu West ziehen; hügelige Ebenen lagern dazwischen. Das ist der Mecset, das Sikkós-Villányer und das Baranyavárer Gebirge. Alle drei haben eine gewisse Ähnlichkeit, wie Kinder einer Mutter. Vom westlichen Ende hebt jedes mit niedrigen Lehmhügeln an, erhöht sich stufenweise in seinem Lauf gegen Osten und endet mit einer schön geformten, die ganze Kette beherrschenden Kuppe, die durch eine Ruine gekrönt wird. Jedes blickt mit seiner südlichen Stirne auf eine weite, fruchtbare

Ebene hinab, deren Getreideschatz von magyarischem Volk geerntet wird wie auch der edlere Wein der gesammten südlichen Abhänge.

Das ausgedehnteste, höchste und reichste Gebirge ist der Mecsek, der bei Szigethvár an der Somogyer Grenze mit anmuthigen Hügeln beginnt, dann sein felsiges Rückgrat von Acker zu Acker höher hebt und bei Pécsváradi mit dem 700 Meter hohen Zengő endet. Doch ist der Mecsek nur vom südlichen Flachland gesehen eine Bergkette, in der That ist er eine Berggruppe, die den ganzen nördlichen Theil von Baranya bedeckt und mit seinen Ausläufern auch nach Tolna und Somogy übergreift. In seinen Thälern sind Dörfer gebettet, deren altmagyarische Bevölkerung vor kurzem noch fast ganz von der Welt abgeschieden war und im Schatten vereinzelter Pfarreien die Einfachheit, die Überlieferungen und Sitten und den Glauben der alten Zeit bewahrte, ja noch jetzt bewahrt. Ihren Erwerb, den der gelbe Lehm an Wein und Getreide knapp zumißt, mehrt sie mit Axt und Haue und auf der Töpferseibe bis zum Genügen. Die herrliche Sásd-Mecseker Landstraße, die von Berg zu Berg kletternd und durch den Buchenschatten der Hochwälder schlüpfend schließlich oberhalb Fünfkirchens den Südabhang hinabsteigt, war für sie das Thor der Welt, durch das sie zuweilen aus dem verschlossenen Bezirk ihrer Thäler hinausblicken konnte. Jetzt ist durch die von Dombóvár her erpffnete Eisenbahn auch ein anderer Weg nach dem Hollófészek (Nabennest), dieser westlichen Gruppe des Mecsek, gebahnt. Über zwei mächtige Brücken schwingt sie sich von Berg zu Berg, hücht schlangengleich durch einen laugen Tunnel und gewährt dem Reisenden flüchtige Blicke in die versteckten Thäler des Mecsek und auf dessen an Rodungen und Steinbrüche geknüppte Industrien. Bei Bükközd entwindet sie sich dem Labyrinth der Berge und betritt den Rand des flachen Ormánjág, bei Szent-Lörincz schließt sie sich der Bareser Linie an und braust dann, immer dem Fuße des Gebirges entlang, am Rande der Ebene Fünfkirchen zu. Doch nicht ohne Wettstreit. Die Landstraße läuft ihr durchaus parallel bis Fünfkirchen, wo sie sich trennen; die Locomotive stürmt dann südwärts weiter, auf Willány zu, die Landstraße aber behält ihre Richtung bis Pécsváradi bei, schwenkt dort nördlich ab, windet sich in Schlangelinien eine herrliche Steigung hinan von Berg zu Berg und setzt durch die Thäler des palastgeschmückten Nádasd nach Tolna über.

Wie viele Bäche durchwaten diese beiden gewaltigen Straßen! Sämmtlich sind sie wasserarm und selbst vereint scheinen sie noch nicht gewachsen. Wenn das Mühlrad sie nicht verriethe, würde Niemand ahnen, daß unter dem saftigen Gras ein Bach rieselt. Manche sind geheimnißvoll, sie entspringen und verschwinden in Höhlen; sie sind launenhaft wie die periodischen und wetterkündenden Quellen von Drfű und Abaliget, welche bald überprudeln, bald ruhen, vor dem Regen namentlich mit großem Getöse einherströmen, doch, sobald der Regen beginnt, sich plötzlich mäßigen. Etliche, die mit ihren schlammigen

Häuptern jenseits des Wasserscheide-Tunnels von Abaliget auftauchen, schleichen unlustig nach Norden davon, als kränkten sie sich wegen des großen Umweges, den sie mit dem Rapos machen müssen, um nach Tagen endlich die Donau zu erreichen, in der ihre noch weiter landeinwärts geborenen Schwestern längst zur Ruhe gelangt sind. Denn die anderen alle eilen südwärts nach dem Drmánáság hinaus; so lange schlüpfen und hüpfen sie umher, bis sie einen Ausweg finden, durch den sie hinablaufen zum kleinen Okor, dessen Nymphe mit schlammigen Füßchen und weiden grauen Locken sie erwartet und mitnimmt in die Ebene. Bei Monos=Okor (der alten Abtei ad Monasterium juxta Okor) vereinen sie sich mit dem von Szigethvár kommenden Almás, dann weiterhin mit dem Fünfkirchener=Bach und ändern unterwegs dreimal den Namen, als wären sie auf unerlaubten Pfaden schleichende Flüchtlinge, um schließlich bei Palkonya in die Drau zu fallen. Gefälliger ist der Anblick derjenigen, welche die Wirthschaft durch Pflege und Regelung nutzbar gemacht hat. Den Fünfkirchnern spendet der Jakobsberg seinen Krystall aus hundert Quellen, deren reichste der über der Stadt nistende Tetye ist. Weiterhin folgen die von Pécsvárád, darunter Béla's Brunnen (Béla Kútja), der den Namen des blinden Königs führt. Noch weiterhin ragt als Endpunkt der immer wuchtiger ansteigenden Berglinie der ewige Zengö, dessen ruinengekrönten Gipfel die Wolken heimsuchen, um bei unbekanntem Geistern zu nächtigen. Das umfangreiche Bergmassiv — der höchste und reichste Berg jenseits der Donau — ist mit dichter wohlgehegter Waldung bedeckt, dessen kreuz und quer laufende Durchschläge das muntere Reh mit kokettem Sprung übersetzt; in den vor Hitze und Frost geschügten Thälern öffnet der frühe Lenz die Blumen und singt die Amsel spät in den Herbst hinein. Man denkt an den quellenreichen Tda, nicht anders sprudelt es rings um die Wette von Wässerchen. Am kräftigsten und muntersten geberdet sich der Blasiusbrunnen (Balázs-Kút), dessen frisches Raß in dichtem Kastanienwald mannsdick hervorbricht, dann in tiefem Grunde das honig- und obstreiche Bärkony benezt, noch etliche Thälchen durchläuft, dessen Aderchen es insgesammt an sich lockt, um unterwegs hunderten von armen Müllern ihr Brod zu reichen und schließlich unter dem Namen Pécsvárád der Wasser (Pécsváradi víz) unten bei Villány zu erscheinen. Dort verläßt er die Hügel und zugleich seine Richtung, seinen Namen, seine Jugend. Nach Osten abbiegend, heißt er nun Karasiceza, läuft in gegrabenem Bett dem Fuß der unteren Baranyaer Berge entlang durch Ebenen, auf denen trübe Erinnerungen lasten, nach Kis-Köszeg, wo er sich in die Donau wirft.

So gelangen die tausend Bächlein des Mecsek durch zwei Pforten ins Freie: die Karasiceza führt sie der Donau, der Okor oder Feketeviz (Schwarzwasser) der Drau zu. Nur ein einziges sucht die übrigen nicht auf, sondern irrt einsam umher, das kleinste, aber tiefste Gewässer, das einst ein Reich verschlungen hat. Das ist der Tzele oberhalb Mohács.

Die zweite, Villány-Siklójer Bergkette, die bei Bodony mit Lehnhügeln beginnend gegen Osten dem Meesek gleich stufenweise emporsteigt und ihre felsigen Grate einer Beltreihe ähnlich 25 Kilometer weit fortsetzt, um endlich in der prächtig geformten Harjányer Bergkuppe zu gipfeln, — diese Bergkette gebiert keinen einzigen Bach. Was sie an Quellen besitzt, ist warm: die Schwefelquelle des Bades Harjány und die am Fuße der Burg Siklós entspringende Tapoleza. Nur unter dem Gyüder Kloster bricht ein klares Wasser reichlich hervor und etwa 400 Meter oberhalb Gyüd's ist zwischen Felsen ein Tränkbrunnen gegraben, dessen Wasser jedoch, nach der Farbe zu urtheilen, mehr aus den Wolken als aus der Erde quillt. Der Kalksteinschoß dieser Berge ist nicht empfängnißfähig für Wasser, er nährt nur die Rebe und die Buche. Die Rebe schenkt ihren kostbaren schwarzen Wein von Villány bis Bißló auf allen den sonnendurchglühten Hügelhängen, die sich dem südlichen Strahle darbieten, die Buche aber umschattet die Berggrücken und kündigt den Thalmenschen drei Tage vorher durch starkes Rauschen den in der Luft hängenden Regen. Die Kette hat zwei Gipfel. Über Gyüd thront der Tenkes, dessen Haupt ein Felsplateau mit kaum spatentiefer Humusschicht bildet; aber man braucht nicht tiefer zu graben, um Wasser blinken zu sehen. (Nämlich die silberschuppige Schlange der fernem Dran. So pflegt die dortige Menschheit zu scherzen.) Der andere Gipfel ist die Kuppe von Harjány, die nebenbei den Namen Sár-Somlyó führt, wie so viele andere weingeseignete Bergkuppen des Landes. Die Schönheit ihrer Form steigert sich mit der Entfernung. Am schönsten sieht man sie doch von Ost und West her, von Siklós und Mohács aus. Sie ist ein kahles Gethürm von Kalksteinfelsen, deren Lagerung an der südwestlichen Seite des Berges tänzchend einem frischgepflückten Acker gleicht. Regeltrechte, geradlinige tiefe Furchen, eine hinter der anderen. Angeblich hätte der Teufel hier den Pflug geführt, um eine Maid zu gewinnen, als in Baramya noch Mangel an Mädchen war. Er verpflichtete sich nämlich einem alten Weibe bis Mitternacht den Berg mit einem Hahn und einer Ziege umzuackern, wofür des Weibes Töchterlein sein Lohn werden sollte. Wozu das Weib des gepflogten Berges bedurfte, davon schweigt die Geschichte; sicher ist nur, daß die Arbeit flott gedieh, so daß das Weib es gerathen fand, auf Trug zu sinnen. Eine Stunde vor Mitternacht trock sie in den Hühnerstall und begann zu krähen, ihr nach sämmtliche Hähne des Dorfes. Der Teufel dachte, es sei Mitternacht und er habe die Wette verloren; so nahm er vor Schreck Reißaus und ließ sich seither nicht in der Gegend blicken. Die Spuren der seltsamen Vorspann von Hahn und Ziege sind an dem aufgeackerten Felsen noch heute kenntlich. Jenseits der Ackerung, an der steilsten Stelle des Berges ist ein Wasserriß, auf dessen Grunde sich „Zumak Schlangen“ sonnen; wer sie stört, kriegt schwere Hiebe mit ihren heubaumgroßen Schwänzen. So wird unten im Städtchen behauptet, von Einzelnen, denn Zwei oder Mehrere zusammen haben eine „Zumak-Schlange“ noch nie erblickt.

Wie man sieht, ist der Harjányer Berg, von der Südseite studirt, eine räthselhafte Chimäre, ein von Zornak-Schlangen bewohntes und vom Teufel aufgeackertes blaues Wunder; er schnaubt sogar Feuer, in Gestalt von Wein; sein Rücken aber ist die greifbare ernste Wirklichkeit, ein dichter, tiefschattiger Hochwald, und auf seiner Kuppe steht die Ruine einer Burg, die einst dem Parteigänger Kont gehört hat. Es mag eine enge Burg gewesen sein, da oben auf der plateauösen Spitze. Von ihren Mauern ist noch an der Nordseite ein halbkreisförmiges Fundament zu sehen.

Die Burg ist dahin, doch ihre Besatzung hat sich von Geschlecht zu Geschlecht erhalten; am Fuße der Mauer steht die Belladonna (Schönfrauentraube, *Atropa belladonna*) und lauert mit tödtenden Augen umher, und der Stahlhelm des Eisenhuts (Heldenblume, *Aconitum napellus*) schimmert violett in der Sonne. Im Hof ein eingestürzter Brunnen, von dem auch Veranesics die Mär erzählt, daß eine hineingeworfene Ente nach Tagen in der Drau zum Vorschein kommt, natürlich nicht in den Tagen Veranesics' oder gar den unseren, sondern dazumal, als Satanas die Bergflanke pflügte. Als einziges Thatfächliches unter so vielem Gefabel steht in einen bemoosten Felsen eingegraben zu lesen: „Comites Casimirus et Gustavus Batthyány“. So weit von hier aus das Auge reicht, in Süd und West, gehörte ihnen die ganze Bergkette und was sich rechts und links als Abhang daran lehnte, desgleichen die ganze Ebene hinaus nach Westen bis zur aufblühenden Drau, und das Alles war nur ein kleiner Theil ihres Besigthums, vor 50 Jahren, als ihre Namen in diesen Felsen eingemeißelt wurden.

Dieser Berg ist also das Wappenschild, sozusagen die Auslage der ganzen Kette, und in der Auslage liegt zu Füßen des Gebirges noch eine niedrigere, lange Hügelreihe, vom Scheitel bis zur Zehe mit Weinlaub drapirt und hier und da mit niedlichen Kelterhäuschen besetzt, welche Landhäusern gleichen. In den Fuß des Villányer Berges sind die Kellerreihen der Villányer gehöhlt, weiter oben jedoch sind die baumlosen Abhänge ein Nebengelände, dessen große Tafeln, gediegene Weinpfähle und wohlgepflegte Pfade erkennen lassen, daß sie keinen armen Leuten gehören. In der That ist das größte Weingut, mit prächtig gebauter Kellerei, Eigenthum des Erzherzogs Albrecht, dessen Béklyeer Domäne sich mit einem Zipfel hieher erstreckt und das ganze Draued zwischen Eßeg, Mohács und Villány umfaßt. Sein Wein ist weltbekannt, obgleich die Harjányer Leutchen sagen: „Noch besser wäre der Kópárer Wein, wenn er einen so hohen Herrn hätte, wie der da.“ Sicher ist, daß die ganze Südseite der Bergkette gleichwerthigen Rothwein hervorbringt; der Villányer wird durch die Manipulation über die anderen erhoben.

Eine Meile südöstlich von der Harjányer Kuppe, gegen das Überschwemmungsgebiet der Drau hin, steht vereinzelt ein breiter, niedriger Berg; es ist das an kleinen

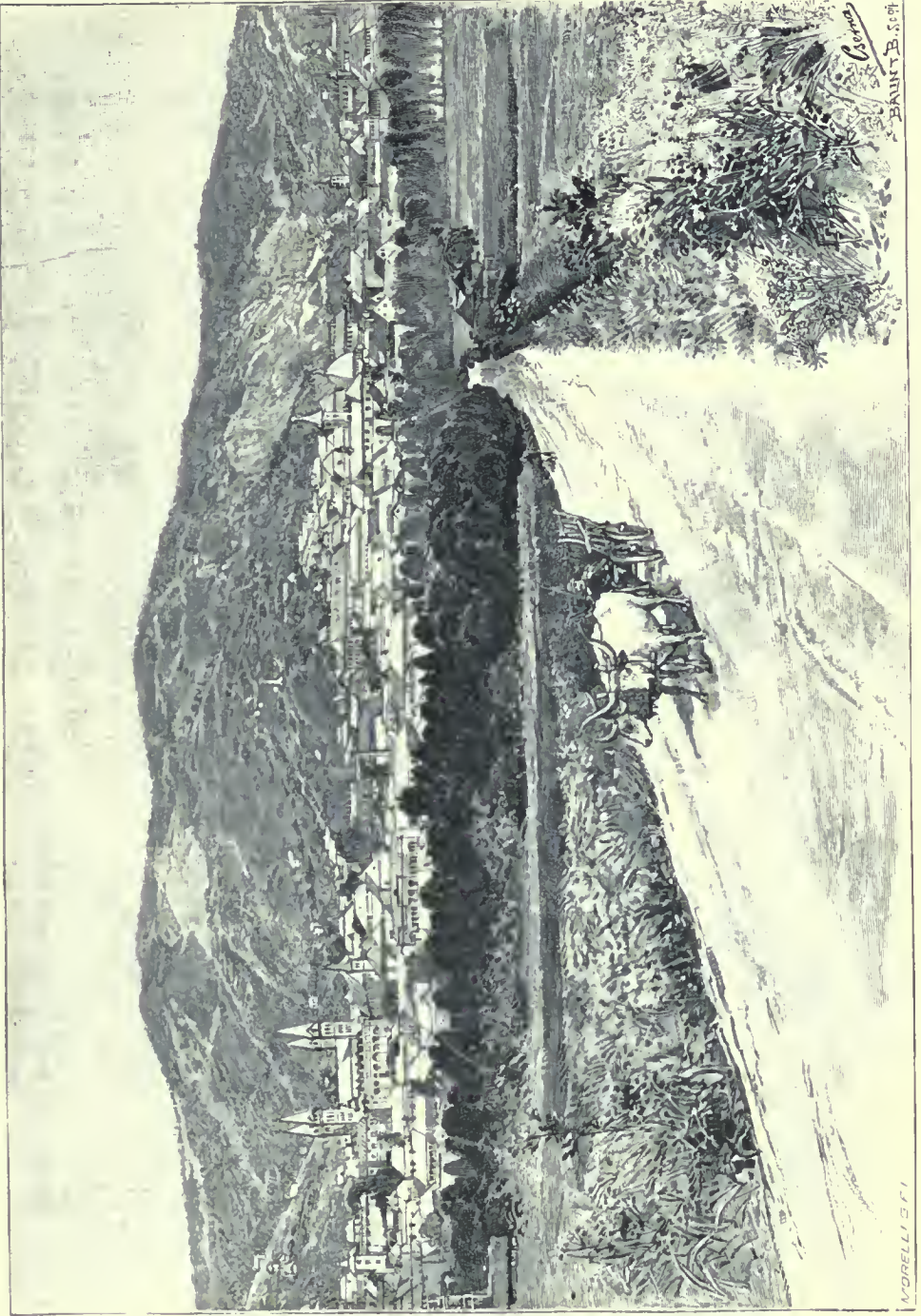
Tropfsteingebilden und Versteinerungen reiche Berggebiet von Beremen. Der isolirte Stock ist nur durch einen schmalen Erdrücken mit dem Harjányer Berg verbunden und übrigens auch als geschichtlicher Beweis jener Tiefsackung von Wichtigkeit. Als nämlich der Teufel Fersengeld gab, fiel das Erdreich schollenweise aus seinen Bundschuhen, so daß es sich zu jenem schmalen Erdrücken anhänfte; und als er endlich sah, daß er nicht verfolgt wurde, saß er nieder und schüttelte die Erde aus seinen Schuhen, den ganzen Beremener Berg; und das mag auch wahr sein, denn dieser besteht aus Kalkstein und Lehm, genau wie der Harjányer Berg.

Und noch ein kleiner Lehmberg, doch ohne Kalkstein, wölbt sich zu Füßen der Bergkette, ein paar Kilometer östlich von Sikkös: der Göntér. Ein hübsch geformter runder Hügel, der etwa 20 Joch bedeckt und in regelmäßigem Wechsel Getreide und Wein liefern muß. Sein flacher Gipfel ist alljährlich in der Nacht vom 13. zum 14. August der Schauplatz eines feenhaften Festes. Das ist die Gönterer Kirchweih, zu der die Serben von Baranya, besonders deren Jugend, sich nachts einzufinden pflegen. Das seine weiße Linnen der serbischen Nationaltracht flattert blendend um die kräftigen Glieder der Burjchen und der strammen Mädchen, welche schaarenweise, meist zu Fuß, herbeigezogen kommen. In den nahen magyariischen Dörfern machen sie Halt und werfen sich da erst in den Feststaat; es ist gar hübsch, wie in jedem Hause vier oder fünf serbische Mägdlein große Toilette machen und sich für die Schönheitsconcurrentz schmücken. Der ernste Theil des Festes nämlich, die heiligen Verrichtungen: Messe und Gesang dauern bis Mitternacht; dann treten Musik, Gesang, Tanz in ihr Recht, Burjchen und Dirnen fassen sich zu Hunderten an den Händen. Fackelschein umflattert den Reigen, bis der Morgen rosig heraufsteigt. Wein und Bier fließen dabei in Strömen, doch die sonst heißblütige Jugend hält auf Anstand und Sitte, höchstens daß diesem oder jenem Graukopf oder Tolpatich etwas Menschliches passiert. Die Besseren halten sich im Zaum und die Ordnung anfrecht. Nie kommt es zum Wortstreit. Diese Kirchweih, nach griechisch-orientalischem Kalender am zweiten August, in der Nacht zu St. Stephanus Martyr, feiert das Gedächtniß des Stephan Stikjanovics, der unter Vladislaw II. vor den Türken nach Ungarn flüchtete und von dem König die Burg Sikkös als Donation erhalten haben soll. Er war weder heilig, noch geistlich, wohl aber ein großmüthiger und weiser Mann, der mit allen zehn Fingern Gutes that und zuerst hier begraben, nachmals aber, so heißt es, im Kloster Sijatovácz beigesetzt wurde.

Mit der Villány-Sikköjer Bergkette steht durch einen kaum merklichen Erdrücken auch die dritte kleine Bergkette in Verbindung. Dies ist das Baranyavár-Batinaer oder auch Alsó-Baranyaer Gebirge, das zwischen den beiden in seinem Namen genannten Städtchen in der Länge von 15 Kilometer, ohne alle Verzweigungen, zur Donau hinausstreicht.

Dieses Gebirge ist steinlos und seine höchste Spitze hat kaum 200 Meter; es ist eine von unten bis oben bebaute Lehmerhebung, in deren Schatten man überall auf die Karasieza, diesen kanalisierten Abfluß der oben erwähnten Pécsvárader Bäche trifft. So klein aber dieses Gebirge, ist es doch auch Wasserscheide und zugleich Volkscheide. Nördlich bis Mohács hinauf wohnen Serben, südlich bis Eszék hinab Magyaren, beide Stämme mit etwas Deutschthum in kleinen Dörfern gemischt. Es ist der Mons Aureus der Römer, der von Einigen in Syrien gesucht wird, während Andere, die auch den Namen des Comitats Baranya als Übersetzung des lateinischen Namens auffassen, den Berg gern hieher verlegen. Am Westende des Gebirges steht Baranyavár (Burg Baranya) und daher der schon vom Anonymus erwähnte Name des Comitats. Árpád entsandte nämlich die Feldherren Ete und Bojta zur Eroberung der Burg Barona. Diesen Namen leiten Manche von einem angeblichen, aber nicht nachweisbaren Castrum Varronii, Andere von den nach Florus hier ansässig gewesenem Brenni, noch Andere von Mons Aureus (Aurea, Aurana, Vrana, Varana, Barana) her. Die Volksetymologie denkt sogar an Bor anyja (Mutter des Weines), mehr witzig als gründlich. Übrigens hat diese Phantasie ihren Grund darin, daß die Natur die drei Bergketten durch Lage und Bodenbeschaffenheit für den Weinbau bestimmt hat, wie denn gegenwärtig Baranya das weinreichste Comitats des Reiches ist. Selbst in seinem Wappen erblickt man zwei Männer, die an geschulterter Stange eine ungeheure Traube tragen, ganz wie Numeri, XIII. 24. zu lesen. Die drei Bergketten wetteifern seit Urzeiten an Güte ihres Weines und jede hatte immer ihren Anhang. Die Mecsekweine wurden von den Deutschen getrunken (sie gingen „hinauf“), der Sikkóer war dem Raizen (Slavonier) werth und den Mjó-Baranyaer trank die Bácska. Gewaltige Consumenten, noch gewaltiger aber ist die Phyllogera. Es ist interessant, daß im vorigen Jahrhundert ein gelehrter Beschreiber von Baranya den Bácskaern rechtgibt, indem er sagt: „Billány hat einen vorzüglichen Wein, der dem Sepszer nahekommt.“ Sepsze aber ist ein Dörfchen in Mjó-Baranya.

Und noch ein vierter Berg ist zu erwähnen. Am Rande einer großen Ebene, „gelb umwallt von der Ähre und grün von saftigem Grase“, erhebt sich auf der Puszta Sátoristye, an der Straße nach Mohács, ein zehn Meter hoher Hügel. Sein Gipfel bildet eine runde Fläche von 50 Quadratmeter, als wäre er einst zur Errichtung eines Zeltes geebnet worden. Man nennt ihn Türkenhügel (Török halom) und sagt, hier habe am „Tag von düstrem Gedächtniß“ Suleymanns Zelt gestanden, bis hieher seien die 32 Helden vorgebrungen, die sich gegen das Leben Suleymanns verbündet hatten, und hier hätten die Janitscharen deren Köpfe die Kniegelenke durchhauen. Zu Füßen des Hügel's grünt üppige Grasfläche; hier am linken Flügel, der zu vermeintlichem



Sankt Ulrich.

Siege vorwärtsstürmte, erneuerten die tausend Geharnischten des Königs den Kampf und von diesem Augenblick an wurde der König mit keinem Auge mehr gesehen. Ob die Natur diesen Hügel gebildet, ob Menschenhand ihn geschichtet, man weiß es nicht. Doch hatten an jenem Tage auch die Türken keine Zeit, Hügel aufzuschütten, sowie die ungarische Geschichtschreibung bisher keine Zeit gefunden hat, das Feld von Mohács zu durchforschen.

Von den drei Gipfeln aus überblickt man ganz Baranya, dessen Fläche wir demgemäß in drei Gebiete theilen. Jedes Gebiet hat seine eigene Mutterstadt, die es durch Lage, Bevölkerung und Stattlichkeit beherrscht: Fünfkirchen, Sıklós, Mohács.

Fünfkirchen, Hegyhát und Mecsekfalja. — An der Südfrent der Mecsekette liegt ungefähr in der Mitte, zu Füßen des Jakobsberges:

Fünfkirchen (Pécs). Es ist die leitende Stadt Baranya's, kämpft aber auch mit jeder anderen Stadt im Lande, die Hauptstadt ausgenommen, um den Vorrang. Und mit vollem Recht. Über Bevölkerung, Reichthum, Handel und Gewerbe dieser Stadt, über ihre schönen Gebäude, die vielen und reichen Kirchen, deren große Kunstschatze, die Bibliotheken und wissenschaftlichen Anstalten, die Gesellschaft, die Gelehrten und Künstler, die alten Denkmäler, sowie über die abwechslungsreiche Geschichte und herrliche Lage Fünfkirchens in einem kurzen Aufsatze erschöpfend zu berichten, ist in der That eine schwere Aufgabe.

Die Stadt liegt am südlichen Abhange des Mecsek terrassenweise hingelagert und wiederstrahlt den vollen Glanz der Südsonne. Von welcher Seite man auch nahe, der Anblick ist überraschend und jeder Schritt steigert den Reiz, obgleich schon der erste Blick die Stadt umfaßt hat. Es bedarf eben der Zeit, um die Einzelheiten besonders zu fassen, die Mannigfaltigkeit der alten und neuen Thürme, die auf den Höhen blinkenden Kapellen und in den Einbuchtungen der Bergabhänge schimmernden Landhäuser zu unterscheiden.

Die Bevölkerung hat sich in 50 Jahren verdreifacht und zählt bereits 36.000 Seelen; die große Mehrheit sind römisch-katholische Magyaren, die Minderheit Deutsche und Schokazen, nach localer Benennung „Bosniaken“, deren Namen häufig auf türkischen Ursprung deuten. Vier Landstraßen und vier Eisenbahnlinien laufen hier zusammen, Handel und Gewerbe verfügen also weithin über Verbindungen und Märkte, und in der That können sich manche Producte und Fabrikate der Concurrenzfähigkeit in ganz Ungarn, ja in ganz Europa rühmen. Der älteste, sozusagen aus der Urzeit stammende Handelsartikel ist das Geschenk des Mecsek, dessen Südathang seit Jahrhunderten, seitdem die Römer diese Hügel mit Reben bepflanzt, die Schlenfen seines Weines offen hält. Die Neuzeit jedoch hat auch die Tiefen des Berges durchwühlt und schier unerschöpfliche Kohlenlager eröffnet. Ansehnliche Ortschaften, wie Szabolcs, Vasas, Somogy und die schönste und volkreichste, Kolonia, in deren tadellos eingerichteten Volksbildungsanstalten



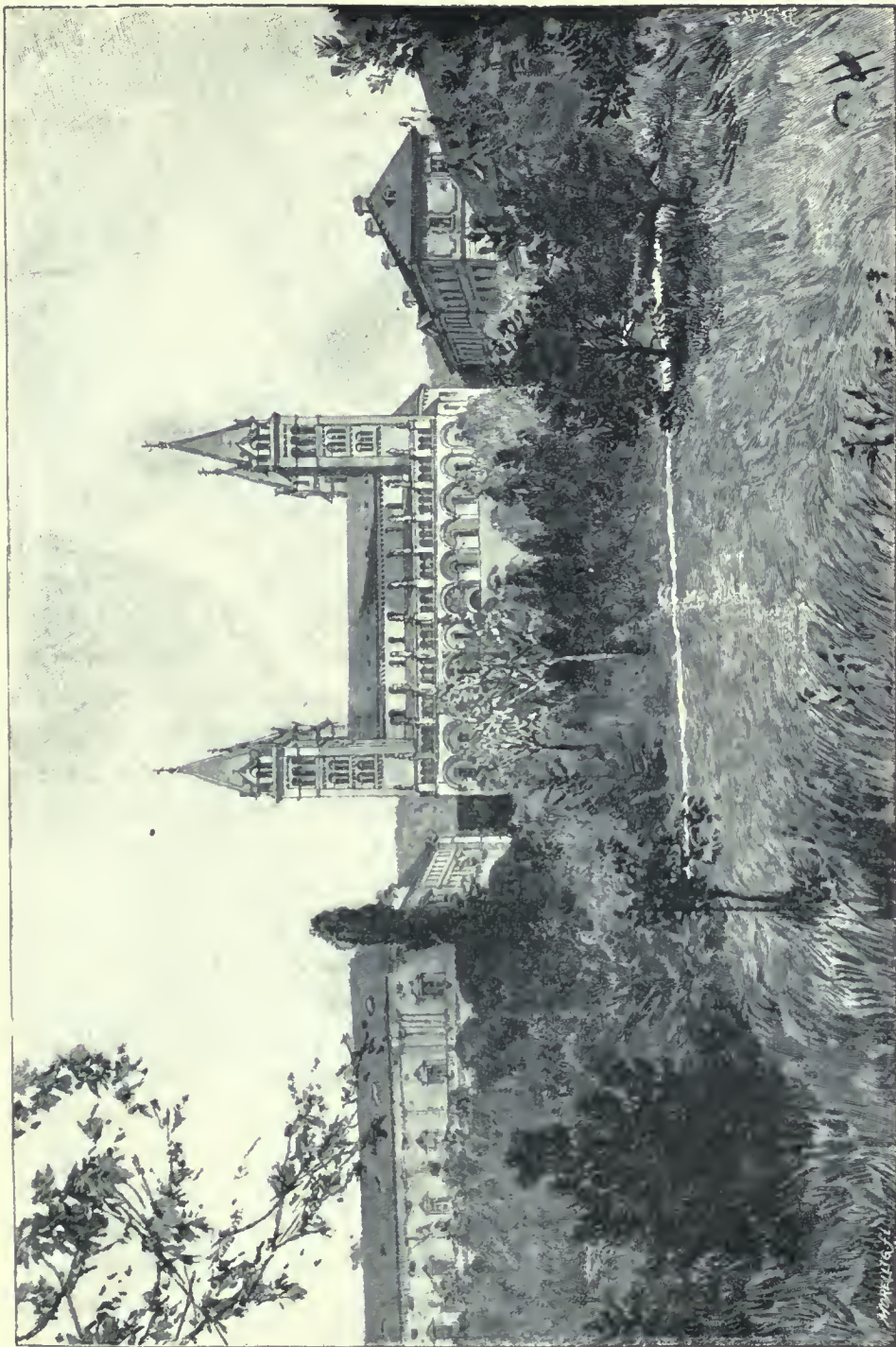
Die Salnauerische Majalitafabrik zu Zünstirchen.

zwölf Lehrjäre tausend Schüler fassen, fördern die Kohle seit 50 Jahren, und deren Eigenthümerin, die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, verfrachtet sie auf ihrer eigenen Bahnlinie nach allen Richtungen, besonders über Mohács. Die sonstigen Schätze des Berges, die verschiedenen Steinarten, sind geeigneter Rohstoff für den Meißel, der in dieser großen katholischen Stadt auch reichlich Arbeit findet und zahlreiche Meister nährt. Mit dem Steine wetteifert der Thon; das der Erde und dem Erdensohn zunächst stehende und älteste Gewerbe, das in seinem primitiven Zustande auf dem Meesekrücken seit vorgegeschichtlichen Zeiten und bis auf den heutigen Tag eine weit verbreitete Beschäftigung des niederen Volkes ist, hat sich diesseits des Meesek unter die schönen

Künste aufgeschwungen. Heute blüht sie als herrschende Kunst in der Fabrik Bzolnay, deren Zierstücke auf den Landes- und Weltausstellungen zu den blendendsten gehören, in den westlichen und in den überseeischen Culturländern die Pracht der reichen und vornehmen Häuser steigern, im Vaterlande aber auch zu den Monumentalbauten der ersten Baukünstler das Ornament geliefert haben. Aber auch in der Herstellung sämtlicher, dem Alltagsgebrauche dienenden Thonwaren hat diese Fabrik der Concurrenz des Auslandes einen Niegel vorgeschoben, und ihre Porzellanerzeugnisse decken den vollen Bedarf des Landes. Aus einer gewöhnlichen Ziegelei hat Wilhelm Bzolnay diese Fabrik hervorgehen lassen und zu ihrer heutigen Blüte erhoben, sie ist mit den vollkommensten Maschinen neuester Construction versehen, umfaßt sämtliche Zweige der Keramik und steht sowohl technisch, als künstlerisch auf der höchsten Stufe der Leistungsfähigkeit. Besonders Glück hat sie in der Verwendung ungarischer Motive, die sie mit vielem Fleiß und Studium festgestellt und zu einem neuen, charakteristischen Stile entwickelt hat. Sie bietet tausend Arbeitern ständige Beschäftigung und erhält eine Gewerbeschule, in der zahlreiche Zöglinge ausgebildet werden. Die Fabrik Bzolnay, am Ende der Dfuer Vorstadt, ist die schönste Schauffeite, das glänzendste Schaufenster der schönen Stadt. Auf der ersten Seite ihres Fremdenbuches steht der Name Franz Joseph I. Seine Majestät hat sie zweimal besucht.

In der inneren Stadt, sowie in den drei Vorstädten — Szigeter, Sikköser und Dfuer Vorstadt — wimmelt es von Kaufladen jeder Art, von Maschinenschlossereien, Holzsägen, Möbel- und anderen Fabriken, die ihren Absatz im ganzen Lande haben. Wir können sie hier nicht aufzählen, wohl aber die Unternehmungen, die selbst im Auslande der dortigen Concurrenz trogen. Die Augster'schen Orgeln erklingen in zahllosen Gotteshäusern, von der bescheidenen Thalkapelle bis zur imposanten Kathedrale; die Schöpfer aus der Kindl'schen Schlosserei finden überall Bewunderer; an der Spitze der Lederwarenfabrikation betreibt die Lederfabrik der Brüder Höfler einen Welthandel; die Engel'sche Holzläge- und Parquettenfabrik gibt hundert Menschen Brod; die Littke'sche Champagnerfabrik hat sich mitten in der Stadt unterirdische Keller von fünfzehnhundert Höhe ausgehöhlt. Neben Reihen palastartiger Häuser erheben sich in großer Zahl ausgedehnte öffentliche Gebäude, die Gerichts- und Verwaltungssitze, und über allen, ja über der ganzen Stadt thront auf seinem Berge das große Comitatshaus. Dazu kommen noch die Kasernen, das neue Theater, eines der schönsten im Lande, die Institute für Unterricht, Wissenschaft und Wohlthätigkeit, alles in einer Vollkommenheit, welche in keiner Stadt des Landes übertroffen ist. Es sind ebensoviele Burgen, die das letzte halbe Jahrhundert der öffentlichen Ordnung, dem Rechte, der Wohlthätigkeit und Cultur errichtet hat.

In noch imposanteren Denkmälern bekundet sich die schaffende Kraft der römisch-katholischen Kirche. Die im Laufe der Jahrhunderte erbauten, oft niedergegriffenen und wieder



Der Dom von Bamberg.

aufgerichteten kirchlichen Gebäude, mit denen Fünfkirchen im vollsten Sinne des Wortes ummauert und auch noch im Innern befestigt ist, geben der Stadt, nach der treffenden Bemerkung des Canonikus Michael Haas, anderen Städten gegenüber einen eminent römisch-katholischen Charakter, neben dem das hübsche Kirchlein der Evangelischen N. C. und der im maurischen Stil reich ausgestattete Tempel der Israeliten sich nicht geltend machen. Es sind zusammen zwölf Kirchen, meist alte Bauwerke oder aus den Ruinen wiedererstandene; etliche sind von den Türken ererbt und zu christlichem Gebrauch umgestaltet und geweiht. Von den Klöstern, die sich einst im Umkreise und Weichbilde der Stadt erhoben, kennt man nur noch die Stätten, und unter diesen eine sehr denkwürdige.

Das Kloster auf dem Jakobsberge, über Patacs, war das erste Kloster der Pauliner (bärtigen weißen Mönche) und hat für uns ein dreifaches Interesse. Denn dies ist der einzige ungarische, aus der Gesellschaft der ungarischen Kirche hervorgegangene Orden, und er war ein ganz aristokratischer Orden, dessen Mitglieder den vornehmen Familien des Landes angehörten; und die Heimat dieses Ordens war Baranya. Sein erstes Kloster wurde durch Bartholomäus, Bischof von Fünfkirchen, erbaut. Dieser ungarische Mönchsorden wurde gleichzeitig mit der ungarischen Goldenen Bulle geboren, die er auch nicht lange überlebt hat. Im Jahre 1786 wurde er aufgelöst und sein letztes Mitglied Kaspar Kristóffy starb um 1845. Doch bevor dieses Kloster in Trümmer sank, war es in einer anderen und praktischeren Richtung schon ersetzt, indem einer der gelehrtesten Bischöfe Fünfkirchens, Georg Klimó, seine reiche Bibliothek der öffentlichen Benützung überließ und dadurch die erste öffentliche Bibliothek in Ungarn schuf, deren geistvolle Aufschrift, nach mancherlei heilsamen Lehren, mit den Worten schließt: „Ditior abito frequentius redito.“ (Gehe reicher von dannen, lehre öfter zurück.) Unter den zahlreichen Kirchen und Kapellen seien nur einige von historischem Interesse erwähnt. Die Allerheiligenkirche, am Bergabhang über der nordöstlichen Ecke der inneren Stadt, ist nach dem Dom die älteste in Fünfkirchen; sie war zur Türkenzeit die einzige, die der römisch-katholischen Kirche zur Benützung stand, und damit zugleich Kathedrale. In ihrer Nähe wird auch ein Häuschen gezeigt, das damals bischöfliche Residenz gewesen sein soll. Nordöstlich von ihr, auf noch höherem und ungemein ausichtsreichem Hügel steht die Kapelle Maria Schnee (Havi Boldogasszony), zum Andenken an eine Seuche errichtet, indem das dankbare Volk das Baumaterial auf den Ruinen rutschend hinaustrug. In der Stadt steht neben dem Bürgerhospital die runde Kirche, ein Bau von geringem Durchmesser mit 18 Meter hoher Kuppel, mit wohlerhaltenem, aus behauenen Quadern gefügtem Minarett; auf dem Széchenyplatz erhebt sich die städtische Pfarrkirche. Beide sind türkische Bauten, und zwar gewaltige und meisterlich durchgeführte. Die herrliche Kuppel dieser Kirche ist nahe an 30 Meter hoch. Sie ist der höchste europäische Bau der Türken.

Doch was ist diese Kuppel in Vergleich mit den Massen des auf den Scitovfky-Platz niederblickenden vierthürmigen Domes? Nein, er blickt nicht auf den Scitovfky-Platz nieder, sondern auf halb Baranya, bis zum Harsányberg hinab, ja auf ganz Ungarn, bis Kaschau hinauf, denn nicht einmal hier findet er seinesgleichen, und hinaus bis an das Meer,



Treppe zur Unterkirche im Dom zu Fünlirchen mit der Armenbibliothek.

wo mir je eine Schaar der „Landnehmer“ hingelangt ist, — erst in Venedig und Dijon findet er seine Brüder. Seine Erbannung wird von angesehenen Geschichtschreibern dem König Peter zugeschrieben, der auch dort begraben wurde; als sein Grab bezeichnet mehr die Überlieferung als die Wissenschaft einen Sarkophag, an dessen Seitenfläche mehrere Reliefszenen aus der Geschichte Simsons dargestellt sind. Beide Behauptungen,

über den Bau und das Grab, sind kaum ernst zu nehmen, nicht nur weil die kurze und unruhvolle Herrschaft Peters ihm gewiß gar keine Zeit ließ, an ein Jahrzehnte beanspruchendes Friedenswerk zu denken, sondern auch, weil man ungern glaubt, daß dieselben Jahrhunderte, welche die Reste der großen und ruhmreichen Könige seit Stefan dem Heiligen nicht bewahrt haben, gerade den Sarg des unwürdigsten geschont haben sollten. Fünfhundert Jahre hindurch sind alle Könige Ungarns aus ihrem letzten Schlummer geschweht, und dieser Landstürzer sollte ruhig schlafen? Michael Haas hält, nach Koller, den Dom für älteren Ursprungs und ursprünglich für eine römische Beste, während Henßlmann den Bischof Calanus für den Erbauer und irgend einen Dijoner Mönch für den Bauleiter hält, der auch dem Dom zu Dijon seine Ausmessungen und Motive entlehnt hat. Schon diese Andeutungen lassen erkennen, daß die Geschichte des Domes eine ganze Literatur hat, die sich theils mit Baranya und der Stadt Fünfkirchen insgesammt, theils, wie die Arbeiten Henßlmann's, Gerecz's und Anderer, blos mit der Kirche beschäftigen. Gar häufig wird der Ban eine Beute von Feuer und Achtlosigkeit, Gewaltthat und Habgier; Viele haben ihn gebaut und bauen ihn wieder auf, neuestens der gegenwärtige Bischof Ferdinand Dulánky, der das gewaltige Meisterwerk des Mittelalters, unter Beibehaltung des Originalplanes, in den Prachtschmuck der Neuzeit gekleidet hat. Auf den vier schlanken Thürmen, die bisher verstümmelt standen, glänzen nun hohe eiserne Helme. Die Mauern sind größtentheils neu aufgeführt, die Katafomben von den durch unkundige Hände ihnen aufgebürdeten Lasten befreit. Welche bauliche Veränderungen vorgenommen, nach welchem Stil Altäre, Säulen, Spitzbogen, Fenster neu gestaltet wurden, das ist Gegenstand einer besonderen Studie, wie deren im Laufe der Bauarbeit so manche in den Zeitungen und auch selbständig erschienen sind. Wir wollen hier nur diejenigen berühren, die auch den Unkundigen anregen und entzücken. Die südwärts schauende Façade ist mit zwölf Apostelfiguren, die Innenwände sind beiderseits mit Figuren, Gruppen, irdischen und himmlischen Szenen aus der heiligen Schrift geschmückt. Es ist das Werk der Erlösung, vom Sündenfall bis zur Kreuzabnahme. An den zur Krypta hinabführenden Treppen ist gleichfalls die ganze Erlösungsgeschichte, von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht, in Gruppen, welche die naive mittelalterliche Plastik getreu wiedergeben (Armenbibel), dargestellt. Der Hochaltar (Baldachinaltar), der auf vier dunkelgrünen Marmorsäulen ruht, der geschnitzte Bischofsstuhl, die Orgel und die übrigen Altäre sind lauter Kunstschätze, deren jeder des Studiums werth ist und die den Beschauer mit immer neuen prächtigen Einzelheiten überraschen, bis er, um nur die Augen ausruhen zu lassen, sie auf den mit farbigen Tiroler Marmorplatten belegten Estrich heftet. Die Kosten der ganzen Menschöpfung werden auf drei Millionen Kronen geschätzt; allerdings steht auch das herrliche Gebäude mit in erster Reihe unter den Kirchen von ganz Europa.

Die westliche Front der großen Kirche blickt auf das bischöfliche Palais, die östliche auf andere geistliche Gebäude und die Kapitelgasse; ihr zu Füßen liegt die schönste Promenade von Fünfkirchen und das Viereck des Scitovisky-Plazes. Den Hintergrund bildet der Kreis von Bergen, der die Stadt umzieht, mit Landhäusern bestreut, auf deren Stirne eine Wolke zu ruhen scheint wegen des unsichtbaren weinverwüstenden Anthiers. Doch ist deshalb das fröhliche Fünfkirchner Völkchen den alten Stätten seiner Luftbarkeit nicht untren geworden und wandert hinauf, zu ruhen und seinen Kummer zu vergessen, mit einem Blick hinab auf Hoffnung und Zukunft in Gestalt der blühenden amerikanischen Nebenpflanzung. Von da schweift sein Auge dem Zeltlager zu und es erinnert sich, daß nicht nur die Soldaten Fünfkirchen lieben, sondern auch die Könige, die sich gern auf diesen schönen Punkt herablassen, um das Kriegsspiel zu beobachten, das sich von Zeit zu Zeit um das Zeltlager her als Fünfkirchner Manöver wiederholt.

An Allem, was das Auge sieht, scheint sich das Sprichwort zu bewähren: „Dem Deutschen Bécs (Wien), dem Ungarn Pécs (Fünfkirchen)“, und auch des Großsultans ererbtes Lob: „Ein irdisches Paradies“. Allein die Bevölkerung überläßt keineswegs Alles der Natur; sie trachtet ihre Umgebung zu verschönern, ihr Leben zu versüßen. Neben den Hallen der Wissenschaft und Andacht entwickelt sich auch das Kunstgefühl. Malerei, Plastik, Bankunst, Musik, Theater finden ihr Publikum, ihre Schützer und Factoren; die öffentlichen Plätze beweisen es und die Friedhöfe mit ihren schmucken Denkmälern. Und überdies war Fünfkirchen schon vor zweihundert Jahren die Stadt der Rosen und ist noch jetzt die Stadt der Blumen. Seine Bewohner lieben und züchten die Blumen leidenschaftlich.

Die Geschichte Fünfkirehens ist groß und merkwürdig, sie ist identisch mit der seines Comitates, doch mit dem Unterschied, daß der Stadt vom Guten und Schlimmen mehr zutheil wurde.

Sopiane hieß sie als Hauptstadt des römischen Unter-Pannoniens, als Mittelpunkt der römischen Heer- und Handelsstraßen, und damals wird sie wohl eine Stadt von ganz römischer Physiognomie gewesen sein. In ganz Europa, sagt Michael Haas, gibt es außer Italien keine Stadt, in der so viele und vielerlei römische Alterthümer zu finden wären als in Fünfkirchen. Das Pflaster, die Wasserleitung sind römischen Ursprungs, was vom archäologischen Gesichtspunkt zwar sehr schön ist, aber von den Fünfkirchnern selbst nicht gerade gepriesen wird. Denn die Antiquitäten sind schön, aber sie gehören in die Museen. Altchristliche Cultur verkündet jene dem IV. Jahrhundert angehörige unterirdische Begräbnißkapelle, die vor der Südfront des Domes zu sehen und schon an und für sich ein starker Beweis dafür ist, daß St. Stefan hier nicht das Christenthum, sondern, als an einem dazu berufenen Plage, schon das Bisthum selbst zu

begründen hatte. Der königliche Schutz und reiche Schenkungen, der Eifer hervorragender Bischöfe für Wissenschaft und Kunst, der dauernde Friede, dessen das ganze Comitatus sich unter den Arpaden und Anjous erfreuen durfte, wirkten bei der Entwicklung der Stadt zusammen. Bonfin scheint nicht zu übertreiben, wenn er sie opulentissima civitas (sehr reiche Stadt) nennt. Die Könige besuchten sie gerne und unterhielten und beriethen sich mit den Kirchenfürsten, die sie oft zu Rathgebern in auswärtigen Angelegenheiten, zu Friedensstiftern und Brantwerbern erkoren. Der Überlieferung nach waren Stefan der Heilige und sein Sohn in Fünfkirchen, und hier wurde auch dem leichtsinnigen Salomon die schwankende Krone aufgesetzt. Hier pflanzte Ludwig der Große mit schwertgewohnter Hand einen Delbaum, der zweihundert Jahre lang Blüten und Früchte trägt, um dann, am Tage von Mohács, vor Blut und Feuer zu verdorren. Hier schlägt Sigismund mit blutiger Hand seine Feinde zu Boden und läßt sie viertheilen. Hier ehrt der ruhmvolle Geist Matthias' die Muse im bischöflichen Dichter von Fünfkirchen; hierher zieht sich Johann Corvin mit seinen Enttäuschungen zurück und läßt sich von seinen guten Freunden dessen berauben, was der Feind ihm noch gelassen; hier ist der arme Vladislav Gast des reichen Sigismund Haupt, der Schätze zusammenscharrt, um sie später für die Befreiung seines Vaterlandes zu verschwenden. Hier sammelt Philipp Moré seine Studenten und führt sie nach Mohács, dem Grabe zu. Und damit sind die Jahrhunderte des Friedens vorbei; von da an wird die Geschichte Fünfkirchens mit Blut und Ruß geschrieben. Der Türke setzt sich hier fest, fester als in Ofen, und vertheidigt es bis aufs Blut, nicht minder entschlossen als Ofen. Er weiß wohl, warum, denn nach gleichzeitigen Briefen gibt es hier zu jener Zeit über 2000 Kaufladen. Dann läßt er es verödet liegen, ohne es jedoch erschöpfen zu können; schon nach zwanzig Jahren (1704) finden die Kuruzen genug zu brandschlagen; Pistolen, Kalpags, Eszimen, Mäntel, Alles gleich viertausendfach; und für die Offiziere Scharlachleder, Pardel- und Wolfsfelle, überdies 50.000 Gulden. Das Alles fordern sie von Fünfkirchen, und da die Stadt weder das, noch sich selbst ausliefern kann, besetzen sie dieselbe. Nach sechs Wochen werden sie durch Herberstein vertrieben, dessen Soldateska aber sengt und mordet, was noch der Türke übrig gelassen und der Kuruze geschont hat. Und was da nicht verblutete, das wurde vier Jahre später von der Pest hinweggerafft. Was 500 Friedensjahre geschaffen, wurde durch 200jährigen Mord und Brand vernichtet.

Doch Fünfkirchen ging nicht unter. Merges profundo, pulchrior evenit (Versenke es in die Tiefe, schöner taucht es wieder auf), sagt Horaz von Rom — und es paßt auch auf Fünfkirchen.

Selbstverständlich haben Fünfkirchens Bischöfe das größte Verdienst um sein Emporkommen; in ihrer Reihe wechseln Heilige, Selige, Gelehrte, Diplomaten und Feldherren ab.

Ihre Geschichte ist durch den Fünfkirchner Domherrn Koller in sieben großen Bänden geschrieben, die der Stadt von Mehreren, am erschöpfendsten von Michael Haas. Der gelehrte Bonipert ist der erste Bischof, der heilige Maurus der zweite; Erzbischof Calanus, Bischof Bartholomäus und Cardinal Valentin sind Staatsmänner; Hiob und Nikolaus befehligen Heere; Wilhelm der Freigebige, Janns Pannonius der Dichter, Móre der Märtyrer; dann folgt eine lange Reihe von Gelehrten: Gregorianczy, Verancsics, Draskovics, Dudies, Telegdi, die nur die Armuth des Bisthums trugen. Der Priester-Soldat Radonai bekehrte mit Feuer und Schwert und baute unermülich. Er räumte Ruinen weg, das war seine Aufgabe, und auf diese Ruinen bauten, nachdem der Friede der Krpadenzeit wiedergekehrt, nacheinander ihre Aeltäre Georg Klimó, Josef Király, der unvergeßliche Ezepeßy, dem die Bürgerschaft Fünfkirchens ein Standbild errichtet hat, und Scitovßly. Der gesammten Wirksamkeit von 75 Vorfahren setzte im Jahre 1891 der jetzige Bischof Ferdinand Dulánsky die Krone auf, indem er die Restauration der Domkirche durchführte, ein glänzendes Denkmal für Jahrhunderte. Ganz Baranya war dabei anwesend, das ganze Land und der König. Die Stirne des alten Mecsek erheiterte sich. Seit 400 Jahren, seitdem König Matthias hier gewesen, hatte er kein solches Fest geschaut.

Der lange Grat des Mecsek bildet eine Grenzlinie, nicht nur auf der Erde, sondern auch in den Lüften. Nördlich von ihm ist der Himmel rauher; dort wechseln langer Winter und später Frühling, ein kalter Wind fährt durch die Thäler, deren Thore sich nach Norden öffnen, und peitscht die Flanken der Hügel mit kaltem Regen, im heißen Sommer aber legt sich die Sonne glühend in sie hinein, die Luft wird drückend und erstickt das Korn des Weizens. Diese Berggruppe ist in nördlicher Richtung von zwei langen Thälern durchschnitten, dem von Bükfösd-Sásd und dem von Hoßzu-Hetény. In diesen anmuthigen und fruchtbaren Thälern liegen Reihen magnarischer Dörfer, während an den rauheren und höheren Punkten deutscher Fleiß seine Eroberungen macht. Die Rebe friert hier und prangt bloß an wenigen, geschützteren Stellen, die Natur entschädigt jedoch vollauf durch reiche Buchenwälder und zahlreiche Gattungen süßen Obstes; Erdbeeren, Haselnüsse, Kastanien erfüllen die Wälder; die Gärten strotzen von Edelobst, dessen Zucht schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ein Verdienst der ehemaligen Grundherren, noch mehr aber der Pfarrer war, die zu diesem Zwecke sogar einen Verein gebildet hatten. Die waldigen und felsigen Verastelungen der Gebirge krenzen sich in mannigfaltiger Gruppierung und in ihren engen Thälern bergen sich über siebenzig kleine Dörfer. Selbst die Türken trugen Bedenken, in diese Thäler hinaufzusteigen, und wenn sie es wagten, thaten sie den friedlichen Dörfchen nichts zu Leide, deren Völkchen neben der Bebauung seiner eng umzirkten Acker auch dem Holzfällen und

Steinbrechen obliegt, ja selbst aus dem Thon Geld zu machen weiß. An vielen Orten ist die Verfertigung von Thonwaaren eine allgemeine weibliche Handarbeit, wie anderwärts das Spinnen und Weben. Die Mädchen von Hertelend haben für diese etruskische Kunst ein besonderes Geschick, in ihren Sangkrügen bleibt das Wasser viel länger kühl, als in dem Pfuscherzeug anderer Gegenden. Die uralten Dörfchen haben meist nur eine Handvoll Bewohner, jedoch schöne magyarishe Namen und Insassen, die in ihrer Weltabgeschiedenheit die alten Erinnerungen lange bewahrt haben und zum Theil noch jetzt hegen. Bischof Klimó verzeichnete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch zahlreiche Ruinen von Kirchen und Kapellen mit bemalten Portalen und Wandgemälden (Mánfa, Barátur, Szent Katalin, Szék, Szopot, Jánoji, Egyházbér, Komló, Abaliget mit seiner Tropfsteingrotte u. s. w.), welche zumieist den heiligen Königen Ungarns geweiht waren. An den Rändern der Berggegend gibt es auch einige kleine, wenig bevölkerte Marktstellen, die sich um ein Schloßchen lagern; so Gödre an der Somogyer Grenze, Szászvár mit seiner schweigenden Burgruine und desto geräuschvolleren Kohlenwerken, dann Sásd, Mágocs und Kács-Kozár an der Tolnaer Grenze.

Die nördlichen Winde brechen sich an den Graten des Gebirges, zuweilen aber brechen sie durch und fahren mit grausamer Gewalt in das südliche Gelände nieder, wo sie ab und zu sogar Schaden anrichten. Doch ist das Angesicht der Natur hier ein ganz anderes; wenn oben der Winter noch mit den Zähnen knirscht, breitet hier schon der Lenz seinen blumigen Teppich aus; hier sind die Winter kurz und mild, die Sommer lustig, die Herbstte lang und süß. Es ist eine kleine Lombardei. Noch im Bereich des Mecsek, aber schon in der Pforte des südwärts geöffneten Thales, liegen Bükkösd mit seinem Schloß und Helesfa, beide reich an gutem Wein. An ihnen vorbei schwenkt die Eisenbahn in die Ebene südlich des Mecsek hinaus und hält plötzlich an, um bei Szent-Vörincz den Barcser Zug abzuwarten. Hier soll einst ein Johannerconvent bestanden haben, das jetzt Esterházy'sches Besitztum in der fruchtbaren Gemarkung der Tarsaer Puszta ist. Das Städtchen hebt sich zusehends an diesem günstigen Vereinigungspunkte zweier Bahnlinien, die als ein Strang nach Fünfkirchen weiter ziehen, immer dem Fuß des Mecsek entlang, an dessen hier noch öden Abhängen, gleich Schwalbennestern unter dem Erker oder gleich Säuglingen an der Mutterbrust, die Dörfer Boda, Bakonya, Kővágó-Szöklös und etwas weiter einwärts Töttös hängen, dieses mit einer Burgruine, sämmtlich aber mit weithin sichtbaren Kirchen. Unten in der Ebene liegen magyarishe Dörfer mit schöner Bevölkerung und mit Namen, die sie nach französischen Heiligen haben: Szent-Gál und Szent-Dienes, und die an Wohlhabenheit, Zahl und Tüchtigkeit der Bevölkerung hervorragende Gemeinde der Gegend, Szabadfentkirály, die einzige adelige, und zwar altadelige Gemeinde des wenig aristokratischen Baranya. Den Namen

dankt sie König Stefan dem Heiligen, den adeligen Rang aber, nach einer interessanten Sage, dem König Sigismund und zwei verschmigten Francken, deren mutthige Treue das Schicksal des Königs zum Guten gewendet habe. Als nämlich Sigismund durch die Reichsstände festgehalten, unter der Hut der Garai nach Sikkós gebracht wurde, wußten diese beiden Szentkirályer Frauen, Katharina und Eva, ihn unter Töpferware verborgen aus der Festung hinauszuschmuggeln. Der König erhob sie dafür in den Adelsstand und schenkte ihnen Szabadpöntkirály, ihre Nachkommen waren zahlreich und erfüllten die ganze Gemeinde, unter deren Bewohnerinnen noch jetzt die Taufnamen Katharina und Eva häufig vorkommen. Es ist ein schönes Volk, selbst für Baranya, das eine schöne Bevölkerung besitzt; und auch seine Sprache ist die reinste. Unterhalb folgt Görészony, von der Landstraße durchschnitten, die zugleich durch einen mittelalterlichen Friedhof gelegt ist; an den hohen Böschungen der Straße unterscheidet man eine ganze Schichte weißer Menschenknochen. Oberhalb liegt in schönem Thale die volkreiche Gemeinde Péterd, einst Besitztum des von Somogy her bekannten Ladislaus Czindery und damals Schauplatz einer erfolgreich betriebenen herrschaftlichen Verjuchswirthschaft. Noch denkwürdiger ist der Ort in der Geschichte der ungarischen Seidenzucht, obgleich deren Schule das Tolnaer Comitát ist; in Péterd hat vor 200 Jahren Johann Passardi die Seidenzucht begonnen und die erste Seidenweberei errichtet.

Folgen wir der weißen Landstraße, die von Fünfkirchen weiter dem Fuß des Mecsek entlang zieht, so wölben sich schon lauter Weinlauben über uns. Die ganze Flanke des Gebirges ist seit uralter Zeit mit Reben bepflanzt, deren Hälfte und mehr allerdings jetzt verwüistet ist. Und trotzdem bringt noch immer Baranya den meisten Wein hervor. Was muß es gewesen sein, ehe die Geißel es traf! Am westlichen Ende der Gebirgsfront steht, dem Zengö zu Füßen, an herrlich in die Weite schimmerndem Punkte, Pécsvárad, die Zwillingsschwester Fünfkirchens, kleiner und ärmer zwar, aber aus der Ferne gesehen noch glänzender als seine königliche Schwester. Von der Höhe herab blicken seine zwei weißen Kirchen, noch höher breiten sich Nebengelände und waldige Steilhänge, thalwärts ragen, von einem Festungswall umzogen, die Gebäude der Universitätsdomäne empor. Seine einstige Benedictinerabtei, in der vor alters die erste medicinische Lehranstalt des Landes blühte, war durch Stefan den Heiligen gegründet und mit Gütern, Einkünften und einem dienstthuenden Personal ausgestattet, dessen Anzahl und Beschäftigungsarten kein übles Licht auf den damaligen Culturzustand des Landes warfen; es befanden sich nämlich unter ihnen 110 Weinbauer, 6 Gerber, 12 Drechsler, 10 Köche, 5 Goldarbeiter u. s. f. Außer der reichen Ausstattung der Kirche werden unter den Geschenken des heiligen Königs auch 35 Bücher erwähnt. Seine Sorgfalt lohnte sich. Hundert Jahre später fand dort Béla der Blinde heimliche Zuflucht, dieses unglückliche und schuldlose

Opfer blutiger Bruderkriege, der allein übrig gebliebene Sprosse aus dem abdorrenden Königsstamme Árpáds. Ein von Zweigespitze abgeschnittener zarter Schößling, den der todtfranke Stefan II. aus seinem Versteck herausholte und auf den Stamm zurückpflanzte. In dem blinden König friecht sich das absterbende Königshaus wieder auf, treibt neue Zweige und belaubt sich wieder für volle zwei Jahrhunderte.

In den Thälern des Zengö liegen ringsum, von uraltem Kastanienwald beschattet, die volkreichen magyarischen Dörfer Hosszu-Hetény, Szent-László und Bárkony von wo die bereits erwähnte schöne Gebirgsstraße nach Tolna eilt, abgrundtiefen Thälern entlang und über zwei reißende Bäche hinweg, die sie mittels hoher Brücken überspringt. Unterwegs trifft sie Mádász, wo aus einer langen Reihe hübscher Häuser Landhaus und Park des Bischofs von Fünfkirchen stattlich aufragen und auf hohem Hügel eine alte Kirchenruine dunkelt.

Die Siklós-Billányer Hegyalja¹ und das Ormányság. — Verlassen wir den Mecsek auf der nach Billány ziehenden Eisenbahn oder Landstraße. Unser Auge ist ermüdet im Anschauen der mannigfaltigen Landschaftsbilder, aber nach so vielen verflachenden Hügeln und sich ausweitenden Thälern thut sich alsbald eine neue, noch schönere Welt auf. Sie liegt dem Siklós-Billányer Gebirge zu Füßen, das nicht wie der Mecsek einen weitgedehnten Rücken aufweist. Seine nördliche Flanke ist bis an die Gipfel hinan mit Wald und Weingärten bedeckt, die südliche hat viel starren Fels, aber noch mehr Neben. Die kleine Bergkette umspannt im Halbkreise das zur Drau hinabgleitende Flachland, ungefähr wie die Karpathen das ganze Land. Diesseits und jenseits wächst starker Nothwein, der Südseite gebührt aber doch der Vorrang. Am östlichen Eckstein der Bergkette, wo drei Bahnlinien sich treffen, liegt das weinberühmte Billány. Weiterhin, immer dem Fuß des Gebirges entlang, folgen einige wein- und weizenreiche magyarische Ortschaften mit geraden, breiten Straßen; ihre intelligente Bevölkerung hat viel politischen und sozialen Sinn, sie hält auf sich in Haushalt, Sitten und Tracht, sie liest, lernt und nimmt Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten; viele sind fertige Redner, viele überraschen durch literarische Kenntnisse und Gewandtheit des schriftlichen Ausdrucks. Die Männer tragen noch den Szür (Lodenmantel), zur Gala aber Attila, Befecs und Buda, den Bart meist nach der letzten Mode. Die Weiber haben ihre Lust an Seide, an bunten, schmucken, kostbaren Dingen, an der Mode überhaupt, es ist ihnen aber noch nicht gelungen die Strammheit ihres Wuchses, die der ingväll (Puffärmelhemd) sichert, zugrundezurichten. An den Füßen tragen sie kostspielige, hochschäftige, seitlich geschürte Schuhe; nur der Kopf hat noch seinen alten Schmuck, das weiße steife Spizenhäubchen, über dem an Festtagen zum Schutz gegen die Sonne noch ein Modehut und Sonnenschirm

¹ „Hegyalja“ heißt überhaupt jedes einem Gebirge zu Füßen liegende Land.

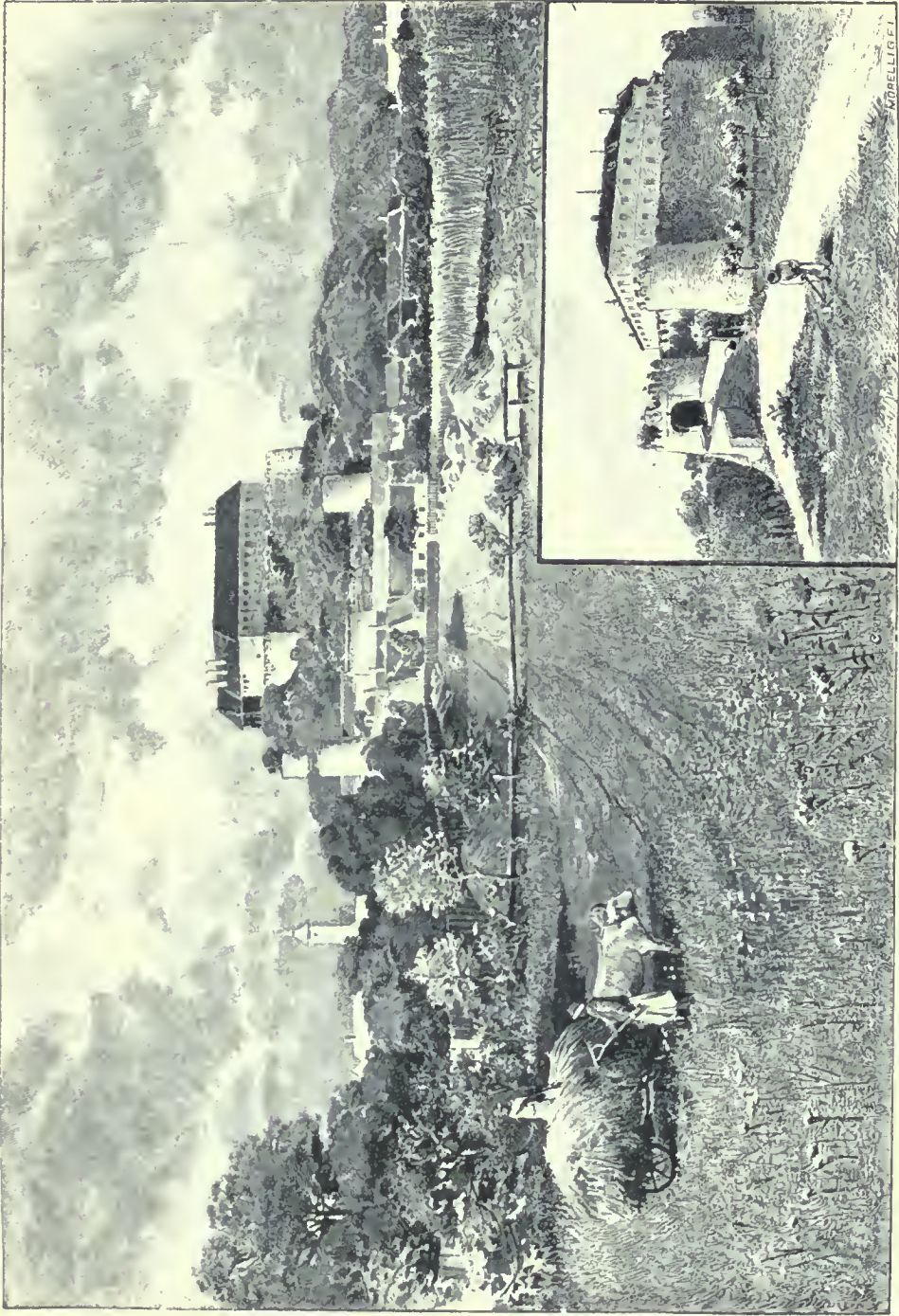
getragen wird. An der Spitze dieser Gemeinden steht seit uralter Zeit Nagy-Garján, ein am Fuße des gleichnamigen hohen Berges lang hingelagerter hübscher Marktflecken mit alter Kirche und 1200 Einwohnern. Dem Äußeren nach hält man ihn für viel volkreicher, denn man ist getäuscht durch die über dem Städtchen schimmernde Reihe häuserähnlicher Keller; und es gibt überhaupt viel mehr Keller als Häuser, denn noch drei andere Dörfer haben ihre Weingärten und Kellereien hier liegen.

Die Krone dieser Hegyalja-Gemeinden, aber auch des Ormánjag, und zugleich Verkehrsmittelpunkt der ganzen Draugegend ist Siklós. Fast an der Wurzel des Gebirges gelegen, hebt es sich doch über das Flachland empor, ein volkreicher und sehr hübscher Bienenkorb, dessen Leben und Treiben von Jahr zu Jahr wächst, in Handel und Wandel gedeihend, voll Wettstreit und Erfolg. Die stockhohen Häuser der Hauptstraße haben unten lange Ladenreihen mit Vordächern, die Laden sind voll Menschen, die weiten Höfe der großen und kleinen Gasthäuser voll mit Landfuhrwerken, denn zweimal die Woche strömt hier Kauf und Verkauf aus hundert Ortschaften zusammen und überdies all die „Leiden“ (wie sie der Baranyaer nennt), deren Arzt der Doctor Juris, deren Recept der Wechsel und deren Apotheke die Sparkasse ist. Mitten in der Stadt steht eine türkische Moschee, noch in aller islamitischen Echtheit, und über der Stadt ragt auf felsiger Höhe Burg Siklós, das alte Nest der Garai, Perényi, Batthyány, Zeuge und Denkmal jener ritterlichen Abenteurer, deren Helden längs der Drau von Kanizsa bis Eßeg die Prinyi waren. Erdgeschöß und erstes Stockwerk der Burg mit der zierlichen romanischen Kapelle sind mittelalterlicher Bau, desgleichen der einst hoch aufschießende, dann aber nach häufigen Blitzschlägen als hauffällig abgetragene Thurm; über den Thürstürzen und an den Säulen der Kapelle ist hie und da ein unbekanntes Wappen zu sehen: ein Menschenkopff, aus dem drei im Knie gebeugte menschliche Füße speichenartig herauswachsen. (Das römische triquetrum, unter Anderem noch jetzt das Wappen von Sizilien.) Das zweite Stockwerk des großen Burgvierecks ist neueren Ursprungs; der Nord- und Südseite entlang laufen geräumige Erker. Es ist schwer zu unterscheiden, welcher Anblick schöner ist, von diesem Erker hinab auf die Gegend oder von irgend einem Punkte der Umgebungen hinauf nach der Burg, dem einstigen Gefängniß König Sigismunds. Im Burghofe befindet sich ein tiefer Brunnen, der noch vor kurzem mit einer Treitmühle versehen war; sein Wasser steht mit der unterhalb der Burg aufsteigenden Therme in Verbindung. Die unterirdischen Räumlichkeiten der Burg sind schauerliche, finstere Kerkerzellen mit dreifachen Eijenthüren und klasterdicken Mauern, deren enge Luken man wiederum mit dreifachen Eijengittern verwahrt sieht. Die spitzbogig gewölbte Zelle an der nordöstlichen Ecke war einst mit Marmorquadern ausgelegt und mit Wandgemälden geschmückt, deren Spuren noch kenntlich sind. Die ganze Burg ist mit alten Wällen und starken Bastionen

umgürtet, von den äußeren Mauern und Thürmen aber steht nur noch ein Stück an der Westseite aufrecht.

Eine kurze Strecke von Sikkó liegt der berühmte Wallfahrtsort Gyüd, „Candida qua geminas ostendunt culmina turres“ (auf weißen Hügeln zeigen sich seine beiden Thürme); weiter führt eine von hohen Pappeln eingefasste gute Landstraße gegen Westen nach Sarkány, dessen schwefelhaltiges Badewasser inmitten eines weiten Parkes als dicke Säule emporsprudelt. Die schattigen Anlagen, Rosen- und Oleanderhaine, sauberen Pfade, wohl eingerichteten Wohn- und Baderäume lassen fast vermuthen, man sei hier in ein Lugsbad gerathen, allein in einer Kammer sieht man die Krücken aufgehängt, welche die Geheilten zu dankbarem Angedenken zurückgelassen haben. Sagt nur die Hälfte dieser Krücken die Wahrheit, dann ist dieser aus der Unterwelt aufsprudelnde kleine Pfliegethon ein Gottessegner; sein überschüssiges Wasser läuft als Bach, wie eine Schlange, aus der Gemarkung hinaus, immer noch dampfend und schwarz, selbst wo er sich bereits mit einem anderen Bache vereinigt. Dicht bei Sarkány liegt ein altes Dörfchen, Terehegy, dessen Herrn, Johann Bika von Teremhegy, einst zur Zeit Ludwigs II. das Baranyaer Comitatus als Ablegaten zum Reichstag auf dem Rákossfeld gesandt hat. Hier endet die herrenmäßige, oder wie sie sagen, „bunte“ Volkstracht der Hegyalja; die folgenden Dörfer blühen bereits ohne Übergang in weißer Kleidung. Das ist die schöne Ebene des Drmánáság, längs der Drau bis Somogy hinauf, ein Wald- und Anland mit schwarzem Sandboden und etwa vierzig kleinen Dörfern voll weißgekleideten Volkes, das sich seine grobe Leinwand für den Werktag und die feine für den Feiertag selber webt. Nur die Schürze ist beim jungen Volk roth, bei dem mittleren Alter blau mit weißen Klümchen, bei den Alten und in Tränen Befindlichen aber weiß. Ihre Tracht ist bereits in Band I dieses Werkes, im Aufsatz über die „Ungarische Volkstracht“ genauer geschildert.

Der fruchtbarste Theil des Drmánáság heißt Bö-köz (reiches Zwischenland). Die Dörfer, die meist nur aus einem kurzen Gäßchen bestehen, sind klein und wenig bevölkert; es gibt mehr unter, als über 400 Seelen; bis 1000 zählt keines. Die Häuser sind nach Somogyer Art meist auf Balkenwerk gebaut, ursprünglich ohne Schornstein und mit einem Strohdach gedeckt, das aber unter den schattigen Obstbäumen der Höfe und den zahlreichen Pflaumenbäumen der Gärten fast verschwindet. Das Volk des Drmánáság ist mit dem an der Drau wohnenden Somogyer Volk verwandt, ja verbrüderet; sie sind identisch an Religion, Bauweise, Sitten und Gewohnheiten; auch Dialect und Tracht unterscheiden sich nur wenig. Es ist ein schlichtes, anständiges, gelehriges Volk; es gibt da wenig schlimme, übelbefeumdete, bemakelte Leute. Es ist nicht so vielseitig und belesen wie das von Sikkó, aber was es weiß, das weiß es besser, nämlich den Psalter und die Bibel. Lesen und Schreiben kann Jeder, besonders aber singen, denn dies ist der singlustigste und



Burg Sittles und ihr Thor.

liederreichste Zweig des magyarischen Stammes. Wein wächst im ganzen Ormánjág feiner, Wirthshäuser gibt es wenige und auch die sind den Burſchen und Dirnen unbekannt, wohl aber kennen ſie den Spielplatz am Dorſende, wo Bälle fliegen und Lieder klingen. Und obwohl es unleugbar ſelbſt aus großer Ferne nach Fünfkirchen und Sikkós auf die Wochenmärkte geht und Mancher auch ſein obenerwähntes juridiſches „Leiden“ mitführt, ſo kennt doch das Ormánjäger Volk auch jetzt nur eine einzige Schule, die blankgeweihte Kirche, deren Thurm ſeine blihende Blechhaube mitten im Dorf emporhebt; und die Dörfer liegen hier ſo dicht beiſammen, daß man ein Dutzend Thürme zugleich erblickt.

Jedes Dörfchen hat alſo ſeine Kirche, deren tadelloſes Weiß auch den Manern der Häuſer nicht ſchaden könnte. Der Landmann im Ormánjág will aber ſein Haus dem Hauſe Gottes nicht gleich machen. Nur für dieſes opfert er viel, ja Alles. Neben der Kirche ſteht einerſeits das Pfarrhaus, meiſt ſchmuck und geräumig, denn er will es ſo; andererſeits ſteht das Schulhaus mit der Lehrerwohnung, ſchmuck und geräumig auch dieſes, denn das Comitát will es ſo. Hätte er aber zu wählen, welches ſtehen bleiben und welches zu Grunde gehen ſolle, ſo ließe er ohne Zögern die Schule eingehen, denn auch ohne Schule bleibt die Ortschaft Ortschaft, ohne Kirche aber iſt die Bevölkerung nur ein haltloſes Paß. Was aber die Schule anbelangt, heißt es: in unſerer Jugendzeit gab es noch keine Schule und ſieht, es kann doch Jeder ganz schön leſen, ſchreiben, ja ſelbſt ſingen. Und dies letztere gilt als der höhere Grad von Bildung. Als einſt der Stuhlrichter den Richteramtſeandibaten fragte, ob er leſen und ſchreiben könne, antwortete dieſer: „Leſen und ſchreiben kann ich nicht, aber ſingen“. Erſtaunlich iſt die Anhänglichkeit der Leute an die localen kirchlichen Einrichtungen, die ſie in Ermangelung jedes Fonds durch Selbſtbeſteuerung erhalten; jede Familie ſteuert dazu jährlich an Weizen, Wein, Holz, Heu, Mais, Schinken n. ſ. w. 10, 30, bis 50 Gulden bei, und das heißt „lukma“. Ein großer Ban macht ihnen nicht viel Kopfweh; gar raſch iſt es erwieſen, daß die Dachſparren morſch ſind oder die Mauern ſich geſenkt haben, und ſofort iſt der Plan fertig, eine neue Kirche zu bauen. In der Gemeindefaſſe liegt kein Heller, ſie ſelber haben auch kein Geld, ſo übernehmen ſie denn Jahr um Jahr kirchliche Robot. Auch darin ſind ſie den Somogyern verwandt. Bald ernten ſie eine Tafel herrſchaftlichen Ackers ab, bald hauen ſie einen ganzen Wald aus und verfrachten ihn nach der Stadt, bald beſchottern ſie ein Stück Landſtraße, und von ſolcher Robot nimmt ſich nicht einmal der Halbtothe, ja ſelbſt der verkommene Dorſlump nicht aus, und das ſo geſammelte Geld wird auf die Bauten verwendet. Wenn ſie für eigene Rechnung arbeiten, bringen ſie ſich nicht um; ihre Arbeit gilt als halber Feiertag und die Weiber gehen auch rein gekleidet daran; die von Dorfes wegen übernommene Arbeit aber wird gewiſſenhaft und eifrig geleistet und iſt zum Termin fertig. Daß ſie nicht für ſich ernten, iſt ihnen gleich. Sie rühren die Hände, als ſchichteten ſie



Lucas

MOBELLIG-FIMME

Am Markttag zu Mobsica.

schon die Ziegel für die schöne Kirche, die in ihrer Phantasie längst fertig steht. Und endlich steht die Kirche vollendet und auf ihren fast vier Klafter hohen Mauern ruht die blau geklümte Holzdecke, deren Quadrate von geschickter Tischlerhand mit Motiven aus dem Bauernleben (Sichel und Pflug, blau- und rotfarbige Rebentriebe, große Weizengarben u. s. w.) geschmückt sind. Und da wirft der Ormánság-Bauer in seinem Busen die Frage auf: Welche Kirche ist denn nun schöner, die des Fünfkirchner Bischofs oder die heilige Ecclesia von Euzum? Und der Curator von Euzum erwidert darauf: „Die unsere; die Fünfkirchner Tischler könnten solche schöne, schwere gebundene Garben gar nicht malen.“

Prunkende Friedhöfe gibt es hier noch nicht. Während auf dem felsigen Boden der Hegyalja sich die Gottesacker immer mehr mit eingehauenen Felsengräbern, steinernen Gräben und ungetriebenen Marmordenkmälern füllen, werden im Ormánság noch immer harthölzerne Säulen mit eingeschnittenen Tulpentränzen und aufgeschriebenen Zeilen der Pietät errichtet. Besonders lieben Todten nagelt man an das Grabholz ein blaues Seidentüchlein, das anfangs häufig, später freilich seltener erneuert wird, bis es endlich als fahles Tüchlein zerschiffen im Winde flattert. Nur die Minze grünt weiter auf den Gräbern.

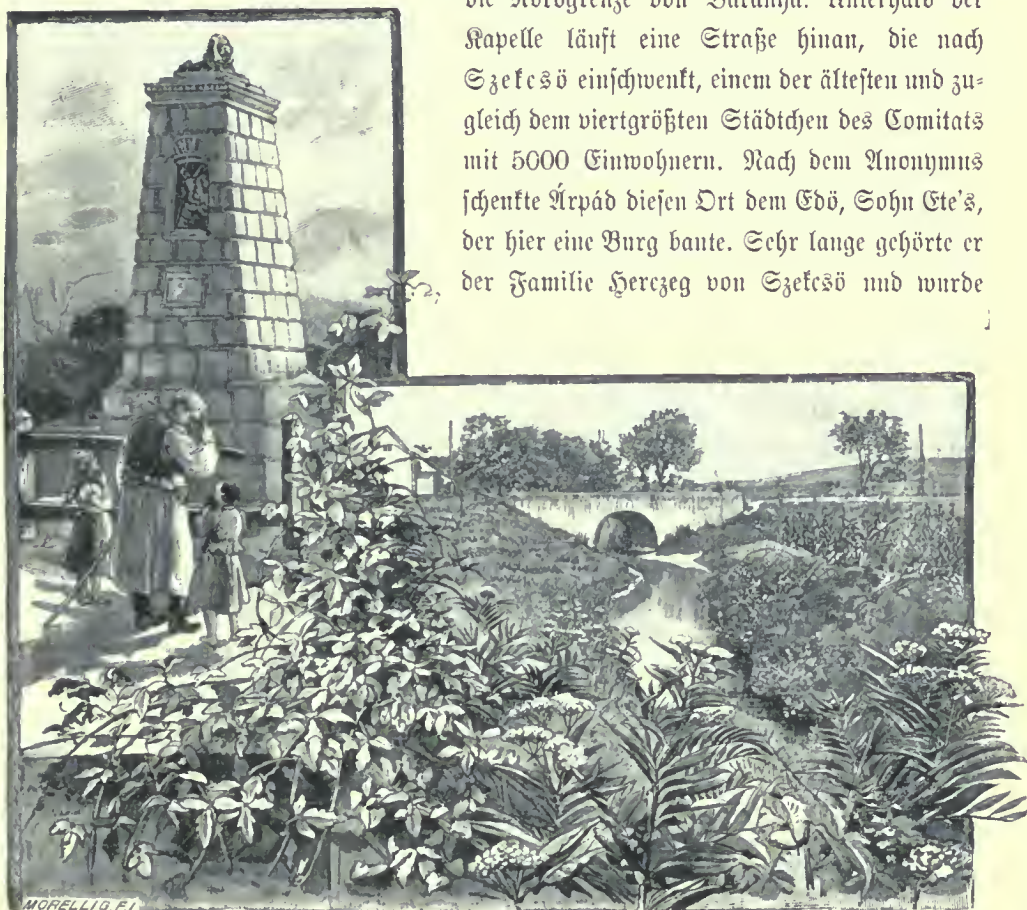
Diese Dörfer sind zumeist waldlos und haben eine Urbevölkerung, dagegen keinerlei geschichtliches Denkmal oder locales Interesse. Die erste Gemeinde im Ormánság, Diás-Biszló, treffen wir noch innerhalb des Gebirges, an dessen Fuße, jenseits des Berges aber folgt Szava; der Überlieferung nach sollen ihre Einwohner die Nachkommen jener 25 Zeltvöll Zigeuner sein, die der Fünfkirchner Bischof Sigismund auf König Vladislaus' Geheiß in seinem Sprengel aufnahm und die hier Kriegsgeräth fertigten. In der That finden sich daselbst viel dunkelbraune, musikkundige Leute. Die volkreichsten Ortschaften des Ormánság sind: Kis-Csány-Dörö, dessen Kirche in einem hübschen Parke steht, rechts davon der kleine Flecken Biszló und links das aus Somogy hieher gerathene Selye. Hinter den dreien liegen die ausgedehnten Jagdhege der Grafen Draskovics, und diesem Forste schließen sich andere an, die dann mit den Somogyer Wäldern verschmelzen. In die Wälder sind Auen eingesprengt, aus denen die Dörfer hervorschimmern. Am Außenrande des Ormánság, schon fast im offenen Lande, liegt Kisajzónyfa, Geburtsort des Geschichtschreibers Istvánffy.

Baranyavár-Batinaer Gebirge (Alsó-Baranya). — Das Batinaer Gebirge ist nach Formation und Lage die kleinere, steinlose Ausgabe der Sittlöser Bergkette. Sie geht östlich ohne Verzweigungen zur Donau, und zwar mitten durch die große Ebene, die bei Szekesö, ja Pécsvárád beginnt, zwischen der Karasieza und Donau bis zur Drau reicht und in ihrem schlammig-lehmigen Humus den üppigsten Boden des fruchtbaren Baranya besitzt. Während die oben geschilderten Gegenden des Comitats meist von Magyaren bewohnt sind, treffen wir hier drei Volksstämme. Die Mehrzahl sind Deutsche,

die, seit 200 Jahren längs der Karasiczja angesiedelt, in der Abgeschlossenheit hübsche Dörfer gebant haben. Auffallender Weise haben diese meist Namen von so magyarischem Klang, daß die Einwohner selbst sie kaum aussprechen können. Árpád, Szederkény, Himesháza, Villány, Virágos, Bóly, Kiszalud, Nyárád, Udvar, so heißen die Ortschaften in der ganzen sogenannten „Schwäbischen Türkei“, deren Schwabenvölkchen sich nicht viel um die Staatsprache kümmert und ihr höchstens in den Schulen, namentlich den von der Bélyeer Herrschaft erhaltenen, etwas näher kommt. Den etwa 100.000 Deutschen gegenüber stehen dorfsweise eingesprenzt 15.000 serbisch schotajische Einwohner. Auch die Magyaren sind nicht viel zahlreicher, sie wohnen in etwa 20 Dörfern, welche allerdings die schönste Lage und den fruchtbarsten Boden haben. Sie sind hier die Ureinwohner.

Wer auf der Donau von Baja gen Mohács reist, erblickt außerhalb Báticas eine hübsche kleine Kapelle, die vom Bergabhang auf den Strand niederblickt. Hier beginnt

die Nordgrenze von Baranya. Unterhalb der Kapelle läuft eine Straße hinan, die nach Szekesö einschwenkt, einem der ältesten und zugleich dem viertgrößten Städtchen des Comitats mit 5000 Einwohnern. Nach dem Anonymus schenkte Árpád diesen Ort dem Eö, Sohn Ete's, der hier eine Burg bante. Sehr lange gehörte er der Familie Herzeg von Szekesö und wurde



Das Mohács'er Feld und das Denkmal am Gese-Wach.

später Herrschaftssitz der Familie Békán, beziehungsweise nach deren Erlöschen Békán-Sankovics. Die steilen Lehmböden hinter der Häuserreihe an der Donau haben noch jetzt eine Art Burgform und ihre Oberfläche ist von Spuren alter Mauern durchzogen; so ist dies ein sehr anziehender Endpunkt Baranyas. Hier, ja noch etwas höher, im Tolnaer Gebiet, theilt sich die Donau; ihr schmalerer Arm, die Baracskaer Donau, bespült die Bácskaer Ebene, der breitere macht eine Krümmung westwärts bis Mohács und nimmt sogar erst starke zwei Meilen weiterhin bei Kis-Közeg (Batina) den Bruderarm wieder auf. Dazwischen liegt die fruchtreiche, doch Übersfluthungen ansgesezte Mohács (Margittaer) Insel mit ihren seichten Teichen, Wasserbrüchen und großen Waldungen, deren bedeutendste Karapancsa heißt.

Die große Donau macht unterhalb von Szekesö sammt den Uferbergen und der Landstraße eine Schwenkung nach dem nahen Dörfchen Bar, dessen breite offene Straße von Deutschen bewohnt ist, und noch weiter nach jenem fluchwürdigen Bache, dessen Name vergessen werden sollte, und an dessen Ufer ein besser gemeintes, als gemaltes Bild den Hauptmoment der Mohács Katastrophe darstellt. Hier scheiden Strom und Berg von einander. Die Donau eilt, die gelben Ufer benagend, unterhöhlend, nach Mohács hinab; die Hügel sind mit den hübschen Landhäusern der Mohács besetzt und umziehen im Halbkreis mit grüner Wand jenes traurige Amphitheater, auf das die Dörfer wie aus Logen niederblicken: das weiße Lacsank, Nyárád mit seiner hübschen Kirche, Német-Boly mit seinem Kastell und Maiss, lauter nett gebaute, reiche und gedeihende deutsche Gemeinden, bis gegen Busiglicza hin. Vom Rande der Ebene aber, einer der schönsten des Landes, winkt uns mit minaretartig schlanken Thürmen Mohács zu.

Mohács liegt da wie ein Stück Alföld, das die Donau herübergespült. Selbst die Fata Morgana, die in ganz Pannonien unbekannt ist, hüpfst zuweilen auf diese Ebenen herüber, hebt sie schaukelnd auf ihre Arme, verdoppelt und zerstückelt sie, oder zieht diese ohnehin schlanken Thürme noch in die Höhe. Hier leben über 14.000 Menschen, die Hälfte Magyaren, die übrigen Deutsche und Serben, friedlich wie eine Familie zusammen und treiben ihren Ackerbau so gemächlich, als wohnen sie gar nicht an einem wichtigen Verkehrspunkte des Landes. Die Eisenbahn- und Dampfeschiffstation am Nordende der Stadt ist von Steinkohlenbergen und Lagerhäusern umgeben, aber die drei Volksstämme nehmen keine Notiz von ihr; was sollten sie sich mit Handel und Wandel berufen, so lange Berg, Insel und Ebene sie mit Wein und Weizen überschütten? In dieser Hinsicht ist der Magyare in seinem Stolz der conservativste. So lange er die Sense schwingen kann, schiebt er keinen Schubkarren, höchstens, daß er fuhrwerk. Er wohnt in einem Stadttheil für sich, und zwar in dem reinsten. Ohnehin ist der schönste Theil der Ebene und Insel sein. Der Handel lockt keinen der drei.

In dieser alten Stadt, auf der eine Last von Erinnerungen ruht, sucht man aber vergeblich eine Spur der Vergangenheit. Im bischöflichen Palais befindet sich ein altes Gemälde der Mohácszer Schlacht, und an ihrem Jahrestage wird auf Kosten einer Stiftung des Fünfkirchener Bischofs Josef Király eine Feier abgehalten; das ist aber Alles, was an die große Niederlage erinnert.

Die Gassen von Mohács sind eng, holperig und, da die Leute Feldarbeit betreiben, leblos. Nur der Markt bringt Bewegung. Da strömt ganz Baranya herbei, ja auch das

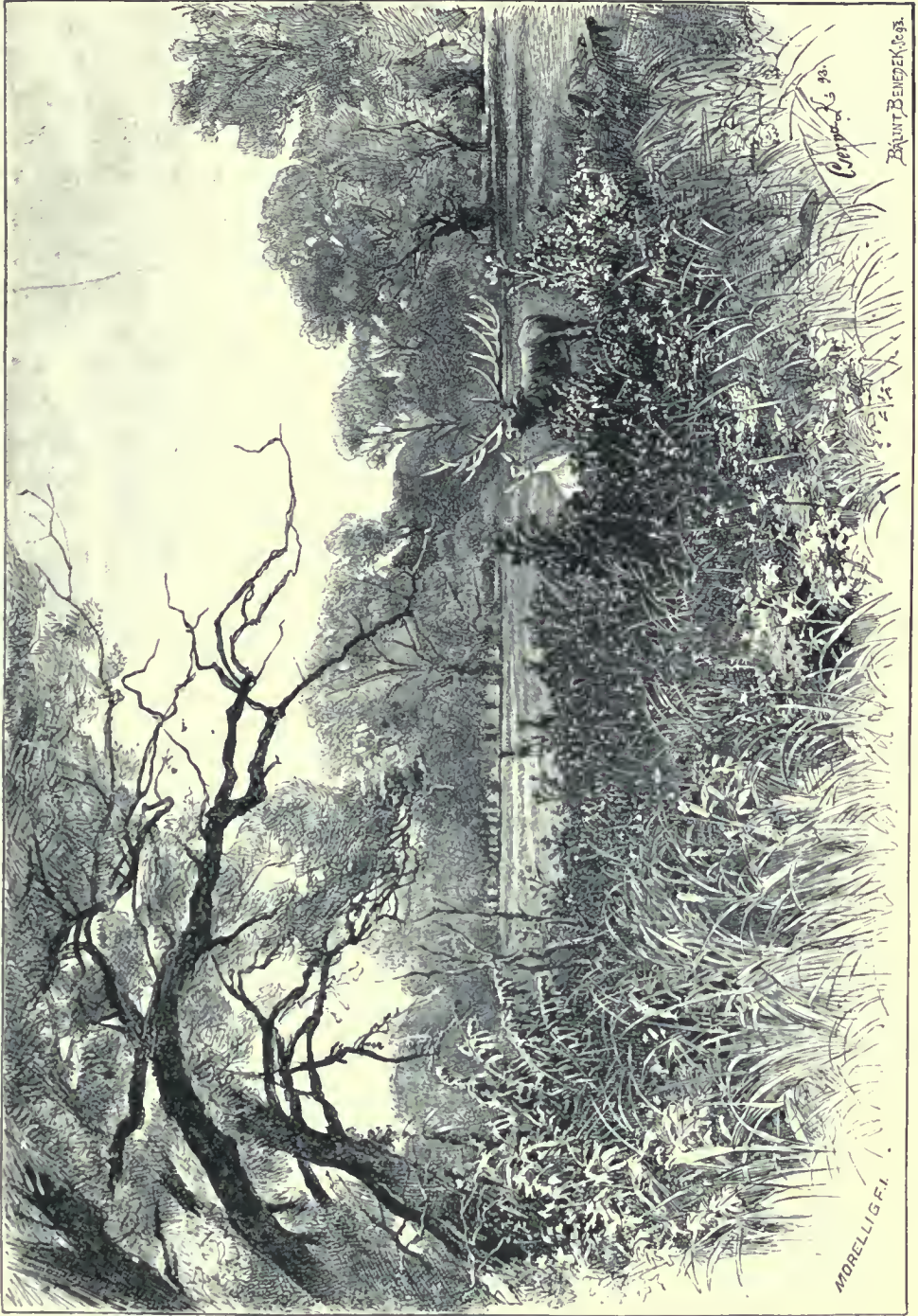


Hopfernernte und Schloß Adhereseglat.

Uföld der Bácska und des südlichen Pester Comitats und Slavonien und Syrmien, eine Volksmenge von vielen Sprachen und Trachten. Die Serben, Deutschen und Magyaren der Bácska bringen ihren heimatlichen Wettstreit an Wuchs, Hang zur Fettleibigkeit und Fülle des Beutels auch hieher mit; die koketten Weiberröcke von Bezdan und Szeremle, der mit Cocarden benährte Szür des hieder dreinschauenden Schofagen, das goldene Schopfhäubchen des raizischen Mädchens, das wie ein kleiner Pfau stolzirt, machen sich trefflich; das Schofagenweibchen mit ihrer Kapiczka, welche die Form der Wassernuß hat, sieht wie eine behelmte Minerva aus und ist sogar wie diese geharnischt, mit rother Seide, welche die Göttin des Spinnens und Webens ebenjowenig kannte als Tanz und Gesang,

zwei weitere Vorzüge der schönen Serbinnen. . . Und dazu dann das Alfó-Baranyaer Magyarenvolf in Atila und Dolmány, das Weibsvolf in Seide, Alles großhäugig und schlank gewachsen, das Antlitz weiß, das Haar schwarz, ganz wie der Chronist die ersten magyarisichen Heerführer beschreibt. Unter Gefang und Getümmel wimmelt das Volk vom Marktplatz überallhin; nur eine Straße ist still. Gegen Baranyavár hin hört man bloß das Gerassel der rasch kreisenden Räder. Dieser Weg führt durch den Friedhof, auf der Pusta Sátoristye, diesem wunderbar stummen Gefilde, dessen gesegnete Scholle unter der vollkommensten europäischen Kultur steht, so daß ihre Äcker mehr wie Blumenbeete aussehen und das dennoch selbst an den belebtesten Arbeitstagen schweigsam daliegt, wie eine Pusta im Alföld am Feiertagsmorgen. Hier am „schwarzen Thor“ (Fekete kapu) hebt sich der Grenzhügel, der „Türkenhügel“ (Török halom). Hier werden selbst die lustigsten Marktleute plötzlich still und ihr Blick schweift im Abendstrahl, der noch jetzt wie eine Feuersbrunst leuchtet, über die Ebene hin. Oben steht das weiße Lanesuk, gleichsam bleich und versteinert vor Entsetzen, links dunkelt in Trauer der Thurm von Nyárad, rechts verbirgt sich Kölked hinter Bäumen, es hat die Ereignisse aus aller-nächster Nähe gesehen. In weiter Ferne ragt der Baranyaer Berg (Baranya hegye) bei Harfány; bis dahin hat sich, wie der türkische Geschichtschreiber sagt, die Schlacht erstreckt. Unfern dehnt sich die Grasniederung von Bislak, deren Wasser sich eines Tages in Blut verwandelte: am Abende des Tages St. Johann Enthauptung im Jahre 1526.

Hier beginnt die Béllyeer Herrschaft des Erzherzogs Albrecht, die in dem länglichen Dreieck Mohács-Billány-Béllye, von der Mohács-Eßeger Landstraße und der Billány-Eßeger Bahnlinie durchschnitten, von letzterer auch begrenzt, in 33 Steuer-gemeinden 11 Quadratmeilen an Erbbesitz umfaßt. Die Domäne ist in 12 Ökonomie- und sieben Forstbezirke getheilt, ihr Mittelpunkt ist Föherczeglak (Erzherzogsheim) in der Nähe der Eisenbahnstation von Baranyavár-Monostor. Die Domäne steht in innerem Zusammenhange mit der Ungarisch-Altenburger Herrschaft und verwendet beträchtliche Summen auf neue Investitionen, Kanalbauten, Schutzdämme, Maschinenwerkstätten, Versuche und die Einbürgerung zahlreicher, in dieser Gegend, ja im ganzen Lande unbekannter Produktionszweige. Ihr Boden wird mit dem Dampfflug gepflügt, ihre Wälder werden durch fachkundige Hände gesäubert, in ihren Stallungen liefern 1000 Milchkühe (Allgäuer, Ostfriesländer und Shorthorn-Race) an die zwei Millionen Liter Milch für den Verkauf und für Käsebereitung. Etwa 100 Joch sind mit Hopfen für die Ausfuhr bepflanzt. Das gibt zu Sommersende eine reiche Ernte, und da das Hopfenbroden eine langsame und doch eilige Arbeit ist, müssen zwei bis drei Wochen hindurch 400 Menschen dabei thätig sein, und das macht hier an die 5000 Tagelöhne aus.



Christoph 23 20.

BRUNNEN

MORELLIG.FI.

Der Wald von Wälsjönsåga in der Västher Herrschaft.

Die ganze Herrschaft hat über 40 Beamte und das Dienstpersonal ist etwa 800 Köpfe stark, die Gehalte steigen von 300 bis 4000 Gulden, desgleichen die Pensionen. Die ganze Beamtenschaft ist ungarisch; ebenso die Verwaltungs- und Dienstsprache und die Sprache in den acht vollkommen ausgestatteten Lehrsälen, die von der Herrschaft erhalten werden und etwa 500 Schülern sorgfältigen Unterricht gewähren.

Um die beiden Ströme her, welche die Herrschaft umfassen, besonders aber bei ihrer Vereinigung, bilden sich eine Menge Teiche und Wasserrisse, die von Mohács bis Esseg lohnenden Fischfang ermöglichen. Der Kopács-See liefert auf einen Zug 600 bis 800 Metercentner Fische; die Bente geht zumeist nach Budapest, Fünfkirchen und Esseg, während die billigeren, sogenannten Weißfische getrocknet, Serbien und Rumänien mit Fastenkost versorgen. Von den 33.000 Joch Waldung liegt der kleinere, aber werthvollere Theil, Eichen und Buchen, in der Mitte der Domäne. Dazu gehören der Wildpark von Keskend und das auch geschichtlich denkwürdige Busiglicza, nach türkischen Schriftstellern „Les-Kirche“ (Les temploma), ein strategischer Punkt während der Mohács-See Schlacht, denn von hier zog Baly-Beg, der Tazza Pascha, links ab, um zu Beginn der Schlacht das ungarische Lager zu überrumpeln und zu besetzen. Dort ist auch der Koch des Königs, der arme Elias Gondos gefallen. Am Saume des Waldes von Busiglicza steht nahe der Landstraße ein Jagdhaus, in dessen Hofbezirke 13 geräumige und tiefe vorgeschichtliche Gruben entdeckt wurden; sieben derselben sind stark mit Ziegeln und Steinen ausgelegt, die übrigen einfach ausgebrannt. Das Volk nennt sie „Silos“, was an die Worte des Plinius erinnert: „Pannonos syros appellant“. Der Wald, größtentheils weiches Holz, lehnt sich an die gewundenen Wasserrisse der Donau und ist voll Wild, dessen Ruhe nur zuweilen durch den Knall königlicher Gewehre gestört wird. Es ist der Wildpark von Königen, mit königlichem Wild. Ganz nahe unterhalb Mohács, oben in den Wäldern von Blazovicza, jagte der deutsche Kaiser und unten am Kopács-See neigten sich die Silberpappeln 15 Tage lang dem Prinzen, den wir noch beweinen und nie vergessen werden.

Die ganze Domäne dient als Muster der Landwirthschaft. Die Straße, die sie von Nord zu Süd durchschneidet, war einst die Straße der Heere; heute ist sie der Weg des Friedens und Fortschrittes, der Blüte und gesegneten Fruchtbarkeit. Auch in den auf herrschaftlichem Gebiet liegenden Dörfern und deren Bauernwirthschaften ist der Einfluß der Musterwirthschaft zu sehen, von der Futterproduktion bis zur Pferde- und Viehzucht und zum Hänselban. Überall erheben sich, gruppenweise oder zerstreut, solid gebaute Bauernhäuser mit Ziegeldächern, Säulengängen und um ein Meter erhöhten Fußböden. Die blanken Gassenfronten haben in Sepse und Kölked, aber auch anderwärts, drei Fenster mit jauberem grünen Vorhängen; im inneren Theil des Hofes steht die stockhohe Scheuer,

das untere Geschloß für Ställe, das obere als Speicher eingerichtet. Und wenn doch der Eine oder der Andere nicht vorwärts kommt, trägt er selbst die Schuld, nicht der Boden und die Wälder, die Flüsse und Berge, nicht der lebhafteste Verkehr und die Herrschaften, welche die arbeitsame Hand mit Brot, Geld und Bequemlichkeits- ja Luxusartikeln füllen. Im Gebiete einer Landwirtschaft von 100.000 Joch, wo zur Einsammlung von 80 Joch Hopfen 5000 Arbeitstage erforderlich sind, darf Niemand arm sein.

Hier im Drauwinkel und oben in der herrlichen Ebene der Hegyalja befinden sich zehn blühende magyarische Dörfer, unter ihnen Béklye, mit einem durch Prinz Eugen erbauten Jagdschloß. Hier finden wir Laskó, eine der Wiegen der Reformation in Ungarn, wo Michael Sztaray, der sich zu Padua italienisch gebildet hatte, mit großer Wirkung seine in alterthümlicher Sprache selbstverfaßten Psalmen sang; dann Herczegbölös, wo auf einer der ersten reformirten Synoden jene Canones geschaffen wurden, deren Urschrift voriges Jahr wiederentdeckt wurde; am Fuße des Berges liegen in Weingärten und reichem Flachland, das mit römischen Alterthümern durchsetzt ist, Csúza und Börösmart. Am östlichen Ende des Gebirges liegt Baranyavár, am westlichen Kis-Köfeg oder Batina; hier setzten ehemals die Heere über, jetzt tauscht ein wichtiger Wechselverkehr die Erzeugnisse von Baranya und Bácska aus. Nördlich liegt im Schatten des Bergzuges, am Ostlaufe der Karasieza, unterhalb des altrömischen Quadrivurgum das Dorf Baán; an der Mündung der Türkenstraße von Esibogat folgt Bodolya und näher der Donau Márók, Darázs, Tsep, wo der gutmüthige Schofake wohnt, mit wenigen Deutschen, Serben und Magyaren freundschaftlich untermischt, die er höchstens auf dem Gebiete der Pferdezucht befehlet. Der Schofake kommt dem Serben zuvor, der Deutsche dem Schofaken und dem Deutschen der Karaneser Magyare.

Ostwärts von der Herrschaft Béklye liegt, mit einem Gipfel bis an Siklós reichend, die ebenfalls sehr ausgedehnte Dárdaer Herrschaft des Fürsten Lippe; ihr Sitz ist Dárda, ein lebhafter kleiner Flecken nahe bei Esseg. Weiter oben hat Fürst Montenuovo seine Herrschaft Kémet-Bóly. Die Bevölkerung beider ist überwiegend deutsch, in ihrem geschlossenen Gebiet trifft man nur hie und da ein serbisch-schofakisches Dorf und nur an den Rändern ein paar magyarische.

Das Baranyaer Komitat gehört, wie ehemals, auch jetzt zu den volkreichsten in Ungarn; es kommen 62 Seelen auf den Kilometer, auf die gesammten 5170 Kilometer also 320.000 Einwohner, von denen sich 170.000 als Magyaren, 110.000 als Deutsche, die Übrigen als Kroaten, Serben und Bosniaken bekennen. Der Religion nach sind 240.000 Römisch-Katholische, 13.000 Griechisch-Orientalische, 13.000 Evangelische und 45.000 Reformirte. Das Komitat ist in sieben Verwaltungsbezirke getheilt: die Gegend des Mecsekgebirges umfaßt die Bezirke von Fünfkirchen, Pécsvárad und Hegyhát,

mit größtentheils magyarischer und römisch-katholischer Bevölkerung. Der Gegend des Sikkó-Billányer Gebirges gehören die Bezirke von Sikkó und Szentlőrinc an, mit gänzlich magyarischer und überwiegend reformirter Bevölkerung. Endlich liegen auf den Ebenen nördlich und südlich des Baranyavár-Niskőfeger Gebirges die Bezirke von Mohács und Dárda, größtentheils mit römisch-katholischen Deutschen, aber auch vielen reformirten Magyaren und griechisch-nichtunirten Serben bevölkert. Diese Bevölkerung betreibt, mit Ausnahme des städtischen Elements, den Ackerbau, ist also Bauernvolk. Eine Herrenklasse von wohlhabenderen Besitzenden ist erst jetzt in Bildung begriffen, da die Türkenstürme während 200 Jahren fast den ganzen mittleren Adel dieses Comitats hinweggewirbelt hatten und, nachdem wieder Ruhe geworden, kaum Jemand lebte, der zurückkehren konnte, wer aber heimkehrte, sein Besitzthum nicht mehr erkannte. So kam es, daß noch vor nicht gar langer Zeit ganz Baranya mit Ausnahme der Kirchen- und Stiftungsgüter, sowie weniger Besitzungen des mittleren Adels, drei großen Herrschaftsfamilien gehörte: dem Erzherzog Karl Ludwig und den Häusern Esterházy und Batthyány; diese Letzten besaßen das Meiste. Die Herrschaften Béklye, Dárda, Szentlőrinc, Sikkó, Újsög, Bóly und Sellye sind lauter 8 bis 15 Meilen große Landgrafschaften aus feudaler Zeit. In den fruchtbaren Bezirken dieser großen Domänen führten die ohnehin anspruchlosen Leibeigenen kein schweres Leben, vollends weiter zurück, vor der Türkenzeit, als dieses Land schon ein Blumengarten war wie heute, aber rings umschlossen von einem Zaune aus Ölzweigen.

Werfen wir noch einen Blick auf die drei Komitate der Mecsekgegend, so wird vor unseren Augen Volk und Geschichte, Gegenwart und Vergangenheit der ganzen Provinz lebendig. Wie überall im Lande, so sind auch hier die fruchtbarsten Gebiete, die Strom- und Bachläufe, die Ebenen am südlichen Fuße der Gebirge, ausschließlich von den Ureigentümern magyarischer Race bewohnt. Sie lieben auch Wald und Weinberge, aber nur, wenn dicht dabei Weizen wächst. Diese Magyaren sind die Urbewohner des Bodens. Sie haben sich zwar durch die heute schon gänzlich magyarisirten Nachkommen der im vorigen Jahrhundert angesiedelten Slovaken vermehrt, in Wahrheit und im großen Ganzen aber können sie als Abkömmlinge der ersten Landeroberer gelten. Wenigstens deutet es auf einen alten und gemeinsamen Ursprung hin, daß längs der drei großen Gewässer der drei Comitate in etwa 150 Gemeinden ungefähr 150.000 Calviner leben, deren Dialect, Tracht und Sitten, trotz aller abweichenden Schattirungen, als identisch erkennbar sind. Diese Gemeinden bestanden größtentheils auch zur Zeit der Türkenkämpfe fort und lebten, obgleich auf dem „Weg der Heere“ gelegen, ihr organisirtes kirchliches Leben weiter; und wenn auch die Zahl der Bewohner gelichtet wurde, füllten sich diese Lücken doch wieder durch Magyaren, die von jenseits der Drau herübersiedelten. Diese nämlich waren keineswegs im slavischen Elemente aufgegangen und verschwunden, und sie flüchteten auch

nicht etwa vor dem Türken hieher (in den Nachen des Türken!), sondern es war der Instinct der Zusammengehörigkeit durch Race und Religion, der sie herüberzog.

Nach den Magyaren sind an Zahl die Deutschen die stärksten; in Somogy wohnen sie zerstreut und nur in wenigen Gemeinden, in Tolna und Baranya dagegen besetzten sie ein fest zusammenhängendes Gebiet auf jenem bandartigen Streifen, der sich zwischen den Meridianen $36^{\circ} 10'$ und $36^{\circ} 20'$ von Simontornya bis Dárda hinabzieht. Sie sind ein sparsamer, fleißiger, fruchtbarer und umfangreicher Schlag, der seinen Boden gut bebaut.

Der stattliche griechisch-orientalische Serbe und der freundliche Schokaze, dieser beste Gevatter des Magyaren, der in jedem Dorfe ein Haus, das heißt einen Bekannten hat, mit dem er in Gastfreundschaft lebt (das römische hospitium), haben sich nach Vertreibung der Türken an der Donau und Drau niedergelassen; sie sind nicht so widerstandsfähig, als es scheint, und wo sie mit anderen Stämmen vermischt leben, nimmt ihre Zahl ab oder sie verschmelzen mit jenen.

Auch die Geschichte der drei Komitate in der Mecsekgegend ist von einem Gesichtspunkte aus einzig. Seit Kupas' Aufstand kannten sie 500 Jahre lang keinen Krieg. In diesem Lande des Friedens fanden, die Alles verloren hatten, ein Salomon, ein Béla der Blinde, ihre Ruhe; Flüchtlingen und Verfolgten, wie auch siegesmüden Königen bot sich Erholung. Ihre treuen Diener, ihre Verwandten belohnten sie hier durch Dotationen und Gespannschaften. Während rings an den Grenzen Deutsche, Čechen und Tataren hausten, im Innern aber aufrührerische Kumanen und Magyaren tobten, ließ hier der Friede Cultur und Wissenschaft gedeihen und das Volk sich mehren.

Schrecklich sollte es sich wenden. Die reichen Ebenen wurden Schlachtfelder, in den Thälern stieß nicht Milch und Honig mehr, sondern Blut, fast zwei Jahrhunderte lang. Die türkische Fluth durchbrach bei Béklye den Damm und theilte sich dort in zwei Arme, die das Land überschwemmten. Von da an „*Hac iter est bellis, quoties fortuna laeessit . . . (Luc.)*“ (Dies ist die Bahn der Kriege, so oft Fortuna uns neidisch).

Die Bahn der Kriege. Schon die Römer haben sie gebahnt; hier zog ihre Straße von Aquincum nach Symium, für die sie unterhalb Béklye's eine stehende Brücke banten. Die Fläche vor dem einstmaligen Brückenkopf heißt beim Volke noch jetzt „Weg der Heere“ (hadak utja) und die noch sichtbaren Spuren der einst 10 Klafter breiten und 10 Klafter hohen Heerstraße heißen „Teufelsweg“ (ördög utja). Zwar nicht auf den Spuren, doch in der Richtung dieser alten Straße ließ Maria Theresia auf 20 Meter breiter Sohle die viereinhalb Kilometer lange und durchschnittlich dreieinhalb Meter hohe Kunststraße erbauen, an deren Ende ein mit den Bildnissen der Königin und Kaiser Josephs geschmückter Inschriftstein steht. Auch Sulleyman ließ hier seine Brücke schlagen, die dann ein ständiger strategischer Punkt der türkischen Angriffe blieb und deren Verbrennung (1660) die größte

Kriegsthat Niklas Brinjis II. war. Auf diesen Weg begab sich von Ofen der unglückliche Ludwig II. mit nicht ganz 3000 Mann, nachdem er den Knechten seine Jagdhunde auf die Seele gebunden: „Gebt gut Acht auf die Jagdhunde, sie sollen zweimal wöchentlich gewaschen werden“. Dies war sein letztes Wort; dann zog er hinab nach Tolna, Szekesö, Mohács, im Jahre 1526, zum 29. August.

Unterwegs zeigen sich, bis zur Schlacht, Zeichen von böser Vorbedeutung. Des Königs Klappe bricht schon am ersten Tag nieder. Später verlangt ein geheimnißvoller Fremder vorgelassen zu werden und läßt sich nicht abweisen. Endlich geben die Hofmeister nach und improvisiren eine Comödie; einer von ihnen empfängt den Fremden, als König. Der Fremde sagt trocken, was er will. „Ich weiß wohl, daß du nicht der bist, als der du dich zeigst, aber sage dem König: wenn es ihm nicht beliebt habe mich zu empfangen, so möge es ihm belieben in der Schlacht zu fallen“. Das Übrige berichtet der türkische Geschichtsschreiber schöner, als die ungarischen Chronisten: „Der fluchwürdige Král, in Wunden besiegt, das Herz brennend im Jener der Schmach, warf sich mit Roß und Rüstung in den Fluß“. Und das Baranyaer Mädchen singt noch schöner:

„König Ludwig fiel von seinem Roß herab,
In des Ezele-Baches Graben ist sein Grab.
Brombeerranken füllen dicht den Ezele-Bach,
Unter ihnen todt liegt Ungarns König, ach!“

Er sank vom Roße; der Rest ist . . . „Brombeerranken.“ Ja wohl! In Ofen und auf dem Nákos, und in Hatvan und bei Mohács. Jedes ist ein Ezele-Bach und „Brombeerranken füllen jeden Ezele-Bach, unter ihnen todt liegt Ungarns König, ach!“



Mohács.



Steinamanger.

Das Eisenburger Comitatz.

Das Eisenburger Comitatz bildet ein unregelmäßiges Dreieck am westlichsten Rande Ungarns. Seine Grenzen sind: im Norden das Ödenburger Comitatz und Niederösterreich, im Osten das Weßpremer, im Süden das Zalaer Comitatz, im Westen Steiermark. Sein Flächeninhalt

beträgt 5.035·31 Quadratkilometer, es nimmt also der Größe nach unter den ungarischen Comitaten die neunzehnte Stelle ein.

Die Bodengestalt ist größtenteils eine gebirgig-wellige, und zwar in drei Gruppen gegliedert. Die eine ist die Berggruppe von Bernstein (Borosnyántó), eine Gruppe der Ungarischen Alpen, die von der Bernsteiner Gegend ausgehend, zwischen den Flüssen Güns und Pinka dahinstreicht und bei Güns mit dem Tház- und dem Kalvarienberge abschließt. Diese Berggruppe wird jedoch in orographischer und geologischer Hinsicht durch den zwischen Góberling (Góborfalva) und Holzschlag (Vágod) eingesenkten tiefen Sattel in zwei Untergruppen von ganz verschiedener Natur getheilt; während nämlich die östliche Hälfte der Berggruppe, die wir das Günser Gebirge nennen dürfen, eine entschieden gratförmige Entwicklung hat, ist der Bernsteiner Theil mehr ein Gruppengebirge ohne Hauptgrat. Die Haupterhebungen dieser Gebirgsgruppe sind der Trottkö (Geschriebenstein), mit 876·2 Meter, die höchste Erhebung jenseits der Donau, dann der Szarvaskö (Hirschenstein) und Tház (altes Haus). Die zweite Gruppe ist die von Güssing (Nemet-Ujvár), zwischen den Flüssen Pinka, Lafnitz und Raab; ihr nördlicher Zweig endet in den Nebenhügeln von Steinamanger. Ihren Mittelpunkt bildet die „Güssinger“ Berggruppe mit dem allein stehenden Kuphegy. Ein zweiter Zweig zieht gegen Kirch-Tibisch (Egyházas-Tüzes), ein dritter gegen Großdorf (Kerepestes), mit dem Vashegy (Eisenberg)

als höchstem Gipfel. Die dritte Berggruppe ist die von Menhaus (Dobra), sie dringt zwischen Menhaus und Kattenbrunn (Was-Hideglut) in das Comitats ein, erfüllt mit einem ihrer Zweige den Bezirk von Olsnitz (Mura-Szombat) und läßt ihre Hauptlinie mit den Hügeln auf dem Plateau des Kameneckberges (Kemenesalja) enden. Ihre höchsten Gipfel sind der Silberberg (Ezisthegy) bei Magasfol und der Katharinaberg (Katalinhegy) bei Permise. Zu den geologischen Merkwürdigkeiten dieses Comitats gehört der Ság, dieser aus weiter Ebene aufragende abgestumpfte Kegele, ein isolirter Vulkan, an dessen Abhängen der treffliche Säger Wein wächst.

Zwischen diese Berge sind amuthige Thäler und auch Ebenen eingebettet, besonders längs der Flüsse Pinka, Mur, Lafnitz und Güns. Eine größere Ebene ist das Kameneck-Plateau (Kemenesalja). Diese zum Theil kieselige, steinige Gegend war zur Zeit der Völkerwanderung von Slovenen bewohnt, in deren Sprache „Kamon“ Stein und „Kamonec“ steinig bedeutet, was nach mancher Meinung den jetzigen Namen der Hochebene erklärt.

Der Hauptfluß des Comitats ist die Raab (Rába), die in Steiermark entspringt, bei Welten (Welske) den Boden des Comitats betritt und diesen bei Marczaltö wieder verläßt. Ihr Lauf ist unbändig und ihr Hochwasser pflegt, namentlich auf den nicht regulirten Strecken, viel Schaden zu stiften. Die seit Jahrhunderten schwebende Frage ihrer Regelung ist zum Theil soeben entschieden worden, indem der untere Lauf bereits geregelt wurde. Die sonstigen größeren Gewässer heißen: Lafnitz, Strem, Pinka, Tauchenbach (Tehérpaták), Perint (Prenten), Güns, Répeze (Rabnitz), Marczal, Zala, Kerkla und Mur; überdies gibt es etwa 90 Bäche, die auch Mühlen und andere Werke treiben. Das Klima des Comitats entspricht im Allgemeinen der geographischen Lage; große Schwankungen verursachen hier keine solchen Störungen wie im Nördl., auch an Regen ist kein Mangel, darum ist die Vegetation allenthalben mannigfaltig und üppig.

Die Bodenfläche des Comitats beträgt 952.593 Catastraljoch mit 990 Quadratflaster. Die Fruchterde längs der Flüsse ist alluvialen Ursprungs und bildet eine tiefe Schichte von mittlerer Gebundenheit; auf der Hochebene ist sie grauer, auf Kies gelagerter, gebundener Thon, der an vielen Stellen nur eine dünne, produktive Schichte besitzt und daher für die Cultur wenig geeignet ist. Im Bezirke von Kis-Czell (Klein-Zell) kommt auch Torfboden vor.

Das Comitats ist übrigens mit allen Gaben der Natur gesegnet. Der östliche Theil bringt eine Menge Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Kartoffeln, Raps, Hanf und Wein hervor. Der westliche ist zwar ärmer an Getreidearten, aber reich an Buchweizen, Hirse, Hauf, Kartoffeln und Rüben. Außer dem wohlentwickelten eigentlichen Feldbau besitzt das Comitats noch eine bedeutende Obstkultur und namentlich mannigfache feinere Äpfel- und Birnenforten. Die Berge liefern auch treffliche Weine, so vor allem den

milden Säger, dann den Günsler, Mohonczer (Rechnitzer), Gözsaer und Kis-Somlyóer, wovon aber nur wenig zur Ausfuhr gelangt. Die Waldbestände sind, obgleich früher viel Raubbau getrieben wurde, noch immer groß und werthvoll. Die herrschende Holzart ist die Fichte. Unter den Laubbäumen kommt die Eiche in größeren Massen vor, dann die Ferreiche und stellenweise die Rothbuche, Weißbuche und Birke. Die Producte der Wälder sind: Eichen, Knoppeln, Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Holzäpfel und Holzbirnen, Pilze, Fenerschwamm, vor Allem aber massenhaftes Werkzeug-, Bau- und Brennholz. Auch das Strenholz ist nicht zu unterschätzen. In manchen Gegenden ist der Wald die einzige Ertragsquelle des Volkes. Eine Hauptbeschäftigung der Landwirthschaft ist noch die Viehzucht. Die Rindviehzucht steht, namentlich seitdem sie durch den landwirthschaftlichen Verein gehoben wurde, in Blüte. Die locale Race ist roth bunt und hat den Gebirgscharakter, wird aber durch Kreuzung mit dem Siementhaler Schlag immer mehr verändert; die Kühe milchen gut und sind gesucht, die Preise halten sich hoch. Auch reine Siementhaler Zucht von bestem Rufe findet sich im Comitat. Die Pferdezucht ist nicht von Belang. Größere Gestüte gibt es keine und der Pferdebestand wird meist nur durch Fohlen von Zugtuten norrischer Rasse vermehrt. Die Schweinezucht kann in Ermanglung von Gemeinweiden keinen stärkeren Aufschwung nehmen, doch verbreitet sich neuerdings die Zucht englischer Mastschweine. Die Schafzucht wird durch das stetige Sinken der Wollpreise eingeschränkt. Größere Mengen von Rammwoll-Schafen finden sich auf dem sogenannten Eszer. Geflügel wird auf jedem Hofe gezüchtet und erzielt in Graz und Wien gute Preise, ohne daß es doch größere Zucht- oder Mastanstalten gäbe. Die Bienezucht gedeiht in einzelnen Gegenden, meist in tragbaren Bienenständen (Körben). Das Jagdgesetz hat auch hier gute Früchte getragen. In den Wäldern bergen sich Hirsche und Rehe, auf den Feldern gibt es reichlich Hasen, Füchse, Dachse und Federwild. Auf einzelnen Herrschaften sind Wildgehege und Fasanerien angelegt. Der Auerhahn nimmt neuestens erfreulich zu. Die kleineren Jagdgebiete sind im Besitze von Einzelnen oder Gesellschaften. Es ist gar keine Seltenheit, daß z. B. nach einem mehr stündigen Treiben auf den Feldern bei Steinamanger 500 bis 600 Hasen auf der Strecke liegen. Die Fischerei ist kaum erwähnenswerth. In den vielen kleinen Gewässern finden sich zwar kleine Fische zum Hausgebrauche, doch greift nur das ärmere Volk danach. Nur die Raab liefert auch größere Fische, sogar für Nachbarmärkte. In den Gebirgsbächen kommen Forellen, in den langsamem Gewässern Krebse vor. Auch das Mineralreich ist ergiebig. In den Bergen wird viel Kalkstein, Kupfererz und Serpentin (bei Bernstein) gefunden. Hier und da zeigt sich Braunkohle. In den Bányaeer Bergen wird auf Antimon geschürft und es wird in Fabriken gereinigt und geschmolzen. Mineralwässer liefern Tarcza (Tahmannsdorf), Sósut (Sulz), Buglóc (Schreibersdorf) und Széchenyi-Ant.

Tarcsa ist ein bekannter Badeort. Das Sósúter Wasser ist dem Gießhübler sehr ähnlich.

Unter den Verkehrsmitteln sind in erster Linie die Eisenbahnen zu erwähnen, und zwar: die Südbahn (Ödenburg—Groß-Kanizsa), die ungarische Staatsbahn (Raab—Graz), die Kis-Ezell—Bobaer Eisenbahn (Stuhlweißenburger Richtung), dann die Flügelbahnen: Boba—Jánosháza bis an die Grenze des Comitats, Güns—Steinamanger, Pinkafeld—Steinamanger, Preßburg—Porpác und (die neueste) Rum—Steinamanger. Staatsstraßen sind: die Budapest—Grazer, Preßburg—Warasdiner und Steinamanger—Pinkafelder Landstraßen. Die 56 Vicinalstraßen haben zusammen die Länge von 977·065 Kilometer.

Was Handel und Gewerbe betrifft, hat sich die Lage des Kleingewerbes seit Jahrzehnten nicht geändert. Kampf ums Dasein, Vegetiren von heute auf morgen, und dies umso mehr, als die meisten Kleingewerbetreibenden wenig Ausdauer und Geschäftsgewißheit besitzen, vielmehr resignirt auf eine Wendung ihres Schicksals warten. Unleugbar aber drückt auch die Großindustrie auf das Kleingewerbe. Die Fabrikindustrie dagegen ist im Aufschwung begriffen. In Steinamanger sind zwei Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen thätig, die ihr Geschäft bis ins Ausland hin betreiben. In Ezehi, Körmend, Güns und Fervár besteht je eine Dampfmühle, Steinamanger hat deren zwei. Güns und Lockenhans haben bemerkenswerthe Tuch- und Kosenfabriken, Pinkafeld bedeutende Kosen-, Loden- und Wollwaarenfabriken. In Steinamanger sieht man noch Essigfabriken und mehrere Ziegeleien mit Ringöfen. Die dortige Lederfabrik konnte in den letzten Jahren einen lebhaften Geschäftsbetrieb aufweisen. Der Handelsminister hat im Jahre 1892 die Errichtung einer Leineinlösungs- und Appreturanstalt in Göri-Szent-Péter angeordnet. In St. Gotthard besteht eine Tabakfabrik, in Sárvár wird eine Zuckerfabrik errichtet. Der Handel beschränkt sich in erster Reihe auf das locale Bedürfniß. Eine bedeutendere Ausfuhr herrscht in Mastvieh und Getreide. Einst wurde die vorzügliche Gerste des Comitats von Branereien stark gekauft. Die Gegend von Ober-Warth treibt recht lebhaften Bretter- und Bauholzhandel. Namhaftere Localmärkte sind: Steinamanger, Körmend, Sárvár, Kis-Ezell; auch Wien und Graz sind stark bezogene Märkte. Fachschulen sind: die staatlich subventionirte Handelsmittelschule in Steinamanger und die dortige Untere Handelsschule. Das Comitats hat zwei Städte mit geordnetem Magistrat (darunter Güns als königliche Freistadt), 8 Großgemeinden, 609 Kleingemeinden, 232 Weiler, 40 Ansiedlungen und 28 Pösten.

Die Zahl der Bevölkerung betrug im Jahre 1869: 331.706, im Jahre 1880: 360.590, im Jahre 1890 390.371; der einundzwanzigjährige Zuwachs beträgt also 58.665 Seelen, somit beinahe 18 Procent, was als günstig zu betrachten ist.

Diese Seelenzahl vertheilt sich nach Nationalitäten folgendermaßen: magyarischer Muttersprache waren 197.389 (50·56 Procent), deutscher Muttersprache 125.526 (32·16 Procent), kroatischer Muttersprache 18.197 (4·60 Procent), wendischer Muttersprache 47.080 (12·55 Procent), der kleine Rest vertheilt sich auf verschiedene, zum Theil ausländische Sprachen. Die nicht magyarisch redende Bevölkerung findet sich in größeren Massen in den südwestlichen, westlichen und nördlichen Theilen des Comitats, die magyarische ist mehr im Osten und Süden verbreitet. So wie jetzt, war auch ehemals die magyarische Bevölkerung zahlreicher als jeder andere Volksstamm. Der Typus der hiesigen Magyaren weist keinerlei Besonderheit auf. Die Männer sind im Allgemeinen mittelgroß oder gedrungen und breitschulterig, doch finden sich in mancher Gegend, so um Ober-Warth, Zván-Egerseg u. s. w. auch hochgewachsene Männer. Die Frauen sind hübsch gewachsen und anmuthig.

Der Religion nach vertheilen sich die 394.306 Einwohner jetzt folgendermaßen: 294.318 Römisch-Katholische, 79.794 Protestanten A. C., 10.337 Reformirte, 9.818 Israelliten, 16 Unitarier, 16 Griechisch-Nichtunirte und 7 Griechisch-Unirte. Die Römisch-Katholischen gehörten früher dem Raaber Bisthum zu, bis Maria Theresia 1777 das von Steinamanger stiftete. Dieses Bisthum wurde aus dem Gebiete des Eisenburger Comitats und kleineren Theilen der Diöcesen Raab, Beszprém und Ugram gebildet. Der Reformation schloß sich auch ein großer Theil des Eisenburger Comitats an, darunter die mächtigsten Magnaten nebst ihren Hörigen. In Gemeinden, wo jetzt kein Protestant mehr lebt, predigten noch zu Ende des XVI. Jahrhunderts protestantische Pastoren. Das Kapitel zu Eisenburg, das jetzt als Eisenburg-Steinamangerer Domkapitel besteht, blühte schon zur Zeit der Arpaden und gehörte zur Raaber Diöcese. Sein Sitz war Eisenburg (Bazvár). Auf Grund des Gesetzes von 1578 überfiedelte es nach Steinamanger, wo bei Begründung des Bisthums die Zahl der Domherren auf 6 erhöht und auch sein Vermögen vermehrt wurde. Die Evangelischen sind in drei Seniorate eingetheilt, die Reformirten haben nur ein Seniorat, beide gehören zu ihrem Kirchensprengel jenseits der Donau. Die Unitarier sind der Budapester Mutterkirche zugetheilt. Die Israelliten gehören zum 8. Bezirk der Landes-Organisation.

Die Gerichtspflege des Comitats gehört jetzt zum Gebiete der Raaber königlichen Tafel. Der Sitz seines Gerichtshofes ist Steinamanger und es hat 10 Bezirksgerichte, die, mit Ausnahme des in Steinamanger befindlichen, auch in Grundbuchsangelegenheiten mit richterlichem Wirkungskreis ausgestattet sind. Sein Preßgericht befindet sich in Raab. Königliche Notare gibt es im Comitate sechs. Eine Advocatenkammer hat ihren Sitz in Steinamanger. Das Wappen des Comitats ist eine mit Zinnen und Schießscharten versehene Festungsmauer, auf der ein Vogel Strauß ein Stahlbündel im Schnabel hält.

Die Eisenburger Magyaren sind an ihrem Dialect leicht zu erkennen. Die Leute des Hegyhát (Bergrücken), der das Gebiet des Bezirkes von Eisenburg bildet, haben viel Gemeinsames mit denen des benachbarten Gösej, und weil Manche die Gösejer für Palóczen halten, soll dies auch von den Hegyháttern gelten. Aber auch anderwärts ist die Sprache des gewöhnlichen Volkes eigenthümlich, namentlich in Steinamanger und Umgebung.

Wie anderswo, so hat auch hier das Volk seine hundertjährigen Gebräuche, und diese finden sich fast überall im Comitats. Am 1. Mai stellt, besonders in den deutschen Gegenden, der verliebte Burische einen „Maibaum“ vor das Fenster seines Liebchens. Zu und um Steinamanger versammeln sich am Abend vor St. Johannistag Burische und Lehrjungen am Stadt- oder Dorfsende und zünden Birkenbesen an. Den brennenden Bund schwenken sie umher und werfen ihn in die Luft, so hoch sie können. Das sind die Johannisfeuer. Die gute Hauswirthin trachtet sich einen solchen Besenstrunk zu verschaffen, um ihn in ihr Krautfeld zu stecken. Davon wird ihre Krauternte reich. Am Andreastag fastet das Mädchen, denn dann erscheint ihr im Traume ihr Zukünftiger. Anfangs December kommt besen- und kettenbewehrt Nicolo zu den Kindern, den guten bringt er im Schnappfack Nüsse mit. Zu Weihnachten verkünden die heiligen drei Könige die Ankunft des Jesukindleins, am Fest der unschuldigen Kindlein aber schlägt man einander mit der Karbatzche, was vor Krankheit und Ungemach bewahrt. Am Sylvesterabend haben die Mädchen alle Hände voll zu thun. Überall wird Blei gesucht und gegossen. Aus den Formen, die es im Wasser annimmt, prophezeit man, wie und wer der Bräutigam sein wird, ob der nächste Fasching eine Hochzeit bringt, ob und wie viel neue Kleider das Dirnlein im neuen Jahre kriegt; ob die Eltern es auf den Ball führen werden u. s. w. Am Faschings Ende ist es vielfach Sitte, daß die Burischen nachts den gar zu wählerischen Mädchen, die im Fasching nicht unter die Haube gekommen, einen großen Klotz an die Thüre hängen. Dies ist das sogenannte „Klotzaufziehen“, das die schwierige Maid mürrbe macht, so daß sie in Zukunft solche Schmach zu vermeiden trachtet.

Das Eisenburger Comitats ist ein Theil der römischen Provinz Pannonien (Ober-Pannonien) und hat an deren Geschichte theilgenommen. An Römerspuren ist kein Mangel und das Comitats ist eine wahre archäologische Fundgrube für jene Zeit. Die älteren Funde sind im Ungarischen Nationalmuseum, die jüngeren in der Antiquitätenammlung des Eisenburger Comitats aufbewahrt. Von diesen sind zu erwähnen die im Lande sonst seltenen altchristlichen Grabinschriften mit dem Monogramm Christi, welche die Verbreitung des Christenthums in dieser Gegend im IV. Jahrhundert bezeugen. Nach den Römern kamen die Hunnen, aus deren Zeit, beziehungsweise aus der Zeit der Völkerwanderung, auf Puzta Potyi in der Nähe von Eisenburg (1877) Schwerter gothischen Ursprunges

und andere Gegenstände gefunden wurden. Als die Magyaren ins Land kamen und das Königreich Ungarn gründeten, wurde das Comitatz, als Grenzregion, der Schauplatz zahlreicher Kämpfe, die sie gegen die Deutschen bestanden. Seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts folgten dann die türkischen Einfälle, das XVII. Jahrhundert hindurch und zu Beginn des XVIII. die Wirren der Bocskay, Gabriel Bethlen und Rákóczy. Mit dem Sztamárer Frieden brach eine Zeit ruhigerer Entwicklung an. Das Jahr 1774 brachte ein Ereigniß auf dem Gebiete des Comitatzlebens; damals begann der Bau des jetzigen Comitatzhauses, das schon 1779 unter Dach gebracht war. Früher hatte das Comitatz seine Sitzungen in der Festung zu Steinamanger, dann in Miethhäusern abgehalten. Die Agitation aber, dem Comitatz sein eigenes Sitzungshaus zu schaffen, hatte schon 1641 begonnen. Im Jahre 1797 versammelte sich die adelige Insurrection im Lager bei Steinamanger und der Anblick der kriegerischen Jünglinge begeisterte Daniel Verzsenyi, den gekrönten Dichter des Comitatzs, zu einer herrlichen Ode. Die gegen die Franzosen aufgebotene adelige Insurrection im Jahre 1809 gab dem hiesigen Adel neue Gelegenheit, seine kriegerische Begeisterung zu bethätigen. Die neuere verfassungsmäßige Epoche ist auf allen Gebieten die Zeit der patriotischen Arbeit und des Fortschritts. Dieser Thätigkeit dankt das Comitatz die Vermehrung der Verkehrsmittel, die Entwicklung von Handel und Gewerbe, die Errichtung seines Waisenhauses, der Kinderbewahranstalten, seines Casinos und Theaters zu Steinamanger. Auch der landwirthschaftliche Verein des Comitatzs erwachte zu neuem Leben und fördert seither mit Eifer und Erfolg die Interessen der Landwirths.

Nach dieser allgemeinen Schilderung des Comitatzs gehen wir auf die Einzelheiten über, und zwar zunächst auf Steinamanger und seine Umgebung.

Steinamanger (Szombathely) hieß bei den Römern Savaria, woraus später Sabaria wurde. Das deutsche Stein-am-Anger soll wahrscheinlich eine aus der Ebene aufsteigende steinerne Burg bezeichnen oder knüpft sich an die Ruinen und Steine, die im Gefilde verstreut lagen, nachdem die Hunnen oder ein Erdbeben die Stadt zerstört hatten. Der ungarische Name dürfte am wahrscheinlichsten damit zusammen hängen, daß in alter Zeit die Märkte statt am Sonntag, am Samstag (szombat) an diesem Orte (hely) abgehalten wurden. Steinamanger gehörte den Bischöfen von Raab, im Jahre 1407 erhielt es vom Bischof Johann einen Freibrief, der auch von dessen Nachfolgern wiederholt bestätigt und erweitert wurde. Allein die Raaber Bischöfe erfreuten sich nicht immer des friedlichen Besitzes von Steinamanger, vielmehr genossen im Laufe des XVI. Jahrhunderts auch Peter Bakich, Franz Nádasdy und die Familie Révay die Benefizien der dortigen Burg. Von den Révay erwarb sie im Jahre 1554 der Raaber Bischof Paul Gregoriancz zurück. Im Jahre 1579 tagte in der Stadt ein Diöcesan-Concil, das die Beschlüsse des Tridentiner Concils verkündete. 1638 verließ Georg Draskovich junior, Bischof von Raab,

die bei Steinamanger gelegene Kirche von St. Martin nebst allen ihren Benefizien dem Dominicanerorden. Während der Kämpfe des XVII. Jahrhunderts wurde Steinamanger durch die Schaaren des Fürsten Bocskay zerstört. 1710 wurde es durch eine furchtbare Pest und bald darauf durch häufige Feuersbrünste verheert. Die Begründung seiner Schulen dankte es (1776) dem Raaber Bischof Franz Zichy, der hier ein vierklassiges Gymnasium errichtete; es wuchs bald auf sechs Classen und wurde später mit dem Lyceum vereinigt. Noch im vorigen Jahrhundert hatte die Stadt eine feste Burg und war mit einem Manerring umgeben, dessen fünf Thore in die Gyöngyös-, Köfegi- (Günser), Forró-, Kis- und Nagy-Kar-Gasse mündeten. Das jetzige Steinamanger steht sozusagen auf den Trümmern des alten Sabaria und dehnt sich größtentheils zwischen den Bächen Güns und Prenten aus. Seine Lage ist reizend. Im Westen von mäßig hohen Rebenhügeln umfaßt, hat es im Osten den Blick über die blühende Ebene. Ringsum locken schattige Baumgänge zum Spaziergang. Auch an Ausflugsorten fehlt es nicht. Im Norden bilden die Günser Berge einen schönen Hintergrund. Die Einwohnerzahl beträgt sammt dem Militär 17.129; meist Römisch-Katholische. Unter den hervorragenden Gebäuden steht die monumentale Domkirche voran. Sie hat eine prächtig gewölbte Kuppel, von Meisterhand gemalte Deckenfresken und Altarbilder, auch eine große Orgel. Sie steht an der Westseite der Stadt, zwischen dem Seminar und dem bischöflichen Palais. Ihre Rückseite verdeckt das Asyl der invaliden Geistlichen. Die auf einem breiten Platz stehende Fassade ist im Erdgeschoß, wie im oberen Stockwerk durch eine Säulenreihe gegliedert. Die Kirche ist in Kreuzform angelegt und ihre Wände sind mit rothem Stuckmarmor belegt. Längs dieser Wände erheben sich auf etwa anderthalb Meter hohen Sockeln Reihen korinthischer Säulen aus dem nämlichen Material. Der Hochaltar hat echte Marmorsäulen. Die Capitäle und Basen der Säulen sind reich vergoldet. Ihre Restaurirung ist soeben im Zuge. Die Kirche enthält zehn Altäre. Das Bild am St. Stephansaltar ist ein Meisterwerk Dorfmeisters. Auf einem anderen Altare steht ein Glasfarg mit den Reliquien des heiligen Placidus. Auch eine Partikel des heiligen Kreuzes, ein Geschenk des Cardinalbischofs Herzan, wird in der Kirche verwahrt. Im Chore, dem bischöflichen Stuhle gegenüber, hängt die Bekehrung Pauli, ein vorzügliches Gemälde von Ricci. Es heißt, die Franzosen hätten es, als sie 1809 in der Stadt waren, mitnehmen wollen und nur auf inständiges Bitten zurückgelassen. Der Bau der Kirche wurde 1791 durch den in Rom erzogenen Bischof Szily begonnen, die innere Ausstattung 1821 durch Leopold Somogyi beendet. Hier produzirte im Jahre 1880 Adolf Runc, Prälat von Csorna, damals Professor zu Steinamanger, bei Gelegenheit des in dieser Stadt abgehaltenen ungarischen Naturforschertages, den Foucault'schen Pendelbeweis für die Rotation der Erde.

Ein bemerkenswerthes Gebäude ist ferner das bischöfliche Palais, gleichfalls durch den ersten Bischof Johann Szily errichtet. Es enthält eine heilige Familie aus der Schule Luca Giordanos und ein Zimmer mit Geschichten aus dem Leben St. Pauls von Dorfmeister. Stattliche Bauten sind das Comitatshaus, das Rathhaus, das neben diesem



Die Domkirche in Steinamanger.

befindliche kleine, aber hübsche Theater (1881 eröffnet), das zweistöckige neue Obergymnasium, mit entsprechender Ausstattung und reichem Museum, ein durch die Prämonstratenjer von Esorna, die es auch mit Professoren versehen, unter Beihilfe des Comitats und der Stadt errichtetes Institut. Neuere Gebäude sind: das Comitats-Waisenhaus, der Justizpalast nebst Gefängniß, die nach dem Pavillonssystem angelegte Cavallerie-Kaserne,

der schöne zweithürnige israelitische Tempel, das Casino mit seinem orientalischen Dach u. s. w. Am westlichen Ende der Stadt gruppieren sich die eleganten Villen der Neuzeit zu einem schönen Bilde. Die romantisch gelegene „Eulenburg“ am Ende der Stadt ist 1851 erbaut. Der schönste öffentliche Platz Steinamangers ist der Széchenyi-Platz, ein durch die Hauptkirche, das bischöfliche Palais, Comitatshaus, Stadthaus, Theater und ein zweistöckiges Privathaus gebildetes Viereck, wo in einer bereits parkirten Abtheilung das Standbild des Dichters Verzevnyi errichtet werden soll. Der eigentliche Hauptplatz aber ist der Balthasar Horvát-Platz, so benannt nach dem in Steinamanger geborenen ehemaligen Justizminister. Neueren Ursprungs ist der Batthyány-Platz im östlichen Stadttheil, ein zumeist von hübschen stockhohen Privathäusern gebildetes Viereck. Zwei neue Straßen wurden voriges Jahr in der Richtung des Bahnhofes angelegt; nach ihrem Ausbau werden sie das Bild der Stadt wesentlich heben. In einer derselben wird soeben das ansehnliche Gebäude der Eisenbahnverwaltung aufgeführt.

Steinamanger ist Sitz des Comitats, des Bisthums und des Eisenburg-Steinamangerer Domkapitels. Es hat einen königlichen Gerichtshof, ein königliches Bezirksgericht, ein Grundbuchamt, eine Staatsanwaltschaft, ein Stuhlrichteramt, eine Finanzdirection, Steuer-, Forst-, Culturingenieur-, Telegraphenamt und zwei Postämter, eine Advokaten- und Notariatskammer. Seine Schulen sind: das römisch-katholische Priesterseminar, das Obergymnasium, die Handelsschule, die Bürgerschule für Mädchen, die städtische gemeinsame und die bischöfliche Elementarschule, die Gewerbeschule, Kinderbewahranstalt und Turnhalle. Auch eine öffentliche Stadtbibliothek ist vorhanden. Unter den Privatbibliotheken ist die schön und zweckmäßig eingerichtete des Seminars sehr beachtenswerth; sie besitzt nicht nur kostbare, sondern auch seltene Exemplare und Incunabeln. Die bischöfliche Bibliothek hat neun Incunabeln. Das Archiv des Domkapitels enthält mehrere Urkunden aus der Arpádenzeit. Die zweckmäßige Neuordnung des Comitatsarchivs wurde in jüngster Zeit durchgeführt. Die Protokolle beginnen mit dem Jahre 1595, die früheren sind verbrannt. Es enthält interessante Urkunden und auch die genaue photographische Copie des Diploms über die Königswahl Stefan Báthorys durch die polnischen Stände (1575). Das städtische Archiv ist 1605 in Güßing, wohin es zu größerer Sicherheit übertragen worden, verbrannt. Die Protokolle der Stadt beginnen 1606. Das Archiv der Dominicaner enthält Daten über die Familien Batthyány und Erdödy, sowie über Ordensangelegenheiten. Die erste Buchdruckerei in Steinamanger wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Ödenburger Buchdrucker Anton Sies errichtet; ihr dankt man die erste Ausgabe (1794) von Clemens Mikes' classischen „Briefen aus der Türkei“. Jetzt gibt es in der Stadt fünf Druckereien, in denen sechs Localblätter erscheinen. Im ganzen Comitats bestehen 11 Buchdruckereien, abgesehen von den kleinen

Handpressen, und 13 Zeitungen. Auch das Vereinswesen ist sehr lebhaft; wir erwähnen hier nur den archäologischen Verein, mit einer Sammlung von Alterthümern im bischöflichen Palais, die auch von ausländischen Gelehrten oft besucht wird. Zahlreich sind die Humanitäts- und Wohlthätigkeitsanstalten. Unter den Fabriken finden wir: zwei für landwirthschaftliche Maschinen, mehrere Ziegeleien, Cement-, Seifenfabriken u. s. w. Steinamanger ist der Mittelpunkt der Comitats-Eisenbahnen. Der Sprache nach war die Bevölkerung vor 40 Jahren noch gemischt, jetzt ist sie fast durchaus magyarisch. Ihr Kern besteht aus Gewerbs- und Kaufleuten, zum kleineren Theil aus Ackerbauern.

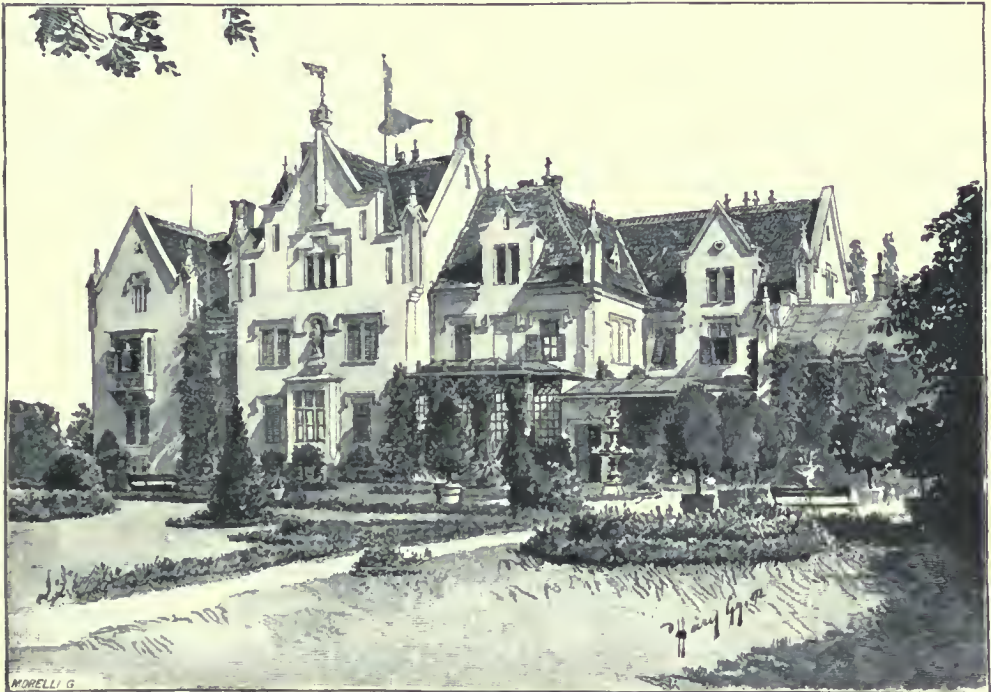
Einer der anziehendsten Theile des Bezirkes von Steinamanger ist die Gegend längs der Güns von Apáti bis Szécsény, eine mit Gainen und Parks geschmückte Strecke von 30—40 Kilometer, wo sich Dorf an Dorf reiht. Das Gelände des Günsflusses (Gyöngyhöz), wo die Schloßparks von Gyöngyhöz-Apáti, Herény, Rámon, Szöllös, Bogát, Heiligenkreuz (Szent-Kereßt), Ubbendorf (Szent-Lőrincz) und Bakófa grünen, gleicht einem anmuthigen Garten. Das Schloß zu Bogát enthält 52, mit modernem Geschmack eingerichtete und mit Familienporträts geschmückte Zimmer; es gehört jetzt dem Grafen Coloman Festetics. Nahe bei Steinamanger sollen in Narein (Nárai) Kaiser Nero (villa Neronis), in Söpte Kaiser Septimius, in Herény der Patrizier Herennius Landhäuser besessen und diesen Gemeinden ihre Namen hinterlassen haben. In Herény befindet sich jetzt eine Sternwarte der Brüder Gothard. Die erwähnenswerthen Ortschaften des Bezirkes sind folgende: Gyöngyhöz-Apáti, im XVI. Jahrhundert Besitz der (bereits erloschenen) Familie Chemetey, später der Familie Széchenyi. Zaák, ehemals Abtei des Benedictinerordens; seine berühmte Kirche aus der Árpádenzeit, Mitte des XIII. Jahrhunderts (1256 geweiht), wurde in diesem Bande bereits in Wort und Bild geschildert. Als Soleyman von Steinamanger abzog (1532), zerstörte er auch Zaák. Später ging die Abtei in weltliche Hände über. Die Familie Erdödy theilte deren Güter in zwei Theile, aus deren einem sie die Abtei von Peczöl bildete. In Eberan (Monyorókerék) erbaute die Familie Ellerbach im XIV. Jahrhundert ein Paulinerkloster, das keine Spur hinterlassen hat. Von Monyorókerék haben die Erdödy ihr Prädikat. Am Ende des XVI. Jahrhunderts ist Georg Zrinyi Herr von Eberan, wie auch von Rothenthurm (Börösvár) und Weppendorf (Vép), die jetzt auch Erdödy'scher Besitz sind. In Pernau (Pernó) hatten die Cistercienser ein Kloster, das durch Ban Gsepán zu Anfang des XIII. Jahrhunderts gegründet wurde. Es gehörte eine Zeit lang zur Abtei von St. Gotthard, ging aber 1643 an die Jesuiten von Ödenburg über. Der Name Pernau oder Bärenan läßt darauf schließen, daß in den dortigen dichten Wäldern einst Bären hausten. Meszken ist eine Compossessoratsgemeinde. Mesád ist Besitzthum der Szegedy. In Weppendorf (Vép) bewundert man Schloß und Park der Familie Erdödy. Unweit liegt Biding (Böd),

dann Vát, einst Nádasdy'scher Besitz; nahe dabei die Kapelle von Heiligenbrunn (Szent-Kút), im vorigen Jahrhundert ein berühmter Wallfahrtsort mit Kloster. Der Kronhüter Graf Thomas Nádasdy hatte hier im Jahre 1734 den Serviten Kirche und Kloster gebaut, die jedoch 1788 eingingen.

Der Günsfluß durchschneidet den Bezirk. Östlich von ihm liegt Ebene, westlich welliges Hügelland. Die höchste Erhebung ist der Vashegy (Eisenberg). Die Gewässer heißen Güns (Gyöngyhöz), Prenten (Perint), Pinka u. s. f. Die Bevölkerung ist überwiegend magyarisch.

An den Bezirk von Steinamanger stößt im Osten der Bezirk von Sárvár. Der Hauptort desselben, Sárvár, gehörte zu Anfang des XVI. Jahrhunderts der steinreichen Familie Kanizsaj. Ursula Kanizsaj verlobte sich im Jahre 1532 mit dem Grafen Thomas Nádasdy, Banus von Croatien, Index Curia und späteren Palatin, der dann sämtliche Güter der im Mannesstamm erloschenen Familie Kanizsaj, darunter auch Sárvár, in Besitz nahm. Er gründete in Sárvár, gleich nachdem er sich dort niedergelassen, mit großen Kosten eine Schule, die aus Elementarschule und Gymnasium bestand. Im Jahre 1536 errichtete er dajelbst eine treffliche Buchdruckerei, deren Leiter Benedikt Abádi war. Hier wurde auf ungarischem Boden das erste Buch über ungarische Philologie gedruckt, und zwar die ungarische Grammatik des Johann Erdösi-Sylvester mit lateinischem Titel und Text. Von den Nádasdy ging Sárvár an die verwandten Draskovich über. Dann hatten es die „gennessischen Herren“ (Pallavicini) in Pacht, dann kamen die Szily und Erzherzog Franz von Este, Herzog von Modena. Die jetzige Eigenthümerin ist Erzherzogin Maria Theresia, Gemalin des Prinzen Ludwig von Baiern. Historisch berühmt ist die alte Burg von Sárvár, die ursprünglich auf Pfählen erbaut, durch Thomas Nádasdy um die Mitte des XVI. Jahrhunderts wesentlich umgestaltet wurde. Sein Sohn Franz begann 1588 den Umbau der Wälle, die größtentheils noch bestehen, in Steinmaterial; Franzens Sohn Paul führte diese Arbeit zu Ende, was eine Wandinschrift im Burghofe, rechts neben dem Thore, noch jetzt bezeugt. Links neben dem Thore aber berichtet eine zweite Tafel, daß Erzherzog Ferdinand im Jahre 1803 die Burg erworben und die Absicht gehabt, sie wieder herzustellen, wie auch die umgebenden Sümpfe abzuleiten, hieran jedoch durch den Tod verhindert worden sei, worauf sein Sohn Franz das Werk durchgeführt habe. Höchst bemerkenswerth ist der Ehrensaal der Burg, mit interessanten Malereien an Decke und Wänden. Dieser im Oberstock befindliche Saal ist ein längliches Viereck, geräumig und hoch, mit kuppelartigem Dach. Die Deckengemälde behandeln die Schlachten bei Totis, (1597), Ofen (1602), Beßprém (1596), Pápa (1597), Raab (1598), Kanizja (1602) und in der Mitte Sissak (1593). Jedem Bilde ist die lateinische Benennung der Schlacht, nebst Jahreszahl beigefügt. Der Maler ist unbekannt. Schwerlich ist es Stefan Dorfmeister, der im Jahre 1769 die trefflichen biblischen Gemälde an den vier Wänden herstellte,

nicht ohne dies an einem derselben schriftlich zu vermerken. Die biblischen Gemälde stehen an künstlerischem Werth weit über den Schlachtenbildern, sie sind groß und noch ziemlich wohl erhalten. Sie bilden folgende Reihe: Judith enthanptet Holofernes, David besiegt Goliath, Delila und Samson, Opfer Abrahams, Esther, Saul zum König gesalbt, und noch drei, jedenfalls auch biblische Scenen. In diesem Saale empfängt der Prinz, wenn er zu Sárvár weilt, die Besuche und gibt seine Diners. Auch „Eisenburger Comitatzbälle“ sind darin



Das Schloß zu Bogát.

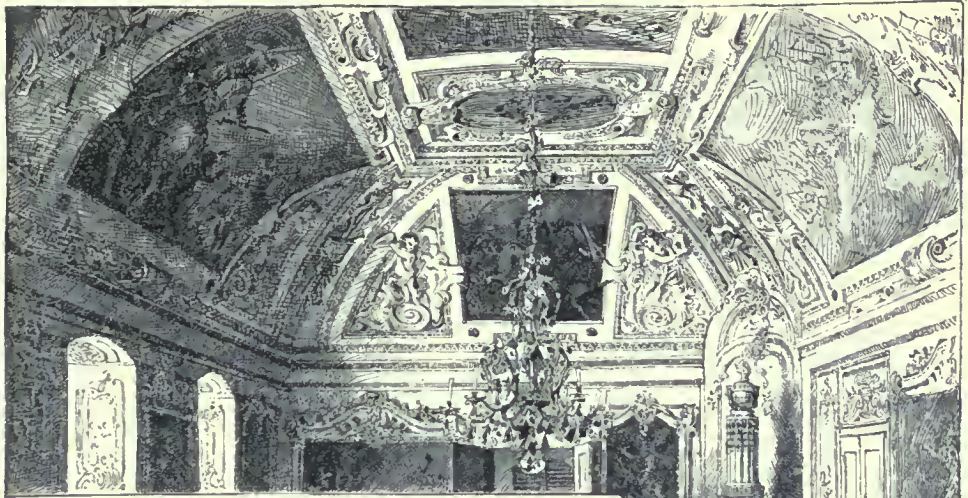
schon wiederholt gehalten worden. Eine Treppe führt von hier in den Thurm und eine Thüre nach der Flucht hoher und geräumiger Zimmer.

Die Großgemeinde Sárvár ist der Hauptort des nach ihr benannten Bezirkes und zählt nebst den mit ihr verbundenen Gemeinden Péntekfaln, Tizenháromváros und Bármellék 4.954 Einwohner. Die alte Burg steht in einem Garten, der zum Theil der Obstkultur dient. Ein Nonnenkloster hat eine Töchter-Erziehungsanstalt und Knabenschule. Der Ort hat ein Bezirksgericht, ein Stuhlrichteramt und einen öffentlichen Notar. Die Einwohner sind Ackerbauer, Gewerbetreibende und Kaufleute. Auch die Pferdezuucht, Molkerei und ansehnliche Käseerei der Herrschaft befinden sich hier. Die Güns ergießt sich bei Sárvár in die Naab.

Sieben Kilometer südlich liegt Ikervár, an der Raab, mit schönem Schloß und Park, einst Besizthum des Grafen Ludwig Batthyány, Präsidenten des ersten ungarischen verantwortlichen Ministeriums. Früher war auch Ikervár Nádasdy'scher, dann Draškovich'scher Besiz. Den Batthyány fiel es im XVIII. Jahrhundert zu. Damals stand nur eine einfache adelige Curie, erst Ludwig Batthyány ließ (1845—1848) durch die Architekten Nbl und Pollát das Schloß erbauen. Es enthält 37 Zimmer und eine große Halle, alles zu vollster Bequemlichkeit eingerichtet. In der Halle hängen die Ölbildnisse Ludwig Batthyány's und seiner Gemalin Antonia Zichy; die Zimmer haben Möbel im Renaissancestil und an den Wänden wieder Familienporträts. In der Schatzkammer befinden sich werthvolle Ringe aus der Zeit König Matthias I., außerdem eine alte silberne Schlüssel nebst Becher, die bei Kindstaufen in der Familie benützt werden. Die Bibliothek zählt 6000 Bände. Der Park ist 280 Joch groß und von der Raab durchströmt, über die eine Brücke führt. Im inneren Park steht das Schloß mit den Glashäusern; im äußeren Park, der auch einen fünf Joch großen Fischteich enthält, gibt es Dammwild, wilde Truthühner und Fasanen. Der jezige Besizer des Schloßes ist Graf Ludwig Batthyány, Gouverneur von Fünne.

Erwähnenswert sind noch: Als=Szeleste, einst Stammsiz der Familie Ladislans Szelesteis, des Lyrikers, jezt Besizthum des Ackerbauaministers Grafen Andreas Festetics. Guár gab der Familie Guáry ihren Namen. Um Hegyfa lu wächst der schönste Weizen des Comitats. In Répce=Lak steht das schöne Schloß des gewesenen Obergespans Coloman Radó. Porpác z ist Endstation der Preßburg=Steinamangerer Bahnlinie. Der Bezirk hat größtentheils ebenen Boden, der östliche Theil ist Hochebene und dem sogenannten Kemenesalja zugehörig. Auf diesem Plateau liegt ein Theil des großen „Wolfswaldes“ (Farkaserdő). Die Gewässer heißen: Raab, Répce (Rabnitz), Güns, Herpenyő u. s. w. Die Bevölkerung ist magyarisch.

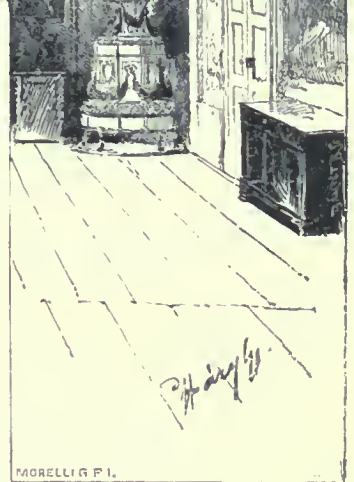
Nordöstlich vom Sárvárer Bezirk liegt der Bezirk Kis=Czell mit gleichnamigem Hauptort. Dieser Bezirk grenzt an das Veszprémer Comit. Er besteht größtentheils aus Ebene, und zwar aus der Hochebene von Kemenesalja. Die einzelnen Theile sind der Eser und das Plateau von Sömjén. Ein Theil des Wolfswaldes zieht auch hier herüber. Einer seiner Merkwürdigkeiten ist der weinberühmte Säger Berg. Die bemerkenswerthen Ortshaf ten sind: Hegyész-Kis-Somlyó, am Fuße eines gleichfalls isolirten Bergkegels, welcher guten Wein spendet. Egyházas-Hetye ist Geburtsort Daniel Berzsenyis, Boba Ausgangspunkt der Boba-Süme ger Eisenbahn, János háza eine Großgemeinde. In Pápoez gründete (1365) Margaretha Gelsei-Chap, Witwe des Paul Magyar, eine Probstei und ein Augustinerpriorat, das im Jahre 1779 theils zum E denburger, theils zum Eisenburg=Steinamangerer Domkapitel geschlagen wurde. Dstfi=Níjzonyfa ist



Prunksaal im Schloß zu Sárovar.

Stammsiß der Familie Ostffy; die Trümmer seiner Burg waren noch vor 70 Jahren zu sehen. In Kis-Czell (Klein-Zell) steht das alte Benediktinerkloster, das mit der durch Béla II. oder III. gestifteten Dömölker Abtei identisch sein soll — ein alter Wallfahrtsort. Die Einwohner des Bezirkes sind Magyaren.

Die Bezirke von Sárovar und Kis-Czell stoßen im Süden an den Eisenburger Bezirk. Sein Hauptort ist Eisenburg (Vasvár), einst Burg und königliche Stadt. Ohne Zweifel war schon unter König Stefan dem Heiligen Eisenburg (Castrum ferreum) Sitz des Comitats; daher auch dessen Name (Comitatus castri ferrei). Wann es aufhörte Comitatssiß zu sein, ist ungewiß. Wahrscheinlich ist das Comitat gleichzeitig mit dem Domkapitel nach Steinamanger übersiedelt, wo nachweislich schon im Jahre 1595 eine Comitatsversammlung stattfand. Die alte Burg ist spurlos verschwunden. Hier wurde nach der Schlacht bei St. Gotthard (1664) der berühmte „Eisenburger Friede“ mit den Türken geschlossen. Jetzt zählt der Ort 3.025 Einwohner. Kloster und Kirche der Dominicaner sollen von Béla IV. gegründet worden sein, wurden aber von den Türken zerstört und 1687 durch Primas Georg Széchenyi wiederhergestellt. Über dem Kirchenthore sieht man das Wappen Matthias I. Die Hauptgrundbesitzer sind Graf Tassilo Festetics, das Eisenburg-Steinamangerer Domkapitel und der Dominicanerorden. Unter den Ortschaften des Bezirkes sind zu erwähnen: Nába-Hidvég an der Raab; Molnári, den Festetics gehörig,



MORELLI G. P. I.

mit Schloß; Gösfä, mit einem Wein, der dem Schomlauer gleichkommt; Rum, Wiege des Geschlechts der Rummy; Baltavár mit Schloß und Park; Györvár an der Straße nach Zala-Egerfeg, ein Kurngen-Schlachtfeld; Egervár, die Stammburg der Egervár, wo zur Zeit Franz Rákóczys II. der in der Schlacht bei Györvár (7. November 1707) gefangene General Hannibal Heister verwahrt wurde. Nicht zu vergessen ist das prächtige und behaglich eingerichtete Schloß zu Mikosb, neuerdings durch die Familie Mikos erbaut. Der Bezirk ist reich an Wäldern und Weinbergen. Ein Theil ist flach, das Meiste aber hügelig und daher Hegyhát (Bergrücken) genannt.

Etwa 17 Kilometer südwestlich von Eisenburg liegt der Hauptort des Körmender Bezirks, Körmend, an der Raab, mit 5.334 Einwohnern, Dampfmaschine, Bierbrauerei, Sparkasse und Honvédkaserne. Das im Biereck gebaute Schloß gehört zum fürstlich Batthyány'schen Fideicommiss und enthält ein werthvolles Archiv, eine Antiquitäten-sammlung und im Parke Statuen von Kunstwerth. Körmend war vor 1595 im Besitz von Thomas und Peter Erdödy, seither in dem der Brüder Johann, Ladislaus und Paul Joo von Kasaháza. Zackerdorf (Csákány) liegt gleichfalls an der Raab; es gehört den Grafen Batthyány. In Iváncz wurde 1766 der ungarische Philolog Franz Krefneritz geboren, von dem ein werthvolles ungarisches Wörterbuch herrührt. Die Familie Sigray hat hier eine Besizung und Schloß. Südlich von Zackerdorf erstreckt sich, theils im Körmender, theils im St. Gottharder Bezirk, das Hügelgebiet des Örség, eine Specialität des Comitats. Das Örség, im südwestlichen Theile desselben gelegen, ist ein von Ost zu West 19-22 Kilometer langes und von Nord zu Süd 12-25 Kilometer breites Gebiet, das 18 magyarische Gemeinden umfaßt. In alten Urkunden kommt es als „Örség“, „Örséger Land“, als „peculium“ der heiligen Krone vor und wird schon von König Matthias I. als „adeliger Bezirk“ bezeichnet. Einst bildete es ein besonderes kleines Comitat im Comit, insofern es eigene Obrigkeiten und Statuten besaß; die 18 Gemeinden machten ein Verwaltungsgebiet für sich aus und anerkannten das Comit nur in gewissen Fällen als vorgesetzte Behörde. Die höchste obrigkeitliche Person hieß „örnagy“ oder „ispán“. Unter dem örnagy standen die von den 18 Gemeinden gewählten 12 Stuhlgeschwornen und bildeten mit ihm die Gerichts- und Verwaltungsbehörde des Örség. Die Bevölkerung des Örség leistete einst Grenzdienste und hatte deshalb eine militärische Organisation. Die Gemeinden sind in einer Urkunde Ladislaus IV. folgendermaßen angeführt: Öri-Szent-Péter (einst befestigter Hauptort des Örség), Ispáng, Kúlsö-Rákos, Zakmer (Zaknyér), Belső-Rákos, Bankaf, Szata, Kerkás-Kápolna, Bajánháza, Senyeháza, Dávidháza, Kotormán, Hodos, Kapornak, Kercza, Szomoróc und Bükfalja. Als solches privilegiertes Gebiet besteht aber gegenwärtig das Örség nur noch dem Namen nach. Die Bevölkerung des Bezirkes ist magyarisch, doch kommen auch Deutsche und Kroaten vor.

Südwestlich vom Körmender Bezirke, im südlichen Zipfel des Comitats, liegt der Olsnizer Bezirk mit größtentheils wendischen Bewohnern. Hauptort ist Olsnitz (Murašombat), am Lendvabach, mit Schloß des Grafen Géza Szapáry. Es hat 2.139 Einwohner, Staatschule, Sparcasse und eine Wachholderbranntweinbrennerei. Schlösser gibt es noch in Batthyányfalva (Raficsán) auf der Batthyány'schen und in Ober-Limbach (Felső Lendva) auf der Graf Theodor Széchenyi'schen Besizung. In Széchenyi-Kut ist ein Sauerbrunnen. Szent-Benedek hält man für den einstigen Sitz der Benediktiner-



Das Schloß zu Jlervár.

abtei Borch, die um 1532 durch die Türken zerstört wurde. Das schöne Murthal ist eben und fruchtbar. Es kommen in dem Bezirke auch Magyaren und Deutsche vor.

Nördlich vom Olsnizer und westlich vom Körmender Bezirke liegt der Bezirk von St. Gotthard; Hauptort ist St. Gotthard mit 1.451 Einwohner. Das Volk ist deutsch, die Herrenklasse magyarisir. Hier befinden sich Stuhlrichteramt und Bezirksgericht, Sparcasse, Untergymnasium und Tabakfabrik. Die Lafnitz (Lapines) fließt hier in die Raab. Béla III. gründete im Jahre 1183 die hiesige Cistercienserabtei, für die er französische Mönche aus Trois-Fontaines berief. Nach der Schlacht bei Mohács ging sie zu Grunde und ihre Güter waren zweihundert Jahre bald in weltlichen, bald in geistlichen

Händen. Karl III. vereinigte sie 1734 mit der österreichischen Abtei Heiligenkreuz, von der sie in neuerer Zeit getrennt und der Erzabtei Birez zugewiesen wurde. Nahe bei St. Gotthard, in der Gemarkung von Nagysfalva erfocht im Jahre 1664 Montecencoli seinen glänzenden Sieg über den Großvezier Köprili-Mhmed; eine kleine Kapelle bezeichnet das Schlachtfeld. Die jetzige Abteikirche von St. Gotthard, deren Grund 1748 gelegt wurde, steht auf der Stätte der alten. Sie ist mit freistehenden korinthischen Säulen geschmückt und hat sechs Altäre. Die Reliquien des heiligen Vincenz hat ihr Bischof Herzan aus Rom mitgebracht. Die Decke ist mit Fresken geschmückt, unter denen die „Schlacht bei St. Gotthard“ von dem Wiener akademischen Maler Josef Dorfmeister (1784) auffällt. Von ihm befinden sich auch in der Prälatur des Abteihauses mehrere Gemälde, und zwar: Béla III. übergibt den Franciscanern den Stiftungsbrief, Schlacht bei Mohács, Schlacht bei St. Gotthard, Zurückerwerbung der Abtei, Heiligenkreuz, Erbauung der bischöflichen Kirche zu Steinamanger. Die Figuren tragen in jeder Darstellung die Tracht ihrer Zeit. — In Houdorf (Eresenye) wird Steinkohle gewonnen. Kenstift (Kátót) ist die Sommerwohnung des gewesenen Ministers Coloman Széll, wo auch Franz Deák oft und gern verweilte. Göri=Szent=Péter ist der bedeutendste Ort und ehemalige Hauptort des Görseég, Ruderödorf (Madafalva) ein Wallfahrtsort, und Jennerdorf (Gyanafalva) die letzte ungarische Eisenbahnstation gegen Steiermark hin. Der nördliche Theil des Bezirkes ist fruchtbare Thallandschaft, der südliche gebirgig, kiesig und unfruchtbar. Die Gewässer sind: Raab, Lafnitz (Lapines), Feistritz, Zala, Kerka u. a. Die Bewohner sind Deutsche und Magyaren; im Süden dringen aus dem Oksniger Bezirke auch Wenden ein. Das breite Thal, in dem die Raab das Comitatus durchfließt, ist eine der amnthigsten Gegenden.

Auch Güssing (Német-Ujvár) ist ein geschichtlich merkwürdiger Ort. Der gleichnamige Bezirk liegt die Westgrenze des Comitatus entlang und stößt südlich an den St. Gottharder, nördlich an den Ober-Barther Bezirk. Sein Boden ist lauter Berg und Thal. Seine Gewässer sind Lafnitz und Strem. Die Bewohner sind Deutsche und Kroaten, die Intelligenz ist magyarisch. Die Gegend von Güssing wurde unter Géza II. einem fremden Ritter Wolfer verliehen, welcher der Ahnherr der berühmten Grafen von Güssing wurde. Béla IV. tauschte 1263 die unter Géza II. gegründete Güssinger Benediktinerabtei von der Martinsberger Abtei um Waag-Neustadt ein; Sigismund verlieh sie 1428 dem Ladislaus Lévai-Cseh, Ban von Macsó, und Matthias 1459 dem Niklas Ujlaky, Wojwoden von Siebenbürgen. Hier spannen dann Garai und Ujlaky (1459) ihre Verschwörung gegen Matthias den Gerechten. Als die Familie Ujlaky ausgestorben war, schenkte Ludwig II. Güssing im Jahre 1524 als Lohn für kriegerische Verdienste dem Grafen Franz Batthány. Auch die Augustiner-Eremiten hatten hier ein Priorat,

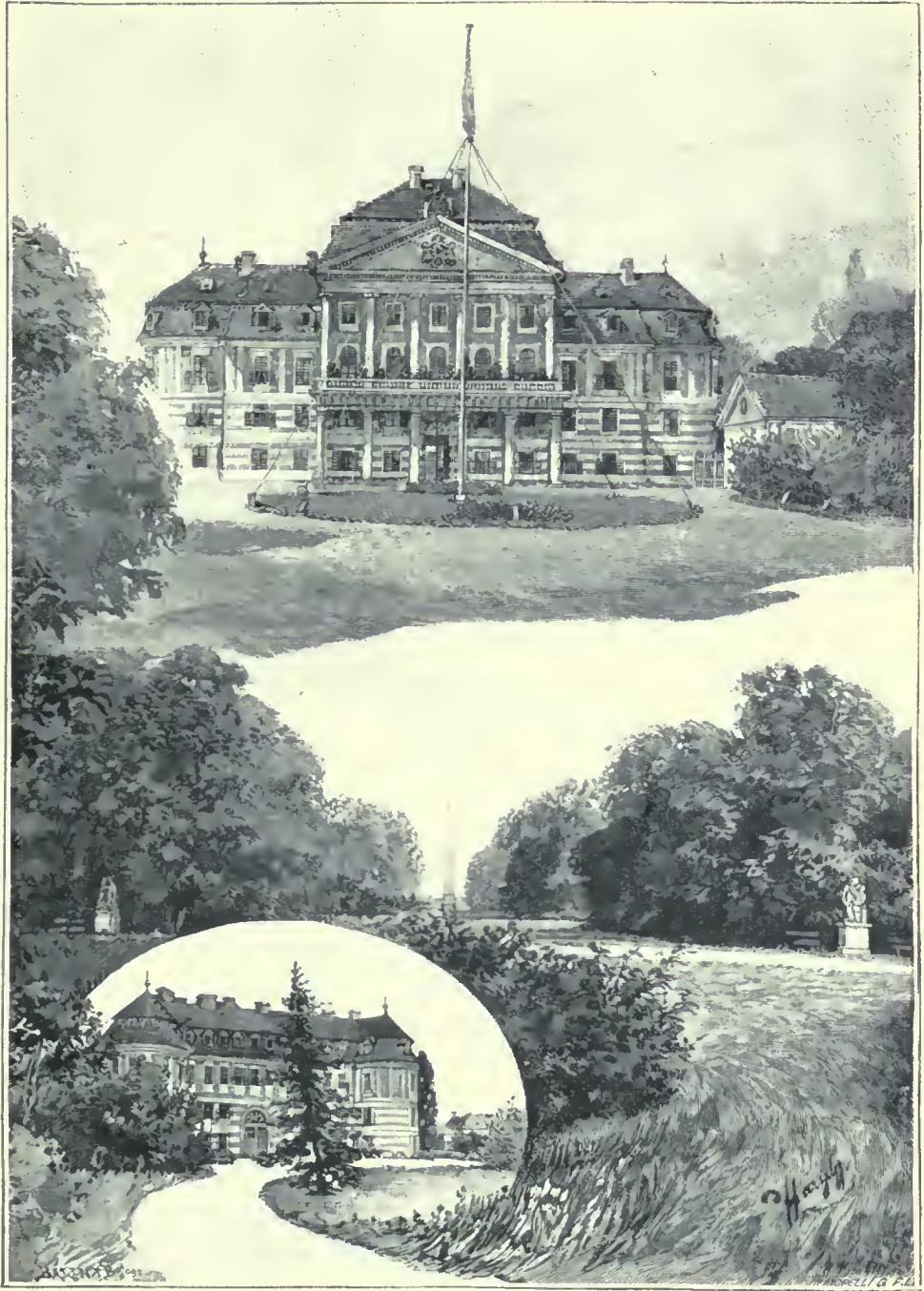
über dessen Gründung und Eingehen aber keine Daten vorliegen. Die Burg mit ihren sämtlichen Gebäuden stand noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ganz wohl erhalten auf ihrem einsamen Felsen. Sie war mit Mauern, Schanzen und einem Gürtel von Sumpf befestigt. Heute sind von dem stolzen Adlernest nur noch einzelne Theile übrig, darunter die Kirche und der Burgturm mit Uhr und Glocken. In drei Zimmern befinden sich bronzene Reliefporträts berühmter Männer, nebst allerlei Bildern, deren eines von Hogarth ist. Der Kirchhof ist mit neunzehn Batthyány'schen Bildnissen geschmückt. In der



Das Schloß zu Miskolc.

Müstkammer finden sich Panzerhemden, Schilde, Lanzen und eine sehr alte Fahne. Der Brunnen ist 45 Klafter tief in den Felsen gehöhlt. Die Burgkeller und Kasematten sind sehr ausgedehnt. Nemet-Ujvár hat den Batthyány ihr Prädikat gegeben und hier befindet sich auch ihre Gruft; doch liegt bekanntlich Graf Ludwig Batthyány, der erste ungarische Ministerpräsident, nicht hier, sondern auf dem Kerepejer Friedhof zu Budapest. Der Burg zu Füßen liegt im Strenthale Gößing, Sitz des Stuhlrichteramtes und Bezirksgerichts, mit einer Sparcasse. Es sind ferner ein Schloß und ein Franciscanerkloster vorhanden. Die Einwohnerzahl beträgt 2.003. Gößing gehört theils dem fürstlichen, theils dem gräflichen Zweige der Batthyány. Nahebei liegt Sulz (Sóskut) mit angenehmem Sauerbrunnen.

Die nordwestliche Ecke des Comitats ist der gebirgige Landstrich des Ober-Warther Bezirkes. Der hohe Wechsel blickt von Steiermark her darauf nieder, und unter diesem strengen Blick verkümmert fast jede Rebe in der Gegend. Die Gewässer sind: die Lafnitz, (Lapines, in früherer Zeit Lafanez, auch Labanez) als Grenzfluß, die Pinka, der Tauchenbach u. a. Die Bevölkerung ist deutsch, kroatisch und magyarisch. Hauptort ist Ober-Warth (Felső-Eör). Dieses, Unter-Warth (Alsó-Eör) und Szigeth in der Warth (Eöri-Sziget), sind drei Gemeinden mit magyarischer Bevölkerung, deren Vorfahren die ungarische Grenze gehütet haben. Diese Grenzer erhielten von den Königen bedeutende Vorrechte. König Karl bestätigt in einer Urkunde von 1327 den zwischen den Burgen Güssing und Bernstein wohnenden Grenzern (spiculatores) die Privilegien, deren sie sich schon unter Béla IV., Stefan V. und Ladislaus IV. erfreut haben. Ihr Gebiet wurde „Kapitányország“ oder „Eör-Nagyság“ genannt. Rudolf II. (1582) und Matthias II. (1611) bestätigen die Privilegien der Ober- und Unter-Warther neuerdings und diese Urkunden zählen auch schon die Namen der mit Gütern belehnten Familien auf. Unter den 65, meist bloß mit dem Taufnamen bezeichneten Lehnsherren finden wir folgende Familiennamen: Adam, Adorjan, Albert, Andorko, Balás, Boeskor, Beökeß, Farkas, Fülep, Gáll, Gángol, Hágen, Heöböf, Leeb, Mäier, Otth, Páll, Sisko, Sejper, Steft, Thisba, Zambo u. j. w. Ober-Warth (Felső-Eör) ist eine Großgemeinde an der Pinkafeld-Steinamangerer Bahnlinie, Sitz des Bezirksgerichtes und Stuhlrichteramtes. Es hat eine römisch-katholische, reformirte und evangelische Kirche, ein Steueramt und Postamt. Die Einwohnerzahl ist 3.417. Die andere Großgemeinde des Bezirkes ist Pinkafeld (Pinkafő), mit einem Kloster, das eine Mädchen-Erziehungsanstalt hat, und einer Tuchfabrik von gutem Rufe. Der Ort hat aber noch eine andere Merkwürdigkeit. Die Gemarkung von Pinkafeld lehnt sich nämlich ganz an Steiermark. An der steirischen Grenze, nahe bei Pinkafeld, liegen zwei Gemeinden: Simmersdorf und Oberwaldbauern, die einst zum Eisenburger Comitate gehörten, aber vor etwa 200 Jahren losgerissen und zu Steiermark geschlagen wurden. Die Angelegenheit ihrer Wiedereinverleibung beschäftigt nun das Comitat schon seit 200 Jahren, allein, obgleich sie schon in den Vierziger-Jahren durch königlichen Erlaß angeordnet wurde, sind die Verhandlungen mit der österreichischen Regierung noch immer nicht zu Ende geführt. Insofern freilich gehören sie schon jetzt herüber, daß ihre Bewohner bei Lehzeiten Soldaten und Stenern an Steiermark abliefern, nach ihrem Tode aber als Ungarn heimkehren. Da sie nämlich zu Hause keinen Friedhof besitzen, lassen sie sich auf dem Pinkafelder Friedhose durch den dortigen Geistlichen begraben. Schreibersdorf (Boglóc), im Zicken- (Cziklin-) Thale, hat einen Sauerbrunnen. Im Willersbach- (Willámos-) Thale ist die „Dreiländergrenze“, wo Ungarn, Steiermark und Niederösterreich zusammentreffen. Ober-Schützen (Felső-Lövö),



Das Schloss zu Mörmen 'unten die nordöstliche Seite.

ist eine sehr bemerkenswerthe Ortschaft des Bezirkes. Es liegt in der Mitte eines ganzen Obstwaldes. Seine evangelischen Schulen — Präparandie, Gymnasium, Realschule und Knaben-Erziehungsanstalt — haben weithin einen guten Ruf. In Mariasdorf (Máriafalva) fällt die alte gothische Kirche auf, welche erst kürzlich auf Kosten der Regierung stiftgemäß erneuert worden ist. Ihre Außenwände sind mosaikartig eingelegt, das Dach ist roth und der durchbrochene Thurm schwarz; das Hauptportal ist im Entwurf wie in der Durchführung sehr schön; darüber befinden sich ein kunstvoll gearbeiteter Erker, eine Marienfigur und anderes Ornament. Die innere Ausstattung entspricht dem äußeren Schmuck; die Fenster haben Glasmalerei; Altar, Kanzel und Taufbrunnen sind Majolika aus der Fabrik Bzouay; die gestickten Paramente haben Kunstwerth, kurz, die Kirche von Máriafalva ist ein Prunkstück des Eisenburger Comitats. In Turmannsdorf (Gyümötfalva) hat die Familie Batthyány, in Rothenthurm (Vörösvár) Stefan Erdödy und in Koh-Fidisch (Gyepü-Füzes) Georg Erdödy ein Schloß. Im Schloß zu Rothenthurm ist ein wichtiges Familienarchiv, das auch einen Theil des berühmten Rákóczy'schen Archivs verwahrt. Tazmannsdorf (Tarsa) hat einen Sauerbrunnen und ist ein weit über die Landesgrenzen hinaus gewürdigtes Bad, namentlich gegen Frauenleiden. Es liegt in malerischer Hügelgegend, über deren schattige Wälder und sonnige Fluren man von der Höhe sanft geschwungener Hügel gern hinwegblickt. Im Westen heben sich die amuthigen Hügel zu kühnen Berggruppen, unter denen die Gipfel des düsteren, fast 2000 Meter hohen Wechsel, dann des Masenberges und Ringvogels am höchsten ragen. Diese Gipfel sind so recht die Wetterpropheten für die nördlichen Theile des Comitats.

Um die Füße der Berge schlängeln sich in reizenden Thälern zahlreiche Bächlein, welche nach Südost zur Pinka hinablaufen. Das üppige Pflanzenleben, besonders die ausgedehnten Tannennälder verschönern die Gegend und heben zugleich das Klima. Bad Tazmannsdorf gehört jetzt dem Grafen Karl Batthyány. Bei Bergwerk (Bánya) im Tanchen- (Teherpatak-) Thale wird in den Bergen viel Antimon gewonnen. Schlaining (Város-Szalona), mit 1.242 Einwohnern, liegt auf einem Berge. Es hat einen Lese- und Selbsthilfsverein, auch eine treffliche Wasserleitung aus fernem Gebirge. Alt-Schlaining (S-Szalona) ist eine schöne Ritterburg auf schroffem Felsen; der Ritter Andreas Baumkircher hat sie 1450 erbaut. Sein Lebenslauf war überaus bewegt. Er war vor 1420 zu Wippach in Krain geboren und hatte seine Jugend am Hofe Kaiser Friedrichs III. verbracht. Seit der Erwerbung Schlainings nannte er sich „Herr“ von Schlaining. Anfangs diente er Friedrich in Treue, bald aber ging er zum Ungarkönig Ladislaus V. über. Später kämpfte er bald für Friedrich, bald für Matthias, bis schließlich der Kaiser, um sich seines wankelmüthigen Lehnsmannes zu entledigen, ihn unter freiem Geleit nach Graz einladen ließ. Es war Baumkircher zugesichert, es werde ihm kein Leid

geschehen, bis nicht das Abendglöcklein klänge, und er könne vorher frei aus der Stadt ziehen. Als die anberaumte Stunde nahte, wollte Baumkircher heiziten aufbrechen, doch siehe, da erklangen plötzlich die Glocken und die Thore der Stadt schlossen sich vor ihm. Er wurde enthauptet. Seine eiserne Reiterstatue ist auf Burg Schlaining noch zu sehen. Eine breite Brücke führt von der Straße in den Burghof. Hier befand sich einst die Zugbrücke, deren zerbrochene Aufzugsrollen noch im Thorgewände hängen. Die Wände der Kapelle sind oben mit altitalienischen Originalfresken geschmückt, unten mit Gobelin's behangen. Orgel, Bänke, Kronleuchter, Altaransstattung sind sehr alt. Der „schwarze Thurm“ ist gefährlich zu ersteigen, leichter der „Uhrthurm“. Oben blickt man in eine mit Brettern verschaltete viereckige Öffnung, die bis in den Thalgrund hinabreicht. Die Wände dieses Schachtes sollen mit großen Messern besetzt sein, welche die hineingeworfenen Verurtheilten, ehe sie noch unten anlangten, tödtlich zerhackten. Die Aussicht von den Wällen ist herrlich. Im Park steht das schöne Denkmal einer früh verstorbenen Batthyány. Einst bestand hier auch ein Paulinerkloster. Im XVI. Jahrhundert erhielten es die Batthyány; jetzt gehört es den Nachkommen Christof Batthyány's und Franz Schmid. In Hannerödorf (Sámfalva) macht sich die alte, auf einem Berg erbante Kirche bemerklich. In Burg (Óvár) stehen neben der Kirche die Trümmer einer Burg, in welcher König Matthias gerne gewohnt haben soll. Diese Überlieferung ist durch den Umstand gestützt, daß der bei der Burg anfragende Berg noch jetzt, nach einem der Kriegshelden Matthias' Kinizsyberg heißt. Zwischen diesem und dem Eisenberg (Vashegy) zieht ein schönes Thal bis nach Woppendorf (Ujfaln) hin. Dem Bezirk von Ober-Warth benachbart liegt der Günszer Bezirk, der mit seiner Nordgrenze einerseits an Österreich, andererseits an das Ödenburger Comitat stößt, im Osten aber sich mit dem Ausgangspunkt unserer Rundreise, dem Steinamangerer Bezirk berührt. Seine Bodengestalt ist bergig und die Gegend häufig sehr romantisch. Der größte Fluß ist die Güns, die bei Zöbarn in Österreich entspringt und als Zöbarnbach nahe bei Kirchschlag auf ungarischen Boden tritt. Hier nimmt sie außer mehreren kleinen Bächen bei Langed (Hoffzuszeg) den nördlich von Bernstein entspringenden Bach auf und heißt von da an Güns-Gyöngyös. Hauptort des Bezirkes ist Güns.

Die alte Burg von Güns (Kőszeg) stand auf der Stätte der jetzigen „alten Burg“ (Óvár); ihre Grundmauern sind größtentheils erst in unseren Tagen freigelegt worden. Selbst von den oberen Mauern der in einer Höhe von 609 Meter erbauten Burg sind nur noch wenige Trümmer erhalten. Dort ist jetzt eine Aussichtswarte eingerichtet, die bei klarem Wetter einen weiten Rundblick gestattet. Im Nordosten erscheint die kleine ungarische Ebene, hinter der die Raaber und südllicher die Sümeger Berge, dann die romantischen Kluppen am Plattenjee, der Ság und Somlyó das Auge bannen. Im Norden blüht,

einem Spiegel gleich, der Neusiedler See auf. Hinter ihm dunkelt das Pörsburger, hervortritt das Ödenburger, Lausitzer und Kofaliengebirge. Noch weiter zurück ragen österreichische Alpen: Schneeberg und Rax. Vor dem Gebirge liegen blumige Fluren, von Bächen durchschneuert, und aus den Dörfern schimmern weißgetünchte Häuser. Nach Westen ist der Ausblick durch den 665 Meter hohen Zeigerberg gesperrt. Außer dieser sogenannten alten Burg stand am Fuße des Gebirges noch eine untere Burg, die den Güssinger Grafen gehörte. Man sieht davon ein längliches Viereck, mit je einem viereckigen Thurm an der nordöstlichen und südöstlichen Ecke. Ursprünglich aber hatten alle Ecken Rundthürme, die an der südöstlichen und südwestlichen Ecke noch als Stümpfe erhalten sind. Auch die Reste der alten Mauern sind noch zu erkennen. Die höhere Westmauer war mit Erfern geschmückt, deren Tragsteine man noch unterscheidet. Das Gesimse ist hier romanisch gegliedert. Nach einem Verzeichniß aus dem Jahre 1586 enthielt die Burg damals 15 geräumige Zimmer, 2 große Säle, 14 Wohnstuben, Granarien, Ställe und Keller. Der große Brand im Jahre 1777 zog eine durchgreifende Umgestaltung nach sich, die Kapelle jedoch hat ihre alte Construction behalten. Innerhalb des nach der innern Stadt führenden Thores hängt an der Wand ein großer Knochen, nach der Volksüberlieferung einem türkischen Riesen zugehörig, der den Burggraben durchschwimmen wollte; thatsächlich stammt er von einem Kameel her, deren gab es ja im türkischen Train genug und auch Margarethe Thóron, Witwe Christof Nádasbys, ließ zu Anfang des XVII. Jahrhunderts einige solche Thiere im Burggarten durch gefangene Mohren warten.

Der Name Güns-Kőszeg kommt in den alten Schriften als Gunza, Gunch, Kemszeg, Kenzseg und Kusfugh vor. Der deutsche Name ist dem Günsfluß entlehnt, der ungarische bezeichnet vermuthlich die auf einem Steine (Kő) oder aus Steinen erbaute Burg. Die eigentliche Gründung, auch der Stadt, geht auf den Ban Heinrich von Güssing und dessen Sohn Johann (um 1263) zurück. Aus dem Besitz der Güssinger Grafen ging die untere Burg an die Könige von Ungarn über. Karl Robert besiedelte zu Beginn des XIV. Jahrhunderts die neben der unteren Burg entstandene Stadt mit Deutschen. Sigismund schenkte die untere Burg und Stadt (1392) dem Niklas Gara und dessen Bruder. Die folgenden Besitzer waren: Simon Palóczy und Michael Guthy-Dršág (1441), Kaiser Maximilian (1491), Sigmund und Heinrich Prueschenk von Stettenberg (1492), der Burghauptmann Niklas Jurisich (1529), erst pfandweise, dann zum Lohne der erfolgreichen Vertheidigung als Erbgut, nach ihm Johann Weispriach, dann dessen Schwiegersohn, dann Niklas (junior) und Johann Jurisich, Baron Johann Thóron, hierauf dessen Tochter, Frau Christof Nádasby. Im Jahre 1650 erhielt es Graf Dionys Széchy, dessen Erben es 1695 auf immerwährende Zeiten an den Fürsten Paul Esterházy veräußerten.

Das glänzendste Blatt der Stadtgeschichte ist die berühmte Vertheidigung durch Miklas Jurisich gegen etwa 200.000 Türken, deren Angriffe er mit 18 Husaren, 18 deutschen Reitern und 700 Mann Besatzung heldenmüthig zurückschlug. Der Großvezier Ibrahim langte am 5. August 1532 vor Güns an und begann schon am 10. August die Beschießung, die er aber am 12., als der Sultan selbst eintraf, unterbrach. Tags darauf schritten auf Befehl des Sultans die Türken bei strömendem Regen energisch zum Sturm, Tag und Nacht wurde die Stadt mit zahlreichem Geschütz und vergewickelten Brandpfeilen beschossen, auf Sturmleitern versuchten sie die tapfer vertheidigten Mauern



Güns.

zu ersteigen. Zehn kleinere und neun Haupttürme wurden blutig abgeschlagen. Nachdem alle diese opfervollen Angriffe vergeblich gewesen, auch im Lager Nahrungsmangel und eine Seuche ausgebrochen war, was die Kampflust immer mehr erstickte, wünschte der entnuthigte Großvezier den türkischen Waffen noch weitere Demüthigung und seinem Feldherrnruthm weiteren Schaden zu ersparen, er ließ also Jurisich vor dem entscheidenden Sturm durch vier Abgesandte zur Übergabe auffordern. Hierauf erschien zwar Jurisich auf der Mauerbreche, erklärte jedoch entschieden, die von seinem König ihm anvertraute Festung lebend nie zu übergeben. Vergebens wiederholte Ibrahim seinen Antrag, er mußte seine Scharen zu neuem Sturme führen. Das in den überstandenen Kämpfen arg gelichtete Häuflein der Vertheidiger verlor hiebei wiederum 60 Mann. Jurisich

selber zog sich, von einer Kugel und einem Lanzenstich verwundet, erschöpft hinter eine Schutzmauer zurück, um dort den letzten Heldenkampf zu kämpfen. Die blutige Entscheidung nahte. Mittlerweile versammelten sich die Greise, Frauen und Kinder aus der ganzen Stadt bei der St. Jakobskirche und harrten angstvoll ihres Schicksals. Als sie dann den verwundeten Helden, ihren geliebten Beschützer mit seiner zusammengesmolzenen Schar zurückweichen sahen, machte sich ihre Verzweiflung in einem furchtbaren Sammergeächrei Luft. Der nachstürmende Feind hielt, durch das ungewöhnliche Getöse überrascht, diesen Ausbruch für den der Freude ob des Herannahens oder gar Eintreffens einer Hilfschar; plötzlicher Schreck übermannte ihn, seine Reihen schwankten, lösten sich, wichen. Völl Geistesgegenwart benützte die tapfere Besatzung diesen günstigen Augenblick und griff die Türken so kräftig an, daß sie unter Zurücklassung zweier Fahnen in wilder Flucht das Weite suchten. „Gott und die Menschen streiten für die Stadt,“ sagten die Janitscharen, „gegen Allahs Willen können wir nicht siegen.“ Ibrahim, der die Lage der Besatzung viel zu günstig beurtheilte, wurde von Kleinmuth übermannt oder, was wahrscheinlicher, er fühlte sich durch seine Freundschaft für Jurisich bewogen, neue Unterhandlungen zu versuchen. Diese hatten den Erfolg, daß Jurisich von zehn Türken in die Stadt zurückbegleitet wurde, die auf der Bresche Wache stehen und die etwa Nachdrängenden zurückhalten sollten; eigentlich aber hatten sie die türkische Fahne auf der Stadtmauer aufzupflanzen. Unterwegs ersuchte der Janitscharen-Aga Jurisich, er möge ihm gestatten, die Citadelle zu besichtigen. „Nein“, sagte Jurisich, „dort haben ergrimunte Spanier und Deutsche die Wache, die dein Leben nicht schonen würden; übrigens steht die Citadelle gar nicht unter meinem Befehl.“ Der Aga wagte vor Schrecken nicht weiter zu gehen, sondern blieb zurück und ließ nur die gemeinen Janitscharen unter das Thor der Citadelle treten, wo sie reichlich mit Wein bewirthet wurden. Als dieses Getränk gehörig wirkte, bestiegen sie mit Jurisich' Erlaubniß die Festungsmauer und steckten auf den Thürmen acht rothe Fahnen aus. Dieser Anblick befriedigte das militärische Ehrgefühl Ibrahim's, der nun sofort Anstalten zum Abzug des Heeres traf, nachdem er noch Jurisich ersucht hatte, für seine nicht transportablen Verwundeten und Kranken sorgen zu wollen. So zog der Sultan, nach dreiwöchentlicher Belagerung, am 31. August von Güns ab. Dieser Waffenthats hatte es Ferdinand zu verdanken, daß seine Scharen Zeit gewannen, sich bei Wien zu sammeln; als der Sultan dies erfuhr, nahm er seinen Weg nicht nach Wien, sondern nach Steiermark und kehrte über Warasdin und Belgrad nach Constantinopel zurück. Jurisich hatte also Wien gerettet, und die Türken zum Rückzug veranlaßt.

Während des Boesfay'schen Aufstandes wurde die Stadt 1605 durch den Heidenkühnführer Gregor Rémethy belagert, wo dem die bedrängte und ihre Treue gegen Rudolf wahrende Bürgerchaft Thomas Nádasdy, den Pfandbesitzer der Feste Güns, aufforderte,



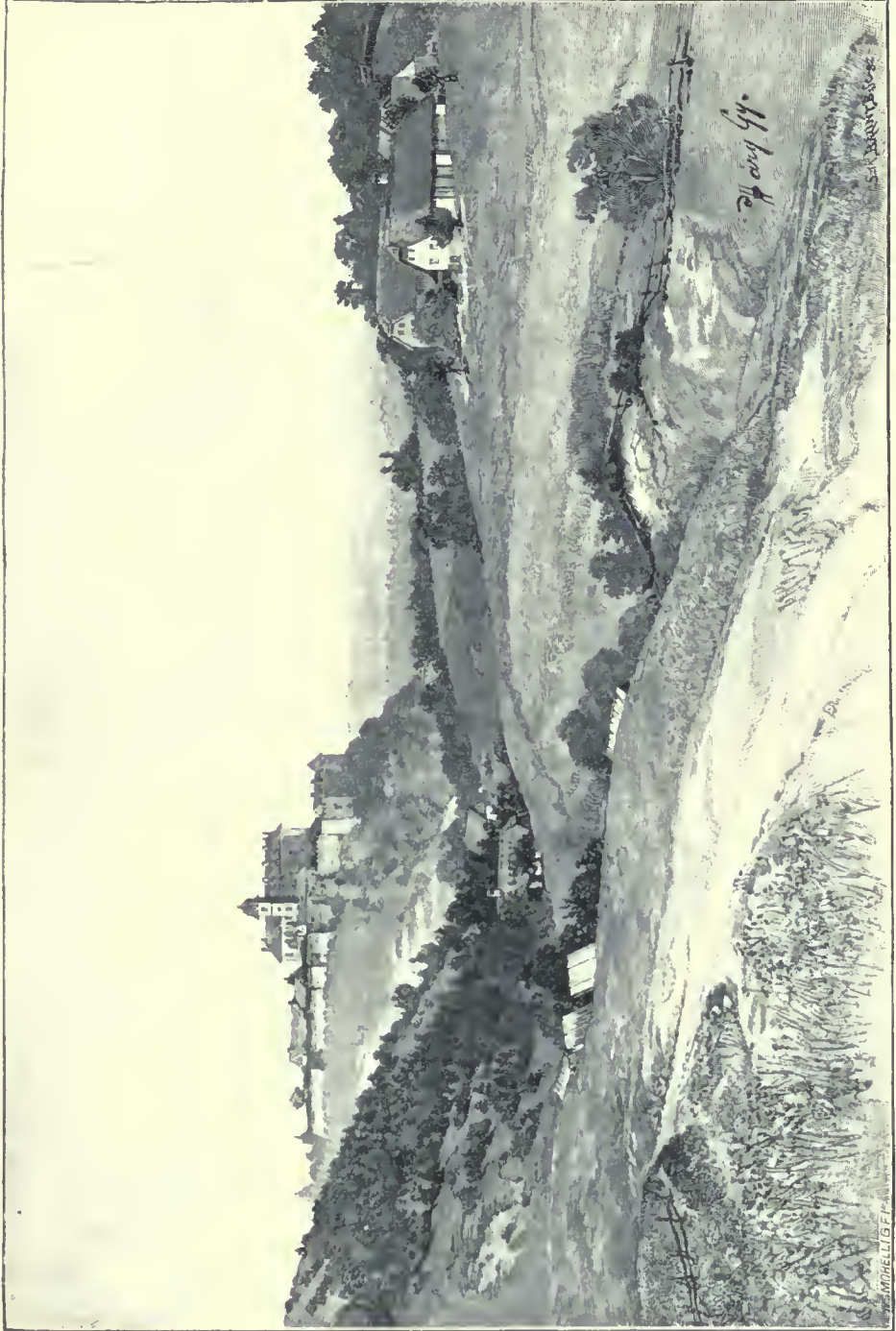
die Stadt zu schirmen und dem Kaiser zu erhalten. Némethy hatte jedoch Nádasdy bereits für die Voetskay'sche Sache gewonnen und Nádasdy rührte keinen Finger zur Vertheidigung der Stadt, so daß sie am Pfingsttage 1605 die Thore öffnete. Bald aber nahen die Kaiserlichen und Voetskay's Schar mußte abziehen. Nun war Friede in der Stadt bis zu den Unruhen unter Gabriel Bethlen, die ihr freilich unjso schwerer zusetzten. Am 14. December 1619 drang Johann Bogrády, Kapitán der Bethlen'schen Besatzung von Ödenburg, mit etwa 1000 Hujaren in die Vorstadt von Güns ein und forderte die innere Stadt zur Übergabe auf. Auf die abschlägige Antwort ließ Bogrády die Vorstadt anzünden und seine Soldaten mißhandelten und



Güns: Die Militär-Unterrealschule — Wappen des Nikolaus Jurisch — Der „Magyare“ und dahinter die St. Jakobskirche.

plünderten die Bürgerſchaft. Schließlich war der Stadtrath gezwungen, Bethlen zu huldigen. Indeß war dieſe Huldigung nicht gar erußt gemeint und wiederholt mußten Bethlen's Scharen Güns wieder heimſuchen, ja, Bethlen ſelbſt erſchien im Herbſte des Jahres 1620 und verheerte die Vorſtadt von Grund aus.

Das Jahr 1676 verknüpft mit dem Namen Güns das Gedächtniß eines ſtürmiſch bewegten Frauenlebens. Gräfin Maria Széchy, die „Venus von Murány“, Witwe des Palatins Weſſelényi, die einſt von Dichtern Verherrlichte und von den Zeitgenoffen Bewunderte, kam — ſo berichten die Daten des ſtädtiſchen Archivs — nachdem ſie die Erlaubniß erhalten, Wien zu verlaſſen, am 14. October 1676 nach Güns. Hier verbrachte die achtzigjährige kränkelnde Frau im Kreiſe der Verwandten, von deren Liebe gehegt, die letzte Zeit ihres kämpfereichen Lebens, ſtarb im Juli 1679 und wurde in Güns begraben. Als Coloman Chernel im Jahre 1873 in der ehemaligen Jeſuiten-, jezt Benediktinerkirche zu St. Jakob die Familiengruft der Jurifiſch öffnen ließ, gab er ſich beſondere Mühe, die Ruheſtätte der Palatinswitwe aufzufinden. Nachdem er die Jurifiſch'sche Gruft, ſowie das unter dem Mittelschiff und Hochaltar der Kirche befindliche große Grabgewölbe durchforſcht, ließ er auch eine Steinplatte heben, die eine dritte Gruft deckte. Sie liegt weſtlich vom Hochaltar, zwiſchen den beiden Reiſen von Kirchenbänken ungefähr in der Mitte und iſt an Größe und baulicher Beſchaffenheit der Jurifiſch-Gruft ziemlich gleich. In ihrer nordöſtlichen Ecke fand er einen in Stücke zerfallenen menſchlichen Schädel, noch andere Knochenſtücke und zwei niedrige Eiſengeſtelle, auf denen nur ein einziger Sarg geſtanden haben kann, der aber ſammt ſeinem Inhalt, mit Ausnahme der erwähnten Leichenreſte, ſo völlig zerfallen iſt, daß nur etliche Staubhügel einigermaßen bekundeten, was hier einſt aufbewahrt geweſen. Trotz dieſes Mangels an ſicheren Spuren iſt es kaum zu bezweifeln, daß dieſe abgeſonderte, einen einſamen Sarg enthaltende Gruft die der vielgeprüften Palatinswitwe iſt, deren Beſtattung in Güns ja durch verläßliche Daten beſtätigt wird. Während des Tököly'schen Aufſtandes (1681 bis 1685) war Güns der Schauplatz von Religionszwiftigkeiten und blieb auch von den Kriegereigniffen nicht unberührt. Deſgleichen litt es durch die Kämpfe Franz Rákóczy's II. Die vielgeplagte Stadt war bald von den Kurnthen, bald von den Kaiſerlichen beſetzt. Am härteſten wurde ſie durch den tapferen Rákóczy'schen Feldhauptmann Adam Véri-Balogh mitgenommen, der ſie am 27. September 1710 zu belagern begann und, da er ſie nicht zur Huldigung bewegen konnte, vollſtändig in Aſche legte. Erzbischof Georg Széchenyi errichtete hier im Jahre 1687 ein Jeſuitencollegium, das im Jahre 1777 an die Piariften und 1815 an die Benediktiner überging. Hier hatte auch die einſtige Diſtrictſtafel „jenſeits der Donau“ ihren Sitz. Das trefflich eingerichtete Waiſenhaus wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Diſtrictſtafel-Präſidenten Anton Adelffi und den



Gerolstein.

Maaber Propst Emerich Kelez gegründet. Auch durch Anton Ferenczy fand das Vermögen namhafte Vermehrung.

Die Stadt liegt am Günsflusse, am Fuße der Berge, in sehr schöner Gegend. Sie hat angenehme Spaziergänge; Einwohner und Fremde wandern gern zum Sieben-, Reh- oder Hermannbrunnen, auf das alte Hans (S-ház) u. s. w. Die gesunde Luft trägt dazu bei, Güns als Sommerfrische immer beliebter zu machen; auch ist 1894 eine zweckmäßig eingerichtete Kaltwasserheilstätte eröffnet worden. Die Einwohnerzahl beträgt 6.931; die Sprache ist meist deutsch, doch nimmt neuerdings auch das Magyariſche zu. Die Hauptgebäude sind: die kürzlich erbaute schöne römisch-katholische Kirche, die Festung, das Waisenhaus, die Militär-Erziehungsanstalt, Honvédkaserne und Sparcasse. Auch besitzt Güns einen Musikverein, eine Frauen-Präparandie, ein Untergymnasium, Bürgerschulen für Knaben und Mädchen, eine Volksschule, Tuchfabrik, Dampfmühle. In der St. Jakobskirche befinden sich die Gedenktafel und Gruft der Kinder von Niklas Jurisch, mit deutscher Inschrift. Nach neueren Forschungen ist es wahrscheinlich, daß auch Jurisch selbst hier seine Ruhestatt gefunden. Die Erbauung dieser Kirche wird von Martin Rosnák, dem Chronisten der Belagerung von Güns, und nach ihm von Anderen dem Palatin Niklas, Sohne des früheren Palatins Niklas Garai, zugeschrieben. Nahebei steht die städtische Pfarrkirche oder ungarische Kirche, die mit ihrem unverhältnißmäßig hohen Thurme auf unserem Bilde auffällt; sie wurde 1615 durch die ungarischen Anhänger des Augsburger Bekenntnisses erbaut, die sie jedoch später an die Katholiken verloren. In den Jahren 1892 bis 1894 wurde auf dem Florianiplatz eine schöne gothische Kirche erbaut, die jetzt als Pfarrkirche dient.

Güns war früher selbständige königliche Freistadt, wovon aber nur noch der Titel übrig ist. Frohe Tage voll Glanz und Geräusch erlebte das sonst stille Städtchen während der Herbstmanöver 1893, als es den Apostolischen König und dessen gekrönte Gäste, den deutschen Kaiser und den König von Sachsen, in seinen Manern begrüßen konnte. Unter den fürstlichen Gästen sah man noch den Herzog von Comuanght, den Prinzen Ludwig von Baiern, die Erzherzoge Leopold Salvator, Franz Salvator, Albrecht, Friedrich, Eugen, Wilhelm, Josef und Ladislans, dann die Minister und die anderen Notabilitäten. Seine Majestät der König und der deutsche Kaiser stiegen im Gebäude der militärischen Unterrealschule ab. Der König traf am 16. September Abends in Güns ein, um die später ankommenden hohen Gäste persönlich empfangen zu können. Die groß angelegten Manöver spielten sich vom 18. bis zum 21. September ab, wobei stets Güns der Mastplatz der Monarchen war. Die Stadt hat die Erinnerung dieser glänzenden Tage auf den schönsten Blättern ihrer Geschichte verzeichnet, das Interesse der ganzen civilisirten Welt war ihr damals zugewendet.

Unter den Ortschaften des Bezirkes sind die folgenden zu erwähnen: Rechnitz (Kohonez) ist von den weinspendenden „Rechnitzer Bergen“ umgeben. Das von den Batthyány erbaute große parkumgebene Schloß gehört jetzt Julius Szájbély. Bernstein (Borostyánkő) ist eine alte Ritterburg auf 619 Meter hohem Felsen. Seit 1231 im Besitz des Herzogs Friedrich von Österreich, wurde es durch Béla IV. zurückgewonnen; im Jahre 1270 übergab es Heinrich von Güssing dem Böhmerkönig Ottokar. 1271 gelangte es an das Reich zurück und ging in den Besitz Johanns von Güssing über. Später kam es an Herzog Albrecht von Österreich, wurde jedoch 1291 durch Andreas III. wieder in Ungarn einverleibt. Von 1647 bis 1864 gehörte es den Batthyány, die es der Familie Egan verkauften; 1892 ging es, wieder durch Kauf, an Eduard Almásy über. Die Burg enthält 34 Zimmer, die als Wohnräume dienen. Die alten engen Fenster wurden erweitert. Der große Saal hat Fresken, Reliefs und prächtigen Arabesken Schmuck. In der Klosterräumlichkeit befindet sich altes Kriegsgeräth. Auch ein tiefer Brunnen ist vorhanden, der der Sage nach irgend einmal mit der Burg zu Lockenhaus (Léka) in Verbindung gestanden. Die Wälle, einst mit waffenklirrenden Rittern bemannt, bilden jetzt einen blumigen, schattigen, durch Brücken und Treppen zusammenhängenden Park. Die Umgebung der Burg ist ein förmliches kleines Paradies und die Aussicht von den Wällen auf die gebirgige Nähe und Ferne ist entzückend. Bernstein hat 1.291 deutsche Bewohner. In seinen Bergen wird Serpentin gewonnen, der sich zu Biergeräth und Schmuckgegenständen verarbeiten läßt. Auf dem nahen Kimmberg, wie auch auf dem Geschrieben-Stein (Trottkő) bei Rechnitz, sind Aussichtswarten errichtet. Nahe bei Güns liegt Lockenhaus (Léka), dessen Kloster in ein fürstlich Eszterházy'sches Schloß verwandelt ist; in der zugehörigen Kirche ist die Gruft der Grafen Nádasdy und Draškovicz, auch der im Jahre 1671 durch das Schwert hingerichtete Franz Nádasdy ist hier bestattet. Dieser Nádasdy hat hier im Jahre 1655 ein Priorat der Augustiner-Eremiten gestiftet, dessen Einkünfte 1820 auf die Pfarre übergingen. Nur das Dorf lag damals auf dem Gebiet des Eisenburger Comitats; die schön gelegene, doch größtentheils schon baufällige Burg gehörte zum Ödenburger Comitat und wurde erst vor zehn Jahren dem Eisenburger Comitat einverleibt. Lockenhaus kommt urkundlich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts vor. Im XIV. Jahrhundert gehörte es bald den Grafen von Güssing, bald den Kanizsaj, nach deren Ansterben es, im Wege der Präfection, Mitte des XVI. Jahrhunderts auf die Nádasdy überging; diesen verblieb es, bis es, als die Güter des enthaupteten Judex curiae confiscirt wurden (1671), dem Palatin Paul Eszterházy zuviel. Seitdem gehört es zum fürstlichen Fideicommiß. Im Burghofe befindet sich ein fast 100 Meter tiefer Brunnen und unter den Trümmern der Burgkapelle ein eingestürztes gruftartiges Gewölbe, wo nach der Volksmeinung ein nach Rechnitz führender unterirdischer Gang mündet. Sehr interessant ist der ziemlich gut

erhaltene Ritteraal, dessen prächtige gothische Bogen auf Säulen ruhen. Gegenwärtig werden die wankenden Mauern besser geschützt, ja man hat im neueren Flügel, der aus dem XVI. Jahrhundert stammt, zwölf Gemächer völlig in Stand setzen lassen. Sie enthalten jetzt die reichen Sammlungen des fürstlichen Secretärs Edmund Huszti, ein stattliches Museum von ethnographischen, numismatischen, archäologischen und besonders naturgeschichtlichen Gegenständen. Die Vogelwelt Ungarns ist da fast vollständig zu finden. Oberhalb von Bekem steht die St. Veitskapelle, ehemals Burg, dann Einsiedelei, wo die Eremiten St. Veits weltfern hausten. In Poschendorf (Bozsof) steht die Curie der Familie Sibrik. Kis- und Nagy-Csömöte waren im XVI. Jahrhundert im Besitze der ansehnlichen Familie Csémethy. Alle diese Orte liegen, wie auch die rein magyarischen Gemeinden des Bezirkes Lukácsháza (Lukácsdorf), Luding (Ludab) und Seregélyháza, an der Bahulinie Götzs-Steinamanger.

Die Hienzen.

Karl der Große gründete in der avarischen Mark seines Reiches, dem jenseits der Donau gelegenen Theile des jetzigen Ungarn, bairische und fränkische Colonien, die sich in slavischer Umgebung unter fränkischen Markgrafen weiter entwickelten. Die Eroberung des Landes durch die Magyaren verdrängte diese Ansiedlungen westwärts, vernichtete sie aber nicht; vielmehr verstärkten sie sich wahrscheinlich im Laufe der Zeit durch einen Theil der in den deutschen Feldzügen gemachten Gefangenen. Später wanderten hier mächtige deutsche Magnaten und Edle ein, so die Grafen von Güssing und Guthkeled, die Wasserburg und Täf; sie bauten Burgen und Städte und brachten ihre Vasallen, sowie deutsche Ansiedler für ihre Güter mit. Auch das benachbarte Osterreich und Steiermark kräftigte diese deutschen Elemente, besonders da um die Mitte des XV. Jahrhunderts die Könige von Ungarn einen Theil des Ödenburger und Eisenburger Comitats dem Herzog von Osterreich und später dem deutschen Kaiser überließen. Ferner fanden viele aus Osterreich und Steiermark vertriebene Protestanten hier eine Zuflucht. So entstand in den Comitaten Eisenburg und Ödenburg die deutsche Bevölkerung, deren größter Theil Hienzen oder Heanzen genannt wird, ein Name, der wohl mit Heinrich, beziehungsweise Heinz zusammenhängt.

Die eigenthümliche Mundart der Hienzen ist der steierischen verwandt, von der sie sich jedoch anderseits, wie auch von der gewöhnlichen österreichischen entschieden unterscheidet; in manchem wesentlichen Zuge stimmt sie mit der im Viertel am Mannhartsberg (Niederösterreich) gesprochenen, sowie mit der der Deutschen im Westen des Preßburger und Wiejelburger Comitats überein. Charakteristisch sind: der tonische Accent, durch den

die weich und wellig hingleitende Sprache etwas Singendes bekommt, die Neigung zum Dehnen („gwid'n Muring“ = guten Morgen, „a julicha“ = ein solcher, „hiazat“ = jetzt, „Rauch“ = Koch, „Beischof“ = Bischof), der Doppellaut „ni“ („Niida“ = Mutter, „Krui“ = Krug, „huijcht'n“ = husten), die Form „si“ (= es) des persönlichen Fürworts u. s. w. Auch fallen viele eigenthümliche Ausdrücke auf, so heißt der Dienstag „Zarti, Zrita“ (Ern, Tyr, Ziu ist bei den alten Germanen der Gott des Kampfes) und der Donnerstag „Pjinsta“. Die Leute von Wiesen (Nétsalva) pflegen ihre Worte zu wiederholen („Repetirheuzen“). Auch nach dem Zeugniß der Mundart sind die Hienzen nicht ostwärts gedrungenes österreichisch-steierisches Element, obgleich auch diese Völkerbewegung bei ihrer Bildung mitgespielt hat, sondern ein in Masse übersiedelter Zweig eines besonderen (fränkischen?) Stammes.

Auf Grund dieses eigenartigen Dialectes ließe sich die Verbreitung der Hienzen ziemlich sicher bestimmen, doch haben die Forschungen darüber noch zu keinem allgemein anerkannten Ergebnis geführt. Manche zählen auch die „Heidebauern“ des Wieselburger Comitats, Andere das ganze Ödenburger Comitats hinzu, von dem aber eigentlich nur die Gegend südlich und südöstlich von der Stadt Ödenburg hiehergehört. Am Neusiedler See wohnen „Spiegelheuzen“. Die östliche Grenze ist die Günsler Gegend, die südliche Dobra und St. Gotthard. Der Kern der Hienzen jedoch bewohnt die westliche Berggegend des Eisenburger und die südwestliche des Ödenburger Comitats, die sogenannte „Buglate Welt“.

In diesem Berglande galt es Urwälder auszuroden. Die Äcker erklimmen mitunter steile Lehnen und lohnen den sauren Schweiß stellenweise bloß mit etwas Hafer und Kartoffeln. Die engen Thalgründe sind meist sumpfige Wiese. Ein romantisches, aber ärmliches Land. Den Bewohnern sieht man das harte Ringen um Brot an. Es sind zumeist hohe, hagere, etwas vorgebengte Gestalten aus Knochen und Sehnen. Das Gesicht ist länglich, das Profil scharf geschnitten, mit starker Nase, breitem Munde, schmalen Lippen, oft etwas hervorstehender Oberlippe und schmalem, doch regelmäßigen Kinn. Die Burjchen haben nicht selten einen strammen Wuchs, schönen Kopf und ein intelligentes Gesicht mit schwachem Barte: wenn sie aber früh heiraten und die Wirthschaft übernehmen, bengt sie die schwere Arbeit bald und die Sorge sührt ihr Antlitz. Auch die Weiber sind nur als Mädchen hübsch: Familie, Haushalt und Wirthschaft, eine dreifache Last, machen sie schon mit 30 Jahren alt. Diesen Verhältnissen entspricht auch ihre Gemüthsart. Der Hienze ist oft verschlossen, wie die Schlupfwinkel seiner Berge, wie so manches Dorf, zu dem das Bett des Baches noch vor wenigen Jahren als einziger Pfad führte. Eine Geschichte voll Unbilden und ein Leben voll Kämpfe haben ihn mißtrauisch gemacht. Bildung und Reisen haben ihm das Gute, die Behaglichkeit kennen gelehrt, die Armut

jedoch verjagt ihm Alles und läßt ihm zuweilen nur den Neid und etwas Spottsucht. Der farge Boden läßt keinen Bauern wohlhabend werden und auch die Städter finden nur an wenigen Punkten günstigere Bedingungen; so haben es die Hienzen zu keinem hinreichend bestimmten socialen Charakter gebracht, dagegen verstehen sie es überall, sich den Verhältnissen anzuschmiegen. Allein durch denselben Kampf ums Dasein ist der Hienze im Allgemeinen tüchtig, nüchtern, pflichtbewußt, religiös, arbeitsfähig, abgehärtet und anstellig geworden. Er ist vorurtheilslos und nicht beschränkt, obgleich er an seinen Überlieferungen und der Heimat hängt. Dem Fremden gegenüber zurückhaltend und verschmiszt, ist er dem Freunde desto treuer und schafft sich ein intimes Familienleben. Auf seine blühenden Schulen verwendet er große Sorgfalt. Der Hienze ist geborener Pädagog, der trefflichste Lehrer. Die Volksbildung steht auf hoher Stufe. Das Land dankt den Hienzen gar viele treffliche und einige hervorragende Männer. Der ganzen Welt habe sie den Klavierkönig Liszt und den Fürsten der Anatomen, Hyrtl, geschenkt. Und wie diese, obgleich sie nicht ungarisch konnten, sich selbstbewußt als Ungarn bekannten, so sympathisirt der Hienze überhaupt, obgleich seiner eigenen Sprache treu, mit dem Magyaren, lernt gern dessen Sprache und schickt sein Kind eigens „ins tuife Jngerland“, um es ungarisch lernen zu lassen.

Auch in seiner Tracht ist etwas Ungarisches. Die Hose ist gewöhnlich anliegend, oft verschnürt, früher (in Odenburg auch gegenwärtig) aus Leder, jetzt aus dunklem Tuch, und steckt meist in hohen Stiefelschäften. Dazu trägt er eine bis an den Hals zugeknöpfte, dicht mit Bleiknöpfen besetzte „Weste“ aus dunkelblauem Tuch und über dieser einen weniger dicht mit Knöpfen benähten „Janker“, auf dem Kopfe einen runden Hut mit breiter Krämpfe, zuweilen auch eine schlafmützenartige Mütze (im Winter bisweilen unter dem Hute.) Der verheiratete „Hauer“ von Güns trägt über dem Feiertagsgewand noch den weiten faltenreichen Mantel mit großem Kragen aus dunkelblauem Günsjer Tuch. Früher trug man auch hellblaue, mit Fuchspelz verbräunte Mäntel. Die weibliche Tracht ist einfach, ohne besonderen Zierat; zu feineren Stickereien und dergleichen hat man keine Zeit. Frauen und Mädchen tragen einen langen, vielgefälstelten, hie und da hellfarbigen, meist aber gleichfalls dunkelblauen Percailrock und einfaches Mieder. Der Kopf ist zugebunden, selbst in der Stube. In Güns tragen sie zwei Tücher, das untere auf Haubenart über den Popswickel gezogen. Das weiße Feiertagstuch („Fetzen“) ist nur noch selten zu sehen. Die Mädchen flechten sich an vielen Orten einen Zopf, doch gebührt dieser in manchen Gegenden nur den unbescholtenen.

Kommt man aus kroatijcher Gegend, so ist man überrascht von der Nettigkeit und Sauberkeit des Hienzenhauses. Wer aber von Westen kommt, findet es nach den burgartigen, stoßhohen Gebäuden des reichen steierischen Bauern wohl unansehnlich.

Allein der Hienz ist kein Stubenhocker, lebt genügsam und braucht kein geräumiges Heim. Sein Viehbestand füllt nur einen kleinen Stall, und auch das Preßhaus, ein an manchen Orten charakteristischer Bestandtheil seines Hofes, wird überflüssig, wo sein Weingarten von durchschnittlich 50 „Pfund“ (100 Pfund = 4 bis 8 Foch) der Phylloxera zum Opfer gefallen ist. Seine Ernte braucht auch keine allzu große Schener, denn Banern mit einer ganzen Session sind selten. (Eine Achtelsession ist in der Ödenburger Gegend 3 bis 7 Foch groß.)

Das Hienzenhaus zeigt, je nach der Baustelle und den Verhältnissen der Bewohner verschiedene Formen, hat aber in seiner einfacheren und ursprünglicheren Gestalt im Allgemeinen den Typus des oberdeutschen Banernhauses bewahrt. Die früher zumeist alleinstehenden, ganz geschlossenen Höfe reihen sich jetzt auf schmalen Hausstellen als längere Gassen hin; zuweilen ist ein Hof zweien gemeinsam. Früher waren es Holzhäuser, jetzt sind sie zumeist aus Stein und mit Dachziegeln oder Schindeln gedeckt. In den Dörfern der Günsler Gegend haben gewöhnlich drei Seiten der Hausstelle ein fortlaufendes Dach. Unter diesem öffnen sich, in der Mitte der Gassenseite, Thor und Thür. Die rechte Seite bildet das Wohnhaus, das seine Giebelwand der Gasse zukehrt; ihm schließt sich hinten, im rechten Winkel, die mitunter schon an die Bergseite gelehnte Scheune an. Die Hofseite des Wohnhauses entlang läuft erhöht der von hölzernen (mitunter gemauerten) Säulen gestützte Hausgang („Gräd'n“). Von hier aus betritt man das bisweilen mit Geschirrbrettern geschmückte Vorhaus („Lab'm“). Dieses ist mit der fensterlosen, den offenen Herd enthaltenden Küche durch eine große, thürlose Öffnung verbunden, die, oben durch einen Balken („Mandlpam“ = Mantelbaum) abgeschlossen, ohne Zweifel ein Überbleibsel des früheren Kaminhalbes ist. Aus dem Vorhause tritt man rechts in die oft gebielte Stube und hat gegenüber zwei Gassenfenster, rechts ein Guckfensterchen nach dem Hofe. Da steht in einer Ecke der schwarze, nußhölzerne Tisch mit zwei Laden, er hat neben sich zwei Bänke und über sich ein Schüsselbrett. Gegenüber steht der Ofen mit der beliebten Ofenbank; daneben das hochgethürmte Bett, meist mit einem Himmel, der Stolz der Hausfrau. Weiteres Linnen sammelt diese in der auf Füße gestellten Gewandtruhe und im Schrank. Kleider werden auch auf die unter der Balkendecke hängenden Stangen gebreitet. Links vom Vorhause liegt die durch ein Fenster erhellte Speisekammer („Kitting“, vielleicht = Gehüttung). Sie war im vorigen Jahrhundert, als man noch nicht aus Stein baute, ein alleinstehendes Hänschen, dessen dick mit Lehm verschmierte Wölbung und Wände eine gewisse Feuersicherheit boten. Vom Hausgang steigt jenseits der Vorhausthüre eine Treppe auf den Boden hinauf und in den Keller hinab, und vom Hausgang öffnet sich auch die Thüre des fensterlosen Stalles. Hinten ist die Tenne, die man durch ein Thor betritt, daneben links die Schener („Stad'l“),

vor dieser die Hühnersteige. An der linken Seite der Hausstelle steht der Schweinestall („Kob'n“). Links vom Thor, mit diesem unter einem Dach, befindet sich ein geräumiger Wagenschuppen, der sich nach dem Hofe öffnet. Zuweilen bildet das Hienzenhaus einen von allen Seiten geschlossenen Vierkant (fränkischer Hof). Die Mitte des Hofes nimmt die für das Hienzenhaus charakteristische Düngergrube in ihrem hölzernen Kranz ein. Im südöstlichen Theile des Gebiets, wo die Hienzen sich schon mit Magyaren und Slaven berühren, herrscht häufig noch das hölzerne Haus vor und auch die Anordnung des Hausplatzes weicht vielfach ab.

Die Hauptbeschäftigung des Hienzen ist die mit Viehzucht verbundene Landwirthschaft. Sein geringes Ackerland ist oft sehr zerstückelt und zerstreut und die etwas primitive Bearbeitung, hie und da mit eigenthümlichen Werkzeugen, z. B. dem Sommerschlitten, dem „Leitenpflug“, ist zeitraubend, zersplittert die Kräfte und zahlt sich nicht gut aus. Um hinreichend Brot zu haben, muß also der Hienz ernten, auch wo er nicht gesät hat. Während sein Bißchen Getreide in den heimischen Bergen reift, das übrigens oft selbst durch die weiblichen Hände zu bewältigen ist, geht er als Schnitter oder Drescher zu seinem Wieselburger Nachbar und in das ungarische Alföld, zuweilen auch nach Niederösterreich, und verdient sich damit oft Brot für das ganze Jahr. In mancher Hügelgegend erzielt er guten Wein und „führt“ ihn selber nach Niederösterreich, dessen Wein durch die Mischung süßiger wird. Seine besten Obstsorten, die berühmten Maschanzger Äpfel, die Kirschen und Kastanien werden von den Weibern meist nach Wien geschafft. Dort ist auch der Markt des Vogelfstellers, der mit außerordentlicher Geschicklichkeit in eigens gemieteten Revieren die Krammetsvögel, aber auch Schnepfen und Rebhühner zusammenfängt; früher trug er seine Nachtigallen bis nach Italien. Als Geflügel-Hausfänger durchstreift er weite Landstriche und sammelt in seinem Käfigwagen alles Hausgeflügel. In den entlegenen Wäldern gibt es Kohlenbrenner.

Eigentlich ist der handfertige, anstellige, auskunftreiche, rührige Hienz durch seine Lebensverhältnisse mehr für Handel und Gewerbe, als für die Landwirthschaft bestimmt. Außer den erwähnten Bodenproducten bringt er auch seine gewerblichen Erzeugnisse (z. B. Böttcherwaaren) gerne selber auf ferne Märkte. In den näheren, von Magyaren bewohnten Orten ist meist der Hienz der Gewerbsmann. Die Landfeer Maurer arbeiten den Sommer in Budapest und Wien, auch die Zimmerleute von Unter-Nabnitz gehen ins Weite. Die Thonwaaren von Stoob sind vortheilhaft bekannt. Die Drechsler und Siebmacher stehen noch gut, die ehemals blühenden Bekleidungsgerbe jedoch sind durch die Fortschritte der Fabrikstechnik und die Geschäftsweise des Großkapitals bedeutend zurückgegangen. Als Hausindustrien sind noch die Korbslechterei und Besenbinderei zu erwähnen.

Die einfache Nahrung des Hienzen besteht aus Kartoffeln und Bohnen, Quarkstrudel, zuweilen Kraut mit Selschfleisch, dazu Roggenbrot oder an manchen Orten gutes weißes Weizenbrot nach ungarischer Weise. Im Trinken herrscht große Mäßigkeit; stellenweise trinkt man Apfelwein, zur Kirmeß auch Meth.

Die Volksbräuche spielen im Leben des Hienzen keine große Rolle und die Welt seiner Vorstellungen ist dem Aberglauben weniger unterthan. Da er aber an seinen Überlieferungen hängt und so weltabgeschieden lebt, hat er sich immerhin viele bedeutende Züge eines uralten Volkslebens und Volksglaubens bewahrt. Doch sind diese nicht überall gleich,



Hienzenhäuser zu Nechuitz.

oft sieht man ihnen den Einfluß der Umgebung an und ein Theil ist allgemein verbreitet. Die nachstehend mitgetheilten entnehmen wir größtentheils handschriftlichen Aufzeichnungen aus der Gemeinde Bergwerk (Bánya) in der Gegend von Schlaining (Szalonnak).

Das Kind. Die Kindbetterin legt, um die Hexen vom Neugeborenen abzuwehren, ein Buch unter ihr Kissen oder ein Stück Eisen unter ihr Bett, sie bezeichnet ihre Thüre mit einem Trudenfuß (Pentagramm) und leckt ihrem Kinde, wenn sie sich von ihm entfernt, die Stirne. Einen Wechselbalg darf man, so sehr er auch weinen mag, nicht berühren, dann kehrt das richtige Kind zurück. Gegen das Besprechen („verschrian“) wird das Kind gebadet. Die Wöchnerin blickt in keinen Spiegel, denn sie fürchtet dann dem Teufel ins Gesicht zu sehen; auch das Kind läßt sie nicht hineinschauen, damit es nicht feig werde.

Das Wäschewechseln kann gleichfalls Unheil stiften. Hat das neugeborene Kind Zähne, so zieht man sie ihm aus. In das erste Bad wird Milch gemischt, das macht das Kind schön. Zu gleichem Zwecke wäscht sich der Pathe, sobald er dieses Amt übernommen hat. Wenn mehrere Patherkinder gestorben sind, der wird nicht zu Gevatter gebeten. Vor dem Kirchgang wirft die Pathin, wenn sie die Schwelle des Hauses überschreitet, Eßzeng über den Kopf hinter sich. Heimgekehrt, legt man den Täufling in einen Winkel und verrichtet geschwind irgend eine Arbeit, damit das Kind emsig werde. Ein weiblicher Säugling wird in einen Bienenkorb gethan, um seinerzeit viele Freier zu haben. Ein Kind darf man nicht zum Fenster hinausreichen, sonst haschen es die Bösen; wenn man über eines hinwegschreitet, wächst es nicht. Zwei Säuglinge gleichen Geschlechtes und Alters darf eine Frau nicht gleichzeitig stillen. Während des ersten Jahres wird das Kind nicht gekämmt und gebürstet, da es sonst an Kopfschmerz leiden wird; schneidet man ihm das Haar, so wird es dickköpfig. Trifft es der Regen, so kriegt es Sommerprossen; schlägt man es auf den Mund, so ist Zahnschmerz die Folge. Auch ist es nicht rathsam, mit einem Besen danach zu schlagen. Die Nägel werden ihm nicht abgesehnt, sondern abgekaut, weil es sonst diebische Hände kriegt. Entwöhnt wird es am besten im Fasching, damit es stets lustig sei, oder am St. Johannestag, zur Kirschenreise, damit es ebenso rothbackig werde. Kleider darf man ihm nicht anmessen, sonst wächst es nicht, und flicken darf man sie ihm am Leibe auch nicht, sonst wird es vergeßlich. Verzehrt das Kind einen Schweinsrüffel, so wird es im Alter alles umwerfen und zerbrechen. So viel Schritte das Mädchen mit einem bloßen Fuß thut, so viele Jahre wird sie auf einen Freier warten müssen; der Knabe bekommt ebenso oft die Ruthe. Wenn das Kind als erste Fleischspeise Vogelfleisch isst, kriegt es eine gute Stimme.

Hochzeit. Der Jüngling läßt sich mit 18 Jahren in die „Burschenschaft“ aufnehmen und hat nun das Recht, „fensterln“ zu gehen. Ist er mit seiner Erwählten einig geworden, so fragt er erst selbst bei ihren Eltern an und schickt, wenn deren Bescheid ermunternd geklungen, seinen Vater zur eigentlichen Brautwerbung („Bittschaft“). Nun wird ein Tag zum „Gwißmachen“, das heißt zur Anordnung der Vermögensfrage vereinbart. Diefem folgt ein Mahl, bei dem die Verlobten Geschenke tauschen. Vor der Trauung schickt an manchen Orten der Bräutigam der Braut ein Paar Schuhe, diese hinwieder dem Bräutigam ein Hemd. Die Hochzeit selbst hat wenig Eigenthümliches. Sie und da zieht die Braut ein zerrissenes Hemd oder einen löcherigen Strumpf an, um reich zu werden. Anderswo zündet man, wenn eins der Verlobten nicht tadelfrei ist, auf seiner Seite die Altarkerze nicht an. Zum Tanz erscheinen die Freunde des Bräutigams zuweilen ver mummt. Wenn die junge Frau das Haus zum ersten Male betritt, schneidet sie mit hölzernem Messer einen Brodlaib an und hebt die Schnitte auf; der obere Theil gehört dem Manne,

der untere der Frau; wessen Stück früher schimmlig wird, stirbt früher. Dann muß sie einen Topf Kraut einsalzen, um eine gute Hausfrau zu werden. Endlich schaut sie in den Backofen, um sich nicht zu den Eltern heimzusehen.

Der Jahreskreis. Bei dem ersten Anstrieb im Frühling schneidet man dem Vieh etwas Haar zwischen den Hörnern weg, damit es nicht stöbig sei. Zu dieser Zeit bedeutet es Glück, wenn das Vieh ein auf die Schwelle des Stalles gelegtes Ei nicht zertritt. Beim Heintreiben im Herbst, am Martinitag, trägt der Hirt eine „Mirtengart'n“ (Martiniruthe) in die Häuser und wünscht damit Glück. Beim Säen wird auf den Sack mit Saatkorn Erde gelegt, um gute Ernte zu erhalten; wird der Knoten des Tuches, in dem man das Saatkorn hält, nicht aufgebunden, so wächst kein Unkraut. Einen Getreidehalm mit zwei Ähren zu finden, ist Glück. Gegen Hagelschlag ist es gut, die drei ersten Hagelkörner ins Feuer zu werfen. Umhegt man den Acker mit einem auf Pfähle gebundenen Faden, den man mit einer aus Schmeer und Schießpulver bereiteten Salbe bestrichen hat, so wird innerhalb des Fadens nicht Maus, noch Vogel Schaden anrichten. Nach der Leinansaat ißt man mit Leinöl bereiteten Kuchen, um viel Flachß zu erhalten. In der Nacht des Thomastages („reichi Nacht“) geht man auf den Kreuzweg und horcht; woher Gesang schallt, da wird in diesem Jahre geheiratet werden, und woher ein Klopfen tönt, dort steht ein Begräbniß bevor. Am Jakobstage darf man kein Brot backen, denn das Feuer schlägt zum Ofen heraus. Auch das Bleigießen („Leseln“) ist bekannt, desgleichen das Karbatschen am Tage der unschuldigen Kindlein, um sich die Gesundheit zu sichern. Am Dreikönigstag kommen 9 Gänge auf den Tisch, darunter gedörrte Birnen. Von jedem Gang wird etwas für die „Buddlfrau“ (andern Ortes „Lußlfrau“) aufgehoben, welche an diesem Abend die Kinder besucht, wie anderwärts der Nikolo oder Krampus. Durch ein Dorf, in dem während des Faschings keine Hochzeit stattgefunden hat, wird ein Block gezogen (das „Blockziehen“). Am Michermittwoch wird der Fasching begraben, indem man unter allerlei Ceremonien den größten Kranz des Tanzsaales einscharrt. Am Johannistag werden Hollunderblüten auf Krapsenart ausgebacken; auch zündet man Feuer an wie zu Ostern und Pfingsten. Das Osterfeuer verbrennt mit dem Weizenstroh auch den Weizenbrand. Ostersonntag nachmittags ist „Griangehu“, das heißt die Hausleute gehen aufs Feld und beten bei jedem Acker. Die Protestanten stecken das Schulterblatt eines Schweines in die Erde, damit der Weizen fett werde, die Katholiken aber Weidenkästchen gegen den Hagelschlag. Am Vorabend von Pfingsten wird mit der Peitsche geknallt; wer am ersten Pfingsttage zuletzt aus dem Bett ist, wird „Pfingstluten“ (Nachhatscher) genannt. Der Frühling heißt „Auswärt“, der Herbst „Hirist“.

Sonstiger Volksglaube. Das am Sonntag nach Neumond geborene Kind („Neumontagskind“) sieht Alles; im Dunkeln kann ihm viel Böses zustoßen („angradig“).

Nach Abendläuten darf man keine Milch herausgeben, kein Wasser ausschütten, nicht fegen. Das Mädchen wendet sich mit dem Rücken gegen die Thüre und wirft seinen Schuh über den Kopf zurück. Fällt er mit dem Schnabel gegen die Thüre, so heiratet sie im selben Jahre. Oder sie schüttelt den Kirschbaum; von welcher Seite dabei Hundegebell erschallt, dahin wird sie heiraten. Am Herd erscheinen zuweilen die längst verstorbenen Hausfrauen. Den Mond nennen die Kinder „Maon-Mhndl“ (Mond-Großväterchen), die Sonne „Sunu-Mhndl“ (Sonne-Großmütterchen).

Hexen und dergleichen. Durch einen vor Georgi gefundenen vierblättrigen Klee kann das Mädchen in der Weihnachtsmesse die Hexen erblicken, die dem Altar den Rücken kehren. Übertritt die Wöchnerin vor 14 Tagen den Strich der Dachtraufe, so wird ihr Kind verhext. Die Hexe geht nämlich durch den Rauchfang ein und aus, oft aber streicht sie auch als altes Weib vor dem Hause herum und macht die Kuh unergiebig, oder sie schreckt in Katzengestalt an den Kreuzwegen, oder sie nimmt die Gestalt eines Hasen an und verschwindet, wenn der Jäger auf sie schießt, wobei nur eine Feder auf dem Platze zurückbleibt. Oft erregt sie ein Gewitter und dieses hält 9 Tage an, wenn sich Jemand erkrenkt hat. Mensch und Thier kriegt durch sie den „Hexenschuß“. Zuweilen aber nützt sie dem Menschen, als „Tragerl“, das Essen ins Haus trägt. Besondere Gestalten des Hienziſchen Volksglaubens heißen: Hex, Tragerl, Tſchanferl, Trud, Kocken, Schradl, Kawuzel, Wanwan. Der Kranke wird besprochen („aonſpreicha“).

Das Hienzenländchen ist schön und interessant. Dem Touristen bietet es dankbare und bequeme Ausflüge, zum Sommeraufenthalt ist es besonders geeignet.



Hof eines Hienzenhauses zu Bernau.



Burg Forchtenstein.

Das Ödenburger Comitat.

Ödenburg (Sopron), das Comitat der Eszterházy und Széchenyi, ist eines der anmuthigsten Comitate jenseits der Donau. Dort schimmert in goldenem Ahrenschmuck die Ebene der Raaban, dort glühen von feurigem Weine die anziehenden Ufer des Neusiedler See's und an der Landesgrenze heben sich prächtig die Höhenzüge des Kozalien- und Leithagebirges.

Nach der Bodengestaltung scheidet sich das Comitat in zwei Theile: den östlichen, die Raaban (Rábaköz), eine vollkommene Ebene, die dem Preßburger Becken oder kleinen ungarischen Alföld angehört, und in den westlichen, der sich zu Bergen und Hügelrücken wölbt.

Die Ödenburger Berge sind, wie die Erhebungen des „Dnántul“ überhaupt, geographisch Ausläufer der Ostalpen; geologisch jedoch setzen sie den nordöstlichen Zweig der Centrakette der Ostalpen fort, indem der Kern ihres Grundgebirges aus krystallinischem Schiefergestein besteht, über dem die der paläozoischen Gruppe angehörige Gramwacke ihre Gesteine lagert. Auf dieser Grundformation unterscheidet man drei Bergzüge: das Kozalien- und Leithagebirge, dann den Ruß-Kroisbacher Hügelrücken am Neusiedler See.

Das Kozaliengebirge (Kozálya-hegység) streicht im Ganzen und Großen von Süd zu Nord und bezeichnet mit seinem Grat die Landesgrenze. Seine größte Höhe

erreicht es bei der Rosalienkapelle, 746 Meter über der Adria. Die Aussicht von hier ist überaus lohnend. Südwestlich erblickt man das letzte gewaltige Massiv der steierischen Alpen, den Wechsel (Hoher Umjchluf, 1738 Meter), im Westen das äußerste, fast immer schneebedeckte Haupt der österreichischen Alpen, den Schneeberg bei Wiener-Neustadt, mit einem Gewühl von Ruppen hinter sich; vor dem Schneeberg die steilen Abstürze der Hohen Wand; nördlicher die mannigfaltige Gebirgswelt des Wiener Waldes und die östlich von diesem hingelagerte Ebene des Wiener-Neustädter Beckens mit ihren zahllosen Ortschaften; dann an der Landesgrenze die ganze Kette des Leithagebirges, hinter dem der Hundsheimer Kogel und noch weiter die kleinen Karpathen blauen; östlich hat man gerade zu Füßen den langen Grat des Ödenburger Gebirges mit den kurzen, aber steilen Seitengraten, die es nach Norden vorschiebt; jenseits Ödenburgs blinkt der Spiegel des Neusiedler Sees, hinter dem die Ebene zu beiden Seiten der Donau hingebreitet scheinbar endlos mit dem Horizont verschmilzt. Auch im Süden wimmelt ein Durcheinander von Ruppen, die Schomlauer und Bakonyer Berge.

Von diesem Knotenpunkte strahlt ostwärts, mit einer leichten Abichwenkung nach Süden, das Ödenburger Gebirge aus, dessen Grathöhe von 600 Meter immer mehr sinkt, bis es südlich der Stadt Ödenburg mit dem 275 Meter hohen Harkauer Kogel endet. Diese Kuppe wird wegen ihrer regelmäßigen, mützenförmigen Gestalt von Vielen für einen künstlichen Hügel gehalten, ist aber doch nur eine alleinstehende Masse von glimmerhaltigem Gneis.

Der Hügelrücken am Neusiedler See beginnt nördlich von Kohlenhof (Kópháza) mit dem 225 Meter hohen Steinberg und zieht dann dem Seeufer parallel nordwärts bis Oggau (Oka). Der dem See zufließende Kroiszbach (Káfos) schneidet ihn entzwei; der kleinere, südliche Theil heißt Zarhalm, welcher Name auf die ersten Jahrhunderte des Magyarenthums zurückweist; seine Übersetzung hat sich im „Kohlenberg“ (Kahlenberg) südlich vom Finkenfogel erhalten. Sein höchster Punkt ist der Finkenfogel (260 Meter), der nördliche Theil erreicht im Hausberg 283 Meter. Dieser Hügelzug hat ein Grundgebirge von krystallinischem Gestein, das größtentheils von Leithakalkstein bedeckt ist; dieser wird in den berühmten Steinbrüchen von Kroiszbach und St. Margarethen (Margita) gebrochen. Aus den hier geschnittenen Quadern sind große Wiener Bauten, wie die neue Universität, die Hofmuseen, das Rathhaus, der Justizpalast n. s. w. errichtet. Der treffliche Stein war schon den Römern werth und sie legten zahlreiche Steinbrüche an; einer von diesen, auf dem Gipfel des Hölzlstein, nördlich von Oggau, läßt ihr Verfahren deutlich erkennen. Das Geröll der krystallinischen Gesteine bildet eine Kiesablagerung, welche (beziehungsweise ihre Verwitterungsproducte) fast überall den Untergrund für den berühmten Ruster Wein bildet.

Das Leithagebirge (Lajta-hegyjég) an der Nordwestgrenze des Comitats ist ein isolirtes Gebirge, das von Südwest nach Nordost zieht. Sein westlicher Fuß wird vom Leithafluß, der östliche vom Vulkabach bespült. Die Landesgrenze läuft zumeist den Gebirgsgrat entlang; der Gebirgsrücken ist sehr gut entwickelt, so daß die Höhenunterschiede sehr gering sind. Deshalb führte bis in die neueste Zeit keine Fahrstraße hindurch. Die höchsten Punkte sind der östlich vom Hirschberg (Szarvó) aufsteigende Sonnenberg (480 Meter) und der Buchfogl (442 Meter) nordöstlich von Eisenstadt (Kis-Marton). Der krystallinische Kern des Leithagebirges besteht vornehmlich aus Glimmerschiefer und Gneis, worauf sich Quarzit gelagert hat, der seinerseits von Dolomit und Kalkstein überlagert wird. Unter den vielen Steinbrüchen ist besonders der Müllendorfer (Száravám) zu erwähnen, dessen harter Kalkstein nach Wien geschafft wird; die dortige Botivkirche ist fast ganz aus ihm erbaut und seine härtere Sorte eignet sich auch zu plastischen Arbeiten. Der übergelagerte weiße, ganz freideartige Kalk dient zur Herstellung des sogenannten „Wiener Weiß“, das bis in ferne Länder geht. Hier wird in der Lenk'schen Steinbrucharanlage auch Kalk gebrannt. Im Jahre 1893 wurden 173 Waggons Kalk und 63 Waggons geschlemmte Kreide nach Nieder- und Oberösterreich, Mähren, Böhmen, ja selbst Bosnien und Rumänien verfrachtet. Der weiter östlich gelegene Steinbruch von Eisenstadt am Berg (Kis-martonhegy) ist vielleicht der älteste im ganzen Lande. Aus seinem Stein wurde zum Theil der Wiener Stephansdom erbaut, desgleichen der Dom zu Preßburg, die Benediktinerkirche zu Ödenburg u. s. w. Doch geht der gute Stein bereits zu Ende und es wird fast nur noch Material für Hünnerbau gebrochen. Auch die Steinbrüche von Breitenbrunn (Széleskút) haben einen guten Namen, sie liefern meistens Steine für plastische Arbeiten.

Mit dem Ödenburger Gebirge hängen geographisch die Landszer (Lánzfér) Berge zusammen, die jedoch einen anderen geologischen Bau haben. Sie sind nämlich aus krystallinischen Schiefen bestehende Basaltmassen, die sich am Ende der Tertiärperiode emporgeschoben haben. Ihre größte Höhe ist der Pauliberg, auf dessen Gipfel sich aus einem Wust riesiger Bruchstücke von Basaltsäulen zwei mächtige Pyramiden erheben. Mit der östlichen erhebt sich der Berg bis zu 730, mit der westlichen bis zu 755 Meter. Dies ist also zugleich der höchste Punkt des Ödenburger Comitats.

Im Ödenburger Gebirge finden sich zwei tertiäre Braunkohlenlager. Das zu Brennberg wird seit 1792 ausgebeutet und ist Eigenthum der Stadt Ödenburg; es hat eine Ausdehnung von 4.931 Quadratkilometer und liefert jährlich 800.000 Metercentner vortrefflicher Braunkohle. Das andere, 1.172 Quadratkilometer groß, liegt südlicher, bei Nitzing und gehört dem Fürsten Eszterházy. Es wird erst in neuerer Zeit ausgenüht und liefert 30.000 bis 40.000 Metercentner jährlich. Neuestens will eine Actiengesellschaft durch

größere Investitionen die Production steigern. Südwestlich vom Leithagebirge befinden sich zwei Lignitlager, beide fürstlich Eszterházy'scher Besitz. Das eine, bei Menfeld (Lajta-Ujfalv), ist 2'857 Quadratkilometer groß und liefert etwa eine Million Metereentner jährlich. Das andere, südöstlicher in der Gemarkung von Bötsching (Becsenyéd) gelegen, ist nicht mehr ausgebeutet, da es namentlich bei Regenwetter durch einstürzende Sandmassen verschüttet wird.

In der Hügelgegend wie in der Ebene findet sich stellenweise vorzüglicher Thon, der sich für Backsteine und Gefäße eignet. Im vorigen Jahrhundert wurden zu Eisenstadt sehr hübsche Majolikagefäße gefertigt, doch ist diese Kunst in Vergessenheit gerathen. Vortrefflicher Thon kommt in Stoob (Csáva) vor, wo mit Unterstützung der Regierung eine Schule für Thonindustrie errichtet wurde. Die hier fabrizirten Gegenstände sind so hübsch und dauerhaft, daß sie guten Absatz finden. In der Raaban betreibt Dör die Töpferei nach alter Art. Den bedeutendsten Aufschwung jedoch hat die Thonindustrie in der Stadt Ödenburg genommen, wo zahlreiche Dampfziegeleien im Betrieb stehen und etwa zehn Millionen Mauer- und Dachziegeln jährlich herstellen. Als Specialität hat Ödenburg die dunkel-brammgrün emailirten und glazirten Dachziegel, die mit 250 Gulden das Tausend bezahlt werden. Ihr Hauptmarkt ist in Nieder- und Oberösterreich und Steiermark.

In der Berg- und Hügelgegend des Ödenburger Comitats gibt es auch Mineralquellen, unter denen neuerdings die von Sauerbrunn (Savanyviz) am Fuße des Rosaliengebirges sich einen Namen gemacht hat. Sie ist ein alkalischer, schwacher, nicht viel freie Kohlensäure enthaltender Eisensäuerling. Die schöne Lage und gesunde Luft ziehen von Jahr zu Jahr mehr Gäste, besonders aus dem nachbarlichen Östreich, heran und sie lassen sich hier hübsche Landhäuser bauen. Als heilkräftig, namentlich gegen Gicht, ist ferner die der Stadt Ödenburg gehörige Schwefelquelle von Wolfs (Walf) bekannt. Auch die schöne Lage sichert ihr starken Zuspruch. Ferner hat Leitha-Prodersdorf (Lajta-Bordány) eine warme Schwefelquelle, neben der noch eine kalte entspringt; sie wird wegen Gicht, Nervosität und Frauenleiden viel besucht. Die ergiebigen Schwefelquellen von Groß-Höflein (Nagy-Höflány) und Gschieß (Sércz) werden bloß zum Trinken benützt. Kleinere Schwefelquellen kommen im Wald von Schattendorf (Somfalva) und an mehreren Uferpunkten des Neusiedler See's vor. Als Tafelwasser ist das alkalische, ziemlich viel freie Kohlensäure enthaltende Deutsch-Kreuzer (Német-Keresztur) so beliebt, daß es selbst in Budapest und sogar in Östreich getrunken wird. Bei Magenkatarrh thut es gute Dienste. Die sonst noch im Gebirge und am Seenerfer vorkommenden Mineralquellen sind nur in der nächsten Umgegend bekannt.

Sämmtliche Bergzüge des Comitats sind durch verhältnißmäßig kurze, daher steile und tiefe Querthäler gekennzeichnet, die den Hauptgrat in zahlreiche seitwärts vorspringende

steile Vorkuppen gliedern. Eine Menge Rinnale und Bäche laufen durch die Thäler, einerseits nach dem Neusiedler See und dem mit diesem verbundenen Hanság, andererseits der Rabnig zu. Was an der Westseite des Rosalien- und Leithagebirges entspringt, strömt zur Leitha hinab; eine der Hauptadern für die Wässer der Ostseite ist der Bunkabach. Dieser entspringt nördlich der Rosalienkapelle, an der nach Burg Forchtenstein führenden Straße, aus dem wasserreichen Blankeleiten-Brunnen, fließt im Allgemeinen von Südwest zu Nordost und fällt jenseits der nördlich von Oggau gelegenen Seemühle in den Neusiedler See; er hat dort im Lauf der Jahrhunderte die Oggauer Heide gebildet, die sich als ungegliederte Halbinsel in den See hinausbaut. Unterwegs nimmt die Bunka eine Menge Gewässer auf, die aus dem Rosaliengebirge, aus der Hügelgegend zwischen diesem und dem Leithagebirge, vom südöstlichen Abhang des Leithagebirges und aus dem Hügelland zwischen der Hügelgruppe von Baumgarten (Kertes) und dem Rufter Hügelrücken vom Leithagebirge kommen. Seine Mulde scheidet den Neusiedler Hügelrücken vom Leithagebirge. Südlich von dieser Mulde entspringt der Kroisbach (Kátos), der den Neusiedler Hügelrücken durchbricht, um dem See zuzueilen.

Der Neusiedler See (Fertö) ist nach dem Plattensee der größte See Ungarns. Sein breites, längliches Becken zieht zwischen den Comitaten Ödenburg und Wieselburg von Nord zu Süd. Seine größte Länge beträgt 36, die größte Breite 15 Kilometer; am schmalsten, 6·5 Kilometer, ist er in der Mitte. Sein Flächeninhalt ist beim höchsten Wasserstande 335 Quadratkilometer, seine Höhe über dem Meeresspiegel 116 Meter. Sein Charakter ist entschieden der eines Alfvöldees, der Grund sehr eben, das Wasser sehr seicht, durchschnittlich 1 bis 2 Meter tief. Am tiefsten war er in den Jahren 1883 und 1884, als er den höchsten bisher bekannten Wasserstand erreichte: vier Meter zwischen Ruft und Neusiedl (Mejsider), drei Meter zwischen Ruft und Kroisbach und noch südlicher zwei Meter. Gegenwärtig ist er so seicht, daß man ihn überall durchwaten kann.

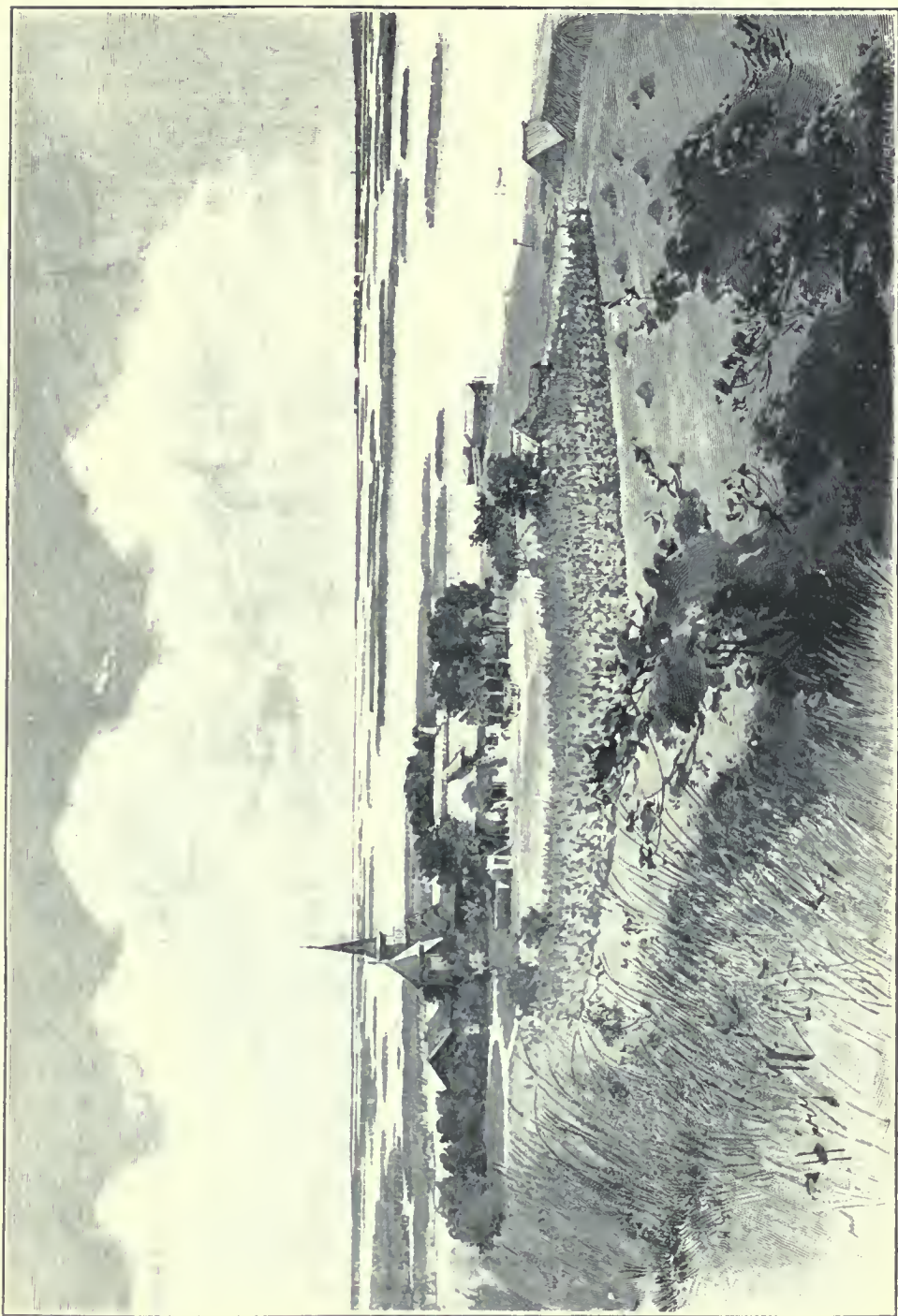
Über seine Entstehung laufen allerlei seltsame Sagen um; man spricht von sechs, ja zwölf Ortschaften, die das Wasser verschlungen haben soll. Andere führen seinen Ursprung und wechselnden Wasserstand auf die Donau zurück; er soll mit einem ihrer österreichischen Strudel in Verbindung stehen. Verschiedene Gegenstände, welche die Donau verschlungen, sollen im Neusiedler See aufgetaucht sein. Thatsache ist, daß die Wassermenge sich oft änderte, ja es gab Zeiten, wo das Becken ganz austrochnete. In Urkunden des XIII. und XIV. Jahrhunderts kommt die Bezeichnung „fluvius ferteu“, Fertöfluß, oft vor; andere Urkunden dieser Zeit nennen ihn freilich „lacus“ (See) oder einfach „aqua“ (Wasser), wobei aber zu bemerken ist, daß damals auch Mauth auf ihm erhoben wurde. So verleiht der Sohn Georg Csáks, von 1235 bis 1240 Obergespan des Ödenburger Comitats, die Mauth des Neusiedler See's dem Cistercienerkloster von der heiligen Maria.

So erhielt die Stadt Ödenburg die Hälfte dieser Mauth von den Königen Béla IV., Stefan V. und Ladislaus IV., um dafür die Stadtmauern aufzubauen, beziehungsweise wiederherzustellen, und in diesem Nutzen wurde sie durch Andreas III. und Karl Robert bestätigt. Nach alledem muß der damalige Verkehr auf dem See sehr lebhaft gewesen sein, was nur denkbar ist, wenn der See damals wirklich ein schmales Wasser war; seit seiner Füllung in neuerer Zeit war er nämlich eher ein Verkehrshinderniß und belebte sich erst im Winter, wenn er so fest gefror, daß er Fuhrwerk aushielt.

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts sank der Wasserstand so, daß es sogar Wien merken mußte, da die sonst wöchentlich verkehrenden Fischfuhrwerke aus der Seegegend ausblieben. Im Jahre 1568 wurde eine Commission entsendet, um den Grund dieses Sinkens festzustellen; als solcher wurde ermittelt, daß die Witwe Thomas Nádasdy das Wasser der Rabnitz nicht mehr, wie früher, in den See, sondern flußabwärts fließen lasse. Die Deputation rieth also der Hofkammer, für den Abfluß der Rabnitz in den Neusiedler See zu sorgen, damit dieser sich wieder fülle und den Wiener Fischmarkt versorge.

Auch im XVIII. Jahrhundert trat niederer Wasserstand ein; 1738 konnte ein Böttcher aus Ruß den See durchwaten. 1804 stieg er wieder, von 1855 an jedoch begann er neuerlich zu fallen, bis 1866 das Wasser völlig schwand. Nun begann eine starke Efflorescenz von Soda und Glaubersalz, dessen Staub der Wind weit ins Land trug. Allein schon 1869 zeigte sich wiederum Wasser und 1876 war das Seebecken bereits fast ganz gefüllt, ja in den ersten Achtziger-Jahren voller als je. Von 1886 an sank das Wasser neuerdings, und um so rascher, je mehr die Rabnitzregulirung fortschritt. Schon im Winter 1892 bis 1893 war es so niedrig, daß der See bis auf den Grund zufror, so daß alle Fische zu Grunde gingen. Gegenwärtig plant man seine völlige Entwässerung, was aber keinen besonderen Vortheil für die Gegend bedeuten würde, da nach Dr. Josef Szabó der ackerfähige Boden nicht mehr als 60 Quadratkilometer ausmacht, die übrigen 270 Quadratkilometer aber völlig unbrauchbares Land wären. Nach der Ansicht des Geologen Ludwig Telegyi-Róth wäre die völlige Trockenlegung sogar schädlich für den Wein- und Ackerbau der Gegend.

Das ausgetrocknete Seebett wird jetzt archäologisch durchforscht, wobei auf der Ödenburger Seite, etwa 2000 Schritt einwärts vom alten Ufer ein Gebiet entdeckt wurde, wo Scherben von römischen Gefäßen und Ziegeln haufenweise zu finden sind. Auf der Ostseite, in der Gemarkung von Széplak, wurden etliche 100 Schritt einwärts vom Ufer römische Backsteingräber gefunden. Am südlichen und südöstlichen Ufer und seewärts davon findet man häufig Gegenstände aus der Steinzeit, namentlich geschliffene Steinmeißel und Äxte. Viele schlossen daraus auf Pfahlbauten, doch ist diese Frage noch nicht zu lösen.



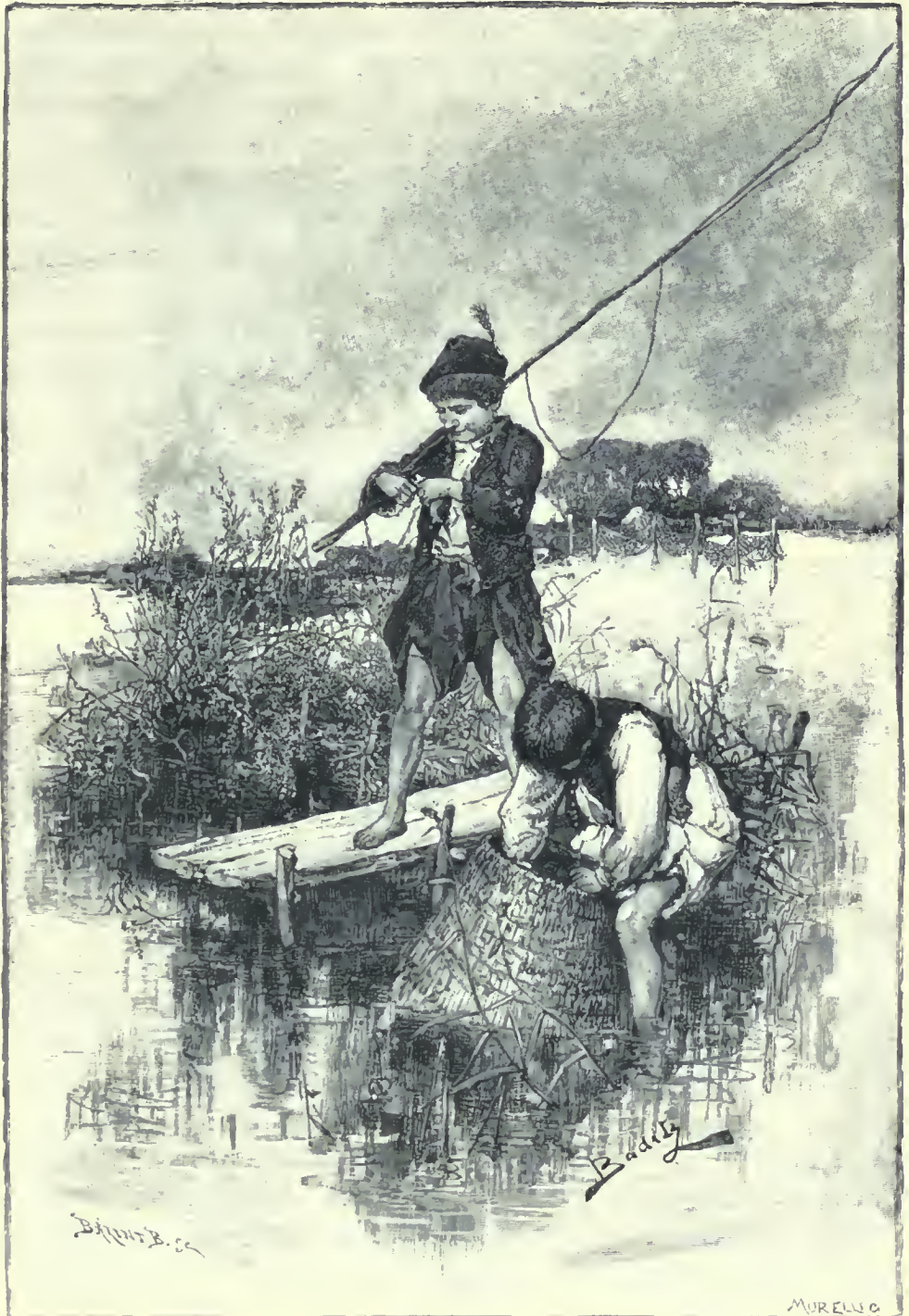
Der Kemmleber See von Eberburg aus gesehen.

Als der See noch mehr Wasser hatte, war er auch fischreich. Er führte meist Karpfen und Karauschen, weniger Hechte und Barsche; Weißfische waren so massenhaft, daß man Schweine damit fütterte. Der Fischfang geschah meist mit dem sogenannten „Kürtö“, einer originellen Vorrichtung, welche auch die deutschen Fischer den magyarischen entlehnt haben. Nirgends in Ungarn wurden diese Fischfallen aus Rohrgeflecht so geschickt hergestellt, als in der Gegend von Schrollen (Sarród), Széplak und Heiligenstein (Hegykö). In ungeheuren Schwärmen kamen auch die Wasservögel an den See. Diesem und den Hanság-Sümpfen verdankte es das Ödenburger Comitatz, daß es von den 330 Vogelarten Ungarns 250 aufzuweisen hatte.

Seither ist das Alles anders geworden; Fische gibt es keine und auch Vogelarten nur wenige. Am häufigsten ist noch die Wildgans (Cinereus und Segetum), deren riesige Schwärme jedoch dem Ackerbesitzer nicht willkommen sind. Den einzigen Nutzen bietet die Rohrernte; von der Mührfabrik zu Eszterháza gehen viele Waggonladungen nach Deutschland. Die jungen Triebe des Rohres werden auch als Viehfutter benützt. An Wild ist der Hanság noch immer reich. In den ungeheuren Röhrichstrecken brüten die Wasservögel zu Tausenden, so nisten Schaaren von Silberreihern in dem sogenannten „Aranyos“-Theile des Han, zwischen Kapuvár und Eszorna, was jetzt in Ungarn eine Seltenheit ist. Im dortigen Erlental (Egererdő) gibt es viele Hirsche, die bis an die Brust im Wasser wadend ihre Nahrung suchen, während der Nachwuchs auf erhöhterem Boden weilt. Auch die Wildkatze kommt hier noch vor und die Fischotter ist häufig. Im erwähnten Walde wurde 1747 Hans Istók, dieses räthselhafte verwilderte Kind gefangen, dessen Bild im Schlosse Eszterháza zu sehen ist. Nach dem Matrikelbuch von Kapuvár mag es acht Jahre alt gewesen sein, als es aus dem Wasser geholt wurde, wo es sich von Fröschen und Fischen nährte und überaus geschickt schwamm. Es wurde im Schlosse als Küchenjunge verwendet, nach einem Jahre aber, als es schon sprechen konnte und sich auch einigermaßen an Kleider gewöhnt hatte, war es wieder spurlos verschwunden.

Die Durchstechung des Hanság mit einem großen Kanal wird die Wasser ableiten und dann auch dort Alles ändern. Schon wird gepflügt und gesät, wo noch vor wenigen Jahren Wasser- und Sumpfvögel nisteten. Einzelne Lichtungen nennt man Seen (auch Lacken); so liegt im Wieselburger Han der Loblör See und am Ostrande des Ödenburger Comitatz, nördlich der Eisenbahn der an Wasserwild überreiche Vorbacser See. Unter den meist ausgetrockneten Teichen längs des Neusiedler See's ist schon wegen ihres Namens die ehemalige „Hexenschwemme“ in der Heiligensteiner Gemarkung zu erwähnen.

Schon in alter Zeit wurden im Hanság Regulirungskanäle und Dämme angelegt. So ließ die Witwe Thomas Nádasdy im XVI. Jahrhundert einen Kanal zur Ableitung des Rabnitzwassers anlegen. Durch Kanäle wurden namentlich die in den Hanság



Fischende Knaben an der Kleinen Raab.

strömenden Flüsse, so die Tva, Rabnitz und kleine Raab regulirt. Überdies wurde ein über 30 Kilometer langer Hauptkanal vom Neusiedler See durch den Wieselburger Hanság direct nach Osten bis zur Rabnitz gegraben. In seinem Bette gräbt man jetzt den großen Kanal, der 4·8 Meter tief und an der Sohle 15 Meter breit ist. Er beginnt an der Brücke von Pamhagen (Pomogy), deren Umgebung selbst eine Wassertheide ist; westlich von ihr fließen die Gewässer dem Neusiedler See, östlich dem Hanság zu. Dies erklärt auch, daß, wenn die oben erwähnten Flüsse stark anschwellen, ein großer Theil ihres Wassers nach dem See abfließt, denn die Meereshöhe der Tva ist bei ihrer Mündung 118, die der Rabnitz und kleinen Raab 116 Meter, die der beiden letzteren also der des Seespiegels gleich, das im Verhältniß zur westlichen Hälfte des Hanság eine wahre Depression darstellt. Daher die periodische Schwankung des Seespiegels, der sich in nassen Jahren hebt, in trockenen zuweilen ganz schwindet.

Unter den angeführten Flüssen nimmt die Tva alle Wasseradern auf, die an den Nord- und Südhängen der östlichen Hälfte des Ödenburger Gebirges entspringen. Tva heißt sie eigentlich erst südlich von Ödenburg, nachdem sich der größere Schattendorfer Bach mit dem Wandorfer (früher Egeréd) vereinigt hat. Den ersteren nennen die Ödenburger Spittelbach, weil an seinem Ufer zu Ödenburg die Johanniter ihren Spittel steheten. In der ersten Silbe des Namens Tva soll ein urmagyarisches Wort („ik“ = heilig) erhalten sein, so daß, mit Rücksicht auf die vielen mit „va“ endigenden Flussnamen, das Wort „heiliges Wasser“ bedeuten würde.

Die Rabnitz (Répcze), die sich in den Hanság, dann aber weiter östlich in die Donau ergießt, entspringt in Niederösterreich und sammelt alle von den Landseer Bergen herabfließenden Gewässer. Diese ändern vielfach ihre Namen; so heißt der nahe bei Klein-Varasdorf (Kis-Varand) entspringende Bach zuerst Rét, dann Mikitsch, Sió, Bereg und zuletzt Iharos úveje; er theilt sich dann in zwei Arme, deren einer in die Tva, der andere in die Rabnitz mündet.

Die kleine Raab (Kis-Rába) zweigt von der Raab ab, wo diese die südöstliche Grenze des Comitats berührt, und strömt von hier geradeaus nördlich dem Hanság zu. Die in Steiermark entspringende Raab selbst umzieht die südöstliche Ecke des Comitats. In alter Zeit gab sie viele Seitenarme ab, deren jeder unter mehreren Namen ging, was leicht zu der Meinung führte, daß das Ödenburger Comitats ehemals sehr reich an Gewässern gewesen.

Um das Bild zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß es hier bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts zahlreiche Fischteiche gab. Überhaupt stand die Fischzucht damals in Blüte, selbst im Stadtgraben von Ödenburg wurden Fische gehalten, deren Fang ein Privileg des Bürgermeisters bildete.

Wie nach der Bodengestalt, so ist auch dem Klima nach das Ödenburger Comitats in zwei Hälften theilbar: die wärmere Ost- und die kältere Westhälfte. Der Temperaturunterschied hängt mit der Höhenlage zusammen. Danach wechselt die mittlere Jahrestemperatur zwischen 7 und 10 Grad; die mittlere Temperatur ist im Sommer 20, im Winter



Heimkehrende junge Fischerfrau.

0 Grad. Auch die Menge der Niederschläge zeigt locale Verschiedenheiten; im gebirgigen Westen regnet es mehr als auf der Ebene, was mit den allgemeinen klimatischen Verhältnissen Ungarns zusammenhängt. Interessant ist es, daß die von Westen kommenden Gewitterwolken, wenn sie die Grenze des Comitats erreichen, sich in der Regel theilen; eine Wolkenmasse folgt dem Strich des Leithagebirges und zieht dann der Donau zu,

die andere schwenkt über dem Rosaliengebirge und den Ödenburger und Landseer Bergen südöstlich ab. Der herrschende Wind im bergigen Lande ist der Nordwest, in der Ebene der Nordwind; der Südwind hat im Ödenburger Comitat eine eigene magyarische Bezeichnung: „Rufwind“ (Kukszél).

Auch der Pflanzenwuchs ist in den zwei Comitatzhälften verschieden. Im Westen überwiegen Wald, Obstgarten und Weinberg; im Osten stehen die Getreidearten voran.

Die bewaldete Fläche beträgt insgesammt 116.000 Katastraljoch. Der Laubwald überwiegt; in erster Reihe stehen die Eichenarten (Stieleiche und ungestielte Eiche, Zerleiche und hie und da die weichhaarige Eiche) mit 58.104 Joch, die Roth- und Weißbuche, Birke, Weide, Pappel, Erle, dann die Esche, der Ahorn, die Rüstler und Akazie auf zusammen 32.000 Joch. Die Nadelhölzer machen 25.800 Joch aus. Diese werden in neuerer Zeit mehr gepflanzt, so daß diese Verhältnißzahlen sich bald sehr geändert haben werden. Der gesammte Holztertrag macht jährlich an 200.000 Kubikmeter aus. Es ist meist Brennholz; Dampfsägen befinden sich in Lackenbach und Ödenburg. Von Edelmild kommen in den Wäldern Hirsch und Reh vor, Damhirsch und Wildschwein nur in Gehegen. Unter den Vögeln sind Auer- und Wirlhahn, sowie das Haselhuhn zu erwähnen. Häufig vorkommende Raubthiere sind Fuchs und Dachs.

Die Obstgärten machen 1·1 Procent des Comitatzgebietes aus. Das Obst ist von bester Qualität und sehr begehrt. Darin kann sich schwerlich ein anderes Comitat mit dem Ödenburger messen. Der berühmteste Obstgarten ist der des Grafen Emerich Széchényi zu Horpács. Die Bewohner der Hügelgegend beziehen einen großen Theil ihres Einkommens aus dem Obst, das seinen Hauptabsatz in Österreich hat. Berühmte Äpfel und Birnen wachsen in den Gemarkungen von Neustift (Újtelek), Forchtenau (Fraknó), Rohrbach (Nádasb), Marz und Wiesen (Kétfalu). Kirschen verkaufen die Gemeinden Breitenbrunn (Széleskut), Purbach (Feketeváros), Dommerskirchen (Fehéregyháza), Gschieß (Ércz), St. Jörgen (Szent-György), Rohrbach, Siegraben (Szitra), Marz und Wiesen jede um etwa 20.000 Gulden. Noch größer fast ist der Ertrag der Weichselkirchen, deren Pflanzungen sich mit denen von Baden messen können. Kastanien gibt es an vielen Punkten des Rosalien- und Ödenburger Gebirges, die berühmtesten sind die Forchtenauer. Auch Wald- und Garten-Erdbeeren bilden einen guten Handelsartikel, aus der Wiefener Gegend allein wurden davon im letzten Jahre 1100 Metercentner nach Wien gebracht.

Das Gebiet des Weinbaues ist etwas größer als das des Gartenbaues (1·73 Procent). Der Wein ist meist vortrefflich, besonders am Neusiedler See, wo die ausgezeichneten Rüstler und Ödenburger Weine wachsen; doch hat die Phylloxera auch hier schon schlimm gehaust.

Mehr als die Hälfte (50·56 Procent) des Comitatsgebietes ist Ackerland, was 283.443 Katastraljoch entspricht, da das ganze Comitats 3.307·19 Quadratkilometer = 560·608 Katastraljoch ausmacht. Das Meiste davon liegt in der Raabau. Unter den Getreidearten steht der Herbstweizen voran; die Gerste kommt an Güte der mährischen gleich, der Roggen ist gleichfalls vorzüglich. Mit Zuckerrüben, einem wichtigen Product des Comitats, sind an 20.000 Joch bepflanzt, was jährlich 2·5 Millionen Meterecentner abwirft. Die Kartoffelernte ist auf sandigem Hügelboden vortreflich und trägt den Landwirthen mehr als selbst der Weizen; Hauptmarkt dafür ist Niederösterreich.

Die Wiesen machen 8·61, die Weiden 7·84 Procent des ganzen Gebiets aus. Röhricht und unfruchtbares Land sind immer noch 9·47 Procent, doch ist der Rohrhandel einträglich und besonders in harten Winteren tummeln sich Hunderte auf den gefrorenen Sümpfen des Hanság, um Rohr zu schneiden.

Der Viehzucht nach gehört das Ödenburger Comitats zu den ersten des Landes, sie hat besonders in der Neuzeit einen großen Aufschwung genommen. Die Rindviehzucht hat sich in zwei Richtungen entwickelt: für Zug- und Mastvieh. Die Mästerei steht in enger Verbindung mit der Zuckerindustrie. Die neuerdings aufgestellten Stierzuchtstationen sind der Viehzucht sehr förderlich. Solche gibt es jetzt fünf: auf der Puszta Szil, in Pötsching (Pecsenyéd), Kapuvár, Csernelháza und Ság; eine sechste wird in Gyórá eingerichtet. Die letzten zehn Jahre haben auch die Molkerei und Butterfabrikation in die Höhe gebracht. Der Viehhandel nimmt von Jahr zu Jahr zu.

Zur Hebung der Pferdezucht gibt es eine gemeinsame Fohlenweide und geregelte Pferderennen für Landwirthe in Groß-Zinkendorf (Nagy-Czenf). Es wird ausschließlich das leichte ungarische Pferd gezüchtet. Die früher vernachlässigte Schweinezucht nimmt jetzt auch zu, wogegen die Schafzucht Jahr für Jahr zurückgeht. Die Geflügelzucht ist, wie der Eierhandel, Dank der Nähe Wiens, sehr lohnend. Die männliche Bevölkerung mehrerer Gemeinden handelt das ganze Jahr nur mit diesen beiden Artikeln.

Auf industriellem Gebiete ist zunächst die Zuckerfabrikation zu erwähnen mit fünf großen Fabriken: in Groß-Zinkendorf, Wichs (Vük), Hierm (Hélszerfalva), Siegendorf (Gyimesfalva) und Petöháza. Der Zucker wird meist ausgeführt. Auch die Artikel der Ödenburger Zucker-, Chocolade- und Dragéeefabrik sind im Auslande gesucht; die Ödenburger Malzfabrik arbeitet zunächst nach der Schweiz. Dampfmühlen waren Ende 1894 schon 20 in Thätigkeit. Auf dem Gebiete der Textilindustrie ist vor Allem die Seidenfabrik zu Wimpassing (Wimpác) zu erwähnen; die Zutfabrik und Spinnerei zu Reusfeld (Lajta-Ujsalu) ist die größte derartige Anlage in Ungarn; die Ödenburger Blaufärbereien sind fast 100 Jahre alt und stehen auf einer sehr hohen Stufe der Export- und Concurrenzfähigkeit. Die einst blühende Ödenburger Tuchfabrikation ist nur noch durch eine Fabrik vertreten.

Unter den Spiritusfabriken ist die Gustav Berg'sche auf der Puszta Öntés die erste; kleinere Brauereien gibt es noch in Ödenburg und Eisenstadt. Von chemischen Industrien sind zu erwähnen: zwei Stärkfabriken in Ödenburg, eine Weinsteinfabrik in Neufeld, eine Zündwaarenfabrik in Neudörfl (Lajta Sz. Miklós). Die Metallindustrie hat in Ödenburg die altberühmte Glockengießerei und Lösschrequisitenfabrik von Friedrich Seltenhofer und Sohn aufzuweisen, die in Ungarn wie in Osterreich ein starkes Geschäft macht. Außerdem sind vier Fabriken von landwirthschaftlichen Geräthen vorhanden.

Das Kleingewerbe fühlt sich durch den Wettbewerb des Nachbarlandes Osterreich und besonders Wiens sehr gedrückt.

Die arg vernachlässigte Hausindustrie beginnt sich neu zu beleben. Die Frauen suchen häufig den Spinnrocken wieder hervor, der vor Jahrzehnten in die Rumpelkammer wandern mußte; die Mädchen besinnen sich neuerdings auf die alten Hanskünste ihrer Großmütter, das Ausnähen und Sticken. Einen einträglichen Zweig der Hausindustrie bildet das Mattensflechten, worin sich die Magyaren der Hansjag-Gemeinden auszeichnen. Marktkörbe und Binsmatten jeder Größe werden massenhaft gefertigt, auch Rohrgeflechte für Plafonds, die namentlich nach Deutschland gehen. In der westlichen Gegend wird noch Korbflechterei getrieben und auch der Bast zu allerlei Geflecht verwendet. Reutern für die Landwirthschaft werden besonders in der Gegend von Neckenmarkt (Nyék) häuslich gearbeitet. In der Rabnitzgegend besitzt fast jede Gemeinde ihren Kunstschmied, der die Thorpfosten hübsch verziert; sie sind wahre Tausendkünstler, die sich auf alles verstehen, ohne je ein Handwerk gelernt zu haben. Von großem Einfluß auf die Ausbreitung der Hausindustrie ist die ganz nach schwedischem Muster eingerichtete Handfertigkeitschule zu Ödenburg. Die deutschen Bewohner der Gebirgsgegend versehen Osterreich mit Unmassen von Birkenbesen.

Vom Weinhandel des Ödenburger Comitats ist zu sagen, daß in früheren Jahrhunderten Polen der Hauptmarkt für die Weine des Neusiedler Sees war, jetzt aber die Ausfuhr meist nach Osterreich, Böhmen, Mähren, Deutschland, England und der Schweiz geht. Auf dem Schweizer Markte tritt jedoch Frankreich bereits als starker Mitbewerber auf. Noch empfindlicher ist diese Concurrenz im Handel mit Ausbruchweinen auf dem deutschen Markte geworden, wo der Ödenburger Wein von spanischem und französischem verdrängt wird.

Wie in naturgeschichtlicher, so theilt sich auch in ethnographischer Hinsicht das Gebiet des Ödenburger Comitats in zwei Hälften. Die östliche gehört ausschließlich den Magyaren an, die westliche ist meist von Deutschen und Kroaten bewohnt. In der Grenzgegend zwischen diesen Nationalitäten, in der niederen Hügelgegend südlich des Neusiedler Sees hat das magyarische Element die beiden anderen mit sich verschmolzen,

welcher Proceß auch jetzt noch vor sich geht. In dieser Grenzregion wohnt ein Menschenschlag, der zu den schönsten von ganz Ungarn gehört.

Östlich von diesem Strich wohnen in ungetheilter Masse die Magyaren der Raabau; ein Schlag von unvermischter Reinheit. Was etwa an Unterschieden vorhanden ist, zeigt sich höchstens in der Tracht und in der Bauart der Häuser.

In der Tracht unterscheidet sich die männliche Bevölkerung des Kapuvärer Bezirkes einigermaßen von der der übrigen Bezirke; sie trägt eine Art Uniform, die aus hellblauem, verschnürtem Dolmány und eben solchen, in die langen Stiefelschäfte gesteckten Hosen besteht. Den Kopf bedeckt ein kleiner, hochgekrämpfter Hut mit niedrigem, hohem Deckel, der bei dem militärtanglich befundenen Burschen rückwärts 10 bis 12 bunte Seidenbänder niederflattern läßt. Diese sind von der Hand der Liebsten gestickt; je schöner die Stickerei, desto stolzer der Bursche. Am Halse trägt er ein rothes Seidentuch, über dem Hemde aber sein schönstes Kleidungsstück, das mit rothen Blumen ausgenähte Leibl (purucz). Diese kurze, ärmellose Weste aus glatter oder blumiger Seide, auch aus Sammt, hat einen breiten, mit bunter Wandkrause gesäumten und oben glatten oder mit Seidenfransen verzierten Stulpsragen. Dem Kragen entlang läuft in der Mitte ein breites, farbiges Band und über diesem sieht man Verzierungen aus Bouillon („foris“, Spiralen aus ganz dünnem Silberdraht) und Flinkerln, welche in Rosen-, Hühnerfuß-, Rosmarin- oder Wellenform angeheftet sind. An beiden Seiten der Brust läuft ein gleichfarbiges, mit Knöpfen benährtes und mit flacher Posamentirarbeit gesäumtes Band hinab; zum Zuknöpfen dient eine dritte Reihe von Knöpfen. In der Mitte des Rückentheils ist ein niedriger, breiter, farbiger Blumenstrauß gestickt und diesem aus Flinkerln eine Rose aufgenäht. Dies Leibl ist überall mit einem farbigen, von flacher Verschnürung begleiteten Besatz eingesäumt. Im Sommer gehen die Burschen in Gatyen (Leinenhosen), die unten mit Franzen und handbreiter weißer Ausnäharbeit verziert sind. Im Sommer tragen sie auch eine kleine schwarze, rings mit farbiger Krause gesäumte und flachverschnürte Schürze. Die Stiefel sind nie ohne Sporen, doch werden klingende Sporenräder bloß zum Tanz genommen. Dieser beginnt mit dem Werberreigen, während dessen ein Theil der Bursche mit der Zigennerbande die Mädchen zum Tanze einholt. Auch die Tracht der Mädchen ist sehr interessant. Das Haar wird an der Stirn aufwärts gekämmt und hinten in acht oder mehr breite Zöpfe geflochten, die sie hornförmig aufs Haupt heften. Den Hals schmücken acht Schnüre bunter Glasperlen, darüber ein weißes Spizentuch und über diesem noch ein rothes Seidentuch mit Broche. Die Handärmel lassen zwei Reihen Krausen aus dem purucz hervorstehen. Der Rückentheil des Leibes ist außerordentlich reich geschmückt. Von dem farbigen, mit Bouillon und Flinkerln ausgenähten Taillenbande flattern hinten zwei farbige Bänder herab. Der untere Saum des kurzen, farbigen Faltenrockes zeigt zahlreiche,

farbige Plissés nebst breiten Streifen und am Rande weiße Zacken. Die weite, farbige Seidenschürze hat einen eigenthümlichen Besatz. Die Füße stecken in weißen Strümpfen und rothen Schuhen mit hohen Absätzen; den Rist schmückt eine breite, farbige Kranze mit Klinkerlu und Bouillons. Die jungen Frauen tragen dieselbe Tracht, wie die Mädchen, und haben sie auf dem Haarschopf eine eigenthümliche, reich verzierte und ausgenähte Haube (kobag), deren Schopf mit einem kurzen, breiten, reichgeschmückten Bande endet. Da das Haar nicht sichtbar sein darf, wird die Haube vorne mit einem rothen Seidentuche festgebunden und das Ganze mit einem weißen, am Rande ganz gekrausten Spizentuch bedeckt.

Im Häuserbau weicht besonders die obere Rabnitzgegend von den übrigen ab. In der Eintheilung des Hauses ist zwar gar nichts Besonderes zu bemerken, wohl aber in der Construction des Daches. Während in den übrigen Gegenden das Dach an der gassenseitigen Façade nur wenig über die Mauerfläche vorsteht, springt in den Dörfern an der Rabnitz der „héju“ oder „hi“ (Dach) weit über die Gasse vor und dieser ausladende Theil heißt der „Schopf“ (üstök) des Hauses. Auf dem Giebel dieses Schopfes steht als Krönung der „Pfaff“ (pap), ein mäßig großer, den Kopf aufreckender, mit einem Strohseil umschnürter Schaub. Längs des Dachfirstes ist das Dachstroh durch 20 bis 30 beiderseits übergreifende Joche (ekelü) niedergehalten. Stellen wir uns dieses Dach auf den Erdboden gestellt vor, so ist es nichts als ein Zelt, dessen Eingang durch ein kleineres vorspringendes Zelt geschützt ist, während der „Pfaff“ bloß die auf der Zeltspitze flatternde Fahne darstellt. Das Weibsvolk der Rabnitzgegend trägt vielfach gefältelte Röcke und anliegende Jacken (majkó), das Hauskleid heißt „totya“.

Früher einmal schickten die Deutschen ihre Kinder in Tausch hieher, um sie ungarisch lernen zu lassen, in neuester Zeit kommt diese Sitte immer mehr ab, da sie jetzt auch in ihren heimatlichen Schulen ungarisch lernen.

Das jahrhundertelange Beisammenwohnen mit Magyaren hat selbstverständlich die deutsche Sprache der Gegend mit vielen magyarischen Wörtern vermischt. Schon in dem anno 1394 in deutscher Sprache verfaßten Manthverzeichnis kommt das Wort „Yoltisch“ (gyoles = Linnen) vor; auch das Wort „oba“ (aba = grobes Tuch) mag so alt sein; das Wort „áldomás“ (Kauftrunk) ist selbst in Oesterreich bekannt; im Frühjahr spielen die Ödenburger Kinder „csigál“ (Schnecken = Kreisel) u. s. f.

Auch im Äußeren zeigen die Deutschen der Ödenburger Gegend mancherlei Spuren der hier verlebten Jahrhunderte. Die Mehrzahl hat braunes Haar und braune oder graue Augen; reines Blond oder gar Rothblond kommt nur noch selten vor.

Die Tracht der Ödenburger Deutschen ist bei Städtern und Dorfbewohnern verschieden. Der eingeborene Acker-Bürger von Ödenburg-Stadt ist seiner altererbten Tracht getreu. Allerdings sehen die Burschen in ihrem Feiertagsgewand hübsch genug aus.

Im schwarzen, verschürzten, mit silbernen Rundknöpfen benähten Dolmány, darunter das „Leibl“ mit silbernen Flachknöpfchen bis an den Hals geschlossen, die hirschledernen Hosen in die faltenreichen ungarischen Schäfte der Stiefel gesteckt, auf dem Kopf den Astrachan-Kalpag oder das runde hochgeträumte Hütchen — so stolziert man einem flotten Kriegsmann gleich durch die Gassen. Sehr hübsch machen sich auch die Mädchen in ihrer halbungarischen, halbdentschen Tracht, und wenn sie etwa bei festlichen Anlässen zu gemischtem Gesangschor vereint auftreten, um ungarische und deutsche Volkslieder zu singen, geben sie in der That ein schönes Bild.

Auf den Dörfern ist die deutsche Tracht besser erhalten geblieben. Charakteristisch ist bei den Männern die lange blaue Schürze, ohne welche sie nie erscheinen, und sie sehen originell aus, wenn sie, den schweren Tragkorb auf dem Rücken, neben ihren Eheweibern einherschreiten und allerlei Lebensmittel auf den Wochenmarkt in die Stadt bringen.

Der Kroatte thut dies nicht; es ist schon etwas Großes, wenn er einen Korb am Arme trägt. Er ist der südslavischen Sitte, welche Derartiges den Weibern überläßt, treu geblieben. Auch in anderer Hinsicht haben sich die Kroaten viele Züge aus ihrer südlichen Heimat bewahrt, von wo sie in der Türkenzeit durch die Nádasdy und Esterházy nach dieser Hügelgegend verpflanzt worden. Die Deutschen nennen sie „Woffertrowoten“, was eine Verballhornung der Bezeichnung „Bosnier Kroat“ ist, hervorgerufen durch die unausrottbare Neigung des Kroaten selbst, das Deutsche „b“ unvermeidlich als „w“ und dafür das „w“ als „b“ auszusprechen. Sie sind ein kräftiges, muskulöses Volk von hohem Wuchse, breitgewölbter Brust und derben, großknochigen Extremitäten. Ein Theil befaßt sich mit Landwirthschaft, Fuhrgeschäft und Handel, die Übrigen finden ihr Brot als Arbeiter in den Zuckerfabriken. Sie sind ein nüchternes und religiöses Volk. Ihr religiöses Gefühl sieht man schon in den zahlreich errichteten Kreuzen, Säulenheiligen und kleinen Kapellen ausgedrückt. Die meisten Kroaten sprechen auch deutsch; wo sie aber starken Verkehr mit Magyaren haben, verschmelzen sie nach und nach mit diesen.

Die Einwohnerzahl des Ödenburger Comitats beträgt nach der letzten Zählung 259.602. Davon entfallen auf die Stadt Ödenburg 27.213. Darunter waren 122.334 Magyaren (in der Stadt 8104), 105.043 Deutsche (in der Stadt 17.390) und 30.160 Kroaten.

Der Religion nach ist die Mehrzahl römisch-katholisch (218.415); dazu kommen 31.715 Evangelische und 9043 Juden. Anderen Bekenntnissen gehören 500 an.

Im magyarischen Dialect des Ödenburger Comitats fällt besonders die starke Verwendung der Diphthonge auf (Wiéla statt Bela, Inózi statt Józsi).

Der Comitatssitz, die königliche Freistadt Ödenburg (Sopron) ist eine der ältesten Städte Ungarns. Sie liegt am Knotenpunkt zweier uralter Straßenlinien Mitteleuropas

und dient, wie schon König Karl Robert bemerkte, gleichsam als Thor des Landes gegen die deutsche Grenze hin.

Schon in vorrömischer Zeit hatte diese Gegend eine größere keltische Colonie, deren Namen Scarbant die Römer mit latinisirender Endung beibehielten; auch das slavische Suprun sowie das ungarische Sopron gehen darauf zurück. Doch war das Gebiet schon lange vor den Kelten bewohnt. Bei verschiedenen Bauarbeiten wurden zahlreiche Gruben aufgedeckt, aus deren Inhalt (Steingeräthen, Scherben, Knochenfragmenten, Kohlen- und Aschenresten) hervorging, daß sich in der neueren Steinzeit hier eine Wohnstätte befunden hat. Auch an den Abhängen südlich der Stadt kamen solche Grubenwohnungen vor. Aus der folgenden Kupfer- und Bronzezeit gibt es nur vereinzelte Funde, desto mehr aus der Hallstatter Periode (1000—400 v. Chr.). Sie hat im eigentlichen Ödenburger Gebirge zahlreiche Denkmäler hinterlassen, die meisten auf dem Grat des 478 Meter hohen Burgstallberges, wo sich eine der ausgedehntesten Niederlassungen aus der Hallstatter Periode in ganz Mitteleuropa befindet. Der Gipfeltheil ist mit einem Wall von zwei Kilometer Länge umzogen und dieser noch durch Außendämme verstärkt. In dem Walde südlich von diesem geschützten Orte wölben sich Hunderte von Grabhügeln, die namentlich an Thongefäßen der verschiedensten Form und Verzierung reich sind. (S. das Bild Seite 87.) Die Hallstatter Funde von Ödenburg sind, wie heute festgestellt ist, älter als die niederösterreichischen der nämlichen Periode.

Die der Hallstatter folgende La Tène-Periode weist gleichfalls zahlreiche Funde auf, deren schönste vom Wienerberg stammen. Die Beweise, daß die hiesigen Bewohner der Hallstatter Periode thrakisch-illyrische Völker waren, mehren sich von Tag zu Tag, wogegen die La Tène-Zeit mit der Niederlassung der Kelten zusammenfällt. Aus der Vermischung dieser Völker entstanden die Pannonier, die zu Anfang unserer Zeitrechnung unter die Herrschaft der Römer gelangten. Hunderte von Niederlassungen im Comitate bieten Belege dafür, daß die älteren Bewohner mit den Eroberern zusammen lebten; daher findet man an vielen Orten Gegenstände der Hallstatter, La Tène- und Römerzeit nebeneinander. Aus der großen Zahl der Ansiedlungen ist auch ersichtlich, daß das Comitatum schon in der Urzeit dicht bevölkert war.

Unter den Römern war Scarbantia anfangs oppidum, später municipium. Es hatte auch Dummwirth, was durch marmorne Inschrifttafeln, die bei dem Bau des neuen Rathhauses zu Tage kamen, bewiesen ist. Unter den Resten aus der Römerzeit sind das Interessanteste die Bruchstücke jener Riesenstatuen, die auf dem Baugrund des Rathhauses 4 Meter unter dem jetzigen Niveau auf dem Estrich eines schön gemalten Saales gefunden wurden. Sie sind von Künstlerhand aus herrlichem Marmor gehauen, waren jedoch arg zugerichtet und zum Theil auch durch Feuer beschädigt.



Edenburg: Die Stadt — Das Theater — Der Stadtpark.

Nach der Völkerwanderung erscheint der Name der Stadt zuerst als „Dudinburch“ und „Ödinburch“ in dem Donationsbrief Ludwigs des Deutschen vom Jahre 845. Die Arpáden kamen oft nach Ödenburg, das zu Anfang des XIII. Jahrhunderts ein Salzstapelplatz war. Zu dieser Zeit befindet sich da auch eine „Präceptor“ oder ein „Convent“ des Johanniterordens, der als „locus credibilis“ galt. Der Tatareneinfall nahm die Stadt arg mit und Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich, benützte die Bedrängniß Bélas IV., um sich Ödenburgs zu bemächtigen, mußte es aber bald wieder herausgeben. Auch die folgenden Zeitläufte brachten viel Kriegsnoth, bis mit dem XVIII. Jahrhundert die friedliche Entwicklung eintrat. Der neuere Aufschwung begann in den Fünfziger-Jahren unseres Jahrhunderts und hat sich seit der Wiederherstellung der Verfassung mächtig gesteigert.

Wenn man von Raab her mit der Eisenbahn ankommt, gelangt man zuerst auf den Deák-Platz, diese reizende Promenade zwischen zwei Reihen schmucker Häuser, unter denen der Bau der höheren Töchterchule stattlich hervorragt. Auf dem Széchenyi-Platz steht das große Casinogebäude. Bemerkenswerth ist ferner das 1557 gegründete evangelische Lyceum, mit Obergymnasium und theologischer Facultät, sowie einer Bibliothek von 21.000 Bänden. Viele namhafte Patrioten haben da ihre Ausbildung erhalten, unter ihnen Johann Kis, Gründer der „Soproni magyar társaság“ (Ödenburger ungarische Gesellschaft), der ausgezeichnete Dichter Daniel Berzsenyi, Gabriel Döbrentei, erster Secretär der ungarischen Akademie der Wissenschaften u. s. w. Das städtische Theater, in dem abwechselnd ungarisch und deutsch gespielt wird, ist ein Bau von edler Einfachheit. Auf dem Platz davor steht die Bronzestatue des im Comitate geborenen Franz Liszt. Hier erhebt sich auch das elegante Gebäude der katholischen Volksschule. Die Theatergasse führt zu der schönen evangelischen Volksschule und weiter zur evangelischen Kirche.

In Ödenburg befindet sich einer der höchsten Thürme Ungarns (60·7 Meter), der schon gar vielen Stürmen getrotzt hat. Seine drei Abschnitte tragen das Gepräge dreier Epochen. Der untere ist ein massiver Cylinder aus der Arpádenzeit; der mittlere, achteckige gehört der Renaissance an. Verbunden sind beide durch ein prächtiges, arkadengeschmücktes Mittelglied, von dessen Bogengang man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung genießt. Der oberste Theil des Thurmes, das Dach, ist nach dem furchtbaren Brande im Jahre 1676 erbaut. Am Rathhausplatz steht das neue Rathhaus und diesem gegenüber das Comitatshaus, ferner die Benediktinerkirche, die nebst anderen künstlerisch interessanten Bauten der Stadt in dem Aufsatz über die Baudenkmäler rechts der Donau gewürdigt wurde. Die Häuser an diesem Platz gehören meist dem XV. Jahrhundert an und ihre mit Säulen-Loggien geschmückten Höfe machen einen vornehmen Eindruck. Eines derselben enthält das städtische Archiv, eine förmliche Schatzkammer von Daten über die

mittelalterliche Geschichte der Städte. Die älteste Urkunde ist vom Jahre 1162. Ein Manthregulativ vom Jahre 1394 zeigt, daß Ödenburg schon damals einen lebhaften Verkehr hatte. Die städtischen Protokolle sind seit dem XV. Jahrhundert fast ohne Lücke vorhanden. Die Zahl der königlichen Briefe vor der Schlacht bei Mohács beträgt über 200 und noch zahlreicher sind die Briefe von Mitgliedern vornehmer Familien. Sehr werthvoll sind die Schriften aus der Reformationzeit; Briefe von kirchlichen Persönlichkeiten des XVI. Jahrhunderts finden sich massenhaft. Überdies ist das Archiv eine sehr reiche Fundgrube für die Geschichte der Umgegend. Das in demselben Gebäude untergebrachte städtische Museum ist besonders in jüngster Zeit durch eine große Menge vorgeschichtlicher und römischer Funde bereichert worden; auch eine Sammlung von Zunftladen hat hohen Werth. Das Comitatzarchiv, im Comitatzhause, besitzt mehr Schriftstücke aus der Zeit nach Mohács. Die hier deponirten Urkundentruhen enthalten interessante Daten über die mittelalterlichen Besitzverhältnisse des Ödenburger Comitatz.

Etwa in der Mitte der Georgengasse ragt die Hauptkirche der inneren Stadt empor; sie wurde im XVII. Jahrhundert durch die Jesuiten ganz nach dem Muster der Wiener Universitätskirche erbaut. Ihr zur Seite steht das Obergymnasium der Benediktiner.



Stadthurm zu Ödenburg.

Gegenüber sieht man das fürstlich Eggenberg'sche Haus, in dessen Hofraume die Protestanten nach dem Jahre 1674 ihren Gottesdienst abhielten; die Kanzel ist auf dem Gang im ersten Stock noch heute zu sehen. Weiterhin gelangt man zu dem im Jahre 1747 erbauten Ursulinerinnenkloster. Die Kirchengasse führt zu dem großen Gebäude der Staats-Oberrealschule; ihr gegenüber steht der hübsche israelitische Tempel, nebst neuem Schulgebäude. Wenige Schritte weiter und man steht auf dem Széchenyi-Platz. Hier ist die zweithürmige Dominicanerkirche zu beachten, die im Jahre 1664 durch die verwitwete Gräfin Erdödy, geborene Elisabeth Batthyány, erbaut wurde. Außer den genannten Instituten erwähnen wir noch die staatliche Handelsakademie, die evangelische Lehrerbildungsanstalt, die Erziehungsanstalt für Offizierstöchter, das mit dem Öffentlichkeitsrechte ausgestattete Lány'sche Privatinstitut und das Ödenburger Comitatzmuseum.

Ödenburg ist nicht nur Sitz des Comitats, sondern auch der Post-, Telegraphen- und Finanzdirection, des königlichen Gerichtshofes und Bezirksgerichts, der Filiale der Osterreichisch-ungarischen Bank, sowie einer Handels- und Gewerbekammer. Unter den Vereinen für Pflege der Wissenschaft und Kunst stehen voran: der durch Adolf Frankenburg gegründete „Künstler- und Schriftstellerclub“, der archäologische Verein, der Verein zur Förderung der ungarischen Bühne und der nahezu 70 Jahre alte Musikverein. Das Turn- und Löschwesen hat in Ödenburg zuerst eifrige Pflege gefunden und der zu diesem Behufe gegründete Verein ist der älteste in Ungarn. Verdienstvoll wirkt noch der städtische Verschönerungsverein, namentlich auch, indem er durch Anlage guter Wege die schöne Gegend gangbar macht. An den unteren Lehnen des nahen Gebirges befinden sich zahlreiche Gärten mit sehr hübschen Landhäusern. Endlich ist neuestens eine Wasserleitung eingerichtet, welche täglich 2000 Cubikmeter des besten Wassers liefert.

Die Südbahn befördert von Ödenburg in die Berggegend. Man passirt Wandorf (Bánfalva), dessen altes Paulinerkloster jetzt ein Nonnenkloster ist, dann Schadendorf (Somfalva), das wohlhabende Agendorf (Ágfalva) und Marz (Márcz) und gelangt nach Mattersdorf (Nagy-Marton, früher Martonfalva). Dieses liegt an beiden Ufern der Vulka (früher Seleg) in einem Thalkessel; es ist Großgemeinde und Bezirksort mit 2869 christlichen und 752 jüdischen Einwohnern, welche letztere eine besondere Gemeindeorganisation haben. Mattersdorf ist als Stammsitz der mit Constantia, Gattin des Königs Emerich, aus Aragonien eingewanderten gräflichen Familie von Mattersdorf, später von Forchtenstein, zu betrachten; es wurde durch Emerich dem Wojwoden Benedict geschenkt. Die alte Burg Martun ging vermuthlich im Jahre 1287 zu Grunde, als Herzog Albrecht von Osterreich, um seine durch Johann von Güssing erlittene Niederlage zu rächen, in das Land einbrach und, nachdem er das ungarische Heer bei Mattersdorf geschlagen, die Westgrenze des Comitats besetzte.

Von Mattersdorf gelangt man, das Bolkathal hinan, in einer Stunde nach Forchtenau (Fraknó-Báralja). Hat man aber dieses durchschritten, so steht man vor einer der größten und schönsten Burgen Ungarns, Forchtenstein (Fraknó). Vom Dorfe kommend, erblickt man sie genau so, wie sie in unserem Aufsatze über die Baudenkmäler jenseits der Donau abgebildet ist. Das hier eingeschaltete Bild zeigt die Burg von der Südseite. Sie ist auf einem Felsen erbaut, der nach drei Seiten steil abfällt und nur von Westen her zugänglich erscheint, wo er jedoch durch einen tiefen und breiten Graben vom



Burgthor zu Forchtenstein.

Bergstöcke abgechnitten ist. Statt der einstigen Zugbrücke führt jetzt eine stehende Holzbrücke zum äußeren Burgthor. In der Thorhalle öffnet sich rechts die Thüre des Verließes, über der man die fernigen Worte liest: „Hic discursus de praeteritis, praesentibus et futuris.“ Links ragt aus dem Erdreich ein verwitterter Stein empor, wie das Volk glaubt, der Pranger, auf dem die Gefangenen stehen mußten. Nach wenigen Schritten steht man vor dem inneren Burgthor, von wo ein langer gewölbter Gang auf den Platz vor dem „Palas“ führt.

Der Palas ist ein gewaltiger, viereckiger Bau. Künstlerisches Interesse bietet er nicht, mit Ausnahme eines Thores im späten Renaissancestil. Über diesem Thore sieht

man die Wappen des Bauherrn, des mächtigen Palatins Nikolaus Esterházy, und seiner Gemalin Christine Nyári von Bedegh (vom Jahre 1638) und zwei Inschrifttafeln. Im Burghofe steht die steinerne, aber schwarz bemalte Reiterstatue des Fürsten Paul Esterházy, vom Jahre 1687. Links vom Thore befindet sich das Archiv, rechts die Schatzkammer, zu der der Palatin Nikolaus den Grund gelegt hat. Die Menge der hier aufgehäuften Schätze ist märchenhaft. Die Goldschmiedekunst und Juwelierarbeit des XV. bis XVIII. Jahrhunderts ist nächst der kaiserlichen Schatzkammer in Wien in der ganzen Monarchie nirgends so reich wie hier vertreten. Man braucht Stunden, um alle die Becher, Kannen, Schmucksachen, Emailarbeiten u. s. w. zu durchmustern. Als Beispiel sei ein Kelch des Königs Matthias vom Jahre 1465 erwähnt; ferner theilen wir die Abbildung eines Renaissancepokals mit, dessen Bauch aus einer Muschel in silbervergoldeter, mit Email, Edelsteinen und echten Perlen verzierter Fassung gebildet ist. Die Gemälde im Oberstock sind meist Familienbildnisse von geringerem Kunstwerth, doch für die Costümgeschichte hochinteressant; unter ihnen befindet sich auch das Porträt der „Venus von Murány“ (Maria Széchy). Der Freund der Geschichte mag sich den vielen Schlachtenbildern und Fahnen zuwenden. Die Waffensammlung ist wieder besonders, in fünf unter einander befindlichen Sälen untergebracht; vom XVI. Jahrhundert angefangen sind da alle möglichen Arten von Gewaffen zu finden. In den letzten Stockwerken bemerkt man eine längs der Wände aufgehängte lange Kette, die zum Brunnen der Burg gehört hat. Dieser Brunnen ist unter einem eigenen Dach geborgen und 142 Meter tief; er wurde in den Jahren zwischen 1660 und 1690 durch türkische Gefangene in den harten Felsen gehöhlt. Außerhalb des Palas steht noch der 50 Meter hohe Bergfried (Donjon) der alten Burg anfrecht, mit vier Meter dicken Mauern, in denen eine Wendeltreppe emporführt; hie und da zeigt sich im Mauerwerk auch eine Nische und das Volk glaubt, daß darin einstens Menschen eingemauert wurden.

Burg Forchtenstein ist durch die Grafen von Mattersdorf erbaut, denen sie ihren späteren Namen gegeben hat. Mit dem Aussterben der Familie fiel sie an die Krone zurück. König Matthias schenkte sie 1466 dem Sigismund Weißpriach; nach Matthias' Tode befand sie sich meist als Pfand in österreichischen Händen. Die Reichstage drangen unablässig auf ihre Rückerstattung, bis sie endlich im Jahre 1622 wirklich wieder einverleibt wurde. Bei diesem Anlaß verließ sie Ferdinand II. dem Grafen Nikolaus Esterházy, dessen Nachkommen sie noch jetzt besitzen. Die Neugestaltung der Burg ist das Werk des durch Leopold I. in den Fürstenstand erhobenen Palatins Paul. Von den nördlichen Fenstern des Palastes aus streift der Blick über das ganze Leithagebirge und das Bunkathal. Der Mensch der Steinzeit hat überall mannigfache Spuren hinterlassen. Die Bronzezeit bietet schöne Funde; auch die Hallstätter und die La Tène-Periode sind vertreten.

Römische Funde sind sehr häufig. Unter den vielen Fundstätten sind die bedeutendsten die von Mülkendorf (Szárazvám), wo man Mutenum sucht, und von Breitenbrunn (Széleskút), wo sich gleichfalls eine größere römische Ortschaft befunden hat. Auch am jenseitigen Fuße des Leithagebirges gibt es römische Spuren, besonders in der Gemarkung des berühmten Wallfahrtsortes Loreto.

Hauptort des Bezirkes ist Eisenstadt (Kismarton), eine Stadt mit geordnetem Magistrat und 2975 Einwohnern. Die Großgemeinde Unterberg = Eisenstadt (Alsó-Kismartonhegy), sowie die Kleingemeinden Oberberg = Eisenstadt (Felső-Kismartonhegy) und Eisenstadt = Schloßgrund (Kismarton-Báralja) sind mit ihr verbunden. Die Stadt steht auf dem südlichen Abhang des Leithagebirges. Ihre Vergangenheit ist bis in die Steinzeit zu verfolgen. In römischer Zeit befand sich hier eine größere Niederlassung, die sich vom Nordende der Stadt bis St. Jörgen (Szent-György) erstreckte. Unter den Árpáden kommt Eisenstadt als castrum vor. Als Grenzstadt gelangte es oft in österreichische Hände und die Zurücklösung des verpfändeten Eisenstadt wurde von den Reichstagen oft urgirt, bis sie

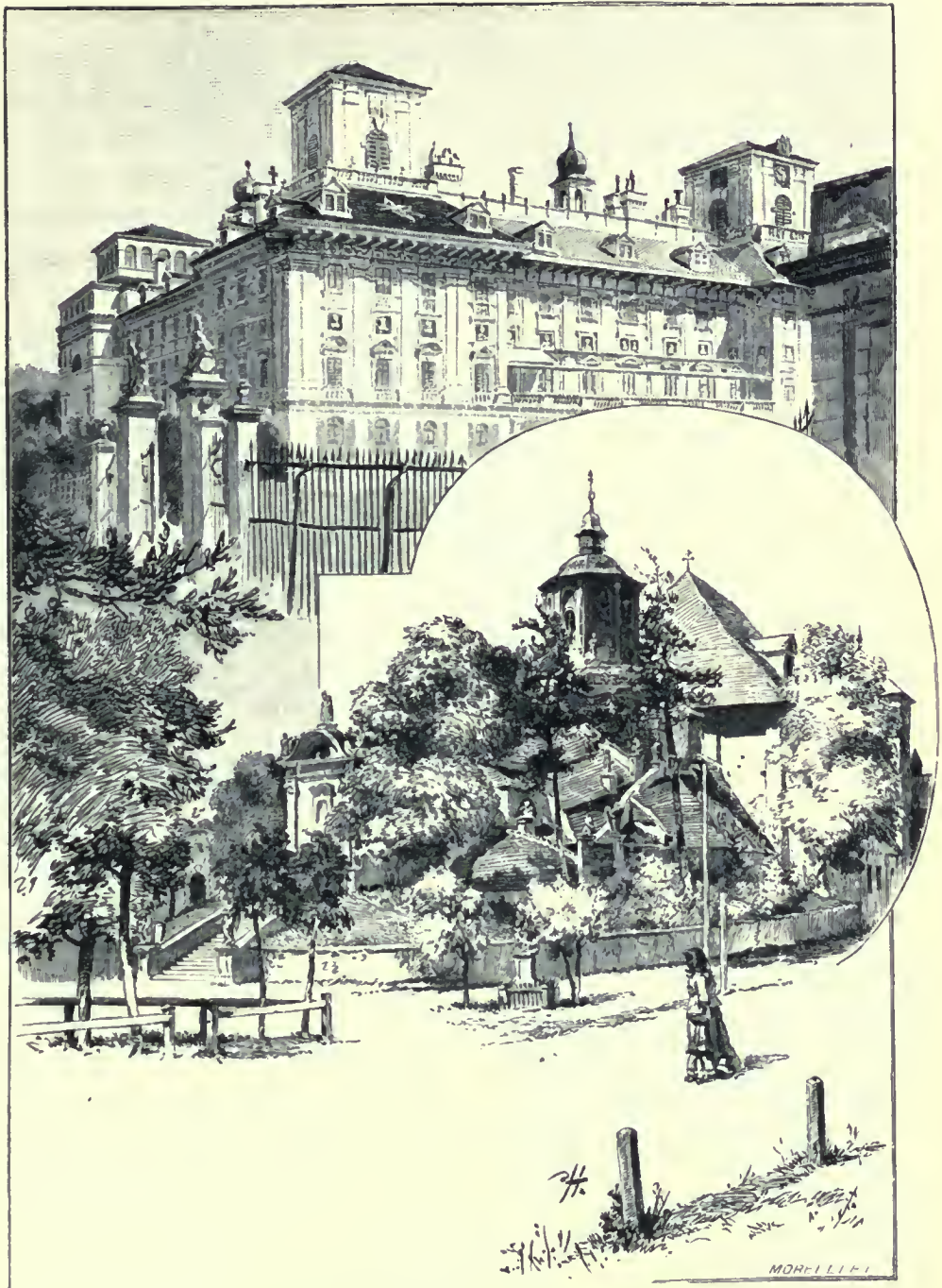


Tedelbecher auf Burg Forchtenstein.

endlich im Jahre 1655 erfolgte. Graf Mikolans Esterházy erhielt die Domäne von Ferdinand II. im Jahre 1622, als die Burg von der Stadt getrennt wurde. Im Jahre 1648 wurde Eisenstadt königliche Freistadt.

Das jetzige Schloß wurde im Jahre 1683 durch den Fürsten Paul Esterházy an Stelle der alten Burg erbaut. Es ist ein unvollendeter Riesebau, dem sich nach dem ursprünglichen Plane noch zwei Flügel anschließen sollten. Im Prunksaale fand lange Zeit die feierliche Installation des Obergespanns statt. Im Park befinden sich wahrhaft fürstliche Treib- und Palmenhäuser. In dem hellenistirenden Pavillon über dem Bergsee, dem sogenannten Leopoldinentempel, steht die Marmorstatue der Fürstin Leopoldine Esterházy, von Canova. Unter den Merkwürdigkeiten des Schlosses ist Haydn's Clavier zu erwähnen. Im Schloßthurm hängt die größte Glocke des Landes. Das Esterházy'sche Archiv ist außerordentlich reich, die Urkundentrühen von über 300 Familien sind darin verwahrt. Urkunden aus der Árpádenzeit gibt es etwa 300. Die erste Gruppe des Archivs enthält die Dokumente über die Abstammungsfolge der Familie. Diese stammt von der Insel Schütt, aus dem Geschlechte der Salamon, von dem sich mehrere Familien, darunter auch die Illésházy, abgezweigt haben; ihr erster bekannter Ahne Mokud kommt im Jahre 1186 vor. Das Aufblühen der Esterházy beginnt mit dem XVI. Jahrhundert. Franz, Vicegespan des Preßburger Comitats, gebraucht zum ersten Male das Prädikat „von Galantha“, nach dem Erbe seiner Mutter, der Helene Bessenyei; seine Gattin war Sophie Illésházy und beider Söhne erhielten im Jahre 1613 von Matthias II. den Freiherrentitel; dem einen Sohne, Mikolans, wurde dann durch Ferdinand II. der mit der Besizung Forchtenstein verbundene Grafentitel verliehen. Sein Sohn Paul erhielt am 8. December 1687 von Leopold I. den Rang eines Fürsten des heiligen römischen Reiches, der durch Karl III. (23. Mai 1712) auf den Erstgebornen und durch Josef II. (21. Juli 1782) auf die ganze männliche und weibliche Linie ausgedehnt wurde.

Die Bibliothek ist in einem besonderen Gebäude aufgestellt. Sie besteht aus über 45.000 Bänden und ist durch ihren Reichthum an literarischen und bibliographischen Seltenheiten, Bilderwerken, kostbaren Stichen und werthvollen Prachtausgaben eine der bedeutendsten Bibliotheken des Landes. Auch die Bibliothek der Franciscaner ist wegen ihrer Hungarica bemerkenswerth. Im unteren Theile unserer Abbildung sieht man, um die zu Ehren von Mariä Heimjuchung erbaute Kapelle her, den durch den Fürsten Paul errichteten Calvarienberg, der im vorigen Jahrhundert als Weltwunder galt; die dahinter befindliche Hauptkirche ist nur das Sanctuarium eines in riesigen Verhältnissen geplanten Gotteshauses. Der Grabstein Haydn's ist darin zu sehen. Die Fresken und das Altarbild der Kirche sind berühmt. In mehreren Kirchen von Eisenstadt und der Umgebung befinden sich Gemälde Dorfmeisters. Zu erwähnen ist ferner das Riesengebäude der



Eisenstadt: Das Schloß — Kirche zu Maria Heimsuchung.

Militär-Unterrealschule. Hier ist auch der berühmte Wiener Anatom Josef Hyrtl geboren, dessen Geburtstags eine Gedenktafel trägt.

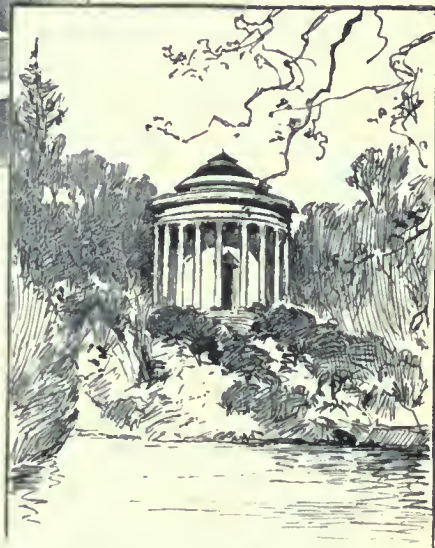
Burg Hornstein (Szarvó) erhebt sich am jenseitigen Abhang des Gebirges, auf einem schmalen, aber steilen Seitengrat. Nordöstlich davon liegt der berühmte Wallfahrtsort Loreto; seine Kapelle wurde durch die Herren von Stoking, die Kirche durch den unglücklich endenden Franz Nádasdy erbaut. Auf der Ostseite des Leithagebirges liegt, nordöstlich von Eisenstadt, das kleine St. Jörgen (Szent-Györg), bemerkenswerth wegen römischer Funde (der Attilia-Stein, den das Volk für Attilas Stein ansah), weiterhin Donnerskirchen (Fehéregyháza), Furba (Feketedáros) und Breitenbrunn (Széleskút), die nördlichste Gemeinde des Ödenburger Comitats. Die beiden letzten besitzen noch jezt ihre Ringmauern und in Donnerskirchen und Breitenbrunn steht auf dem Markte auch noch der steingeschnittene Pranger, an den die Diebe gestellt wurden. Gegen Süden liegen längs der Preßburger Landstraße die Ortschaften Gschief (Sérez), Dßlop und St. Margarethen (Margita); längs des Neusiedler Sees aber gelangt man über Oggau (Oka) nach Ruß. Dies ist die kleinste Stadt Ungarns mit geordnetem Magistrat, führt den Titel einer königlichen Freistadt und hat 1548 Einwohner. Einst war sie durchaus magyarisch und kommt in den Urkunden des XIV. Jahrhunderts noch unter dem Namen Szil vor. Noch weiter südlich folgt Mörbisch (Medgyes) mit interessanten Banernhäusern, wo säulengetragene Treppen zu den Wohnungen hinaufführen. An der Westseite der nach Kroisbach (Káro) führenden Straße liegt das Mithräum, ein aus der Römerzeit erhalten gebliebenes Heiligthum, wo dem Mithras geopfert wurde. Etwas oberhalb von diesem stand auf einem Berggipfel die Burg Katzenstein (Macskakő), die, nachdem sie von den Beszéraf-Banden genommen worden, im XV. Jahrhundert die Geißel der Gegend war, bis sie von den Ödenburgern völlig zerstört wurde. Es ist keine Spur von ihr geblieben. In Kroisbach hat der Raaber Bischof ein Schloß; am Ufer des Baches, der das Dorf durchströmt, steht an der Preßburger Landstraße der Riesenbau des Straußhauses, einst Zuckerfabrik. An dieser Stelle befand sich in der Bronzezeit, wie später in der römischen, eine Niederlassung. In der südwestlichen Ecke des Neusiedler Seegeländes liegt Wolfs (Walf), einst dem Geschlechte Csák gehörig, aber seit Anfang des XIV. Jahrhunderts Eigenthum der Stadt Ödenburg.

Südöstlich von Forchtenstein gelangt man über waldbige Berggrate nach Siegraben (Szikra) und von diesem südlich nach Ober-Petersdorf (Felső-Péterfa), einst Besizthum des Geschlechtes Petur. Im Tannwald des zwischenliegenden Grates finden sich urzeitliche Grabhügel. Längs des Schwarzenbaches erreicht man im Thale Burg und Ortschaft Kobersdorf (Kobold, ehemals Kobolt, Coboltstorph), dessen Spur sich schon im XIII. Jahrhundert findet. Ursprünglich war die Burg ein Viereck mit vier Eckthürmen;



der tiefe Graben ist größtentheils noch vorhanden. Eine Stunde weiter südlich liegt Landsee (Lánzsér), das namentlich von Wienern viel besucht wird. Wie Forchtenstein, steht auch dieses auf dem Gipfel eines nach drei Seiten steil abstürzenden Felsberges; die zugängliche Westseite ist durch einen doppelten Graben geschützt. Die in Trümmern liegende Burg bestand aus einer unteren, mittleren und oberen Burg. Die obere war vermuthlich der älteste Theil und diente mit einer Art gewaltigem Thurm im Nothfalle als Bergfried. Dieser

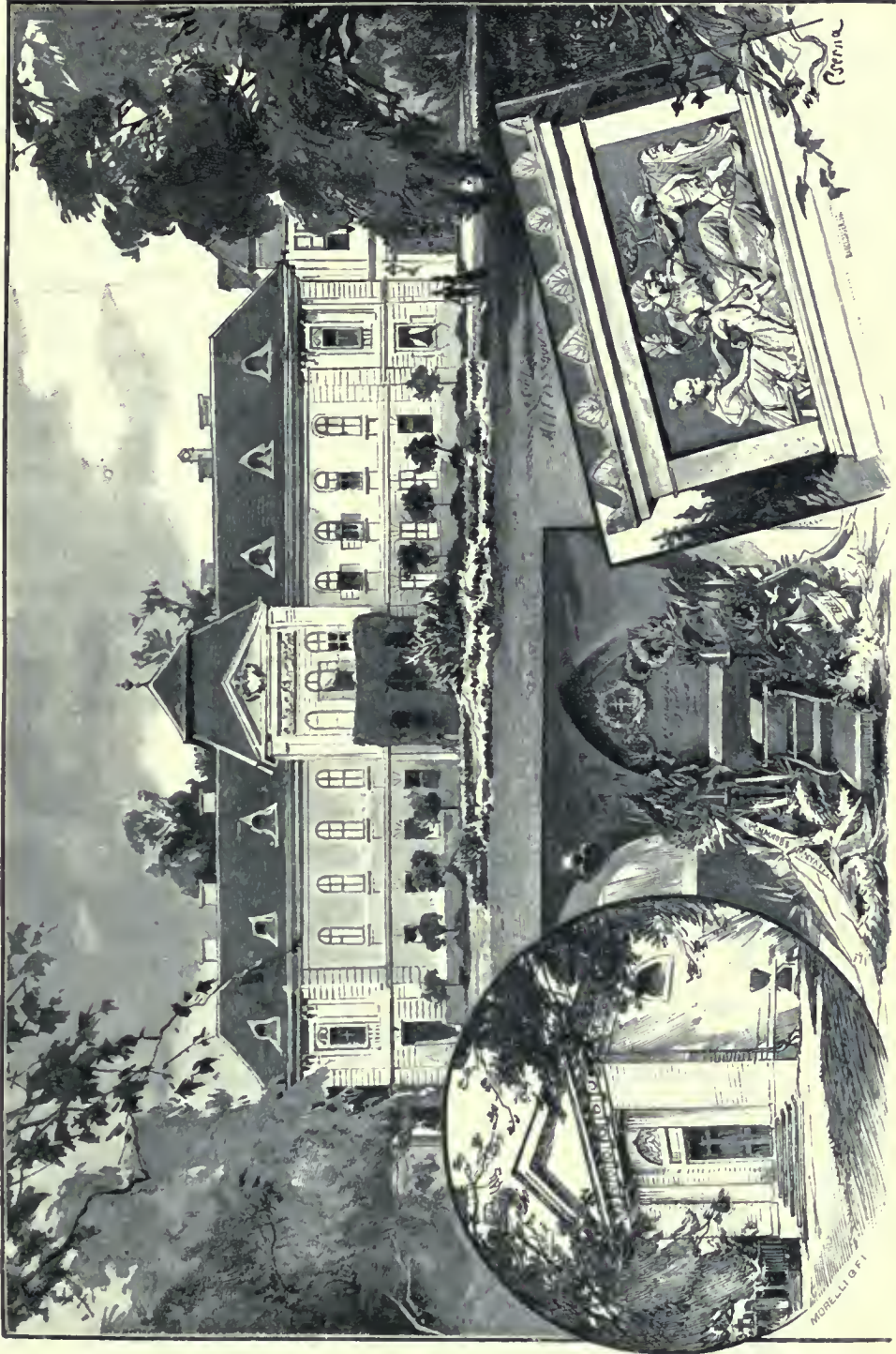
bestand aus drei Gliedern. Das untere, von cylindrischer Gestalt, war ein zwanzig Meter hoher Grundthurm mit sieben Fensteröffnungen; auf diesem erhob sich ein schmalerer Rundthurm mit sechs Fenstern und auf diesem stand der schlanke viereckige Oberthurm. Die mittlere Burg umgab halbkreisförmig den Bergfried und bildete den Burghof. Die Gebäude der unteren Burg gruppirten sich an den Thoren. Die Burg hatte insgesammt sieben Thürme.



Statue der Fürstin Leopoldine Esterházy (von Canova) und der Leopoldinentempel zu Eisenstadt.

Landsee war also eine der stärksten Grenzvesten Ungarns und steht als Bau würdig zwischen Forchtenstein und Lokenhaus (im Eisenburger Comitat). Seine Entstehung fällt wohl ins XII. Jahrhundert. Seit 1612 ist es in Esterházy'schem Besiz. Die westlich der Burg gelegene gleichnamige Ortschaft hat die höchste Lage im Comitat (620 Meter) und ist von einer Basaltkuppe überragt, welche die Ruine eines 1701 gebauten Camaldulenserklosters trägt. Burg Landsee selbst fiel 1772 einem Brand zum Opfer und blieb dann ganz vernachlässigt, so daß sich die Gemeinde aus ihr mit Quader- und Backsteinen versorgte. Die Mauern sind mit Birken und Tannen bewachsen, die der Vernichtung einen Schein von Leben verleihen. Die Aussicht ist herrlich, sie rechtfertigt den Namen, denn sie gibt viel Land zu sehen. Östlich und südlich von Landsee bis an die Grenze des Comitats liegt der jezige Pullendorfer (Pulhaer) Bezirk, ehemals die Lutzmannsburger (Lutschmannsburger, Loezmänder) Burrgespannschaft. Der Ort „Lutschburg“ (Loezmánd) kommt schon 1137 vor; er wurde durch König Géza II. nebst dem nordwestlich gelegenen Gerisdorf (Gyirót) und dem südwestlich liegenden Sárood, dem heutigen Frankenu (Frankó, nach der Familie Frank benannt) den deutschen Rittern Albert und Gottfried geschenkt. Mit ihnen prozessirte im Jahre 1171 wegen dieser Güter der Lutzmannsburger Burghauptmann Ivánka, doch wurden sie durch Stephan III. in ihrem Besitze bestätigt. Béla IV. verließ im Jahre 1263 die ganze Burrgespannschaft sammt der Burg Landsee dem Lorenz aus dem Geschlechte Uba. Die Lutschburg (Lutzmannsburg) stand vermuthlich auf dem Hügel, wo jetzt die Kirche steht; Spuren hat sie nicht hinterlassen. Diesseits von Lutzmannsburg liegen im Thale des Stoober (Csávaer) Baches zwei ungarische Ortschaften: Ober- und Mittel-Pullendorf (Felső- und Közép-Pulha), die in dieser von Kroaten und Deutschen bewohnten Gegend eine magyarische Insel bilden. Ober-Pullendorf ist jetzt Bezirksst. Erwähnenswerth ist noch die im nördlichen Theile dieses Bezirkes gelegene Ortschaft Mikitsch (Miles), mit einem Schloß der Grafen Niczky, die von Ebed, aus dem Geschlechte Ják, abstammen. Das reiche Archiv dieser Familie wird in dem westlich gelegenen Schloß zu Nebersdorf (Nékvánd) aufbewahrt. Nördlich von hier liegt Warasdorf (Szabad-Báránd) und über dieses hinaus Raiding (Doborján), der Geburtsort Franz Liszt's, der schon zum Ödenburger Bezirk gehört. Das Geburtshaus Liszt's ist durch den Ödenburger Schriftsteller- und Künstlerclub mit einer würdigen Gedenktafel bezeichnet worden.

Östlich von Landsee, mit einiger Abweichung nach Norden, liegt in der Thalmulde das blühende Lackenbach (Lakompak). An seiner Ostseite steht die gleichnamige Burg, laut der Inschrift über dem Thore im Jahre 1618 durch Nikolaus Esterházy erbaut, der diese zu Landsee gehörige Besizung mit seiner Gemalin Urjula Dersfy (Witwe des Franz Mágócsi) erhalten hatte. Dieser mehr schloß- als burgartige Wohnst. schwebte schon 1620



Das Schloss zu Jintendorf; Familiengruft des Grafen Széchenyi zu Stein-Jintendorf — Die Särge des Grafen Stefan Széchenyi und seiner Gattin — Grabdenkmal der Gräfin Béla Széchenyi.

in großer Gefahr. Damals entsandte Gabriel Bethlens Commandant zu Ödenburg, Kaspar Sempei, 2000 Reiter unter Stephan Husár gegen Lackenbach, denen sich noch Stephan Petneházi mit seinen Haiduken anschloß. Der eingeschlossene Burgherr Esterházy begann bereits wegen Übergabe zu unterhandeln, als ihm am 30. September von Schwarzenbach her Dampierre zu Hilfe kam. Stephan Husár stellte die Seinen in Schlachtordnung und griff die Deutschen an, deren Musketiere jedoch seine Truppen in Verwirrung brachten, worauf Dampierre sie mit voller Kraft angriff und in die Flucht schlug. Die Gefallenen wurden am Tarródy-Hügel begraben, wo noch heute das Grabmal eines Bethlen Gábor'schen Obersten, Matthias Tarródy, in Stand gehalten wird.

Geradeaus östlich von Lackenbach liegt Neckenmarkt (Nyék); hier steht noch ein Theil der alten Burgmaner, und mehrere alte stockhohe Häuser erzählen von schöneren Tagen. In seiner Gemarkung, wie überhaupt in der ganzen Gegend, kommen viele römische Alterthümer vor. Noch weiter östlich folgt Deutsch-Kreuz (Német-Keresztur) und nahe dabei die gleichnamige Burg, die durch eine Thorinschrift als Bau des Paul Nádasdy vom Jahre 1625 bekundet wird. Über dem Thore sieht man das Bild der heiligen Jungfrau und ein Fenster, über das folgende Sage geht: Die herrliche Tochter der Nádasdy war Braut. Als sie für den Gang zur Kirche angekleidet wurde, brach ein furchtbares Gewitter los. Die Braut stand mit bekränztem Haupte am Fenster und blickte hinaus, ob das Unwetter noch lange währen möchte; allein der Himmel umzog sich immer schwärzer. Plötzlich barst die Wolke, ein Krach, ein Schrei — und die schöne Braut lag todt am Boden.

Nah bei Deutsch-Kreuz liegt das Dorf Zinkendorf (Czenk), Besizthum der Familie Széchenyi. Auf dem Kirchhofe steht eine in dorischem Stil erbaute Gruft, in der eine altarähnliche Marmorplatte das Grab Graf Stephan Széchenyis, des „größten Ungars“ deckt. Dort ruht auch der große Erzbischof von Kalocsa, Graf Paul Széchenyi. Vor dem Kirchhofe steht eine vom Grafen Stephan Széchenyi im Renaissancestil erbaute Kirche.

Das gräßliche Schloß ist in edler Einfachheit gehalten und von einem englischen Park umgeben. Es enthält eine reiche Bibliothek und wissenschaftliche Sammlungen, meist von der ostasiatischen Reise des Grafen Béla Széchenyi. Von dem Vorgarten geht eine herrliche Lindenallee aus, die durch Gräfin Susanne Barkóczy und ihren Gemal, Grafen Anton Széchenyi, im Jahre 1751 gepflanzt wurde. Sie ist drei Kilometer lang und in der Nähe ihres nördlichen Endes steht das Mausoleum mit dem kunstvollen Grabmal (von Kundmann), welches Graf Béla Széchenyi seiner Gattin, Gräfin Hanna Erdödy errichtet hat. Die Allee führt in ein Wäldchen, jenseits dessen auf einem erhöhten Punkte des den Neufiedler See überragenden Plateaus die Gloriette steht, wo Graf Franz Széchenyi sich am liebsten aufhielt. Sie bietet eine reizende Aussicht über das Seegelände.

Wie erwähnt, läßt sich das Ödenburger Comitats seinen physischen, wie ethnographischen Eigenschaften nach in zwei Regionen theilen. Man darf annehmen, daß es ehemals auch der Verwaltung nach aus zwei Theilen bestand. Nachweislich hatte nämlich die Raabau innerhalb des Comitatsgebiets eine gewisse behördliche Selbständigkeit, insofern man im XV. und XVI. Jahrhundert wiederholt den Vizeregenten und Stuhlrichtern des „districtus“ Raabau begegnet, deren Sitz gewöhnlich Nempthi (jetzt Rémeti) im Mittelpunkte der eigentlichen Raabau war. Auf eine gewisse Selbständigkeit deutet auch die Raabauer Erzdechantei, die noch jetzt den Titel eines Raaber Domherrn bildet.

Die ebene Hälfte des Comitats hat drei Bezirke: Tschapring (Csepreg), Kapuvár und Esorna. Der erste ist der östliche Nachbar des Pullendorfer Bezirks; seine südwestliche, an das Eisenburger Comitats stoßende Ecke ist niedriges Hügel-land, das übrige Ebene. Er ist reich an Funden aus vorgeschichtlichen und geschichtlichen Epochen, wie übrigens auch die beiden anderen Bezirke. Alle drei liefern besonders Denkmäler aus der römischen und der Völkerwanderungszeit. Jene 2 bis 3 Meter hohen, länglichen, sandigen Hügel, die auf der Ebene in großer Menge vorkommen, sind wahre Museen, in denen man Gegenstände verschiedener Epochen massenhaft findet. Sehr viele Windungen der Flüsse und Bäche umschließen einen flachen Hügel, in dem man mindestens römische Alterthümer findet. Das Volk bringt die Reste der Römerbauten mit den rothen Mönchen (Paulinern) in Verbindung und schleppt die vorzüglichsten Backsteine lastwagenweise heim.

Tschapring (Csepreg), der Hauptort des gleichnamigen Bezirkes, liegt am rechten Ufer der Rabnitz, am Saume der Hügel-gegend, und hat 3842 Einwohner. Am nordöstlichen Rande des Bezirkes liegt der Maiertshof von Szolga györ, in dessen Nähe sich eine bedeutende vorgeschichtliche Wallburg findet. Von hier aus gelangt man über den mit prähistorischen Grabhügeln bedeckten Szent-Miklóser Ager in den Bezirk von Kapuvár, zu dessen bemerkenswertheften Orten Eszterháza gehört. Es ist zwar eine kleine Gemeinde, jedoch im vorigen Jahrhundert durch die verschwenderische Bauhätigkeit des Fürsten Nikolaus Esterházy, des „Prächtigen“, zum Weltruhm gelangt. Hier befindet sich eines der größten Schlösser des Landes mit vielen Sälen und 126 Zimmern; es hat einst Maria Theresia als Gast empfangen. Das einst von Haydn geleitete Theater hatte europäischen Ruf. Mit dem Tode des Fürsten erlosch auch der Glanz von Eszterháza. Bezirksitz ist Kapuvár an beiden Ufern der kleinen Raab, eine der ältesten Ortschaften des Landes, schon in einer Urkunde von 1162 erwähnt. Im XV. Jahrhundert gehörte es den Kanizsai, dann den Rozgonyi. 1558 fiel es sammt den zugehörigen 17 Ortschaften und 22 Pustken als Donation dem Palatin Thomas Nádasdy und dessen Frau Ursula Kanizsai, sowie ihrem Sohn Franz zu. Gegewärtig ist es eine Besizung der fürstlich Esterházy'schen Familie. Kapuvár ist der Schlüssel der Raabau und war daher Schauplatz vieler Kriegsszenen.

Unter den Ortschaften der Raabau entwickelt sich Esorna, Hauptort des gleichnamigen Bezirkes, am raschesten. Als Knotenpunkt der Eisenbahn zieht es den Handel an sich. Esorna ist eine der ältesten bewohnten Stätten. Auf den östlichen Äckern finden sich Spuren der Steinzeit, im Orte selbst zahlreiche Gräber aus der Völkerwanderungszeit; der wichtigste Fund jedoch wurde in der Ziegelei der Propstei gemacht, es ist ein Skelet, dessen Schädel ein mit Granaten, Carneolen und Bernsteinstücken besetztes goldenes Diadem trug. Großes Interesse für die Magyaren haben zwei Begräbnißstätten, die eine bei Esatár, nördlich von Esorna, aus dem XI., die andere östlich bei Sülhegy, aus dem X. und XI. Jahrhundert. Ihre Aufgrabung liegt dem Ödenburger archäologischen Verein ob.

Die Esornaer Propstei des Prämonstratenser Chorherrenordens (conventus ecclesiae de Serna) wurde durch die von Oskó zu Ende des XII. Jahrhunderts gegründet. Unter König Sigismund wurde der Convent zum beglaubigten Ort. Das Ordenshaus wurde durch Dr. Adolf Kuncz, den jetzigen kunstsinnigen Propst, im Barockstil umgebaut. Hier erfocht das ungarische Heer (13. Juni 1849) unter Kmetys Führung einen seiner letzten Siege. Den gefallenen Honvéds ist ein schöner Denkstein geweiht. Südlich von Esorna liegt Szany, mit einem Schloß des Raaber Bischofs; östlich davon Árpás, eine der ältesten Gemeinden, die schon 1037 durch Stephan den Heiligen sammt der nahen Überfuhr der Abtei Bakonybél verliehen wurde. Das weiter nördlich gelegene Bodonyhely, die östlichste Gemeinde des Ödenburger Comitats, liegt genau 500 Meter tiefer als Landssee.



Die Residenz der Propstei Esorna.



Die Burg zu Ungarisch-Altenburg (jetzt landwirtschaftliche Akademie) und das Vasteithor.



Das Wieselburger Comitatz.

Obgleich dieses kleine Grenzcomitat weder durch Ausdehnung noch durch Naturschönheiten eine hervorragende Stelle einnimmt, hat es doch von allem Anfang an eine wichtige Rolle im geschichtlichen Leben Ungarns gespielt. Seine Größe beträgt 2.041 Quadratkilometer, die Bevölkerung betrug (1890) 85.050 Seelen, also durchschnittlich 41 auf den Quadratkilometer, so daß es in dieser

Hinsicht unter den Comitaten am rechten Donau-Ufer den letzten Rang einnimmt. Hinsichtlich der Anzahl der des Lesens und Schreibens Kundigen steht es dagegen unter den ersten des Landes und fast alle schulpflichtigen Kinder besuchen die Volksschule.

Das Wieselburger Comitatz (Mosonmegye) liegt am rechten Ufer der Donau, zwischen dem Preßburger, Raaber und Ödenburger Comitatz und Niederösterreich.

Sein Boden ist größtentheils flach; im nordwestlichen Theile, der die nördliche und östliche Ufergegend des Neusiedler Sees enthält, ist eine Strecke von den letzten Ausläufern des Leithagebirges bedeckt, die jedoch bald zu Hügeln abschwellen und sich in die Ebene verlaufen. Außer dieser Hügelgegend und dem bei Rittsee (Röpešény) befindlichen Berge ist das ganze Gebiet eine im Allgemeinen fruchtbare, doch holzarme Ebene, welche Wien Jahrhunderte lang mit Weizen und Heu versorgt hat und jetzt hauptsächlich mit Milch versieht, insofern allein von der Domäne des Erzherzogs Friedrich jährlich 5 Millionen Liter Milch nach Wien gebracht werden.

Die Zahl der Gewässer ist nicht groß, wohl aber ihre Ergiebigkeit. Voran steht die Donau, welche die ganze nordöstliche Grenze des Comitats bespült, während die Rabnitz der südwestlichen Grenze entlang läuft und eine bedeutende Strecke der nordwestlichen Grenze durch den Neusiedler See gebildet wird. Das Innere des Comitats ist von der von Nordwest zu Südost fließenden Leitha durchschnitten, deren ganzer Unterlauf hieher gehört. Im westlichen Theile des Comitats bedeckt der sumpfige Hanság eine große Fläche.

Über die Niveaugestaltung des Comitats ist noch zu bemerken, daß dessen Tiefebene 120 Meter über der Meeresfläche liegt, während das Durchschnittsniveau des Comitats 129 Meter beträgt. Das Parndorfer Plateau, dieser südöstliche Ausläufer des Leithagebirges, liegt 178 Meter hoch. Diese Hochfläche ist in ihrer ganzen Ausdehnung von sogenanntem Belvederekiez bedeckt, der sich nördlich bis Edelsthal (Nemesvölgy) erstreckt. Bei Edelsthal zieht sich am Abhang des Berges eine fleckartige gelbliche oder bräunlichgrüne, aus gröberem und sehr kalkigem Sandstein bestehende Ablagerung in westöstlicher Richtung hin, ein Gebilde, das nicht mehr dem Leithakalk, sondern den pannonischen Schichten jüngerer Bildung angehört, welche außer in Edelsthal und Umgebung noch in dem Gebiete zwischen Poh-Neusiedl, Neusiedl am See, Halbthurm (Féltorony), Nickelsdorf und Zuredorf vorkommt. Bei Neusiedl wurde 1865 in einer Tiefe von sieben Klafter eine kleine lignitartige Kohlenschichte von recht guter Qualität gefunden, die wahrscheinlich mit dem Lignit von Neufeld (Ujfalu) identisch und als dessen Fortsetzung zu betrachten ist. Die diluvialen Bildungen bestehen aus Sand, thonigem Sand, Löß und Kies, welche Bildung von Weiden und Nickelsdorf einerseits bis Podersdorf, Almiz, Pamhagen und St. Johann reicht, andererseits die Gemarkungen von Janig (Szolnok) und Szent-Miklós durchzieht.

Der andere, kleinere Theil des Diluviums nimmt den Raum zwischen Rittsee, Pama (Körtvélyes) und Ballersdorf ein. Der Löß macht sich besonders an den Rändern der Hochebene bemerklich und füllt die Vertiefungen aus. In Nickelsdorf ist er mehrere Meter stark; hier wurden auch die Knochenreste eines Rhinoceros gefunden.

Das Alluvium tritt auf den Donau-Inseln, dem Donau-Ufer, längs der Leitha, am Ostrande des Neusiedlersees und im Ganjág auf. Der Torf des Ganjág ist durchschnittlich zwei Meter stark; er lagert auf bläulichem oder gelblichem, stellenweise sandigem Tegel, der bis zu einem Meter dick wird und auf Kies liegt. Gestochen wird der Torf jetzt nur noch im Lehdorfer Bezirk; er dient zur Heizung von Locomobilen und als Streu.

Im Gelände des Neusiedlersees finden sich sodahaltige Seen und Flächen verstreut. Sie sind dadurch entstanden, daß nach der Einschrumpfung des Sees die im Boden der ausgetrockneten Fläche enthaltene Soda in Folge Wanderns der Grundwässer den Sommer über effloreszirt, während der nachfolgenden feuchten Jahreszeit aber an die tieferen Stellen gespült wird, wo dann der sodahaltige Thon eine undurchlässige Schichte bildet. Als diese Strecken noch unter Wasser standen, bildete sich im Untergrund eine Kalksteinbank (Hardpan), wie z. B. bei Boderzdorf eine zu sehen ist.

Im Lauf der Zeit haben sich in solchen Becken alle die salzigen Niederschläge und die Verwitterungsproducte dermaßen angesammelt, daß jetzt nach der sommerlichen Verdunstung des Wassers eine zwei bis vier Centimeter dicke Salzschichte vorhanden ist. Die kleinen Seen dieser Gegend sind mit solcher Sodalösung gefüllt und die Weiden ähneln ganz den Sodastrecken auf den Thonen des Alföld. So lange sie feucht sind, bilden sie schönen grünen Rasen, sobald sie aber austrocknen, verdorrt ihre Grasnarbe und die Soda effloreszirt fleckweise oder sie bildet, wo sie an einzelnen thonigen Stellen dies nicht vermag, steinharte öde Sodaflecke.

Die Vegetation im Gelände des Neusiedlersees ist außerordentlich reich und mannigfaltig, sie enthält auch zahlreiche Vertreter der Küstenflora. In großen Gruppen stehen da die Sternblume (*Aster Tripolium*), das Glaschmalz (*Salzkraut*, *Salicornia herbacea*), die Schoberia (*Schoberia maritima*) beisammen; stellenweise erscheinen *Lythrum salicaria*, *Cytisus radisponensis*, *Crypsis aculeata*, *Glyceria distans*, *Chenopodium glaucum*, sowie die verschiedenen Rohre, Schilfe, Binsen und Cyperoiden, die mitunter ganze Inseln bilden.

Das Klima des ganzen Comitats bewegt sich mehr in Extremen, als wo immer sonst im Preßburger Becken. Der austrocknende Nordost ist der herrschende Wind und die Niederschläge sind gering, worunter der Boden, dessen dünne Humusschicht auf diluvialem Kies ruht, viel zu leiden hat. Die Gesundheitsverhältnisse sind nicht ungünstig.

Die Bevölkerung wohnt in 28 großen und 32 kleinen Gemeinden. Diese zeichnen sich durch Reinheit und Nettigkeit aus; die sauber geweißten und in Stand gehaltenen Häuser sehen mehr gutbürgerlich als bäuerlich aus. Das Wieselburger Comitats ist das einzige im Lande, wo die deutsche Bevölkerung die Mehrheit bildet. Die übrigen Einwohner sind meist Magyaren, in geringerer Zahl Kroaten. Der Wieselburger Deutsche und

Kroate sind in Wien ziemlich bekannte Figuren, sie sind die nach dem unbebauten Heideboden benannten Heidebauern (Habbauern), welche geringschätzigte Benennung jedoch durch ihre Wohlhabenheit und Intelligenz nicht gerechtfertigt wird. Unsovweniger als, seitdem im Verlauf der Zeitstürme der niedere magyarisches Adels im Comitats untergegangen ist, an seiner Stelle die jetzige landwirthschaftliche Bevölkerung herrscht, neben der nur große Domänen und kleine Häusler vorkommen, so daß der Mittelstand und Kleingrundbesitz sozusagen bloß durch dieses wohlhabende Völkchen vertreten erscheint. Das gebundene Grundeigenthum nimmt im Comitats einen großen Raum ein. Die Fideicommissen allein machen 20·89 Procent des Bodens aus. Es fallen nämlich von 351.656 Joch Grundfläche 73.340 Joch auf Fideicommissen, darunter 24.534 Joch Ackerland. Das älteste Fideicommiss in Ungarn, das Leonhard Karl Harrach'sche, wurde in diesem Comitats 1628 errichtet; 1695 folgte das fürstlich Paul Esterházy'sche; zuletzt errichtete 1878 Gräfin Heinrich Zichy, geborene Baronesse Irene Meszky, zu Gunsten des Grafen Jakob Zichy das Ragendorfer (Rajkaer) Fideicommiss. Inhaber des größten Fideicommisses ist jedoch Erzherzog Friedrich, dessen Herrschaft in 13 Bezirke mit 26 Meierhöfen getheilt ist und 35.991 Joch, davon 43·7 Procent Ackerland, umfaßt. Allein auch der Besitz der Gemeinden und der Kleingrundbesitzer ist nicht gering; jene haben 26.838 Joch, also 7·64 Procent des Comitatsgebietes inne, diese 22.632 Joch, also 6·45 Procent. Doch ist dabei zu bemerken, daß 63 Procent des Gemeindebesitzes nicht der Grundsteuer unterliegen und 59·58 Procent des Compofessorates Hutweide sind.

Im Allgemeinen ist die Haupterwerbsquelle des Kleingrundbesitzers der Getreidebau. Im Durchschnitt des letzten Jahrzehnts spielen Weizen und Gerste die Hauptrolle; letztere ist theilweise auch zu Branzzwecken geeignet und die Illmizer Sorte hat auch bereits im Alföld Verbreitung gefunden. Mais und Roggen werden gleichermaßen gebaut, während auf die Knollen- und Wurzelgewächse weniger Gewicht gelegt wird. Der Betrieb ist im Allgemeinen mustergiltig. Der Kleinbauer im Wieselburger Comitats hat zuerst die Säemaschine aufgegriffen und die Breitfaat kommt kaum mehr vor. Hier wurden im Genossenschaftswege die ersten Dampfdreschmaschinen angeschafft und die ersten besseren Reutern des Landes construirt. Auch Nebencultur ist vorhanden, doch gedeiht sie nicht mehr wie einst und beschränkt sich gegenwärtig auf 3.675 Joch. Den meisten Wein haben Gols (Gálos), Goyz (Gynlas), Neusiedl am See (Nezšider), Weiden (Védeny), Sáfony (Winden) und Mönchhof (Barátfalu). Meist ist es Weißwein, doch keltern Winden und Weiden auch Dessertweine. Neusiedl und Winden haben auch eine starke Ausfuhr von Trauben, besonders nach dem Auslande. Die großen Weingärten der Ungarisch-Altenburger Domäne in der Nähe des Neusiedler Sees lieferten den einst zu gutem Ruf gelangten „Goyser Seewein“.

Die Viehzucht hat quantitativ bei den Kleingrundbesitzern des ganzen Comitats abgenommen, und zwar nicht nur, weil das Hanter (Hansäger) Heu noch immer nach Wien verkauft und auf die Cultur der Futterpflanzen keine besondere Sorgfalt verwendet wird, sondern auch weil die Hutweiden unverhältnißmäßig eingeschränkt wurden und wiederholte Viehseuchen den Viehstand stark reducirt haben. Von Hornvieh ist der Allgäuer Schlag der häufigste (in der Ungarisch-Altenburger und Karlsburger Domäne) und bei dem Kleinbauer, der noch die gemeinjamme Hutweide hat, das ungarische Hornvieh, während auf der Lebeny-Szent-Miklóser Herrschaft Berner und Simmenthaler Vieh gezüchtet wird und bei der Bürgererschaft der Marktflecken auch andere rothbunte Racenkrenzungen zu finden sind. Der Pferdebestand hat sich im Vergleich mit einst quantitativ am wenigsten geändert, qualitativ aber sehr verbessert. Das Gros des Bestandes (14.083 Stück) befindet sich in deutscher Gegend (englisches Halbblut und Nonius-Nachkommen), während in der kleinen Schütt mehr ein kleinerer Schlag arabischen Blutes verbreitet ist. Zur Hebung der Pferdezucht haben früher die in Parndorf abgehaltenen Wettrennen beigetragen, neuerdings sind die jährlichen Zuchtprämirungen und die durch den landwirthschaftlichen Verein des Comitats ins Leben gerufene Fohlenweide zu Ungarisch-Altenburg förderlich. Schweine werden nur für den Hausbedarf gezüchtet. Bei dem Häuslervolk haben die Ziegen sehr überhand genommen, wogegen die einst blühende Schafzucht so weit gesunken ist, daß nur noch in zehn Gemeinden Schafe gehalten werden.

Eigenthümlicher Weise vermochte im Wieselburger Comitats die Industrie nicht Fuß zu fassen und sich zu befestigen, obgleich es an Versuchen nicht gefehlt hat. Schon unter Maria Theresia wurde in Wieselburg eine Tuchfabrik errichtet, die aber nicht gedieh und daher nach Preßburg verlegt ward. Auch die in den Dreißiger-Jahren zu Ragendorf gegründete Tuchfabrik hielt sich nicht lange. Ende der Vierziger-Jahre entstand in Szent-Miklós eine Zuckerfabrik, die auf eine Million Centner Rüben eingerichtet war und in jener Zeit zu den größten in Europa gehörte. Aber sie ging an dieser Großartigkeit zu Grunde, da sie ihren Umsatz nie über die Verarbeitung von 400.000 Centner Rüben zu steigern vermochte. Im Jahre 1854 legte Erzherzog Albrecht in Wieselburg eine größere Zuckerfabrik an, der zuliebe, um nur Rüben genug zu haben, sogar ein Wald ausgerodet wurde; aber auch diese erwies sich nicht concurrenzfähig und der Betrieb wurde 1872 eingestellt. Eine auf Rübenverarbeitung eingerichtete Spiritusfabrik ist in Gattendorf (Gáta), eine andere trefflich instruirte in Urgéd thätig. Die größte und von Anfang an blühende industrielle Anlage im Comitats ist jetzt die Kühne'sche Maschinenfabrik und Eisengießerei in der Großgemeinde Wieselburg, in ihrer Art eine der ersten des Landes. Sie hat seit ihrem Bestande an Säemaschinen allein über 2000 in Ungarn und Oesterreich verkauft.

Das Kleingewerbe ist zwar in allen seinen Zweigen vertreten, doch entsprechen die Erzeugnisse qualitativ und quantitativ nur dem localen Bedürfniß. Die Hausindustrie ist ziemlich lebhaft und mannigfaltig. Am stärksten wird, besonders am Neusiedler See und Hanság, das Flechten von Vinsenmatten betrieben, die auch eine recht gute Ausfuhr haben. Hauptort dieser Industrie ist Wüst-Somerein (Pushta-Somorja) nebst Umgegend, mit rein magyarischer Bevölkerung. Zu Beginn dieses Jahrhunderts producirten einige Gemeinden am Neusiedler See, z. B. Walla und Gols (Gálos) auch Soda, das hat aber längst aufgehört. Auch die Gewässer des Comitats sind heute nicht mehr so mitbringend wie einst, denn der Neusiedler See ist neuerdings zurückgegangen.

Im Westen ist das Comitats durch die große Donau begrenzt. Von dieser zweigt sich oberhalb Ragendorfs der Wieselburger kleine Donau Arm ab, der die fruchtbare kleine Schütt (Szigetköz) umfangend, in launischem Geschlängel westlich an Ungarisch-Altenburg, dann an dem Markflecken Wieselburg vorbeifließt. Unterhalb von Mecser verläßt er das Comitats wieder, dessen Südseite übrigens auch von der Rábniß bespült wird, während vom Neusiedler See die Ostseite (26.170 Catastralsjoch) und vom Hanság der nördliche Theil diesem Comitats angehören.

Besucht man den Mittelpunkt und Sitz des Comitats, so lernt man das vielgenannte Flößchen Leitha, ehemals Sár, kennen. Sie kommt aus Oesterreich, tritt bei Pöst-Neusiedl (Pajtasalu) in das Comitats ein, bildet eine Strecke weit sogar die Landesgrenze und theilt sich dann in mehrere Arme, mit denen sie Ungarisch-Altenburg und seinen prächtigen Park umspannt; ehemals umfloß sie auch die dortige Burg, in deren Graben jedoch gegenwärtig wohlgepflegte Zier- und Küchengärten grünen.

Der Hauptort des Wieselburger Comitats ist Ungarisch-Altenburg (Magyar-Dvár), am Zusammenfluß der Leitha und kleinen Donau, ein hübsches Städtchen mit 3.302 Einwohnern, dessen Name sein Prädikat erst seit 200 Jahren führt, während das bloße „Dvár“ schon unter den Arpaden vorkommt. Auf der Stätte der heutigen Burg, oder nahe dabei, lag das römische Fort Ad Flexum, das die vom linken Donau-Ufer herüberstreichenden Quaden, Markomannen und anderen Barbaren in Schach zu halten hatte. Das Hauptquartier der Römer befand sich in Carnuntum, an der Stelle des jetzigen Petronell in Nieder-Oesterreich, von wo laut der Penttinger'schen Tafel eine Heerstraße, einerseits über Gerulata (jetzt Droßvár, Karlsburg), Ad Flexum, Stailuco (jetzt Öttevény, Hochstraß) und Arrabona (Raab) nach Bregetium (D-Szöny), andererseits über Ummum (Bruck an der Leitha), Mutenum (Donnerskirchen), Scarabantia (Ödenburg) nach Sabaria (Steinamanger) führte. Der von Sümpfen umgebene erhöhte Standort von Ungarisch-Altenburg schien für ein Fort wie geschaffen, und in der That war hier Jahrhunderte hindurch ein wichtiger befestigter Platz. Unter Trajan wurden hieher, zum Ersatz

der im römischen Heere kämpfenden pannonischen Legionen, zwei Legionen aus der Rheingegend verjagt, die wahrscheinlich in Altenburg lagerten. Dies beweist Vitruvs Werk „de re militari“, aber auch zwei in das Gewölbe der Burgbausteine eingemauerte römische Inschriften, laut deren diese Legionen (X. gemina und XIV. gemina Martis victrix) der Juno, Minerva und den übrigen römischen Gottheiten huldigten. Die Behauptung, daß die Magyaren bei ihrer Einwanderung hier bereits eine Burg vorgefunden hätten, ist geschichtlich so wenig erweisbar, als die, daß die Vorfahren der Hédeváry Altenburg erbaut haben. Die erste wichtigere Rolle Altenburgs fällt in die Zeit König Kolomans, in das Jahr 1096, als die Scharen des ersten Kreuzzuges hier durchzogen.

Die ersten Kreuzfahrer unter Walter und Peter von Amiens, hielten auf ihrem Marsche durch Ungarn gute Ordnung und begannen ihre Übergriffe erst bei Semlin; allein schon die unter dem Priester Gottschalk stehende Schar beging solche Ausschreitungen, daß Koloman sich bewogen fand, der nachfolgenden Völkerwohle, zu deren Führern der deutsche Graf Emiko von Leiningen gehörte, den Durchzug durch das Land zu verweigern. Doch die Kreuzfahrer brauchten Gewalt und griffen das feste Wieselburg an, dessen Vertheidiger, Koloman selbst, an der Spitze seines Heeres über sie herfiel und, ihren panischen Schreck benützend, sie dermaßen aufs Haupt schlug, daß nur wenige wieder heimfanden; die Übrigen kamen in den die Burg umgebenden Sümpfen und in der Leitha um. Nach einer geschichtlich nicht erweisbaren Überlieferung ließ Koloman die Hauptleute der Kreuzfahrer auf dem jetzigen Kirchenplatze von Ungarisch-Altenburg hängen. Im XIII. Jahrhundert, als der Böhmenkönig Ottokar II. (1271) das Wieselburger Comitat verheerte, wurde auch Altenburg vom ihm belagert und zerstört. Im Jahre 1289 belagerte es Herzog Albrecht von Oesterreich; obgleich durch Magister Bychou, Sohn Sylvesters, heldenmüthig vertheidigt, wurde es genommen und der Commandant gefangen. Im XIV. Jahrhundert begegnet man dem Namen Altenburgs häufig.

Ein bedeutendes Datum ist in der Stadtgeschichte das Jahr 1354; damals schenkte die Königin-Witwe Elisabeth, Mutter Ludwigs des Großen, ihre Altenburger Besitzungen, mit Ausnahme einer Mühle, den Einwohnern dieses Ortes, und verließ ihnen überdies die Befugnisse, deren bereits Ofen und andere Städte der Königin theilhaftig waren. Ludwig der Große bestätigte diese Donation im Jahre 1357, die jedoch später sammt allen zugehörigen Privilegien durch die Gesetzgebung nichtig erklärt wurde. Im XV. Jahrhundert gelangte Ungarisch-Altenburg als Pfandbesitz in das Eigenthum der reichen Familie Wohlfahrt, die dessen Einkünfte seit 1437 genoß, ja die Familie benützte sogar das Prädikat „Dvári“, ohne Rücksicht darauf, daß König Albert Altenburg im Jahre 1439 mit allen Appertinentien seiner Gemalin Elisabeth geschenkt hatte. Die einzige Tochter, Tufka, des letzten Mannesprossen aus dem Hause Wohlfahrt war in erster Ehe Gattin des

Herzogs von Oppeln und heiratete später Georg VI., Grafen von St. Georgen und Bösing, bei dessen Familie Altenburg bis zu ihrem Erlöschen (1516) verblieb. Das äußere Zeichen dieser Zugehörigkeit ist noch jetzt am Gewölbe des Basteithores zu sehen, dessen Schlußstein das Wappen der Grafen von Bösing mit dem sechszackigen Stern trägt. Die Burg fiel an die Krone zurück und Ludwig II. schenkte sie seiner Gemalin Maria, welche sie dem Burghauptmann Stephan Amadé anvertraute. Amadé wurde in diesem Amte auch durch König Ferdinand I. bestätigt, der seine Schwester Maria (1528) in diesem Besitze feierlich bestätigte. Als im Jahre 1529 Soliman sein gewaltiges Heer gegen Wien vorschob, konnte die böhmische Besatzung von 300 Mann unter Stephan Amadé von Bárkony nicht hoffen, daß sie wirksamen Widerstand würde leisten können, und steckte daher die Burg sammt der anliegenden Ortschaft selber in Brand. Nachdem die Türken von Wien geschlagen abgezogen waren, wurde die Burg wieder hergestellt, ja verstärkt, doch spielte sie, wie es scheint, Amadé bald dem Szapolyay in die Hand; wenigstens war sie im Jahre 1533 Schauplatz von Unterhandlungen zwischen den Gegenkönigen Ferdinand I. und Johann, die wegen einer in der Gegend ausgebrochenen Seuche unterbrochen werden mußten. Auch im XVII. Jahrhundert hatte Altenburg viel Ungemach zu bestehen. Im Jahre 1605 wurde es durch Bocskay's Scharen eingeäschert, 1619 durch Gabriel Bethlen besetzt, der sein Hauptquartier in der „Randhof“ genannten Curie, dem jetzigen Gasthof „zum schwarzen Adler“ hatte. Der kaiserliche Feldherr Bouquoi verdrängte ihn jedoch bald und eroberte auch Raab. Bouquoi verstärkte die Feste durch neue Basteien, woran noch jetzt der Name der Basteigasse erinnert. Im Jahre 1683, als die Türken das christliche Heer bis Neusiedl zurücktrieben, verbrannten sie unterwegs auch die Feste von Altenburg.

Im XVIII. Jahrhundert brach für die Stadt ein dauerhafter Frieden an, ihre günstige Lage ließ sie die erlittenen Schäden rasch wieder gutmachen und sie gedieh trefflich. Gefördert wurde dies, als Maria Theresia die Altenburger Herrschaft als Hochzeitsgeschenk für ihre geliebte Tochter Erzherzogin Christine ankaufte, die bis 1798 in glücklicher Ehe mit dem Herzog Albert Kasimir von Sachsen-Teichen, Sohn des Polenkönigs August III., lebte. Im Jahre 1818 wurde die alte Burg als Museumsitz geweiht, indem sie die damals gegründete landwirthschaftliche Lehranstalt aufnahm, die mit der Zeit zu europäischem Ruf gelangte und noch jetzt gedeiht. Um das Zustandekommen dieser Anstalt erwarb sich der damalige Domänendirector Anton v. Wittmann große Verdienste. Der damalige Eigenthümer der Herrschaft, Herzog Albert von Sachsen-Teichen, hatte nämlich den Director aufgefordert, ihm einen Vorschlag zu unterbreiten, wie er sein Wohlwollen für die ungarische Nation und das Wieselburger Comitatz auch durch Errichtung eines bleibenden Denkmals bethätigen könnte. Wittmann schlug dem Herzog in



Der Platz und die Hauptstraße zu Ungarisch-Altenburg — Das Comitatshaus.



einer darauf bezüglichen Denkschrift vor, am Sitze der Domäne, in Ungarisch-Altenburg, eine auch theoretischen Unterricht gewährende landwirtschaftliche Lehranstalt mit wenigstens sechs Stipendien zu errichten, in der für die ausgedehnten Domänen des Herzogs sachverständige Wirthschaftsbeamte herangebildet werden sollten. Dieser Vorschlag wurde vom Herzog angenommen, er stellte am 25. October 1818

in Wien die Stiftungsurkunde aus und am nämlichen Tage wurde die Anstalt auch eröffnet, deren Capital, durch neue Stiftungen vermehrt, in der That die bleibende Grundlage der dort noch jetzt erfolgreich wirkenden landwirtschaftlichen Akademie war. Die fürstliche Stiftung wurde auch durch die Erben, die Erzherzoge Karl und Albrecht, aufrecht erhalten, ja sie selbst wurden unterstützende Protectoren der Anstalt, welche nach kurzer Unterbrechung kraft kaiserlicher Verfügung vom 30. October 1850 und eines Vertrages an die kaiserliche Regierung kam. Mit Hilfe einer Spende von 150.000 Gulden wurde sie nun neu begründet und mit 46 Hörern als staatliches Institut mit deutscher

Vortragsprache am 6. November eröffnet. Als Director war Dr. Papst aus Hohenheim berufen; neben ihm wirkten anfangs zwei ordentliche Professoren und zwei Hilfslehrer. Die geregelte Thätigkeit der Anstalt war durch eine staatliche Jahresunterstützung von 17.000 Gulden gesichert. Im Jahre 1869, nach erfolgtem Ausgleich, gelangte das Institut zwar unter die Jurisdiction der ungarischen Regierung, behielt aber noch eine Zeitlang zum großen Theil seinen deutschen Charakter. Dann folgte die volle Gleichstellung der ungarischen Lehrsprache mit der deutschen und im Jahre 1874 wurde es zur Akademie erhoben. Am Ende des Schuljahres 1883 bis 1884 hörte der Lehrgang in deutscher Sprache auf und seither ist die Vortragsprache ausschließlich ungarisch. An dieser bedeutenden Anstalt sind während ihres 76jährigen Bestandes 4.500 Landwirthe, darunter etwa drei Viertel in Ungarn geborene, ausgebildet worden.

Das alterthümliche Schloß, an dem aber nur die Fassade ein alter Bau ist, während die Seitenflügel und die Rückseite neueren Ursprungs sind, enthält gegenwärtig sehr werthvolle Sammlungen, auch sind zur Unterstützung der Vorträge eine gut eingerichtete Ökonomie von 382 Joch, Versuchsfelder und ein botanischer Garten von je 14 Joch vorhanden. Die Zahl der ordentlichen und Hilfsprofessoren beträgt jetzt 18. Lehrplan und Einrichtung stehen auf der Höhe der Zeit.

Dicht neben dem Schlosse befindet sich der innere Meierhof mit den Wohnungen des Leiters und der Dienerschaft, mehreren Stallungen und den Milch- und Futterkammern. Es ist aber auch ein äußerer Meierhof vorhanden, an der Grenze der dem Institut gehörigen Besizung Markttau. Geht man von der Akademie durch das Basteithor und über die den Schloßgraben überbrückende Steinstraße dem Städtchen zu, so erblickt man eine große, elektrisch beleuchtete Mühle. Sie erhält die Triebkraft durch zwei Wasserräder von 80 und 60 Pferdekraften, bei Wassermangel durch eine Aushilfs-Dampfmaschine von 145 Pferdekraften. Die Mühle vermahlt größtentheils Weizen, dann Gerste und Roggen. Sie steht, nebst der benachbarten Bierbrauerei, auf demselben Punkte, wo nach dem ältesten Grundriß der Burg auch vor Alters eine Mühle und eine Brauerei standen. Die jetzige Brauerei ist auf die Production von 35.000 Hektoliter Bier eingerichtet und hat eine doppelte Braupfanne von 78 Hektoliter, einen Lagerkeller für 9.500 Hektoliter und eine Malztenne von 896 Quadratmeter. Im Jahre 1892 verkaufte die Domäne außer 228 Hektoliter Flaschenbier etwas über 30.000 Hektoliter Lager-, Märzen- und Abzugbier.

In der Stadt erhebt sich am Deák-Platz das herrschaftliche Schloß, in dem der erzherzogliche Domänen-Director wohnt und die herrschaftlichen Ämter untergebracht sind. Dieses stockhohe Gebäude von alterthümlichem Aussehen hat schon viele hohe Gäste beherbergt; es war auch der Schauplatz des sogenannten „Preßburger“ Friedensschlusses.

Unweit davon steht das stattliche Comitatshaus, welches auch das bemerkenswerthe Museum des 1884 gegründeten historisch-archäologischen Vereins des Wieselburger Comitates enthält. In der Hauptstraße oder, wie man scherzhaft sagt, auf der „A—B-Linie“ erblickt man, dem herrschaftlichen Schlosse benachbart, das Ordenshaus, die Kapelle und das vierclassige Gymnasium der Piaristen. Neben dem Ordenshause steht das Rathhaus, das einen schönen großen Saal enthält. Gegenüber erhebt sich das große zweistöckige Gebäude der Sparcasse des Wieselburger Comitats, eines Instituts von sehr lebhaftem Verkehr, außer dem noch in Neusiedl, Frauenkirchen, Wieselburg und seit kurzem auch in St. Johann (Mojon-Szent János) Sparcassen bestehen. Auch hübsche einstöckige Privathäuser sieht man, besonders an der Hauptstraße. An dieser bemerkt man noch ein altväterisches, einstöckiges Häuschen, in welchem Nikolaus Lenau (Niembch von Strehlenan) kurze Zeit gewohnt hat; er hatte sich im October 1822 als außerordentlicher Hörer am landwirthschaftlichen Institut einschreiben lassen, während seine Mutter, die sich von ihm nicht trennen konnte, in Wieselburg Aufenthalt nahm. Hier mögen in der Seele des jungen Dichters die „Heidebilder“ entstanden sein; damals schrieb er seine Gedichte „Der Jüngling“ und „Die Göttin des Glücks“, die er einst einer ländlichen Festgesellschaft auf der Halbinsel Boddacs vortrug, was zu einer sehr verstimmenden Episode Anlaß gab. Schon im Frühling 1823 ging Lenau von der Anstalt ab, verzichtete zugleich auf die landwirthschaftliche Laufbahn und ging nach Wien, um fortan ganz der Literatur zu leben.

Eine Sehenswürdigkeit Ungarisch-Altenburgs ist der große erzherzogliche Park am Leitha-Ufer, der beliebteste Vergnügungsort der Stadt, wo im Schatten mächtiger Platanen die akademische Jugend ihre Sommerbelustigungen und der athletische Club seine Wettkämpfe veranstaltet. Jenseits der Sommer-Restaurations liegt der botanische Garten der Anstalt und südlich davon die herrschaftliche Meierei u. A. mit einem großen, allen modernen Anforderungen entsprechenden Stall für 200 Kühe.

Unweit von Altenburg setzt man mittelst Fährbootes über die kleine Donau und gelangt nach Wahling (Kálnok), dem vielbesuchten Wallfahrtsorte der kleinen Schütt, mit 753 deutschen und magyarischen Einwohnern. Einige hundert Schritte unterhalb der Fähre mündet die Leitha in die Donau, etliche primitive Schiffsmühlen ankern daselbst. Nordwestlich vom Schloßpark erreicht man, an den städtischen Meierhöfen und den baumumpflanzten Tafeln des erzherzoglichen Prädiums vorbei, eine Schiffbrücke, die zu der magyarischen Gemeinde Halázi (Halasen), mit 1779 Einwohnern, führt; in der dortigen Kirche befinden sich ein Ciborium aus dem XIV. und ein Relch aus dem XVII. Jahrhundert. Halázi und Wahling hatten früher beide einen gewissen Ruf wegen ihrer Obstzucht.

Über das untere Ende von Altenburg hinaus liegt die Vorstadt Ujtelep mit der neuen reformirten Kirche, dem Karolinenhospital, den Gebäuden des alten Mauthhauses und eleganten Villen. Ein einstöckiges Landhaus in ziemlich großem Garten hat sich ein ehemaliger Hörer der Akademie, Herzog Nikolaus von Württemberg, als Sommerwohnung erbaut und dann dem deutschen Ritterorden geschenkt.

Ungarisch-Altenburg ist der Sitz der Comitatsbehörde, eines Stuhlrichters, zweier Bezirksrichter, eines königlichen Notars und des Comitats-Schulinspectors; außerdem besitzt es ein Staatsbauamt, Grundbuchsamt, Post- und Steueramt. Außer der Akademie und dem Untergymnasium der Piaristen sind gute Elementarschulen vorhanden, ferner eine von Nonnen geleitete Kinderbewahranstalt (Hildegardeum), eine gewerbliche Wiederholungsschule, hiezu kommen mehrere gefellige Clubs, der wohlthätige Frauenverein, die freiwillige Feuerwehr, der Turnverein, Fechtelub, Verein für Krankenpflege, bürgerliche Gesangsverein u. s. w. Die Intelligenz ist im Verhältniß zur Einwohnerzahl weit bedeutender als in den meisten kleinen Städten. Auch die akademische Jugend ist natürlich ein kräftig belebendes Element.

Zwei Kilometer südlich von Ungarisch-Altenburg liegt die stille, wie ausgestorbene Großgemeinde Wieselburg (Moson) mit 4.815 magyarischen und deutschen Einwohnern an der kleinen Donau und der Wien-Bruckner Eisenbahn. Seine Vergangenheit ist bedeutender als seine Gegenwart. Einst hatte es eine starke Burg, die dem Comitate seinen Namen gab. Der Böhmenkönig Ottokar zerstörte sie so, daß nicht einmal ihr Standort sicher ist. Schon unter den Arpaden mag Wieselburg ein blühender Handelsplatz gewesen sein; dahin deutet König Emerichs Verfügung vom Jahre 1198, daß die Kaufleute von ihren zwischen Pest und Rusin (Moson) verkehrenden Fuhrwerken, wenn sie Gran umgehen sollten, die ganze Mauth in Tât zu entrichten haben.

Nach und nach erstand die zerstörte Stadt wieder und entwickelte sich zu einem bedeutenden Umschlagplatz für Getreide, das zu Schiffe hingelangte und meist auf der Achse nach Wien befördert wurde. Die Verschlammung des Wieselburger Donau-Armees und der Ausbau der Wien-Raabers-, später bis Uj-Szöny-Komorn weitergeführten Eisenbahnlinie lähmten den Getreidehandel der Stadt, an den jetzt hauptsächlich noch die Lagerräume erinnern. Früher waren zuweilen 5000 bis 6000 Getreidewagen gleichzeitig unterwegs von Wieselburg nach Wien und ganze Gemeinden besaßen sich fast nur mit der Verfrachtung. Gegenwärtig ist die größte Sehenswürdigkeit, außer der Kirche, die Kühne'sche Maschinenfabrik und Eisengießerei, die in den Räumlichkeiten der einstigen erzherzoglichen Zuckerfabrik untergebracht ist und zu den blühendsten Fabrikanlagen des Landes gehört.

Wieselburg ist auch ein District der gegenwärtig im Besitze des Erzherzogs Friedrich befindlichen Domäne Ungarisch-Altenburg. Die Meierei, die unter Anderem einen

schönen Stall für 200 Kühe besitzt, liegt nächst der Eisenbahnstation. Einen interessanten Theil dieses bis an den torfigen Hanság reichenden Prädiuns bildet das einst viel genannte Bordaes, wo in der Glanzzeit der Merinozucht Original-Leoner und später Escurial-Schafe gezüchtet wurden, während jetzt von Wieselburg alljährlich über 700.000 Liter Milch nach Wien gehen. Westlich von hier, in der Nähe der Ortschaften St. Peter (Szent-Péter) und St. Johann (Szent-János) liegt die ebenso ausgedehnte erzherzogliche Besizung Kaiserwiese (Császárrét). Fährt man mit der Eisenbahn gegen Raab, so sieht man den Schlot der nach kurzem Bestande eingegangenen Szent-Miklóser Zuckerfabrik ragen, deren Bau jetzt zu einer Dampfmühle umgestaltet ist.

Auf der Weiterfahrt erscheint die merkwürdige kleine Ortschaft Lébény, eine blühende Gemeinde mit 2.969 meist magyarischen Einwohnern und jener berühmten romanischen Kirche, die zu den Meisterbauten Ungarns gehört. Das Benediktinerkloster wurde in den ersten Jahren des XIII. Jahrhunderts durch Mitglieder des Geschlechtes Ghyör zu Ehren des Apostels St. Jacobus gestiftet. Wann die Kirche erbaut wurde, ist nicht genau zu bestimmen. Nach der Schlacht bei Mohács fühlten sich die Benediktiner an diesem offenen Plage nicht sicher und verließen ihr Kloster. Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts steht Lébény unter dem Abt von Martinsberg, Georg Himmelreich, der es seinem Verwandten Stephan Balfay hinterließ oder nach Furhoffer verkaufte. Dieser gab es dann an die Raaber Jesuiten weiter, die hier ihre Ferien verbrachten. Als aber nach 1784 die Kirche, ferner ein Theil von Lébény, Sövényháza, nebst der Puzta von Barátföld Kameralgut wurde, konnte die Kirche dem traurigen Lose der Vernunftstung nicht entgehen. Das herrliche Portal wurde überweist, die Kirche selbst dergestalt restaurirt, daß im Inneren die romanischen Details nur in der Sacristei und am Sockel des Sanctuariums unverfehrt blieben. Auch war die Kirche während dieser Zeit geschlossen. Von der Kammer ging die Herrschaft Szent-Miklós sammt Lébény durch Tausch an die gräfliche Familie Zichy über. Unter dieser brannte (1841) die Kirche neuerdings ab, worauf wiederholt ihre völlige Abtragung und die anderweitige Verwendung ihres Baumaterials angeregt wurde. Die Familie Zichy verkaufte Lébény-Szent-Miklós an den Baron Sina, auf den also auch das Patronat der Kirche überging, und nun begann für diese eine neue Epoche.

Als bald ging man an die Restaurirung der Kirche. Das Innere wurde von der Tünche befreit, die beschädigten Capitäle und Säulen ergänzt und die Ziegel durch Quadern ersetzt. Obgleich aber Baron Sina großherzig zu den Kosten der Wiederherstellung beitrug, hätte dies nicht genügt, wenn nicht die Lébényer selbst über 17.000 Gulden für die innere Ausstättung beigesteuert hätten. Nachdem das Innere künstlerisch wiederhergestellt war, schritt man an die Restaurirung des Äußeren. Zu diesem Zwecke setzte der Verwaltungsausschuß des Comitats eine Commission nieder, welche die Erneuerung nach

den Plänen Director Esfenweins, vom Germanischen Museum zu Nürnberg, durchführte und dazu durch vier Jahre 500 Gulden jährlich votirte. Das königl. ungarische Ministerium für Cultus und Unterricht wies für diese Arbeit aus dem Landesfonds zur Erhaltung der Kunstdenkmale gleichfalls einen größeren Betrag an, und so ist dieses herrliche Denkmal romanischer Baukunst, dessen Capitäle namentlich einzig in der Architektur sind, seither in voller Schönheit wiedererstanden.

Fährt man von Ungarisch-Altenburg auf der Preßburger Landstraße gegen Norden, so sieht man rechts den Marktau-Wald, weiterhin die grünen Flächen der Hauptmannswiese (Kapitányrét), hinter denen der Uferwald, gegen Norden aber der größte Waldkomplex der Altenburger Herrschaft, der „Lovár“ erscheint; links streift man den Abschnitt Pfaffenwiese (Paprét) und erreicht dann die Gemeinde Pallerödorf (Bezenye), die durch Gänsezucht bekannt ist. Der Ort ist aber auch archäologisch interessant, denn es wurden hier in einem der Gräber einer Begräbnisstätte der Völkerwanderungszeit jene beiden mit Runen verzierten silbernen Fibeln gefunden, die nicht nur für die Philologie und die Kenntniß der Runen, sondern auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht große Wichtigkeit haben. Auf einer dieser Fibeln kommt ein Frauennamen vor, das wohlbekannte germanische Godahid, auf der anderen liest man Arsipodha und auf der Rehrseite Awunja (Wonne) und Segun (Segen). Diese Fibeln stammen nach Wimmer (Kopenhagen) aus den Jahren 700 bis 720, und zwar wurden sie vermuthlich aus Salzburg, wo der heilige Ruprecht zwischen 696 und 700 das Mönchskloster zu St. Peter und ein Nonnenkloster gegründet hatte, durch zwei fromme Nonnen an eine fern im Osten, im Awarenland wohnende christliche Schwester geschickt.

Ist Pallerödorf vorbei, so erblickt man links einige Herrenhäuser inmitten ihrer Grundstücke, hinter denen sich der kleinste Abschnitt der Altenburger Domäne, die Marienau (Márialiget) erstreckt. Von ihren 1.842 Joch sind 265 mit Baumpflanzungen und Alleen bedeckt, so daß diese Meierei einem umfangreichen Park gleicht, in dessen lebenden Hecken der Flieder herrlich blüht. Den prächtigen Platanenalleen entlang aber dehnen sich 88 Joch bewässerte Wiese, die erste Kunstwiese in Ungarn, außer der noch 20 Joch Kieselwiese vorhanden sind.

Ragendorf (Rajka), mit 2.575 Einwohnern, ist Hauptort des gleichnamigen Bezirkes. Einstens wohnten hier die meisten dem niederen Adel angehörigen Familien des Comitats, sie sind jedoch bis auf ganz wenige ausgestorben. Im Mittelalter floß die Donau so nahe vorbei, daß Ragendorf ein Hafenplatz war.

Von der Landstraße abshwenkend, erreicht man das an der Donau gelegene Sarndorf (Csany), wo ehemals gleichfalls viel niederer Adel wohnte, der aber spurlos verschwunden ist. Seine Gemarkung bildet einen Abschnitt der Hendl-Donnersmark'schen

Herrschaft Karlburg (Droßvár). Der berühmteste Besitzer von Sarndorf war jener Peter Szapáry, der 1657 in der Schlacht bei Eszék dreifach verwundet in schwere türkische Gefangenschaft gerieth, aus der er nach vier Jahren um 22.000 ungarische Goldgulden, die durch freiwillige Spenden aufgebracht waren, ausgelöst wurde. Dieser Szapáry wurde 1680 Vicegespan des Wieselburger Comitats, saß 1681 als Deputirter auf dem Ödenburger Versöhnungs-Reichstag und nahm 1684 und 1686 persönlich an der Belagerung, beziehungsweise Wiedereroberung Ofens theil. Im Jahre 1687 wurde er



Das Schloß zu Karlburg.

in den Freiherrnstand erhoben. Den Grafentitel erhielt erst sein Sohn von König Karl III. im Jahre 1722. Das Sarndorfer Schloß war, als es dem Grafen Zichy gehörte, der Schauplatz denkwürdiger Verhandlungen. Während der Preßburger Reichstage machten die Männer der Opposition häufig Ausflüge dahin, um in wichtigen Fragen vorläufige Vereinbarungen zu treffen.

Von Sarndorf geht es in kurzer Fahrt nach Karlburg (Droßvár), das einst Grenzfestung war und dessen im Windsor-Stil erbautes burgartiges Schloß mit Park zu den größten Sehenswürdigkeiten des Comitats gehört. Besitzerin des Schlosses ist jetzt

die verwitwete Gräfin Laura Hencfel-Dommerzmarck, geb. Káfonyi. Karlsburg ist auch wegen seiner englischen Pferdezucht und Trainiranstalt berühmt. Früher hatte die Herrschaft hier eine großangelegte Gärtnerei und Obstbaumschule. In der Wand des Glashauses sind noch römische Denksteine zu sehen. Von der im XII. bis XIII. Jahrhundert im romanischen Stile gebauten Kirche sind nur Thurm und Chor unverfehrt geblieben. Die Bewohner, 1668 an der Zahl, sind Deutsche und Magyaren.

Links von der Preßburger Straße liegt die gegenwärtig dem Grafen Josef Batthyány gehörige Rittseer Burg (Köpecsény), an die sich viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen, darunter ein das Land answühlender Proceß, der im XVII. Jahrhundert das Land in Aufregung versetzte und mit der Enthauptung Ladislaus Vizschi's, Verfassers einer ungarischen Erzählung in Versen (Magyar Mars = der ungarische Mars), endete, dann allerlei Gravamina des Reichstages und in neuester Zeit das Andenken an den ersten Dampfpflug, der hier am 18. Juni 1861 vorgeführt wurde. Obgleich Schulhof, der damalige Pächter des Fürsten Esterházy, die hochwichtige Erfindung nicht nur hier, sondern auch in Detta (Temejer Comitát) zur Anwendung brachte, konnte das Aekern mittelst Dampfpfluges in Ungarn dennoch erst nach einem Jahrzehnt heimisch werden. Dies geschah zuerst in Ungarisch-Altenburg, wo im Jahre 1870 ein Fowler'scher Dampfpflug mit Zweimaschinen-System eingeführt wurde; gegenwärtig sind im Albrechtsfelder Ökonomiebezirk eine, im Albert Kasimir'schen zwei Dampfpfluggarnituren von je zwanzig Pferdekraften in regelmässiger Verwendung.

Verläßt man Altenburg mit der Eisenbahn, so kommt man auf der Linie Bruck an der Leitha zuerst nach Kaltenstein (Levél). Hierauf folgt die Station Straß-Sommerein, wo die Domäne ein für die Aufnahme von 15.000 Metercentner Getreide bestimmtes Productenmagazin besitzt. In den Jahren 1883 und 1884 wurde von hier aus eine 32 Kilometer lange, später durch Flügelbahnen ergänzte Pferdebahn zur Verbindung der einzelnen Domänentheile erbaut; sie reicht bis in den Hanság hinein, von wo sie Heu und Torf holt, während sie aus den Domänentheilen Producte für den Weltverkehr befördert.

Straß-Sommerein (Hegyeshalom), das jetzt außer Getreidebau auch Weinbau betreibt, ist ein sehr alter Ort und kommt schon in dem von Andreas II. zu Gunsten der Cistercienserabtei von Heiligenkreuz im Jahre 1217 ausgestellten Schenkungsbrief vor. König Sigismund verpfändete es 1436 an Albrecht Herzog von Österreich. Der Ort besitzt eine schöne, mit Manern umgebene katholische und eine ansehnliche evangelische Kirche. Die nächste Station ist Mickelsdorf (Miklósfalva) mit 1.782 zur Hälfte römisch-katholischen, zur Hälfte evangelischen Einwohnern. Die schöne römisch-katholische Kirche ist 1783 erbaut. Neben der Kirche stand das ärmliche Häuschen des evangelischen

Schullehrers, worin Napoleon I. im Jahre 1809 eine Nacht verbracht hat. Dann folgt Station Zurdorf (Zurány), wo im Jahre 1756 der bedeutende Geschichtsschreiber Ignaz Aurelius Fessler geboren wurde. In der Nähe befindet sich eine Meganitfabrik, die alljährlich eine große Menge Sprengmaterial erzeugt. Parndorf ist eine Ortschaft mit 2.424 kroatischen und deutschen Einwohnern; es hat dem Plateau des Wieselburger Comitats den Namen gegeben. Die Gegend ist sehr hübsch.

Von dem Grenzstädtchen Bruck gehört nur ein Theil zu Ungarn; auch das Stationsgebäude steht auf ungarischem Boden. Das Übrige gehört zu Oesterreich. In den Klagen und bei den Verfügungen wegen Wiederherstellung der Landesgrenzen kommt Bruck an der Leitha nicht selten vor.

So verfügte §. 72 des Gesetzes vom Jahre 1715, daß den Beschwerden der Brucker wegen Besteuerung ihrer diesseits der Leitha gelegenen Felder und wegen deren Anklaffung aus dem österreichischen Kataster Rechnung getragen werde. Die Deputirten des Comitats aber forderten auf dem Reichstage von 1832 bis 1836 nicht nur die Wiedereinverleibung der zur Raaber Diöcese gehörigen Domäne Mannersdorf (Sársenét) und die Bestimmung des alten Leitha Flußbettes als Landesgrenze, sondern auch, daß die Stadt Bruck die Rechnungen über ihre ungarischen Besitzungen dem Comitate vorzulegen verpflichtet sei.

Bruck verdient auch in strategischer Hinsicht Erwähnung; sein ständiges Militärlager ist alljährlich der Schauplay großer Manöver. Bei Bruck senkt sich der letzte Ausläufer des Leithagebirges in die Ebene nieder; seine Abhänge sind mit Reben bedeckt, sein Schooß aber öffnet sich in zahlreichen großen Steinbrüchen, um den ausgezeichneten, der Mediterraenzeit angehörigen Kalkstein zu liefern, der wegen seines hiesigen Vorkommens in der Literatur unter dem Namen Leithakalk bekannt ist. Die großartigsten Steinbrüche befinden sich in den Gemarkungen von Kaiser-Steinbruch (Csásár-Kőbánya), Binden (Sásony), Goy's (Nyulás) und Bruck; der Stein wird von hier, ebenso wie aus den im Ödenburger Comitats gelegenen Steinbrüchen des Leithagebirges, nicht nur in die Umgebung, sondern auch nach Wien befördert, dessen größte und schönste monumentale Neubauten aus ungarischem Stein gebaut sind.

Links von der Straße, die von Ungarisch-Altenburg nach Straß-Sommerein führt, liegen die wohlhabendsten und in ihren Gemarkungen umfangreichsten Gemeinden des Comitats; zuerst Zanegg (Szolnok, Mojon Szolnok), auf dessen Gebiet interessante Funde aus der Bronzezeit gemacht wurden, dann weiter südlich die Nachbargemeinden St. Johann (Szent János) und St. Peter (Szent Péter); die beiden erstgenannten haben jede ein Gebiet von über 15.000, die dritte von über 10.000 Joch. Nahe an 10.000 Joch hat auch das etwas westlich gelegene Andau (Tarcza).

Die Bewohner dieser Ortschaften, sowie die von St. Andrä (Szent-András) wurden nach dem letzten Türkenkrieg angeblich aus Salzburg hieher verpflanzt und ihnen zumeist kommt die Bezeichnung „Heidebauer“ zu. Die Männer dieses wohlhabenden Völkchens haben die magharische, blautuchene Tracht angenommen, die Frauen dagegen noch ihre alte deutsche Kleidung beibehalten. Das Eigenthümlichste an dieser ist, daß die Frauen vom zarten Kindesalter an Hauben tragen, die sie nur als Bräute am Hochzeitstage ablegen, um dann als Jungverheiratete schneeweiße Hauben aufzusetzen. Ihre Hochzeitsgebräuche sind sehr interessant. Beim Hochzeitsmahl ist die kalt aufgetragene Schüssel Milchreis mit Zucker und Zimmt unerläßlich, desgleichen die Spritzkrappen (Strauben), welche die Brant, nachdem sie über dem Tische die Hand des angesehensten Gastes gefaßt hat, mit der Faust in Theilchen zerdrückt. Besonders groß ist das Ceremoniel, wenn der Bräutigam aus einer anderen Ortschaft ist. Die im Ort ansässigen Burschen spannen am Ende des Dorfes eine buntbebanderte Schnur als Trionphbogen aus, und der Hochzeitszug zieht unten durch, doch muß der fremde Bräutigam erst ein Lösegeld bezahlen, worauf die Burschen angesichts des jungen Paares ein Wettlaufen aufführen, von dem die ersten drei Sieger mit einer Brezel, einer Feldflasche und einer schwarzen Henne zur Braut zurückkehren. Diese ißt einen Bissen von der Brezel, macht einen Schluck aus der Feldflasche und dreht der schwarzen Henne den Hals um, aus der dann eine Hühnersuppe gekocht wird. In diesen Gemeinden, namentlich in Zanegg, haben sich bis in die neueste Zeit gewisse Weihnachtsmysterien in seltener Vollständigkeit erhalten.

Die Zanegger haben sie im Jahre 1867 auch in Raab vorgeführt; Adam und Eva oder die Geschichte des Sündenfalles wurde in 488, die Geburt Christi oder die Erlösung in 1030, die drei Könige oder der Tod in 792, endlich die Satire vom Schuster und Schneider in 666 Versen dramatisch dialogisirt und in entsprechendem Kostüm vortragen.

Zu diesen Gemeinden gehören die größten Bezirke der Ungarisch-Altenburger Domäne, und zwar liegen westlich von Zanegg die Gehöfte Haidhof und Haidstall (dieser zu St. Johann gehörig), weiterhin Farkasbrunn (Farkasfut), das im Jahre 1894 auf directen Befehl weiland des Erzherzogs Albrecht als Besitzer in Neu-Saida umgetauft wurde; dann jenseits der großen Meierei Albert-Casimir die Colonie Casimir mit einer Doppelreihe hübscher Häuser, einer für Knaben und Mädchen abgetheilten Schule und einem ansehnlichen herrschaftlichen Gasthause. Das Schicksal dieser Colonie hat sich sehr wechselvoll gestaltet. In den Dreißiger-Jahren wurden hier zur Sicherung der nöthigen Arbeitskräfte 46 Colonisten angesiedelt, deren jedem die Herrschaft ein Haus für den Kostenbetrag von 600 fl. erbauen ließ, so daß die Baukosten

allein 27.000 Gulden betragen. Jeder Colonist bekam ursprünglich 12 Joch Boden, den sie nach einem bestimmten Fruchtwechsel bebauen mußten. Zugleich hatten sie um etwas geringeren Lohn als die freien Arbeiter für die Herrschaft zu arbeiten, und zwar von November bis April um 26, im Mai um 28, im Juni, September und October um 32, im Juli und August um 42 Kreuzer täglich. Dagegen stellte ihnen die Herrschaft Arzt und Schule und sicherte jedem Colonisten vier Tage Fuhrlohn zu. Den Colonisten ging es zwar dabei recht gut, doch hielten sie keineswegs aus. Ein Theil verstarb, Andere sehnten



Das Schloß zu Halbthurn.

sich für ihre alten Tage nach ihrer Geburtsstätte zurück, und die Colonie wäre eingegangen, wenn die Herrschaft nicht die Häuser zurückgelöst hätte, in denen nun die noch Vorhandenen als Häusler wohnen und nur noch die Nutznießung eines halben Jochs haben, während die erledigten Hausstellen mit herrschaftlichen Angestellten, Maschinisten und Dienstleuten besetzt sind.

Von hier geht es zwischen Baumpflanzungen und Weingärten entlang nach Halbthurn (Féltorony), dessen Schloß, ein Bau Fischers von Erlach, ein Lieblings-Sommer-sitz Karls III. und nach ihm Maria Theresias war. Halbthurn, mit 2263 deutschen Bewohnern, ist ein hübscher Ort, einer der rühmlichsten im Neusiedler Bezirk. Im Schloßgarten grünen noch jetzt die unter Karl III. gepflanzten Kastanienbäume und im Schloß

zeigt man pietätvoll das Stübchen, worin der letzte Habsburger, auf herbstlicher Jagd erkältet, schwer krank lag, bis er nach Wien geschafft wurde, nur um dort zu sterben am 12. November 1740.

An Holz ist das Wieselburger Comitat gegenwärtig arm, da nur 5·82 Procent seines Gebiets von Wald bedeckt sind. Selbst der Waldbestand der erzherzoglichen Domäne ist verhältnißmäßig gering, obgleich sie wie in der Vergangenheit so auch jetzt der Aufforstung alle Sorgfalt zuwendet.

Die größeren Waldecomplexe sind jetzt: der sogenannte Karlswald, der Ragendorfer Wald und nördlich von Ungarisch-Altenburg der Lovárwald; der Wald von Halbthurn ist jetzt nur 37 Joch groß. Ehedem war das Comitat viel walddreicher, und zwar nicht nur als noch König Salomon in den Aumäldern um Ungarisch-Altenburg jagte, oder als in der Nähe von Királherdő und Goyß königliche Lusthäuser standen, sondern noch im vorigen Jahrhundert.

In den Wäldern von Edelsthal, Zurndorf, Galápi und Halbthurn, in den Urwäldern, welche Birken, Erlen und Weiden im Gelände des Neußiedlersees bildeten, fanden sich genug Rothwild, Hirsche und Rehe, und an mehreren Stellen bestanden auch Fasanerien. Eine solche besteht auch jetzt im erzherzoglichen Walde bei Halbthurn. Hasen gibt es in der Gegend so viele, daß auf einer Treibjagd 1000 bis 1500 geschossen werden, die sämmtlich nach Wien gelangen.

Das am südwestlichen Seeufer, schon weit drin im Ödenburger Comitat gelegene Wolfs (Bals, früher Farkas) soll seinen Namen von dem im dortigen Röhricht und Buschwald einst häufigen Raubwild her schreiben, neben dem es auch viel Füchse gab.

Die königlichen Jäger wurden jedoch in diese Gegend mehr durch das Wasserwild, die Unmasse von Gänsen, Enten, Schnepfen, Reiher, ja Schwänen gelockt. Am 18. Juli 1854 jagte auch Se. Majestät bei Pamhagen, wo der See stets am tiefsten zu sein pflegt, auf Wassergeflügel.

Maria Theresia hielt sich, wie erwähnt, wiederholt im Schloß zu Halbthurn auf und machte von da aus, mittelst des zu diesem Zweck ausgeführten Fahrdammes, ihre Besuche in Esterháza. Auch Ferdinand V. mit seiner Gemalin Königin Karoline sah am 9. Juni 1839 im Saale des Schlosses vergnügt dem feurigen Tanze der Wüst-Sommereiner Pärchen zu.

In dieser Gegend stand einst die Ortschaft Vizenáalló-Gessternieze, die in der Türkenzeit zu Grunde ging; an derselben Stelle siedelten nach Vertreibung der Türken die Esterházy magharische Bewohner an, die nun bereits 928 Köpfe zählen und besonders im Korb- und Mattenflechten bewandert sind. Es werden von hier jährlich an 20.000 Körbe zumieist nach Wien, Budapeß und Preßburg verkauft.

Südwestlich von Halbtürn liegt Frauenkirchen (Boldog-asszony), mit Franciscanerklöster und Wallfahrtskirche, ein Ort, an dessen Ursprung sich mancherlei Volkssagen knüpfen.

Das periodische Verschwinden und Wiedererscheinen des Wassers im Neusiedler See ist übrigens schon an sich eine Erscheinung, die leicht zur Entstehung von Sagenereignissen und allerlei Aberglauben Anlaß geben konnte. Nach mündlicher Überlieferung steigt das Wasser des Sees immer als plötzliche Fluth. Aus einer Forchtensteiner Urkunde geht hervor, daß es hier einst auch Dörfer mit Namen Sakabfalva, Kenderbölgye,



Fische in den Sümpfen des Neusiedlersees.

Feketető, Fertő und Sárosbölgye gab, die durch plötzliche Übersfluthung vernichtet worden wären. Allein der lammehafte See, dessen wirkliche Lebensquelle die Strömungen des Grundwassers sind, kann schon aus diesem Grunde weder plötzlich steigen, noch ebenso plötzlich fallen; immerhin bestätigt die Erfahrung, daß die Ausdehnung des Sees sich periodenweise sehr vergrößert hat. So im Winter 1270, als 40 Reiter und 300 Knappen des Böhmenkönigs Ottokar durch Bersten des Eises ertranken; oder 1741, als die Gemarkungen von Sárret, Széplak, Heiligenstein (Hegykö) und Pamhagen (Pomogy) durch den See überschwemmt wurden; oder in der Periode von 1768 bis 1775, als er vier Quadratmeilen unter Wasser setzte. Auffallend ist es, wie bei solchen Anlässen die Menge der Fische im See in verhältnißmäßig kurzer Zeit zunimmt und wie groß einzelne Exemplare werden. Aus der neuesten Zeit ist zu erwähnen, daß man im Jahre 1862

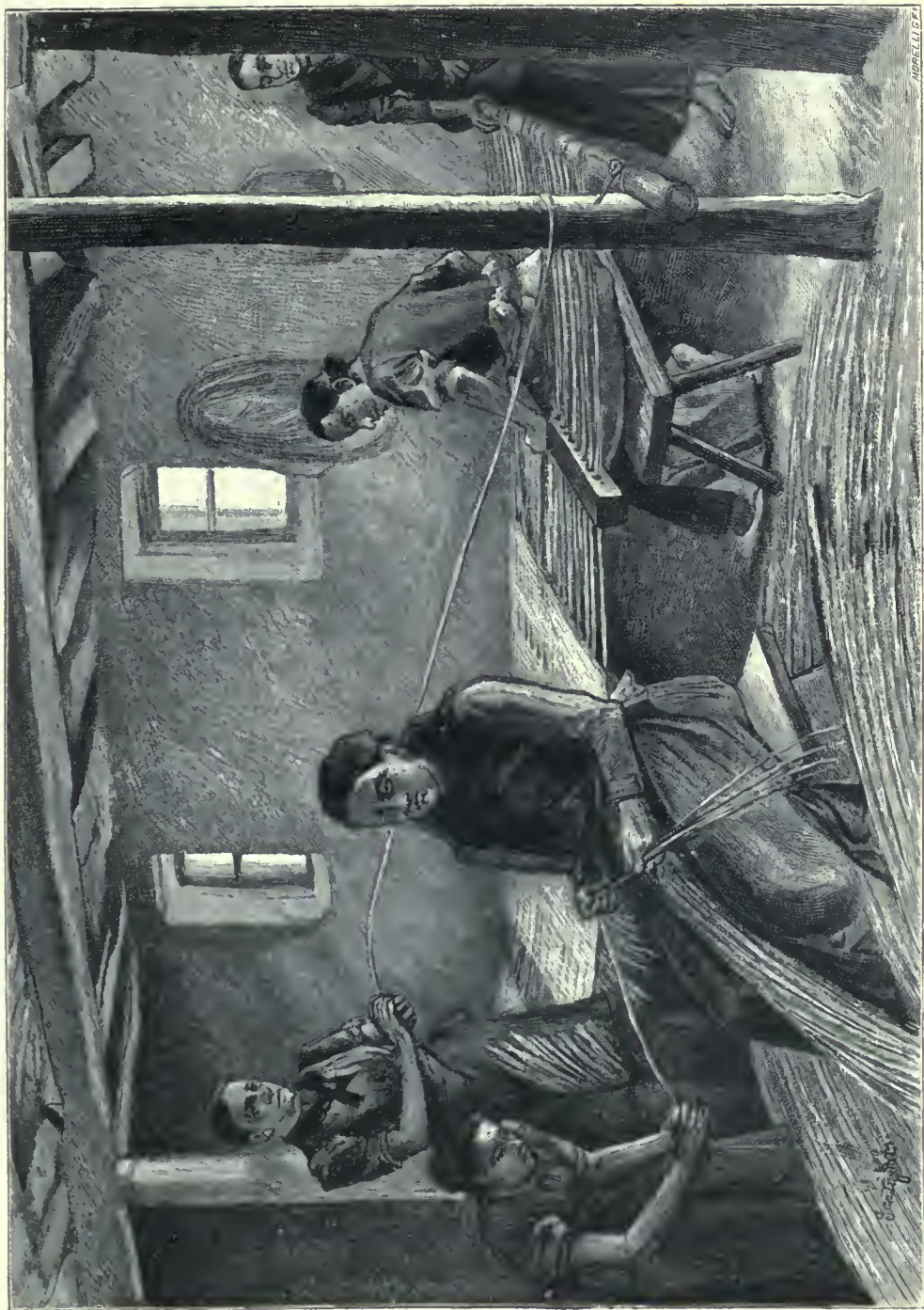
drei Stunden brauchte, um von Podersdorf nach Oggau am Ödenburger Ufer überzusetzen, hingegen infolge der 1863er Dürre das Wasser im Jahre 1865 so leicht war, daß man es durchwaten konnte. Aus historischen Aufzeichnungen weiß man, daß im Jahre 1683 die Tataren durch das trockene Seebett bis Halbthurn vordrangen und die Bevölkerung der ganzen Heidegegend niedermetzten; auch erzählt die Rußter Chronik, daß im Jahre 1783 ein Böttcher die Wette, von Rußt nach Illmitz hinüberzuwaten, gewonnen hat.

Von 1865 bis 1871 hatte der See kein ständiges Wasser mit Ausnahme eines schmalen Streifens zwischen Apettlan (Vánfalva) und Esterháza. 1869 war auf dem See Grunde des oberen Theiles schon ein regelmäßiger Landverkehr im Gange und 1870 begann man auf den Strecken des früheren Röhrichts Weizen zu säen. Doch dauerte die Trockenheit nicht lange; der See füllte sich wieder und rückte gegen die Gebäude der mittlerweile entstandenen fürstlich Esterházy'schen Colonie Neu-Mexico vor, die nach einander einstürzten, um vielleicht Stoff für dereinstige Sagen von einer untergegangenen Stadt zu bieten.

Ende des vorigen Jahrhunderts, als der See bis hart an Illmitz im Wieselburger, sowie an Rußt und Wolfs im Ödenburger Comitats reichte, fischten die dortigen Einwohner 60 bis 90 Kilo schwere Fogos und Karpfen und ebenso sammelten sie in den Sechziger-Jahren unseres Jahrhunderts die 20 bis 25 Kilo schweren Welse (Schaiden), die der Wind ans Land trieb, förmlich haufenweise, so daß selbst Schweine damit gefüttert wurden. Auch in der Nähe der Rohrzümpfe wurden mittelst labyrinthischer Rohrzäume („Garden“) massenhaft Fische gefangen: Hechte von 25 Kilo, lange Karpfen, Karauschen, Barsche, Weißfische, ja selbst der Fang von kleinen Weißfischen („Lauben“) zahlte sich aus, da sie von den Wiener Galanterie-Arbeitern wegen ihrer silberglänzenden Schuppen gern gekauft wurden.

Diese einträgliche Nebenbeschäftigung hat die Uferbevölkerung, seitdem der See wieder so stark versiegt ist, eingebüßt; desgleichen das Schilf-, Rohr- und Binnschneiden. Dazu kommt noch der ungünstige Einfluß auf das Klima, das durch einen so großen Wasserpiegel ohne Zweifel gemäßigt wurde, wodurch auch der Weinbau wesentlich gefördert war. Es ist gar nicht lange her, daß dieser für den „Seewinkel“ (Töbög) zwischen Weiden, Goyß und Neusiedl eine bedeutende Einnahmequelle bildete.

Nördlich, in geringer Entfernung vom See, liegt Neusiedl (Nezsider), wo der größte Bezirk des Wieselburger Comitats seinen Sitz hat. Schon in vorrömischer Zeit war es eine Heimstätte der keltischen Bojer, was durch dortige Funde (Steinhämmer, Meißeln, Äxte u. s. w.) bekundet ist. Unter den ersten Krpäden war es von Petschenegen bewohnt. Vor Alters hieß der Ort Zumbat, Szombathely. Als er später mit Deutschen



Mattenflechten in Bist. Commerein.

befiedelt wurde, nannten ihn diese Neue-, New- oder Neusiedl. Damals wird auch der See seinen deutschen Namen erhalten haben. Dann kam die magyarische Bevölkerung und machte sich Neusiedl als Nejszider zungengerecht.

Neusiedl gehörte zuerst der Krone, beziehungsweise der königlichen Burg Wieselburg, wurde jedoch schon 1208 durch Andreas II. dem Palatin Chepán (Stefan) geschenkt. Béla IV. nahm es diesem zwar wieder ab, schenkte es aber dann wieder dessen Sohne Stefan. Zu dieser Zeit besaß jedoch dort auch schon die Cistercienserabtei von Heiligenkreuz Ländereien, denn sie gab ein dortiges Grundstück im Jahre 1270 einem Wiener Bürger Chuno. Als Andreas III. sich (1296) mit Agnes, Tochter des deutschen Königs Albrecht I., verlobte, brachte er ihr Neusiedl als Brautgeschenk dar.

Königin Agnes verließ später diese Besitzung, dem Seelenheil ihres verstorbenen Gatten sowie ihrem eigenen zu Nutze, der Graner Mutterkirche, 1322 aber dem Erzbischof und Kapitel von Gran. Im Jahre 1452 fiel es, im Sinne des zwischen Johannes Hunyadi und Giskra zu Neusohl geschlossenen Friedens, sammt seinem Dreißigstertrag an Giskra, obgleich Hunyadi 1450 befohlen hatte, die Preßburger Bürger in den Besitz des Dreißigsten einzusetzen, wozu er auch die Ödenburger anwies. Ladislaus Hunyadi und Giskra ordneten dann diese Angelegenheit beim König in friedlichem Wege, worauf (1453) in der That die Preßburger den Ertrag des Dreißigsten in Pacht bekamen.

Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts war es Besitzthum der Grafen von Bösing und St. Georgen und fiel, als deren Wieselburger Zweig ausgestorben war, an die Krone zurück, worauf es Ludwig II. (1516) als Brautgeschenk seiner Gemalin, Königin Marie zuwies. Diese Schenkung wurde (1525) durch Ferdinand I. bestätigt, der (1548) ebenda einem Wiener Bürger zum Lohne treuer Dienste eine adelige Curie verließ.

Johann Lippay von Zombor bezog ein Jahrzehnt hindurch (1654 bis 1664) die Mauth Einkünfte von Neusiedl. 1687 überließ der Graner Erzbischof Georg Széchényi seine Neusiedler Besitzungen stiftungsweise den Jesuiten, denen er die Dfner Pfarren anvertraut hatte. Zu dieser Zeit wurde dort durch Georg Hamerler das Paulinerkloster gegründet. 1767 erhielt Herzog Albert von Sachsen-Teschen mit der Hand der Erzherzogin Marie Christine auch die Domäne Ungarisch-Altenburg und den Besitztheil von Neusiedl. Er widmete die Einkünfte einer Curie, die ihm dort König Franz geschenkt hatte, im Jahre 1818 der von ihm ebenerst gegründeten landwirthschaftlichen Schule, welche Stiftung der Anstalt auch bei ihrer Verstaatlichung im Jahre 1850 sichergestellt wurde, so zwar, daß die Domäne von Ungarisch-Altenburg als Ablösung der einst zur Neusiedler Curie gehörigen Gebäude, Acker und Weiden bis auf den hentigen Tag jährlich 1886 Gulden 31 Kreuzer an den Staatschatz entrichtet. Die Königswitwen Agnes und

Maria hielten in Neusiedl Hof; auch die drei Burgthürme auf dem alten Siegel der Ortschaft deuten darauf.

Ihre Burg stand wahrscheinlich auf dem Taborberge gegenüber dem zu Ende des XVII. Jahrhunderts gegründeten und durch Kaiser Josef aufgehobenen Paulinerkloster.

Neusiedl ist gegenwärtig Sitz der Verwaltungs- und Bezirksämter. Es hat eine stattliche Kirche, drei Kapellen und einen schönen Calvarienberg, ferner eine große Kaserne, eine Sparcasse und ein Casino. Die deutsch redende Bevölkerung bewirthschaftet 11.367 Joch, wovon ein großer Theil Weingarten ist. In der Gemarkung wird auch trefflicher Sandstein gebrochen, der besonders in Preßburg und Wien als Baumaterial Absatz findet.

Der Neusiedler Bezirk hat noch einige bedeutende Ortschaften. Gohs (Nyulas), westlich von Neusiedl, gleichfalls nahe dem See, hat 4348 deutsche Bewohner; es kommt schon in einer Urkunde von 1214 vor, wo es sich um den Ankauf von 14 Curialplätzen handelt. Deutscher Zunge ist auch die Ortschaft Winden (Sásony) mit 1142 Einwohnern. Hier machte der Obergespan Both, aus dem Geschlechte der Hédervári, im Jahre 1221 eine Stiftung zu Gunsten der österreichischen Abtei von Heiligenkrenz, der er ein Drittel seiner hiesigen Pusta nebst den am See gelegenen Feldern zuwandte; im Jahre 1232 aber schenkte Gräfin Osana dieses Dorf den Heiligenkrenzern. Die Cistercienser von Heiligenkrenz besitzen gegenwärtig im Comitate 5779 Joch, und zwar in den Gemeinden Winden, Podersdorf, Königshof (Királyudvar) und in Mönchhof, wo römische Reste gefunden wurden. Außerdem besitzen hier das Raaber Kapitel 3414 und das Steinamangerer Kapitel 6187 Joch.

Eine interessante Erscheinung ist es, daß die Bildung von Latifundien in diesem Comitate den Niedergang der mittleren und nicht der Kleingrundbesitzer zur Folge hatte, weswegen auch das Comitatsleben hier nicht so rührig und bewegt war wie anderswo. Gesteigerte Regsamkeit zeigte sich nur bei Gelegenheit der Abgeordnetenwahlen seit 1848, in welchem Jahre auf Grundlage des Volksvertretungs-Systemes zuerst Graf Stefan Széchenyi gewählt wurde.

Zufolge seiner Lage hatte dieses Comitat schon in der Urzeit eine sehr bewegte Vergangenheit; Beweis dessen die Funde aus der Völkerwanderungszeit, welche ein neues Licht auf jene ferne Zeit werfen, und unter denen auch viele Seltenheiten vorkommen. Unter den nationalen Königen war das Comitat der Schauplatz mehrerer Schlachten gegen Deutschland und Oesterreich, es sah die Türken herandrängen und zurückgedrängt werden, sah die Streifzüge des blinden Votnyán und Alexander Karolyns und verzeichnete im Freiheitskampfe mancherlei kleinere Ereignisse. Kein Wunder daher, daß in Folge so vieler

Kämpfe die Bevölkerung dieses Landstriches sich oft zerstreut hat, so daß mit Ausnahme der Kleinen Schütt und des Rabnitzlaufes die verödete Gegend wiederholt von neuen Ankömmlingen in Besitz genommen wurde. Doch woher auch die fremden Ansiedler kommen mochten, stets haben die Bewohner des Comitates den echten Patriotismus und die Frömmigkeit bewahrt, welche dieses Volk auch heute charakterisiren.



Die Mündung der Leitha bei Ungarisch-Altenburg.



Raab und der Rathhausthurm.



Das Raaber Comitatz.

Jener Theil des kleinen Alföld, dem auch das Gebiet des Raaber Comitatz angehört, ist Dank der Mannigfaltigkeit seiner Gestaltung eine der anmuthigsten Gegenden Ungarns. Er hat keine himmelanstrebenden Gipfel, aber wald- und rebenbekränzte Hügel, keine unabsehbaren Ebenen, auf denen die Fata morgana sich wiegt, aber reich bewässertes, fruchtbares Flachland, das dem Menschen seit Urzeiten ein vielbegehrtes Heim bot. Das Comitatzgebiet gehörte einst dem Grunde des Sarmatischen Meeres an. Nach dem Versiegen der Meerfluth war es von einem ausgedehnten Salzsee, später durch ein brackisches Binnengewässer bedeckt; schließlich verzog sich infolge neuer Veränderungen des Seegrundes auch das Gewässer dieses

Sees und es entstand endgiltiges Festland. Sein nördlicher Theil ist im Allgemeinen flach; im Westen und Osten hebt sich der Boden, ohne doch zu eigentlichen Höhen anzuschwellen, im Süden hingegen erstrecken sich drei Reihen wellenförmiger Hügel vom Bakony gegen das Donauthal hin fast bis zur Mitte des Comitatz: die Hügelketten von Szent-Márton, Ravazd-Csanak und Sokoró.

Die Hügelfette von Szent-Márton ist mit dem Wellenspiel ihrer Höhen, den hier und dort plötzlich aufspringenden Gipfeln, dem reichen Kranze ihrer Nebenpflanzungen und Wälder einer der schönsten Theile des Comitats. Sie erreicht das Comitatsgebiet bei Táp-Szent-Miklós und bildet dann, nach Nordwest ziehend, den weinberühmten Készhegy, dann die Szent-Imre- (St. Emerichs-) Höhe, wo nach der Überlieferung Anastasius Astricus' der erste Benediktinerabt in Ungarn den zum Besuche des Klosters eingetroffenen Königssohn begrüßte, sodann jenen dreifachen Hügel, den — so glaubt man — die Pietät der Nation in das Landeswappen aufgenommen hat und auf deren einem, dem „Szent-hegy“ (Heiligen Berg), das Kloster von Martinsberg (Bannonhalma), dieser Urzeuge der christlichen Civilisation Ungarns, sich erhebt. Die äußerste Erhebung der Kette ist der nördlich von Martinsberg gelegene Sághalom. Vom Ostabhang der Szent-Mártoner Kette dehnt sich eine Ebene den Vértesbergen zu, ihre Westseite entlang aber zieht das fruchtbare Thal des Pánzsa-Baches bis an die Ravazd-Csanafer Hügelfreihe. Diese bildet, nach Länge, Breite und Höhe, die bedeutendste Erhebung des Comitats, dessen Gebiet sie bei Ravazd erreicht, wo sich in der Flanke der Kette ein gährender Kessel aufthut; diese Bucht ist einst durch das wirbelartige Kreisen des vom Bakony zurückprallenden Meerwassers ausgehöhlt worden. Die Ravazd-Csanafer Hügelfette streicht in gerader Linie gegen Nordwest; ihr Grat ist von Wald bedeckt, die Abhänge sind mit Nebengärten geschmückt, die freilich in neuerer Zeit der Phylloxera wegen sich zum Theil in Acker verwandeln mußten. Die höchste Kruppe der Kette ist, mit 318 Meter, der Pálhegy (Paulsberg); nur um Weniges steht ihm der Magashegy (Hohe Berg) nach, der beim Volke Hegyes-Magas (spitz und hoch) heißt. Von hier an sinkt der Bergzug stufenweise und verläuft sich bei Csanak als sanfter Abhang.

Die dritte Hügelfette, die von Sokoró, liegt westlich der vorigen und läuft ihr parallel längs des Pátka-Tényöer Thales. Der Namen „Sokoró“ soll von „sok ur“ (viele Herren), nach anderen von „sok orr“ (viele Nasen, das heißt Hügel) herkommen. Dieser Bergzug beginnt im Comitate bei Rajár, läuft dann nach Nordwest und endet mit den Sandhügeln von Koronezó. Seine südöstliche Hälfte ist meist waldig, die nordwestliche mit Weingärten bedeckt, in denen jedoch neuentens die Phylloxera gehaust hat. Die höchsten Punkte sind der Harangozó-Hegy bei Rajár, auf dem einst ein Paulinerkloster stand, dessen Glocken (harang) seinen Namen erklären sollen, dann der Kopasz und der Ebéblátó. Von diesen Höhen blickt man weithin bis zu den regelmäßigen Gestalten des Somlyó und Ságberges, den nördlichen Höhen des Eisenburger Comitats und der blauen Masse des Schneebergs.

Der Hügelfette zu Füßen liegt westlich flaches Land, das Sokoróalja heißt und von dem Bakony-Bach mitten durchschnitten wird. Außerdem zeigen sich noch hie und

da im Comitate kleinere Erhebungen, die sich aber zu keiner zusammenhängenden Kette entwickelt haben.

An Gewässern ist das Comitats ziemlich reich; seine Flächen werden von der Donau, Raab (Rába) und Rabnitz (hier Rábca) und deren Zuflüssen bewässert. Unter diesen ist es die Raab, die das Comitatsgebiet auf der längsten Linie bespült und schneidet. Sie erreicht es bei S-Malomfok, dient eine Strecke weit als Grenzfluß gegen das Ödenburger Comitats und zieht von Bodonhely ab nordöstlich bis zu ihrer Mündung überall quer durch Comitatsgebiet. Ihre schmutziggelben Gewässer haben seit Jahrhunderten dem Raaber, wie dem Ödenburger und Eisenburger Comitats als ständige Landplage schweres Unheil zugefügt. Gegen ihre verheerenden Überschwemmungen wurde zeitweise vergebens durch Schutzbauten angekämpft, so daß die systematische Durchführung des Schutzes gegen Hochwasser unabweislich wurde. Der fünfzehnte Gesetzartikel des Jahres 1885 verfügte die Regulirung auf Staatskosten, doch unter Hinzuziehung der anwohnenden Interessenten. Seitdem sind die Schutzarbeiten auf dem Comitatsgebiete beendigt; es wurden zur Beschleunigung der Strömung in dem vielgewundenen Flußbett 30 Durchstiche gemacht; zur Aufnahme des Hochwassers ist ein Überfluthungsraum von 250 bis 400 Meter Breite, zwischen Schutzdämmen von 4 bis 6 Meter Kronenbreite, bestimmt. Den wichtigsten Theil der Arbeiten bildet der Patona-Raaber Kanal, der den Lauf des Raabflusses von Patona bis Raab um 13.600 Meter verkürzt.

Gleichzeitig mit der Raab wurden auch ihre Nebenflüsse Marczal und Rabnitz regulirt. Der Marczal betritt nahe bei S-Malomfok das Comitatsgebiet, fließt der Raab beinahe parallel gegen Nordost, nimmt die Bäche des Sokoróalja und den Pánzsa Bach auf und vereinigt sich oberhalb der Stadt Raab mit dem Raabfluß. Seine Regulirungslinie reicht von Gyirmóth bis Baboth. Die Rabnitz (Rábca) ist nur scheinbar ein Nebenfluß der Raab; eigentlich zweigt sie aus dieser unter dem Namen „Kleine Raab“ im Ödenburger Comitats ab, heißt dann Rábca und erscheint unter diesem Namen bei Kapi auf dem Gebiete des Raaber Comitats, das sie in west-östlicher Richtung schneidet. Ihre Regulirung erstreckt sich von Beö-Sárkány bis Raab. Mit der Raab umschließt sie die Fläche des Tóköz und kehrt dann bei Raab in den Raabfluß zurück, worauf sich beide vereint in die Kleine Donau ergießen.

Die Kleine Donau, auch Wieselburger oder Raaber Donauarm genannt, war vor dem Ausbau der Wien-Raaber Bahulinie der gewöhnliche Weg des Raab-Wieselburger Getreidehandels. Sie erreicht das Comitatsgebiet in der Nähe von Hédevár, bildet in schlängelndem Laufe mehrere Inseln und begrenzt von Süden her die Kleine Schütt (Szigetköz); von Raab abwärts dient sie der Dampfschiffahrt und fällt endlich bei Bénef in die Große Donau zurück.

Die Große Donau ist der Sammelkanal aller Gewässer des Raaber Comitats; sie bespült und durchschneidet theilweise auch dessen Gebiet von Ásvány bis unterhalb Gönyö, wobei sie mit dem von links her mündenden Esilizbach den „Esilizköz“ (eine Art Insel) bildet, in dem sich sieben Dörfer und mehrere Ruften des Comitats befinden.

Der so überaus günstig gestaltete Boden mit seinen fischreichen Gewässern und wildreichen Wäldern reizte den Menschen schon sehr frühzeitig zur Beschlagnahme. Zufall und Forschung haben eine Menge Pfeilspitzen und Messerflingen aus Feuerstein, Bein- und Horngegenstände, Herdblöcke, steinerne Meißel, Hobel, Äxte, Hacken, Hämmer und Streikfolben an den Tag gefördert, lauter Zeugnisse, daß hier der Kampf ums Dasein schon in grauer Vorzeit begonnen hat.

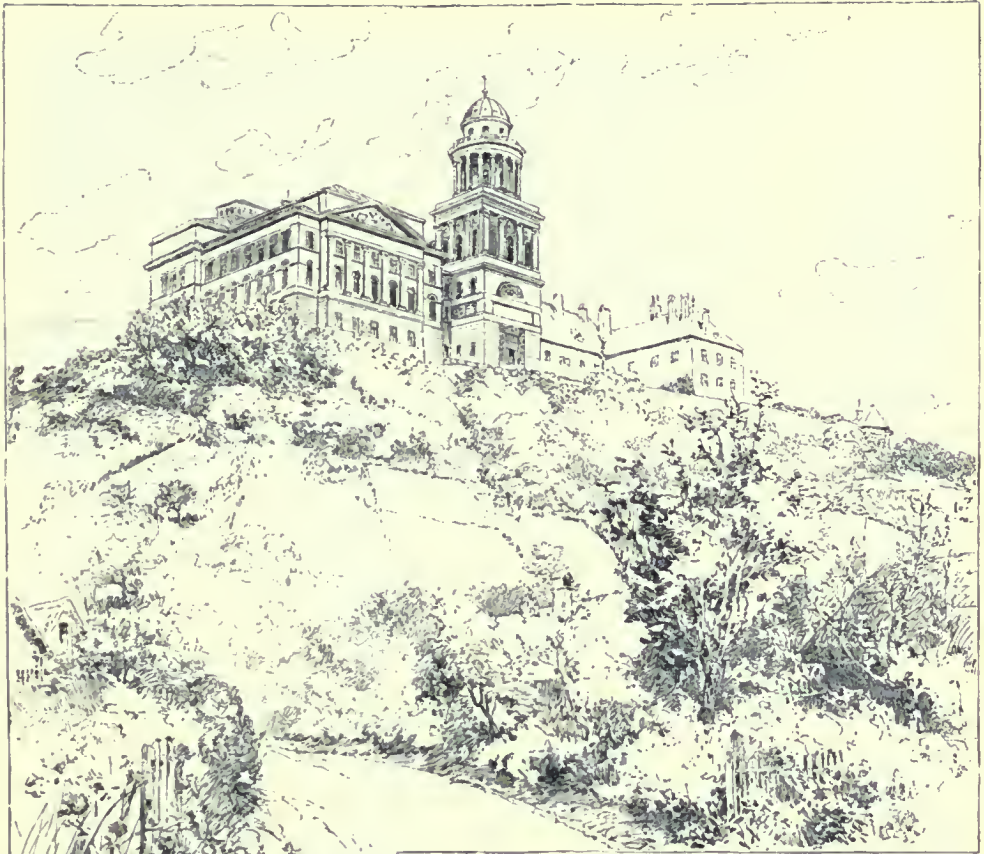
Die ältesten Bewohner waren vermuthlich Illyrer, denen Kelten folgten; dann herrschte Rom auch hier einige Jahrhunderte lang. Mitte des V. Jahrhunderts war Attila der Gebieter; auf ihn folgten Germanen und dann zogen die Awaren auch diese Gegend in das Bereich ihrer Ringwälle. Die Awaren wurden durch die Franken hinweggefegt, welche später unter Karl dem Dicken mörderische Kämpfe gegen die mährischen Slaven bestanden. Als auch diese sanken, besetzte Árpád das Land und schlug es zu dem bereits eroberten Reichsgebiet.

Der größte Theil des Comitatsgebiets wurde fürstlicher Besitz und von Magyaren, die überall die Ebene liebten, besiedelt; neben ihnen ließen sich im westlichen Theile Petschenegen (bessenyö) nieder, deren Spur noch im Namen des Dorfes Bezi erhalten ist.

Die Raaber Gegend wurde durch ihre geographische Lage häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe und wilder Verheerung. Zuerst bligten hier feindliche deutsche Waffen. In der Nähe von Ménfö schlug König Heinrich III. im Jahre 1044 das Heer des Ungarkönigs Samuel.

Sieben Jahre später erschien Heinrich wieder daselbst. Hier zog auch ein großer Theil der Kreuzfahrer durch, die, obgleich keine Feinde, durch ihr massenhaftes Auftreten eine Landplage wurden.

Im Jahre 1241 wurde die Gegend durch den Babenberger Friedrich verheert, dann kam die furchtbare mongolische Woge und vernichtete Alles, was die Deutschen übrig gelassen. In den Jahren 1271 und 1273 plünderte hier der Böhme Ottokar, 1490 erschienen die Heere Maximilians und einige Jahrzehnte später die Krieger des Halbmonds, welche auch nachher lange Zeit die ständige Geißel dieser Landstriche waren. Um die Wette mit ihnen hausten oft genug Deutsche, Böhmen, Italiener und Wallonen.



Pannonhalma (Martinsberg).

Infolge dieser oft wiederholten Brand-
 schatzungen und Verwüstungen verödete der südliche
 Strich des Comitats zum größten Theil; die Er-
 innerung daran hat sich in dem Namen des Pußtaer
 Bezirks bis auf den heutigen Tag erhalten. Dies ist
 aber auch die einzige Spur; geschickte Hände haben
 die Wunden geheilt und die einstige Einöde ist jetzt
 mit volkreichen magyariſchen Dörfern belebt, über
 denen sich mächtig das uralte Kloster von Martins-
 berg erhebt.

Pannonhalma (Martinsberg) war schon vor Einwanderung der Magyaren ein
 bedeutender Punkt, wo Karl der Große zu Ehren des heiligen Bischofs Martinus, der in
 Ungarn IV.

dieser Gegend geboren ist, eine Kapelle erbaut haben soll. In den Tagen der magyarischen Eroberung blickt — nach dem Anonymus — der kühne Heerführer von hier hinab auf das Land zwischen Donau und Raab und freut sich des reichen Erwerbs. Der Platz, wo Árpád stand, blieb nicht unbezeichnet; der Staatgründer Stefan baute dort ein Kloster und bevölkerte dieses neue Heim der Wissenschaft mit Mönchen aus Italien und Böhmen. Der König weist sie an, das Wort Gottes zu verkünden und Alles, was damit in Verbindung, wahrzunehmen; zu friedlichem Fleiß sollen sie den Magyaren erziehen, die Sitten säuftigen, die Leidenden pflegen, den Verlassenen beistehen, die Geister durch Verbreitung der rechten Kenntnisse aufklären, ihm selbst aber treue Stützen sein bei der Aufrichtung der neuen Staatsordnung.

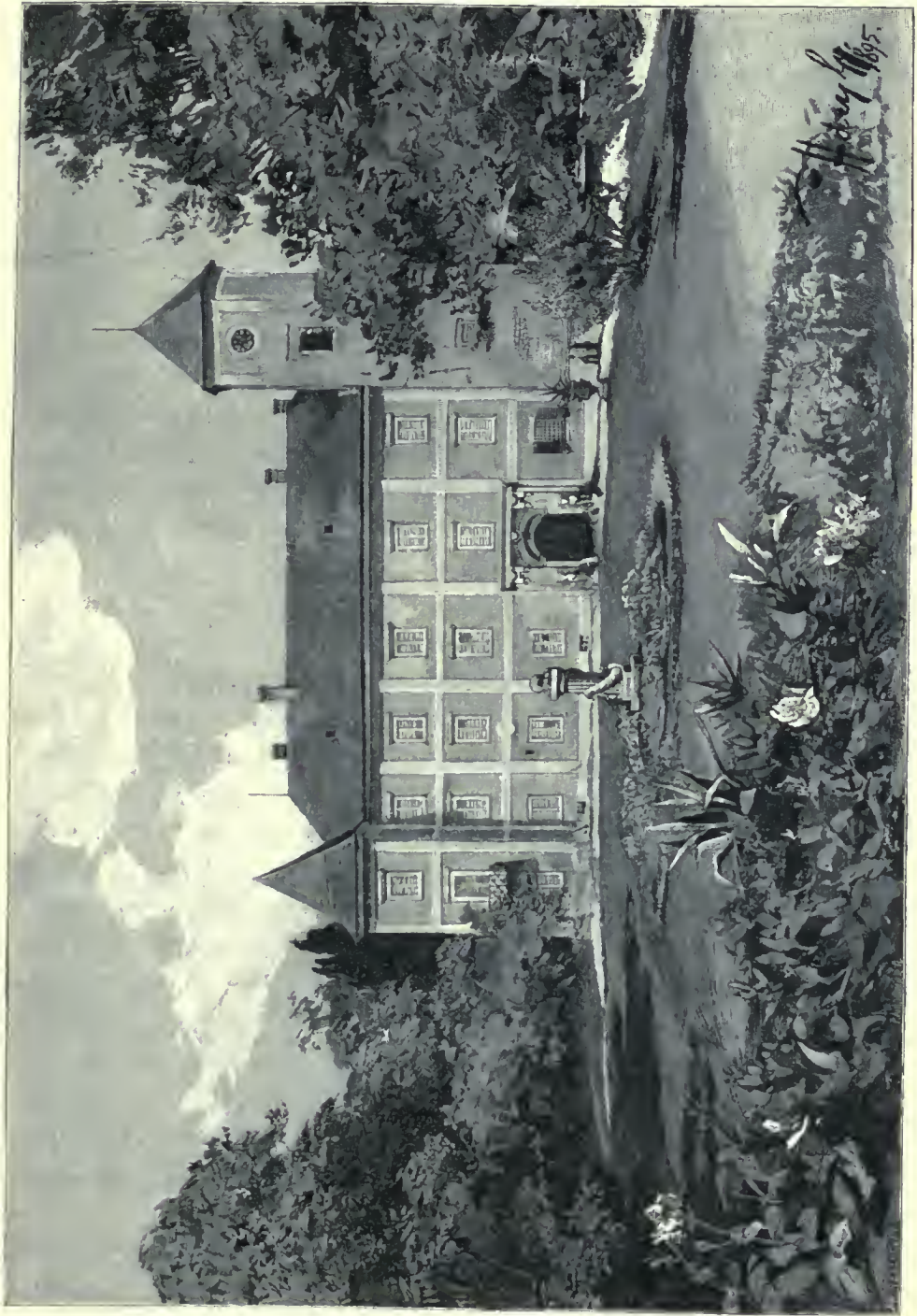
Wohl waren die ersten Bewohner des Klosters aus der Fremde gekommen, allein niemals bewegte sich ihr Streben in fremder Richtung; die Hochschule zu Pannonhalma war die erste im Lande, die den Interessen des Ungarthums diente. Schon zu Stefans Zeit erwuchsen hier ein magyarischer Schriftsteller und magyarische Kanzelredner. St. Gerhard, Bischof von Eszanád, berief die des Magyarischen hinreichend mächtigen Benediktiner Heinrich und Philipp von Martinsberg nach seiner Diözese.

Die Körperschaft, welche so ihre Heimat in diesem Vaterlande gefunden, war denn auch dem heiligen König ein Gegenstand besonderer Fürsorge; gerne und wiederholt hat er mit seinem Sohne Emerich im Kloster geweilt. Diesem Beispiel folgten auch mehrere seiner Nachfolger, der „heilige Berg“ zog sie an und wurde vom Strahle ihrer fürstlichen Gunst getroffen. Der „vielfromme“ Ladislaus hielt hier einen Reichstag ab; Koloman (Könyves Kálmán) verhandelte hier mit Gottfried von Bouillon über die Art und Weise des Durchzugs der Kreuzfahrer.

Der Aufstand Batha's scheint Martinsberg die erste schwere Wunde geschlagen zu haben. Blut und Trümmer waren die Folgen. Zweihundert Jahre später erschienen die Mongolen und verwüsteten die Klostergüter, da sie dem festen Kloster selbst nichts anhaben konnten.

In den Tagen der oligarchischen Zuchtlosigkeit hatte das Erzklster keine Äbte, sondern Gouverneure, zu nicht geringem Schaden der Disciplin und des wissenschaftlichen Lebens. Als im XVI. Jahrhundert die Türken über Ungarn hereinbrachen, trug auch Martinsberg sein Theil; von 1593 an hatte es vier Jahre lang eine türkische Besatzung. Der schwerste Schlag folgte jedoch im XVIII. Jahrhundert.

Das kaiserliche Edict vom 14. November 1786 hob den Orden auf. Die Nation jedoch forderte schon auf dem Reichstage von 1790 dessen Wiederherstellung. Infolge dessen erließ König Franz I. am 25. April 1802 ein königliches Diplom, durch das er den Benediktinerorden wieder erweckte und in den Genuß seiner Rechte einsetzte.



Das Schloss zu Hieberöd.

In dieser Urkunde wird dem Orden das Doppelamt übertragen, der Jugend Erziehung und Mittelschul-Unterricht zu bieten, aber auch der Seelsorge obzuliegen. Seiner Lehrpflicht kommt der Orden in den Obergymnasien zu Raab, Ödenburg und Gran, sowie in den Untergymnasien von Pápa, Komorn und Güns, seinem geistlichen Amte aber in 25 Kirchen nach, deren 15 direct der bischöflichen Jurisdiction des Erzabtes unterstellt sind.

Dieser älteste kirchliche Bezirk des Landes, dessen Oberpriester der Erzabt ist, genießt volle Unabhängigkeit von jeder Diöcese und steht bloß unter der Oberhoheit des heiligen Stuhles zu Rom. Der Erzabt verrichtet — mit Ausnahme der Priester- und Ökonomie — bischöfliche Aemter; er hat einen Generalvicar und einen eigenen heiligen Stuhl; sein Titel als Erzabt stammt von Vladislaw II. und seit Maria Theresia ist er Mitglied des Magnatenhanfes. Der Erzabt wird nach einem von den Ordensmitgliedern ausgegangenen Ternavorschlag durch die Krone ernannt. Auf Grund eines ähnlichen Vorschlages der Ordensmitglieder werden auch die Filialäbte zu Bakonybél, Zalavár, Tihany und Dömöck durch den Erzabt ernannt und durch Seine Majestät bestätigt. Der Erzabt residirt in Martinsberg.

Dieser schöne Punkt des Raaber Comitats liegt zwei Stunden südlich von Raab. In sanfter Windung schlängelt sich die Straße zu der „Burg“ hinan, wie das Volk das Gebäude der Erzabtei nennt, das in der That durch Basteien, Mauerthürme und beiderseits des Hofthores noch sichtbare Schießscharten ein burgmäßiges Ansehen erhält. Feuer und Schwert haben diese Mauern im Laufe der Jahrhunderte wiederholt in Trümmer gelegt, doch sind sie stets wieder erstanden. Der Haupttheil des jetzigen Gebäudeblocks ist die in der Mitte emporragende Kathedralkirche, die an ihrer ursprünglichen Stelle unter dem Abt Urias im Übergangsstil des XIII. Jahrhunderts erbaut wurde. Das Chorenende blickt gegen Osten, das an der Südfront angebrachte Festportal führt in das Erzklöster, der Haupteingang öffnet sich von Westen her. Das Festportal ist zu Anfang des XVII. Jahrhunderts erbaut, das Hauptthor mit der Façade und dem darüber aufsteigenden Thurm erst in unserem Jahrhundert und demgemäß dem Baustil der Kirche fremd. Das Kircheninnere zerfällt in drei durch Säulen getrennte Schiffe; unter dem erhöhten Thor befindet sich eine Unterkirche von herrlicher Arbeit. Die stilgerechte Erneuerung der Kirche wurde durch den Erzabt Chrysostomus Krueß mit seltenem Kunstsinne und großen Kosten durchgeführt. Sein Nachfolger, Claudius Baszary, der jetzige Cardinal-Fürstprimas von Ungarn, verwendete auch große Sorgfalt auf die Kunstdenkmäler der Abtei.

An die Kirche stößt nördlich der mächtige Bibliotheksbau. Den Grund zur Bibliothek legte König Ladislaus der Heilige durch die Schenkung von 72 Büchern; gemehrt wurde sie im XII. Jahrhundert durch Adalbert, der seine Bücher testamentarisch der Abtei

vermachte. Neue Schenkungen folgten, zumeist aber waren es Ankäufe, durch die sich die Zahl der Bücher später auf etwa 100.000 hob. Incunabeln und Handschriften gibt es 1211. Der prächtige Büchersaal ist T-förmig angelegt, mit Seiten- und Oberlicht; in seinen Nebenräumen sind Sammlungen von Gemälden, Alterthümern, Münzen und Pflanzen untergebracht.

Von der Südseite der Kirche zum Wohngebäude des Erzabtes führt ein aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts herrührender, vor kurzem schön erneuerter Kreuzgang. In den übrigen Theilen des Gebäudes befinden sich das Oratorium, große Depôt-räume, das mit Fresken und anderem Zierrath geschmückte Refectorium, die Wohnungen der Ordensmitglieder, Gastzimmer und Schulräume. Das Kloster hat auch eine Lehrerbildungsanstalt für seine eigenen Zöglinge, eine theologische Lehranstalt und ein Haus-Lyceum. Unter seinen Kunstschätzen ist besonders der durch Königin Gisela gestiftete Mantel, das heißt ein genaues Abbild des Krönungsmantels, bemerkenswerth. Die Hauptmerkwürdigkeit des Archivs ist eine Urkunde aus dem Jahre 1001, die als kostbarer Schatz verwahrt wird. Einige ungarische Historiker bezweifeln übrigens die Echtheit dieses Schriftstückes.

Von Martinsberg aus überblickt man eine fruchtbare, von Höhen umkränzte Ebene. Die Hauptpunkte dieser Gegend sind im Raaber Comitatz: Martinsberg (Szent-Márton), am westlichen Fuße und zum Theil am Abhange des Martinsberges erbaut. Einst hieß es Alsók und war die Wiege des gleichnamigen Geschlechtes. Den jetzigen Namen führt es seit dem XVI. Jahrhundert. Es hat über 3000 Einwohner, die sich dem Gewerbe und Ackerbau widmen. Südwestlich von Martinsberg liegt in einer kesselförmigen Mulde Kavazd. Einst lag in dieser Gegend eine römische Colonie Sabaria. Bei Kavazd sprudelt der sogenannte „Brunnen Béla's“, eine Quelle, an welcher der von den Mongolen verfolgte König rastete und „von Urias, Abt zu Martinsberg, das Darlehen von 800 Mark Silbers entgegennahm“.

Nordwestlich von Kavazd folgen der Reihe nach: Nagy-Ecs, der uralte Stammsitz des gleichnamigen Geschlechtes, das einst den Kanizsaj gehörige Nagy- und Kis-Baráth, ferner Esanak. In der Nähe des letzteren erhebt sich der kleine Hügel „Királyszék“ (Königsstuhl), wo König Béla IV. im Jahre 1244 Gerichtstag hielt. Von den Höhen bei Esanak herab eröffneten am 14. Juli 1809 die Franzosen ihr mörderisches Geschüßfeuer gegen das bei Kis-Megyer ungünstig aufgestellte ungarische adelige Infurrectionsheer.

Die Landstraße von Esanak südwärts nach Pápa läuft über Szemere, Téth und Gyarmath; westlich von ihr liegt Koronezó, östlich Felpécz, Gyömöre und Kájár. Szemere war im XIII. Jahrhundert Besizthum der gleichnamigen Familie;

zwischen diesem Dorfe und Koronczó kämpfte im Jahre 1704 der kaiserliche General Heister seinen harten Strauß gegen Simon Forgács, den Anhänger Franz Rákóczi II. Im Jahre 1849 fand hier ein Gefecht zwischen einer Abtheilung des ungarischen Corps Pöltenberg und den kaiserlichen Truppen unter Wimpffen statt.

Téth ist die volkreichste Ortschaft dieser Gegend und eine berühmte Ansiedlung von Petschenegen. Im Jahre 1269 schenkte Béla IV. die Besitzung Téth seinem Thurfürsten Thomas Poch, dessen Nachkommen sie bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts innehatten. Als 1809 Raab in französischen Händen war, hielt das Comitat seine Sitzungen zeitweilig in Téth ab. Felpécz war einst Besitzthum des Geschlechtes Péecz, von dem die gräfliche Familie Apponyi abzweigt.

Gyömöre war, wie Manche meinen, der Rand des einstigen Awarenringes; im XVI. Jahrhundert ist es Eigenthum des Valentin Török von Enying, später der Csáky, dann der Esterházy. Das südöstlich von Gyömöre gelegene, recht volkreiche Rajár ist seit den Tagen St. Stefans im Besitze der Benediktinerabtei zu Bakonybél.

Im südwestlichen Theile des Comitats liegt Gyarmath, an dessen Stelle einst die römische Colonie Mursella stand. Hier zog die durch lebhaften Verkehr ausgezeichnete Handelsstraße von Arrabona (Raab) nach Sabaria (Steinamanger) durch. Nordwestlich von Gyarmath liegt im Marczal- und Raabthale Möriczghida, wo im XIII. Jahrhundert Moriz, Obergespan von Neutra, eine Pfarrei der Prämonstratenser gegründet haben soll, deren Gebäude während der Türkenzeit spurlos verschwunden ist. Nördlich von hier liegt, links der Raab, im Tóköz die Ortschaft Kóny, im XIII. Jahrhundert Besitz der Johanniterritter, später des Raaber Kapitels, das die Verpflichtung hatte, einen Theil des von hier bezogenen Einkommens zu Schulzwecken zu verwenden. Nahe dabei liegt Eneje, Stammsitz der gleichnamigen Familie.

In der nördlich des Tóköz gelegenen Kleinen Schütt (Szigetköz) ist der Hauptpunkt Hédervár, dessen Gründer der unter Géza II. eingewanderte Ritter Hederich, Stammvater des berühmten Geschlechtes der Héderváry, gewesen. Die Sproßlinge dieses Hauses spielten als kirchliche und weltliche Würdenträger eine große Rolle im öffentlichen Leben. Im Jahre 1348 erhielt die Familie von Ludwig dem Großen das jus gladii für sämtliche Besitzungen. Sie blieb im ununterbrochenen Genuß ihrer Güter bis 1521, als Franz Héderváry, Burghauptmann von Belgrad, wegen Untreue den größten Theil derselben einbüßte. Die confiscirten Güter verließ Ludwig II. dem Paul Bakics.

Später erlangte die Familie, theils durch königliche Schenkung, theils durch Kauf ihre Besitzungen wieder zurück, die dann durch die Präficirung und Heirat der Katharina Héderváry an die Familie Viczay, und nachdem diese im Mannesstamm

ausgestorben war, an den Grafen Karl Héderváry-Khuen, den gegenwärtigen Banus von Kroatien, übergingen.

Der Markt Hédervár bekam 1794 die Befugniß vier Märkte abzuhalten. Seine Sehenswürdigkeit ist das Schloß mit prächtigem Park und darin dem berühmten Kont-Baum, in dessen Schatten nach der Überlieferung Stefan Kont seine Zusammenkünfte mit den Unzufriedenen gehalten haben soll. Das Schloß brannte vor einigen Jahren ab und verlor dabei einen Theil seiner reichen Sammlungen.

Auf der Ebene südlich der Donau, im Osten der Szent-Mártoner Hügelkette, sind Pázmánd, Mező-Görz und Pér zu erwähnen. Pázmánd gehört den Szeghy, einem Zweige des Geschlechts Pázmán; die Herren von Görz waren einst die Görzy. Görz hatte auch ein Schloß und ein Kloster, die jedoch spurlos verschwunden sind. Pér ist das reichste Dorf im Pußtaer Bezirk des Comitats.

Außer dem Pußtaer Bezirk bilden noch Tóköz, Szigetköz (Al. Schütt), Csilizköz und der Soforóaljaer Bezirk das Gebiet des Comitats, das zu den am dichtesten bevölkerten Theilen Ungarns gehört und dessen Bevölkerung, einige Hundert Deutsch-Ungarn abgerechnet, in Sprache, Sitten und Lebensweise rein magyarisches ist.

Das Volk ist der äußeren Erscheinung nach angenehm, sein Blick ist offen wie die Gegend, die es bewohnt; Männer und Frauen sind oft auffallend schöne Gestalten. Die stattlichsten Burtschen hat das Hügelland anzudeuten. Die Tracht hat magyarisches Schmitt und ist sehr hübsch. Sie tragen Dolmány, Weste und Hosen aus Tuch oder leichterem Stoff, bei kaltem Wetter die Ärmeren den Szür, die Wohlhabenden die lohbraune Bunda. Die Kopfbedeckung ist im Sommer der Hut, im Winter die Kuczma. Auch die weibliche Tracht ist magyarisches, doch ahmen in den Dörfern um Raab so Manche die städtische Tracht nach. Ferner ist das Volk anständig, intelligent und sinnreich, religiöse Unbuddsamkeit kommt nicht vor. Vom Aberglauben finden sich nur Spuren; so wird die Quackjalderei namentlich mittelst steinzeitlicher Geräthe betrieben, die man für Donnerkeile hält; man glaubt, sie bohren sich beim Blitzschlag sieben Klafter tief in den Boden und steigen dann alljährlich um eine Klafter höher, bis sie im siebenten Jahre an die Oberfläche gelangen. Mit solchen Steinen pflegt der Landwirth seinem Vieh den kranken Körpertheil zu streichen. Und da die jungen Mädchen auch hier neugierig sind, fehlt es natürlich nicht an Andreastags-Fasten, Kartenausschlagen und Bleigießen zur Weihnachtszeit.

Die Gemüthsart des Volkes ist heiter. Es liebt Hochzeiten, Kirchweihfeste, Sautänze, Namenstagesessen und theilt den Bissen gern mit Anderen. Seine Lustigkeit verläßt es selbst in der Zeit der schweren Arbeit nicht. Die Hauptzweige dieser Arbeit sind Ackerbau und Weinbau, was in der Natur des Bodens begründet ist. Die Anfänge

des Weinbaues gehen, wie es scheint, auf die Römer zurück. In den Urkunden aus Árpádischer Zeit geschieht der Weinbauer im Comitat häufig Erwähnung. In unserem Jahrhundert wurde der Weinbau auf etwa 5.700 Katastraljoch betrieben, doch hat die Phylloxera bereits merklich aufgeräumt. Die besseren Weine sind die von Martinsberg, Érész, Nyúl, den beiden Baráth, Ménfő, Tényő und Rajár.

Von den 240.000 Katastraljoch fruchtbaren Bodens im Comitate beträgt der Ackerboden etwa 124.000 Joch, worauf alle Sorten Getreide gebaut werden. Der Jahresdurchschnitt des Ertrages befriedigt nicht nur das Gesamtbedürfniß, sondern ermöglicht noch eine beträchtliche Ausfuhr. Der Boden ist nicht überall gleich gut, am besten im Allgemeinen in den Flußthälern. Die kleineren Grundbesitzer, ehemalige Urbarialbauern, wirtschaften noch größtentheils primitiv, ohne die nöthige Objsorge für Verbesserung ihrer Äcker; auf dem Großgrundbesitz dagegen wird fachkundige, systematische Wirthschaft betrieben. An manchen Orten, so auf den Gütern der Erzabtei, sind nach Möglichkeit industrielle Betriebe eingerichtet. Die hervorragenden Großgrundbesitzer des Comitats sind die Grafen Wenckheim, Héderováry-Rhuen, Lamberg und Esterházy, der Raaber Bischof, der Erzabt von Martinsberg, das Raaber Kapitel, der Propst von Csorna, die Abtei Bakomyél, die Familien Bay, Léway, Mihályfi, Bezerédy, Milkovich, Földváry, Lippay u. s. w.

Mit der Landwirthschaft ist eine blühende Viehzucht verbunden. Zur Rassenveredlung werden nicht nur auf den größeren Herrschaften, sondern mitunter auch in den Dörfern trefflich geeignete Thiere und Hengste gehalten; in Szent Iván, Péter, Kóny u. s. w. sind die Pferde sehr gut. Die Schafzucht ist etwas zurückgegangen, weil der Wollmarkt abnimmt. Die Schweinezucht ist in Zunahme begriffen, desgleichen die Hornviehmästerei, welche besonders auf manchen großen Besitzungen, z. B. denen der Erzabtei, systematisch betrieben wird. Der in Raab bestehende „Landwirthschaftliche Verein für Raab und Umgegend“ ist eifrig bemüht, die volkwirthschaftlichen Interessen des Comitats zu fördern.

In Verbindung mit der Rohproduction hat es die Hausindustrie in mehreren ihrer Zweige zur Blüte gebracht, so die Spinnerei und Weberei, die Matten- und Korbflechterei, die Verfertigung von Strohgeflechten und Reiskeseln. Die Fabrikindustrie ist durch einige Dampfmühlen und Ziegeleien, auch durch eine Essig-, eine Öl-, eine Coaksfabrik vertreten. Die Land- und Wassermühlen gedeihen trefflich.

Die große Rolle in der Bevölkerung wurde einst durch den Adel gespielt. Fast kein Landestheil hatte in Verhältniß zum Flächenraum so viele Edelleute aufzuweisen als dieses Comitat. 12.000 Adelige auf 26 Quadratmeilen! Ásszonyfa, Ballony, Bajcs, Bácsa, Böny, Dunafegy u. s. w. waren lauter adelige Dörfer. Die Ásszonyfalvay,



Raab: Thor der bischöflichen Burg — Der bischöfliche Palast (Burg) von der Donauseite — Die städtische Redoute und die Benediktinerkirche.

Mapy Balassa, Czobor, Csivám, Förlény, Gyimöthy, Gyömörei, Kapi, Megyer, Mindszenth, Némay, Selyem, Tápi u. s. w. sind alte Familien, während die Bay, Barcza, Bezerebji, Eneffen, Földváry, Gyapay, Horváth, Kálóczy, Lippay, Matkovich, Milkovich, Purgly, Sebö, Szalacsy, Szlnha, Zámory und Andere noch jetzt reich begütert und am öffentlichen Leben stark betheiligt sind.

Der kirchlichen Verwaltung nach stehen die Römisch-Katholischen der Kleinen Schütt und des Csikizköz unter der Jurisdiction des Graner Erzbischofs, sieben Gemeinden unter der des Erzabtes von Martinsberg, die übrigen Theile des Comitates unter der des Raaber Bischofs. Die Evangelischen stehen unter dem in Raab residirenden Bischof für das Land jenseits der Donau, die Reformirten gehören zum Kirchendistrict von Révfmárom. Die größte israelitische Cultusgemeinde ist die mit der Raaber Gemeinde vereinigte zu Györbüget.

Die königliche Freistadt Raab (Györ) ist der Mittelpunkt des politischen, geistigen und socialen Lebens, der ständige Markt aller Producte des Comitates.

Wo die Raab und Rabnitz sich vereint in die Kleine Donau ergießen, stand schon in alter Zeit eine Stadt, die den keltischen Namen Arrabona führte. Auch in der Römerzeit hieß sie so und hatte, obgleich zu der von Bregetio (S-Ezöny) bis Vindobona (Wien) reichenden Kette von Forts gehörig, doch mehr kaufmännische als militärische Bedeutung. In der Völkerverwanderungszeit war sie ein Avarering, der von Karl dem Großen erstürmt wurde. Ihre weitere Geschichte bis zur magyarischen Eroberung ist dunkel.

Im X. Jahrhundert ist sie ein Fort, an dessen Thore König Stefan ein Stück von der Leiche des geviertheilten Empörers Koppány anhängen läßt. Da dies zur Abschreckung Anderer geschah, scheint es, daß in der Raaber Gegend das noch am alten Glauben hängende und für die Stammesverfassung kämpfende Magyarenthum massenhaft gewohnt hat.

Bei der Organisirung des Landes wurde in Raab eine neue Burggespannschaft errichtet. Stefan stiftete dort auch ein Bisthum und von da an spielte die Stadt eine ständige, oft wichtige Rolle im kirchlichen und staatlichen Leben Ungarns. Raab sah Reichstage abhalten und beherbergte Könige, die ihm Privilegien verliehen; seine Bischöfe beschwichtigten streitende fürstliche Verwandte, eiferten für den Glauben, pflegten die Wissenschaft und starben, wenn das allgemeine Beste ein Blutopfer verlangte, als Helden auf dem Schlachtfelde.

Wichtige Privilegien erhielt die Stadt von Stefan V. (1271), namentlich die für ewige Zeiten erklärte Exemption der Bürger von Urtheil, Gesetzgebung und Machtkreis des Ober- und Bizegepans, dann die Befugniß, ihren Richter selbst zu wählen, die Befreiung von Mauth und Kriegsdienst; überdies erhielten sie Landbesitz und das Recht

der freien Überfuhr auf der Donau. Zu jener Zeit war die Stadt folgendermaßen gegliedert: neben der Citadelle, wo der Bischof wohnte, lag die von den privilegierten Bürgern bewohnte Festung; der Stadttheil am Fuße der Festung, wo heute die innere Stadt liegt, hieß Káptalan-Győr (Kapitel-Kaab), und hier wohnten die Hörigen des Kathedralkapitels, die der gutherrlichen Jurisdiction des Kapitels unterworfen waren. Die von Stefan V. gewährten Freiheiten wurden von seinen Nachfolgern Ladislaus IV.,



Die Oberrealschule zu Raab.

Andreas III., Karl Robert und später noch von anderen Königen von Ungarn bestätigt, Die damaligen Einwohner trieben Handel und Gewerbe, meist aber Ackerbau. Zu Matthias' Zeit nennt Bonfin, der Hof-Historiograph, Raab einen bedeutenden ackerbaureibenden Ort.

Eine wichtige Veränderung im inneren Leben der Stadt, sowie hinsichtlich ihres Berufes im Organismus des Landes ging im XVI. Jahrhundert vor sich. Es galt der gegen Wien anrückenden Türkenfluth einen Außenbaum entgegenzusetzen, der die Brandung kräftig zurückzustauen vermöchte. Um Wien zu sichern, wurde das Raaber Festungswerk

zu einer Festung erster Classe entwickelt, wo ein Obercommandant mit weitem Wirkungsbereich befehligte und das städtische Leben einen militärischen Charakter gewann. Die Befestigung wurde theils auf Landeskosten, theils mit österreichischer Subvention durchgeführt. Um die Widerstandsfähigkeit der Festung zu steigern, wurden in größerer und geringerer Entfernung Vorwerke errichtet: Andrásvár, Tarişnyavár, Világosvár, Lesvár, Merges und Patona.

So wurde Raab, das schon durch seine natürliche Lage stark war, für uneinnehmbar gehalten. Und dennoch fiel es in die Hände der Türken. Die Mauern waren stärker als der Charakter des Obercommandanten. Der Verrath des Grafen Ferdinand Hardeck ließ die Schaaren Sinans am 29. September 1594 in die Festung eindringen. Allein nur vier Jahre blieb Raab türkische Militärstadt. Der Wunsch des verrätherischen Commandanten, „daß die Türken die Stadt möglichst lange in Frieden besitzen möchten“, durfte nicht in Erfüllung gehen. Am 29. März 1598 wurde Raab durch den trefflichen Adolf Schwarzenberg und den tapferen Niklas Pálffy zurückerobert. Wohl erschienen immer wieder türkische Heere unter seinen Mauern, allein ohne Erfolg. Im Jahre 1683 rastete Kara Mustapha nach der wilden Flucht von Wien bei Raab, und hier ließ er Ibrahim Pascha, dem er die Schuld an der Niederlage zuschrieb, erwürgen. Zwei Jahrzehnte später wurde Raab durch die Wogen der Náközi'schen Bewegung gestreift und wiederholt von Kuruzen eingeschlossen.

Dann verging ein Jahrhundert, bis wieder ganz Europa in Flammen stand; am 24. Juni 1809 zogen die Franzosen nach achttägiger Belagerung in Raab ein, dem sie eine schwere Contribution auferlegten. Damals erschien dort auch Napoleon I. Bald jedoch büßte Raab seine militärische Wichtigkeit ein und schon 1826 begann man die Wälle abzutragen. Jetzt umgeben sie nur noch im Norden und Westen die bischöfliche Residenz und wecken die Erinnerung an anders geartete Zeiten.

Diese Zeiten sind vorbei. Eine freiere Entwicklung begann, die entfesselte Stadt dehnte sich rasch aus und gewann jenes anmuthige Außere, das sie zu einer der schönsten Städte Ungarns macht. Heute besteht sie aus der inneren Stadt, der Ferdinandsstadt, Franzstadt, Neustadt (Ujváros) und Palatinaalstadt (Nádorváros), wie dem etwas entfernteren Szabadhegy. Im Jahre 1743 wurde Raab königliche Freistadt. Seinen Kern bildet die innere Stadt (Belváros), welche lange Zeit der Brennpunkt des geistigen, behördlichen, gerichtlichen und Verkehrslebens war. Hier befanden sich die höheren Schulen und die Gebäude der Oberbehörden, und auch der Handel, das Lebenselement der Bevölkerung, hatte hier seinen Schauplatz. Dieser wichtige Stadtheil erstreckt sich in länglicher Form von West nach Ost und reicht nördlich bis zur Donau, westlich bis zur Raab.

In dem Winkel zwischen den beiden Flüssen befindet sich die größte Bodenerhebung der Stadt, der Kapitelberg (Káptalandomb) mit der Kathedralkirche, der bischöflichen Residenz, dem Seminar und den Domherrenhäusern. Die den Mittelpunkt einnehmende Kathedrale ist alten Ursprungs und zeigte einst romanisch-gothische Bauweise, wurde jedoch nachmals in modernerem Geschmack erneuert. Ihre reiche Ausschmückung, namentlich



Das Gebäude der königlichen Tafel zu Raab.

auch mit prächtigen Fresken, macht sie zu einer der schönsten Kirchen des Landes. An der Südseite hängt mit ihr die Héderváry-Kapelle zusammen, ein vorzüglicher gothischer Bau des Raaber Bischofs Johann Héderváry aus dem XIV. Jahrhundert. Hier befindet sich die kunstvoll gearbeitete silberne Büste König Ladislans des Heiligen, die im XVII. Jahrhundert vom Bischof Demeter Náprágyi der Stadt Raab geschenkt wurde. Die mächtige Fassade der an Kunstschätzen so reichen Kathedrale blickt gegen Westen der bischöflichen Residenz entgegen, die eines der ältesten Gebäude der Stadt ist und der

heiligen Krone des Reiches zweimal als Nyl gedient hat. Ihr östlicher Theil enthält eine im XV. Jahrhundert erbaute gothische Kapelle, die dem Kunstsinne des Bischofs Urban Dóczy alle Ehre macht.

Anderthalb Jahrhunderte hindurch diente die Residenz als Wohnsitz der Militärcommandanten, bis sie im Jahre 1745 durch Maria Theresia wieder dem Bischof von Raab als rechtmäßigem Besitzer überwiesen wurde. Während der Belagerung von 1809 wurde sie durch Feuer verheert und büßte unter Anderem ihre reiche Urkundensammlung ein.

Hinter der Kathedrale liegt gegen Osten das größere Seminargebäude mit reicher und werthvoller Bibliothek; es ist von den Häusern der Kapitelmitglieder umgeben. Der Ursprung des Kapitels geht bis auf Stefan den Heiligen zurück; die Zahl seiner Mitglieder beträgt — einst 34 — jetzt nur 14.

Dem Kapitelberg zu Füßen liegt östlich die Untere Donaugasse, die in nord-südlicher Richtung auf den Hauptplatz der Stadt, den Széchenyiplatz führt, wo eine schöne Statuengruppe an die Wiedereroberung Ofens im Jahre 1686 erinnert. Der Platz weist ringsum stattliche öffentliche und Privatgebäude auf; an der Nordseite steht das kleinere Seminar und daneben das Rathhaus; an der Ostseite das kaufmännische Lloydgebäude; an der Südseite erblickt man das Benediktinerkloster mit Kirche und Obergymnasium. Das Kloster wurde im Jahre 1667 durch den berühmten Georg Széchenyi, Erzbischof von Kalocsa, für die Jesuiten gegründet. Nach der Aufhebung des Ordens diente es weltlichen Zwecken; im Jahre 1802 wurde es durch König Franz den Benediktinern zugewiesen. Es hat ein bemerkenswerthes Treppenhaus mit Reliefs und Wandgemälden. Mit dem Kloster steht die St. Ignatiuskirche in Verbindung, ein ansehnlicher zweithürmiger Bau aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Das Chor und die Gewölbe des Schiffes sind reich mit Fresken geschmückt.

Östlich stößt die Kirche an den imposanten Bau des Obergymnasiums, das im Jahre 1888 auf Kosten der Benediktiner von Martinsberg neu errichtet wurde. Die Lehranstalt wurde in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gegründet und war lange Zeit von Jesuiten besorgt; seit 1802 wirken Benediktiner als Erzieher und Lehrer. Das Gymnasium hat sehr starken Zuspruch aus nah und fern; in seinen Matrikeln finden sich die Namen vieler Berühmtheiten des Landes jenseits der Donau, unter ihnen Franz Deák, Graf Ludwig Batthyány, der erste ungarische Ministerpräsident, das Brüderpaar Kisfaludy und Andere mehr.

Von der nördlichen Ecke des Obergymnasiums zieht ostwärts die Comitatshausgasse. In ihr steht das Comitatshaus, ein ehemaliges Franciscaner Kloster; es gibt außer den Comitatsämtern auch der Finanzdirection Unterkunft. Das Gebäude nebenan enthielt

bis vor einigen Jahren die seither aufgehobene königliche Rechtsakademie, jetzt ist darin eine staatliche Töchterchule untergebracht.

Die Rechtsakademie wurde 1769 durch Maria Theresia gegründet; Josef II. verlegte sie 1785 nach Fünfkirchen, doch kam sie schon unter König Franz nach Raab zurück und erfreute sich stets des besten Rufes. Von 1848 an war sie zwei Jahrzehnte lang außer Wirksamkeit; erst 1867 wurde sie wieder activ, schließlich aber durch den Unterrichtsminister August Trefort aufgehoben.

Unweit des ehemaligen Rechtsakademiegebäudes zieht die östliche Grenze der inneren Stadt, während die westliche mit der hübschen Klosterkirche der Carmeliter an der Raab ihr Ende erreicht.

An die innere Stadt schließen sich zwei neuere Stadttheile, im Süden die Ferdinandstadt, im Süden und Osten die Franzstadt. Sie haben gleich der inneren Stadt breite, gerade Straßen. Die Ferdinandstadt ist der am schönsten entwickelte Theil von Raab; hier entstanden in neuerer Zeit die schönen Gebäude der Staats-Oberrealschule, der königlichen Tafel und des Gerichtshofes; auch das neue Rathhaus soll hier errichtet werden.

In der Franzstadt befinden sich die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt; die erstere ist confessionell und wird durch den Bischof erhalten, die letztere hingegen ist staatlich.

Die Ferdinands- und Franzstadt sind durch die Baroßgasse getrennt, über deren Mündung nach der inneren Stadt hin früher der Stadthurm oder Feuerturm emporragte, genau an der Stelle, wo Schwarzenberg und Pálffy, die Befreier Raabs, in die Festung eindrangen. Der Verkehr zog früher unter dem doppelten Thorbogen des Thurmes durch; vor kurzem jedoch wurde dieser aus Sicherheitsrücksichten abgetragen.

Die Neustadt ist von den erwähnten drei Stadttheilen durch die Raab, die Palatinalstadt aber durch den Marktplatz getrennt. Die Neustadt entstand in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, indem die Bevölkerung des Comitats und die Flüchtlinge aus den benachbarten, den Türken unterworfenen Gebieten hier unter den Wällen der Festung Raab Schutz gegen türkische Verfolgung und Verwüstung suchten. Anfangs hieß sie Ujsalu (Mendorf), doch schon im Jahre 1572 Ujváros (Neustadt). Sie war bereits durch eine Brücke mit dem Inneren der Stadt verbunden; jetzt sind drei Eisenbahnbrücken vorhanden.

In der Neustadt befinden sich die Bethäuser und Elementarschulen der verschiedenen Bekenntnisse. In dem mächtigen Conventgebäude der Evangelischen bestand bis vor wenigen Jahren auch ein Untergymnasium, zu dessen Lehrkörper einst der treffliche Schriftsteller Johann Kis gehörte. Diese Anstalt ist aufgehoben.

Unweit des Conventgebäudes ragt westlich in der Ludwig Kossuthgasse der schöne hohe Kuppelbau der jüdisch-fortschrittlichen Synagoge, an die sich ein gut eingerichtetes Schulgebäude schließt. Noch weiter westlich stehen in derselben Gasse Kirche und Pfarrhaus der Reformirten, in deren Nähe sich das allgemeine Krankenhaus der Stadt erhebt. Seine Gründung fällt in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts; es genügte in seiner ursprünglichen Form nicht mehr den Anforderungen der Gesundheitspflege, weshalb nun an geeigneterer Stelle ein neues Krankenhaus erbaut wird. In derselben Gasse findet man schließlich die schöne St. Josephskirche der Römisch-Katholischen, während in der dahinter entlangziehenden Rácsgasse die griechisch-nichtunirte Kirche steht. Diese hat jetzt nur sehr wenige Anhänger, die nicht einmal eine selbständige Seelsorge besitzen; ihr Oberhirt ist der griechisch-orientalische Bischof zu Ofen.

Da die Neustadt in dem Zwickel zwischen Raab und Rabnitz liegt, hatte sie oft durch Überschwemmungen zu leiden, zuletzt im Jahre 1883. Seitdem beide Flüsse regulirt sind, ist sie durch mächtige Schutzdämme vor Hochwasser geschützt. In dem durch die Flüsse gebildeten Winkel liegt die reizende städtische Promenade, deren nördlichen Theil die Bronzestatue des im Raaber Comitatz zu Téth geborenen Dichters Karl Kisfaludy, ein Werk des Bildhauers Ludwig Mátrai, schmückt. In der südlichen Hälfte, auf dem Radó-Platz, steht das Theater, einst eine einflussreiche Bildungsstätte der aufstrebenden ungarischen Schauspielkunst und die Wiege manches später berühmten Künstlers. In der südwestlichen Ecke des Radó-Platzes steht eine Pyramide zur Erinnerung an die glückliche Beendigung der Schanzbauten gegen Wassergefahr.

Westlich der Promenade verbindet die „lange Brücke“ die Neustadt mit der Palatinalstadt, deren Gebiet einst von den Ortschaften Szent-Benedekfalva und Kertesbér und der Propstei St. Adalbert eingenommen war. Die Propstei stand in der Gegend des jetzigen Kalvarienberges und lebt noch in der Erinnerung des Volkes. Ein Mitglied des Kathedralkapitels führt den Titel eines Propstes zu St. Adalbert vom Raaber Berge. Die Palatinalstadt ist durch den Bahnkörper der königlich ungarischen Staatsbahnen von den inneren Theilen Raabs getrennt; den Übergang erleichtert eine querüber gelegte Eisenbrücke, eine prächtige Schöpfung Gabriel Barojs’.

Südöstlich von der Palatinalstadt liegt Szabadhegy (= freier Berg), einst Szent-Mihály und Szabady genannt. Seinen heutigen Namen führt es seit dem XVII. Jahrhundert. Es hat eine landwirthschaftliche Bevölkerung und eine stattliche Cavalleriekaserne.

Hier sind schließlich zwei Gemeinden zu erwähnen, die zwar politisch unter der Comitatzverwaltung stehen, in den sonstigen Lebensverhältnissen jedoch vielfach auf Raab angewiesen sind. Es sind dies: Győrfiget und Révfa. Jenes ist durch die Raab, dieses durch die Donau von Raab getrennt, mit dem sie durch mehrere Brücken verbunden sind.

Der Ursprung von Győrjiget fällt in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Es war Besitztum des Raaber Bischofs und hieß daher einstens Búszpöt-Szigeth (Bischofsinsel). Zwischen Gewässern gelegen, war es häufig durch die Donau oder Rabnitz überfluthet, erstand jedoch immer wieder und ist jetzt eine der hübschesten Ortschaften des Landes. Die Hauptstraßen sind gepflastert und mit Gas beleuchtet, es hat eine Wasserleitung, Fabriken für Essig, Öl und Coakes, ein von Johann Simor, zur Zeit, als er Raaber Bischof war, gegründetes Krankenhaus u. s. w. Die Einwohner betreiben Industrie, Handel und Gartenbau. Ihre Lebensweise ist städtisch.

Révfülu hieß ehemals Tökés, führte aber schon im XIV. Jahrhundert seinen jetzigen Namen. Es war gleichfalls eine Besetzung des Raaber Bischofs. Da es dicht bei Raab liegt, theilte es immer dessen Geschicke und wurde mehrmals durch Feindeshand zerstört. Gegenwärtig ist es von Bauern, Gewerbetreibenden, Schiffern und Fischern bewohnt.

Die natürliche Lage Raabs in fruchtbarer Umgebung, an einer den Verkehr fördernden Wasserstraße wies seine Bevölkerung auf den Handel hin. In der Arpádenzeit war hier ein Stapelplatz für Waaren. Auch später blieb der Handel die Hauptbeschäftigung eines Theiles der Bewohner. Die neue Blüte Raabs beginnt in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und gipfelte in den Sechziger-Jahren, wo sein Getreidemarkt den der Landeshauptstadt weit übertraf. In neuerer Zeit mußte es zwar einen Theil seines Handels der allgemeinen Verkehrspolitik des Landes opfern, ist aber trotzdem noch immer ein recht wichtiger Platz. Sein Schweinehandel ist beträchtlich, seine Märkte sind stark besucht. Ein großer Theil der Einwohner ist gewerblich beschäftigt. Das Handgewerbe ist hier alt und seine Erzeugnisse zeichnen sich durch Sauberkeit und Geschmac aus, besonders die der Tischler, Schlosser, Schuhmacher und Schneider. Die Wagenfabrikation und Ofenindustrie sind gleichfalls zu loben, desgleichen die Geschicklichkeit der Banmeister und Steinmetze; die Zuckerbäcker und Bäcker arbeiten tadellos. Neuestens sind viele Fabriken entstanden für Spiritus, Pottasche, Leder, Öl, Mehlspeisen, Talg, Zündhölzchen, Ziegel, Schiffe, Stärke und landwirthschaftliche Maschinen. Raab ist Sitz einer Gewerbe- und Handelskammer, sowie hervorragender Geldinstitute. Landwirthschaft betreibt nur ein Theil der Neustadt und Palatinalstadt, die sogenannten „Fahrbauern“ (szekeres gazdák).

Auch die Zahl und Bedeutung seiner Culturinstitute macht Raab zu einer bevorzugten Stadt. Neben anreichenden Elementar- und Mittelschulen finden sich da: das besonders an Antiquitäten reichhaltige Museum der Benediktiner, ihre etwa 16.000 Bände starke Haus- und Lehrbibliothek, dann die ansehnlichen Bibliotheken des größeren Seminars (32.000 Bände), der Carmeliter und des Lesevereins. Es bestehen vier Buchdruckereien und vier Localblätter. Das größere wie das kleinere Seminar hat einen ungarischen

literarischen Club. Die Zöglinge werden auch durch bischöfliche Stipendien zur Thätigkeit angespornt und die Geistlichkeit der Naaber Diöcese befindet sich demgemäß auf einer hohen Culturstufe. Die höhere Intelligenz der Bevölkerung äußert sich auch in der Duldsamkeit der Confessionen gegen einander und in einer Neigung zur Association, die hier eine ganze Reihe gemeinnütziger Vereine zu Stande gebracht hat. Dem menschenfreundlichen Eifer dankt Naab ein Knaben- und ein Mädchenwaisenhaus, eine Speise-Anstalt für die Schuljugend und drei Asylhäuser für alte Bürger und Bürgerinnen. Auch die Pietät, mit der die ruhmvollen oder schönen Denkmäler der Vergangenheit aufrecht erhalten und die großen Söhne der Nation geehrt werden, ist ein löblicher Zug des Naaber Volkes. An denkwürdigen Stellen der Stadt erinnern Gedenktafeln an geschichtliche Ereignisse, und ebenso sind die Häuser bezeichnet, in denen verdiente Männer gelebt haben. Naab besitzt keine Aristokratie der Geburt oder der Vorrechte, wohl aber eine geistige; es hat eine kraftvolle, selbstbewußte, wackere Bürgerschaft, die mit Liebe an ihrer Stadt hängt.



Karl Nisfaludy's Denkmal zu Naab.



Totis vom See gesehen.



Tóvárosi Villa am großen See.

Totis und Umgebung.

Die Donau theilt das Komorner Comitatz in zwei beinahe gleich große Hälften. In politischer Hinsicht gehören zwar beide Theile dem Bezirke jenseits der Donau an, geographisch aber liegt nur der südliche Theil am rechten Stromufer. Dieses von den Comitaten Raab, Beszprém, Weissenburg, Pest und Gran umgebene Gebiet bildet größtentheils eine hügelige, wellige Ebene.

In seinem südlichen Strich, wo es von den Ausläufern des Bakonyer Gebirges berührt wird, finden sich höhere sandige Hügel. An der südöstlichen Ecke, im Totiser Bezirk, streicht das Bértész-Gebirge aus dem Weissenburger Comitatz herüber und zieht durch den ganzen östlichen Theil des Komorner Comitatz bis zur Donau hin. Diese Bergkette besteht aus zwei größeren Abschnitten. Der eine ist der Gerecsé zwischen den Thälern von Tolod und Totis. Seine höchsten Gipfel sind: der an der Grenze des Comitatz aufragende Gerecsé (633 Meter), der Barlošvég (537 Meter), der Bánya (460 Meter) und der Öreg Kovács-hegy (490 und 508 Meter), östlich von Szöllös. Die andere Berggruppe ist der Bértész, den ein langes Thal vom Gerecsé scheidet. Durch dieses Thal ist die Eisenbahnlinie Szöny-Bruck geführt. Die höchsten Gipfel des Bértész sind der Körtvélyes (481 Meter), der Kapberék (474 Meter), der Mészáros-hegy (382 Meter) mit den Trümmern der Burg Gesztes und der Mészáros-hegy südlich von Felső-Galla (421 Meter).

Die romantischen, mit Buchen- und Eichenwäldern bedeckten Berge bestehen aus Mergel, thonigem Sand, rhätischem Dolomit und anderen Gesteinen der Secundärformation. Sehr häufig ist das Vorkommen von rothem und weißem Marmor und Kalktuff. Nach dem Zeugniß der aus römischer Zeit stammenden Fundgegenstände haben

schon die Römer diese Marmorbrüche benützt, die sich an Ergiebigkeit und guter Qualität des Steines durchaus mit denen der Alpen messen können.

In den Almáser Bergen gibt es reiche Kalktuff-Brüche, aus denen der Stein für den Bau der Wiener Hofburg bezogen wird. Braunkohle kommt in schwächeren und stärkeren Schichten fast überall vor, ruht jedoch gleichfalls noch unausgebeutet im Schoße der Erde.

Das Gebirge ist überreich an romantischen Einzelheiten, es enthält prächtige Thäler und Klammern, auch so manche große und kleine Höhlenbildung. Die geräumigste Grotte ist das sogenannte „Selimzloch“ in der Szöllöser Gemarkung; es sollen darin, wie die Überlieferung meldet, zur Zeit der Türkenkriege die Einwohner von sieben Dörfern Zuflucht gefunden haben, bis sie durch den aus der Höhle dringenden Rauch verrathen wurden.

Das Komorner Comitát, besonders aber Totis nebst Umgebung ist sehr reich an großen und kleinen Bächen, Wasserläufen und Seen. Die Gewässer der westlichen Striche sammeln sich in den Nagy-Igmánder Seen, um sodann durch einen ableitenden Hauptarm (Czonczó) bei Lovad der Donau zugeführt zu werden. Die Hauptwasserader der östlichen Gegend ist der Italér, der an Környe und Bánhida vorbeifließt, dann in die Totiser Gewässer mündet und schließlich in Kanälen weitergeleitet bei Füzitó und Almás die Donau erreicht.

Der interessanteste und mit Recht berühmteste unter den Seen ist der große Totiser See (Tatai nagy-tó), mit einem Flächenraum von 600 Joch. Nahebei liegt im gräßlichen Park der Tseke-See und nördlich außerhalb der Stadt der Fenekellen-tó (= bodenlose See). Unter den Quellen sind die Schwefelquellen von Almás und die vorzüglichen Bitterwässer von Igmánd weithin bekannt geworden.

In dem jenseits der Donau gelegenen Theil des Komorner Comitats herrschte schon in römischer Zeit ein bewegtes Leben. Es wurden hier nämlich gegen die an der Waag hausenden Quaden zahlreiche römische Colonien und Festungen angelegt. Die bedeutendste unter diesen war das angeblich durch Kaiser Trajan erbaute Bregetio an der Stätte des heutigen D-Szöny. Zur Vertheidigung dieser Festung und ihrer Umgebung war hier eine Heeresabtheilung, die legio I. adjutrix stationirt, welche in und um Totis und Komorn etliche Jahrhunderte lang als Wächter und Einwohner, wie auch durch ihre Bantthätigkeit eine große Rolle spielte. Dieser Legion ist auch die herrliche Fahrstraße zu danken, die von hier nach Aquineum und Arabona führte; desgleichen die Wasserleitungen, deren Ruinen bei Totis (Ad Lacum Felicis) noch jetzt zu sehen sind.

Die Quaden und Sarmaten brachen oft über die Donau herein und mußten in blutigen Kriegen zurückgeworfen werden; Anlaß genug, daß zu wiederholten Malen römische Kaiser in Bregetio erschienen. Nach der Behauptung des Ammianus Marcellinus ist Kaiser Valentinian in Bregetio sogar gestorben. Denkmäler der Römerzeit

sind in dieser Gegend schon massenhaft ans Tageslicht gefördert worden. Särge, Münzen, Gebäudereste u. s. w. werden auch jetzt häufig gefunden.

In dem Getümmel der Völkerwanderung, die dem Untergange des römischen Kaiserreichs folgte, ging die Cultur dieser Gegend und mit ihr die blühenden Städte, zugrunde. Zuletzt siedelten sich längs der Donau zumeist slavische Völker an. Auf diese stießen dann die erobernden Magyaren, welche die ganze wasserreiche, schön bewaldete, von fruchtbaren Ebenen durchsetzte Gegend mit Beschlag belegten. Und seit dieser Zeit ist die Bevölkerung des Comitats sozusagen rein magyarisir.

In der Tracht zeigt sich ein Streben nach Nettigkeit. Die Männer tragen einen hübschen Szür (Lodenmantel); Tuchhosen und Dolmány sind auch im Sommer gebräuchlich. Die Frauen tragen selten eine Haube; sie ziehen es vor, den Kopf mit einem schwarzen Seidentuch zu umbinden, das unter dem Ohre in einen Wickel gedreht und über der Stirne zur Masche gebunden wird. Rothe Stiefel und weiße Schürzen sind die Kennzeichen der Mädchen. Unter den Volksgebräuchen sticht die weit verbreitete Neigung hervor, Kindstauffschmäuse, Namenstage, das Weihnachtsfest u. dgl. recht geräuschvoll zu feiern. An vielen Orten ist die Sendung der sogenannten Brautschüssel (mátkatal) gebräuchlich. In dieser Brautschüssel pflegen die Mädchen einander rothe, verzierte Eier zu senden, und von diesem Augenblicke an führen sie den Titel „Braut“.

Nach dem Zeugniß der ältesten Urkunden war das Komorner Comitath schon unter den Árpáden ein dicht bevölkerter Landstrich. Einzelne Gegenden darin weisen im XII. und XIII. Jahrhundert mehr Gemeinden auf als heutzutage. Die jetzigen Ortschaften führen ihren Ursprung größtentheils bis auf die Könige aus dem Hause Árpáds zurück. Bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts hatten die Grenzen des Comitats eine ganz andere Gestalt und Ausdehnung als jetzt. Die jenseits der Donau gelegenen Bezirke von Totis und Gesztes hießen damals Raaber Bezirk und das an die Totiser Gegend stoßende beträchtliche Gebiet des Weißenburger Comitats gehörte zum Komorner Comitath. Wann sich diese alte Grenze geändert hat, ist unbekannt; das reiche Archiv des Comitats ist nämlich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts verbrannt und nur das mit dem Jahre 1619 beginnende Protokoll erhalten geblieben, das aber über diesen Punkt nicht aufzuklären vermag. Es berichtet Alles in Allem nur, daß im Jahre 1753 der alte Raaber Bezirk in zwei Theile, die Bezirke von Totis und Gesztes, getheilt war. Der erstere enthält die östlichen, der letztere die an das Raaber Comitath stoßenden westlichen Theile des jenseits der Donau gelegenen Gebiets.

Der bemerkenswertheste und schönste Ort des romantischen Totiser Bezirkes, wie überhaupt im jenseitigen Theile des Komorner Comitats, ist Totis=Tóváros (Tata=Tóváros). Dieser aus zwei Gemeinden bestehende Marktflecken liegt etwa zwei Meilen von Komorn, am Abhange des Vértes=Gebirges. Im Osten und Süden ist er von

den waldbedeckten Bergen des Vértes umkränzt, im Westen stößt er an jene sanfte Hügelgegend, die sich bis Martinsberg erstreckt, im Norden aber streicht ebenes Land bis an die Donau. Totis liegt auf den Hügeln westlich vom großen See, Tóváros hingegen in der Ebene am nordöstlichen Ufer des See's. Zwischen den beiden Gemeinden, gleichfalls am Ufer des großen See's, stehen der gräfliche Palast, die Burg und das Schloß. Die beiden Gemeinden im Halbkreise um den großen See, die gräflichen Gebäude und die auf den Felsen des Seenufers erbauten Willen gruppieren sich zu neuem reizenden Bilde. Die malerische Aussicht erhöht den Reiz der Gegend. Die Umgebung ist mit schönen Weinbergen, Wäldern, Quellen und Seen mannigfaltig geschmückt. Diese Schönheit der Natur macht es begreiflich, daß der Ort schon in ältester Zeit ungemein beliebt und besucht war.

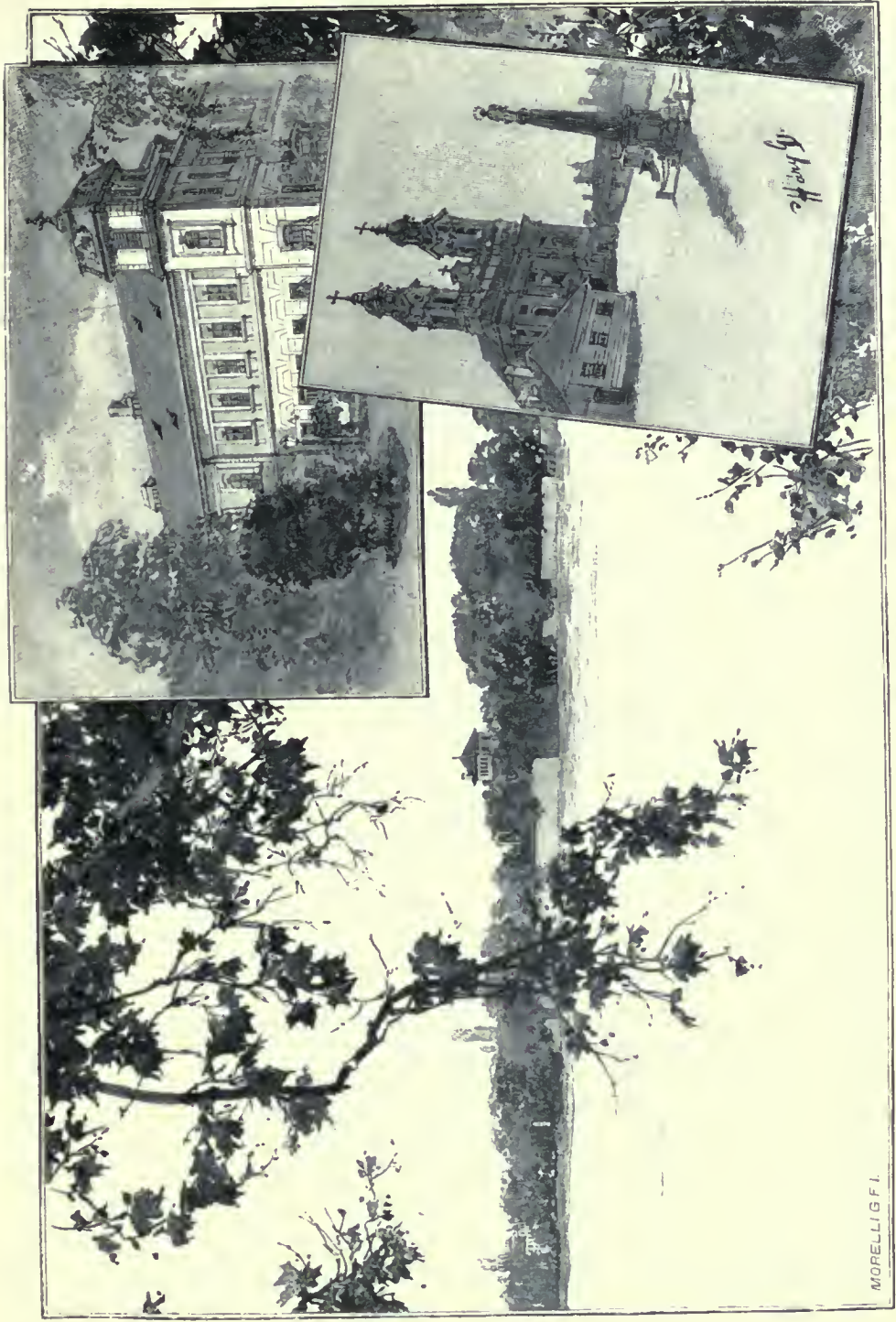
Schon in der Römerzeit stand hier eine Stadt, und zwar verlegen hervorragende Archäologen die oben erwähnte römische Colonie Ad Lacum Felicis an die Stelle oder in die Gegend von Totis. Die zeitweise zu Tage geförderten Steinmetzarbeiten, Aschenurnen und Wasserleitungsreste bestärken diese Ansicht. Nach dem Sturze des römischen Reiches ließen sich auch hier, wie in den meisten Städten des Landes mährische Slaven nieder. Der nordöstliche Theil von Totis wird in den Urkunden noch im XIV. Jahrhundert „Tata Slavonicalis“ genannt. Vermuthlich waren es diese Slaven, welche die in der Völkerwanderungszeit zerstörte römische Colonie neu begründeten.

Nach den Angaben der Chroniken wurde diese Gegend durch Arpád selbst erobert. Herzog Géza verließ angeblich die Ortschaft Totis sammt den zugehörigen Feldern dem Taufpathen seines Sohnes, einem apulischen Grafen Deodat. Dieser gründete in Totis die nach St. Peter und Paul genannte Benediktinerabtei. Auch wissen die Chroniken, daß der Ort nach Deodat den Namen Tata erhielt.

Die neue Abtei und mit ihr der Ort selbst nahmen einen raschen Aufschwung. Nach einer Grenzbegehungs-Urkunde aus dem Jahre 1138 erstreckte sich die Gemarkung der Gemeinde bis an die Donau und selbst eine Donauinsel befand sich im Besitze der Einwohner. Im Jahre 1221 bestand die Gemeinde bereits aus zwei Theilen: dem alten Tata und einem neuen Orte, der als „nova villa“ vorkommt.

Unter den Anjou wurde sie von der Jurisdiktion des Abtes eximirt und zur Stadt erhoben. Dies war ein wichtiges Moment in der Entwicklung von Totis; ihre volle Wichtigkeit aber erlangte die Thatfache dadurch, daß Sigismund Totis zur Krondomäne machte und zum ständigen Aufenthaltsort erwählte. So gelangte Totis für kurze Zeit zu weltgeschichtlicher Bedeutung.

König Sigismund ließ die Gewässer des Általér mit großen Kosten kanalisieren und schuf den jetzigen großen „Fischteich“, an dessen Gestade er eine Burg und darin



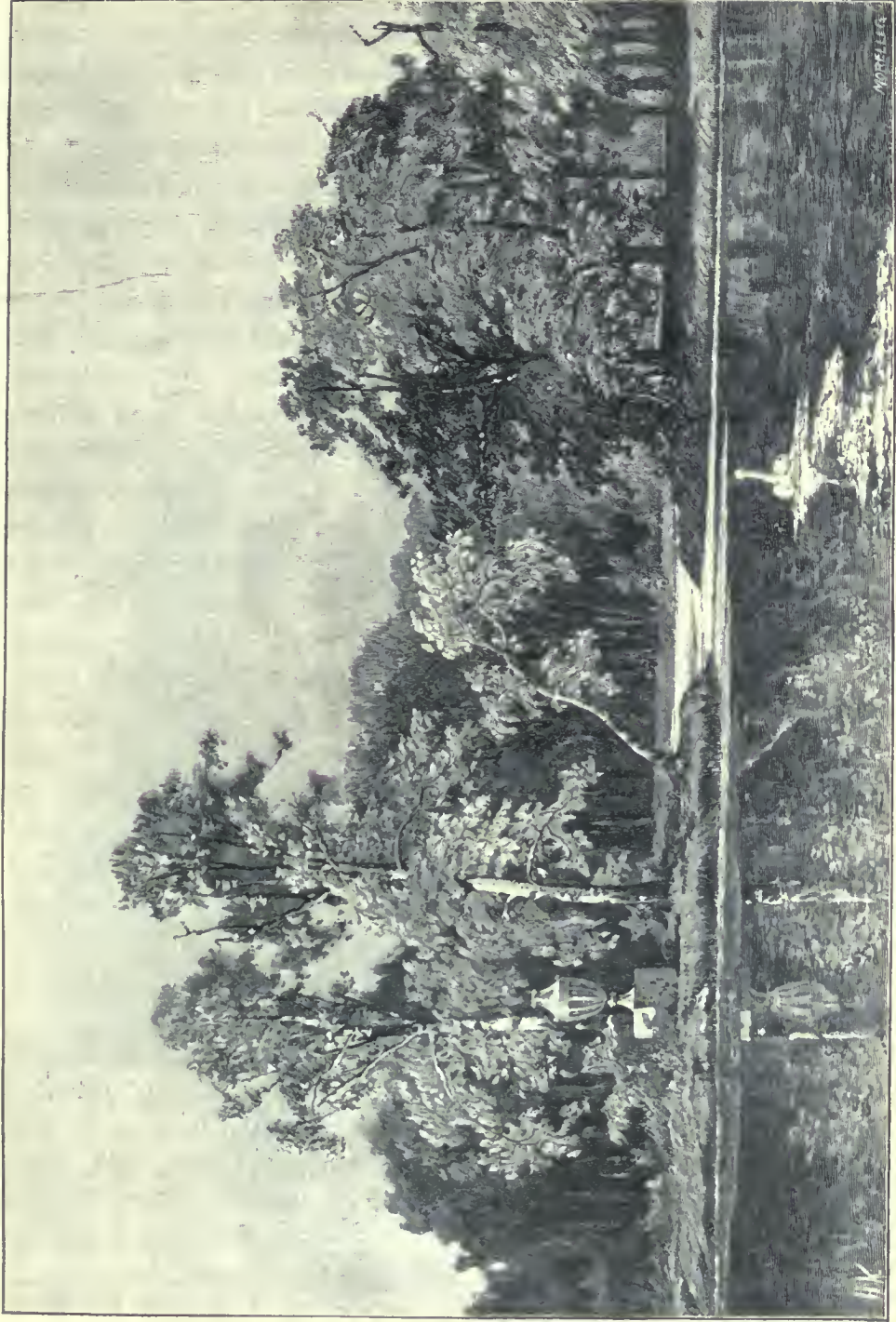
MORELLIG F. I.

Fotis: Das Eiterhöpfige Schloß — Der große See mit der Burg — Die Pfarrkirche.

einen Palast erbauen ließ. Als das mit einem Graben umzogene königliche Wasserschloß fertig war, verweilte Sigismund sehr häufig in dem traulichen Städtchen. Im Jahre 1412 brachte er den Polenkönig Wladislaw als Gast mit. Von 1423 an wohnte er noch drei Jahre lang ununterbrochen, mit seinem ganzen Hofstaat, in Totis. Verhandlungen über wichtige politische Dinge führten damals zahlreiche fremde Herrscher an den Hof des Königs von Ungarn. Erich VIII., König von Skandinavien, der griechische Kaiser Manuel Paläologus, mehrere deutsche Reichsfürsten, türkische Gesandtschaften, König Dwartko von Bosnien, Ivan Lazarovics, Despot von Serbien und Andere hielten sich längere Zeit da auf. Welch geräuschvolles Leben um diese Zeit in Totis geherrscht haben mochte, ist leicht zu ermessen, wenn man bedenkt, mit welcher ansehnlichem Gefolge die ausländischen Herrscher erschienen. Nach einem Briefe Traversari's, Führers der päpstlichen Gesandtschaft, waren im Jahre 1434 nicht weniger als 5.000 Pferde in der Stadt untergebracht. Man denke sich die Anzahl von Pferdewärtern, die dazu erforderlich ist. Das bewegte Leben in Totis oder vielleicht der Wunsch des Königs bestimmte die Stände des Komorner und des Graner Comitats, von 1419 ab auch ihre Versammlungen geeint dort abzuhalten. Auf diesen Versammlungen erschien auch König Sigismund, oder ließ sich, wenn er nicht in Totis war, dabei vertreten.

Nach Sigismunds Tode gelangte Totis an die Familie Rozgonyi und das belebte Treiben hörte völlig auf. Bloss unter König Matthias' Regierung hatte die Stadt wieder schönere Tage. Als nämlich der König sah, wie Burg und Stadt zu Grunde gingen, erwarb er sie und ließ in der Burg einen neuen Palast erbauen, oder wohl auch nur — was wahrscheinlicher ist — den Sigismund'schen Palast wiederherstellen. Bonfinius, Ranzanus und Erzbischof Niklas Olah berichten Erstaunliches über die goldprangenden Säle, prächtigen Wandelgänge und die ganze kunstreiche Ausstattung dieses Königspalastes. (Siehe Seite 157 dieses Bandes.) Diese Baulichkeiten sind spurlos verschwunden, nur ihr Ruhm ist geblieben, und nebenbei sind es einige wirklich schöne Sagen, die das Gedächtniß des Königs Matthias in der Gegend von Totis lebendig erhalten. So die Sagen vom Marienbrunnen und von der goldenen Ente. Nach der letzteren hätte das steinerne Rohr der römischen Wasserleitung unterirdisch bis zur Pannonburg (Bregetiom) geführt, der große König aber und seine Hofleute hätten sich damit belustigt, daß sie zu Totis eine holzgeschnitzte, vergoldete Ente in das Rohr der Wasserleitung steckten und dann nach der Burg zu S-Szöny galoppirten, um dort zu warten, bis die goldene Ente herangeschwommen kam.

Mit dem Tode Matthias' war es auch mit der Glanzzeit von Totis vorbei. Nur einmal noch kehrten die schönen Tage von einst wieder. Wladislaw II. zog sich wegen der im Lande herrschenden Pest nach Totis zurück, wo er den Reichstag abhielt. Bei dieser glänzenden Versammlung waren die Gesandten Venedigs, des Papstes, Polens,



Der Götter-See im Park zu Jotis.

MORFELER

Frankreichs und Deutschlands anwesend, ferner Thomas Bakocz, Primas von Gran, Palatin Emerich Berényi und Andere. Einmal noch begegnen wir, vor der Katastrophe von Mohács, dem Namen Totis. Ludwig II. ließ Solimans Gesandten, den Tschansch Behram, angeblich in der Totiser Burg gefangen setzen, und dies wäre nach Mancher Meinung der Anlaß zum Ausbruch jenes so verhängnißvollen Krieges gewesen. Doch hat sich diese Meinung neuestens als unrichtig erwiesen. An der östlichen Bastei der Burg bezeichnet eine Marmortafel den Punkt, wo der Sage nach Tschansch Behram hinabgestürzt wurde.

Während der Türkenherrschaft befand sich Totis bald in türkischen, bald in deutschen Händen. Soliman ließ im Jahre 1543 den prächtigen königlichen Palast einäschern, Stadt und Burg aber völlig zerstören. Im Jahre 1597 nahmen Niklas Pálffy und Johann von Pernstein die Burg den Türken wieder ab, und sie konnte von da an ungestört ihrem rechtmäßigen König huldigen, war jedoch durch die unablässigen Kriege in einen traurigen Zustand gerathen. Zum letzten Male wurde sie durch die Schaaren Franz Rákóczi's II. genommen. Im Jahre 1707 eroberte das Heer Josefs I. sie wieder zurück, trug jedoch die Basteien und Wälle ab, und so hörte Totis auf, königliche Burg zu sein. Nach diesen Ereignissen war die Domäne Totis eine Zeit lang Eigenthum einer Wiener Familie Krapf, welche sie im Jahre 1727 um 343.524 Gulden an den Grafen Josef Esterházy verkaufte. Seitdem gehört die umfangreiche Herrschaft ständig dieser Familie.

Graf Josef Esterházy, der „zweite Begründer von Totis“, ließ nichts unversucht, um die ausgestorbene Stadt zu neuem Leben zu erwecken. Vor Allen ließ er die Totiser Gewässer reguliren, dann die Sümpfe von Füzö, Kaszály und Almás mittelst eines Kanalsystems nach der Donau entwässern. So gewann er mehrere Tausend hoch ertragsfähigen Bodens. Die stark gelichtete Bevölkerung vermehrte er durch Ansiedlung von Deutschen. Den Ansiedlern sicherte er Ländereien und Steuerfreiheit. Mit Kolonisten aus Hannover, Westfalen und Elsaß besiedelte er Tolna, Felső-Galla, Alsó-Galla, Somlyó, Szentmiklós und Totis. Diese Fremdlinge sind seither größtentheils nicht nur der Gesinnung, sondern auch der Sprache nach richtige Magyaren geworden.

Das segensreiche Werk Josef Esterházy's wurde durch seine Nachkommen fortgesetzt. Was Totis heute an Sehenswürdigkeiten besitzt, das dankt es Alles der Freigebigkeit dieser Familie. Graf Karl Esterházy, Bischof von Erlau, erbaute die große und schöne Hauptkirche, die würdige Genossin der Kirchen von Pápa und Eszék, die sie aber an Schönheit der Lage übertrifft. Die Esterházy erbauten das Gymnasium und die Kirche der Piaristen, sie legten den großartigen Park an, errichteten das Schloß und die Majolikafabrik, die zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in Blüte stand und deren Erzeugnisse mit der Holitscher Majolika wetteiferten.

Totis-Tóváros zählt jetzt nahe an 12.000 Einwohner. Seine einfachen, aber hübschen ebenerdigen Häuser lassen auf den ersten Blick erkennen, daß die Einwohnerschaft zum größten Theil aus Gewerbetreibenden und Kaufleuten besteht. Unter den Ersteren haben die Tuchwäler sich eine hochangesehene Stellung gemacht; noch im Jahre 1836 gab es 136 Tuchwälermeister in der Stadt. Die Goldschmiede waren gleichfalls bedeutend; eines ihrer Prachtwerke aus dem vorigen Jahrhundert wurde im Jahre 1884 auf der Ausstellung für Goldschmiedekunst zu Budapest bewundert. Sehr gesuchte Industrieartikel waren ferner die Lederwaaren von Totis, besonders das sogenannte „Reiherleder“, womit Totis das ganze Land versah. Gegenwärtig ist das Kleingewerbe hier, wie überall, im Rückgang begriffen. Die heutige Totiser Industrie ist hauptsächlich wegen ihrer Majoliken und irdenen Gefäße angesehen.

Der Anblick von Totis-Tóváros ist nicht gerade anziehend; die Straßen sind meist ungepflastert und, mit wenigen Ausnahmen, eng und ungerregelt. Stockhohe Häuser gibt es nur ganz wenige in der Stadt. Erst in neuester Zeit, seitdem die Eisenbahnlinie



Überreste des Klosters in Majl aus dem XVIII. Jahrhundert.

Szöny-Bruck eröffnet ist, beginnt die Stadt sich in bedeutenderem Maße zu entwickeln. Ihr ungewöhnlicher Wasserreichthum macht sie sehr geeignet zum Fabriksbetrieb, doch sind die Gaben der Natur noch lange nicht entsprechend ausgenützt. Die Gewässer von Totis, die im Sommer und Winter eine ständige Temperatur von 16 Grad Réaumur haben, treiben jetzt gegen 90 Mühlen, Säge- und Walkwerke.

Die Haupt-Sehenswürdigkeit der Stadt ist die Burg mit dem Schloß. Das jetzige Schloß wurde im Jahre 1815 durch Mikolans Esterházy bewohnbar gemacht. Bei der Renovirung haben auch die schön gearbeiteten Gewölberippen aus der Benediktinerabtei von Vértes-Szentkereszt im Weißenburger Comitat Verwendung gefunden. Sein nordöstlicher Theil besitzet einen vierstöckigen stumpfen Thurm, im Übrigen ist die Burg zweistöckig. Der Besizer des Schlosses läßt soeben dessen Restaurirung durchführen. Ein Theil der schönen, mit Marmorrahmen versehenen Fenster ist bereits fertig. In diesem Gebäude ist das reiche Familienarchiv untergebracht, auch befinden sich da die hochbedeutende Kupferstichsammlung und eine werthvolle Bildergalerie, die sich auf fünf Säle erstreckt und unter Anderem eine lebensgroße Zeichnung der Madonna, wie man glaubt, von Lionardo da Vinci, enthält.

Vor diesem Schlosse wird zur Erinnerung an König Matthias und seine Jagdgesellschaft ein prachtvoller Brunnen, vom Bildhauer Strobl, aufgestellt werden.

Neben der Burg, nahe dem großen See, erhebt sich das gräfliche Schloß. Es ist ein einfacher einstöckiger Bau im Barockstil, mit zwei Eckthürmen. In einem Gemach des östlichen Thurmes hat König Franz am 14. October 1809 den Wiener Frieden unterschrieben. Das Zimmer befindet sich noch jetzt in dem damaligen Zustande. Ein herrlicher Park umgibt das Schloß und gegenüber befinden sich der gräfliche Garten, eine gedeckte Reitbahn und ein Maleratelier.

Das reizende kleine Theater ließ der jetzige Besizer, Graf Mikolans Esterházy, nach dem Plane der bekannten Theater-Architekten Fellner und Helmer erbauen. Die glänzende Ausstattung und die in den Jahren 1888 und 1889 durchgeführte vorzügliche Construction machen es zu einem der schönsten Provinztheater des Landes. Der Plafond ist mit trefflichen Gemälden von Béla Pállik geschmückt. Die Wände, Bogen und die Brüstung der Gallerie sind elegant verziert. Das Parterre ist durch Marmor-Balustraden von den Ceresitzen und der gräflichen Loge getrennt. Das ganze Theater ist für elektrische Beleuchtung eingerichtet. Bei den Vorstellungen werden dem geladenen Publikum Freiplätze zur Verfügung gestellt, da der Graf die Kosten der Aufführungen gewöhnlich selbst bestreitet.

Im östlichen Theile von Tóváros (= Seestadt) liegt der herrliche Schwanenhain, 260 Joch groß, in seiner Mitte blinkt der 30 Joch große Ezeke-See. Laubengänge, Tausende von seltenen Bäumen und Blumen, künstliche Wasserfälle, Grotten, Ruinen,

krySTALLKlare Quellen tragen zur Schönheit dieses sehenswerthen Parkes bei, der dem Publikum frei zugänglich ist. Vom Park aus hat man eine reizende Aussicht auf die benachbarten Waldberge und das Weingebirge von Baj. Jenseits des Parkes befindet sich das bequem und elegant eingerichtete Badehaus, das gleichfalls durch den Grafen zum Besten des Publikums errichtet wurde. Diesseits des großen See's liegt der Rennplatz, einer der schönsten der Monarchie. All dies lockt Tausende von Fremden, besonders aber von Bewohnern der Hauptstadt, nach Totis, wo sich ein angeregtes Sommerleben abspielt.

Auch Mitglieder des Herrscherhauses haben Totis wiederholt mit Besuchen beehrt. Im Jahre 1809 hielt sich König Franz mit seiner ganzen Familie in Totis auf. Damals starb im Pfarrhause Erzherzog Karl Ambrosius, Primas von Ungarn, im 24. Lebensjahre. In neuerer Zeit haben Seine Majestät der König und mehrere Erzherzoge die Stadt und die gräfliche Familie durch ihren Besuch geehrt.

Eine Viertelstunde von Totis liegt das weingarteureiche Baj. Hier befindet sich jener berühmte herrschaftliche Keller, in dem man unter Andern ein Riesenfaß von 2150 Eimer Gehalt sieht. Die daran geschlagenen eisernen Reifen haben ein Gewicht von 9580 Pfund.

Nah bei Totis liegt, am westlichen Fuße des Vértes-Gebirges, in entzückender Lage die Puszta Majk. Zur Zeit der Árpáden blühte hier die nach der heiligen Jungfrau benannte Propstei der Prämoustratenser. Ihre prächtige Domkirche war auch in fernem Landen berühmt. Nach dem Eingehen der Propstei ließen sich hier die stummen Camaldulenserermöuche nieder und erbauten im XVIII. Jahrhundert auf der Ruinenstätte ein Kloster und eine Kirche im damaligen Barockstyl. Als unter Josef II. der Orden aufgehoben worden, wurde das Kloster zu Privatwecken benützt. Eine Zeit lang war sogar eine Tuchfabrik darin untergebracht. Seither ist die Kirche dem Ruin anheimgefallen und ihre herrlich geschnitzte Einrichtung schmückt die griechisch-orientalische Kirche zu Komorn. Der jetzige Besitzer der Puszta Majk, Graf Nikolaus Esterházy von Csákvár, ließ das alte Klostergebäude einigermaßen wiederherstellen. Jetzt dient es der Familie als beliebtes Ausflugsziel.

Nördlich von Totis, am Ufer der Donau, liegt Mezsmély. Hier ist der Ungarkönig Albert gestorben. Die Mezsmélyer Weine sind in ganz Europa geschätzt, doch hat die Phylloxera die Weingärten arg geschädigt. Am Donau-Ufer liegt auch das Dorf Uj-Szöny (Edam), Station der Staatsbahn und Südbahn. Binnen kurzem wird es gefesslich mit Komorn vereinigt sein. In der Szönyer Gemarkung, vor dem Ácsér Wald, bezeichnet eine schöne gebrochene Säule den Schauplatz von Arthur Görgei's Sieg im Jahre 1849 und die Ruhestätte der gefallenen Honvéds.

Das südöstlich von Szöny gelegene Ács ist durch seine Zuckerfabrik, Vábolva und Kisbér sind durch ihre Staatsgestüte berühmt.

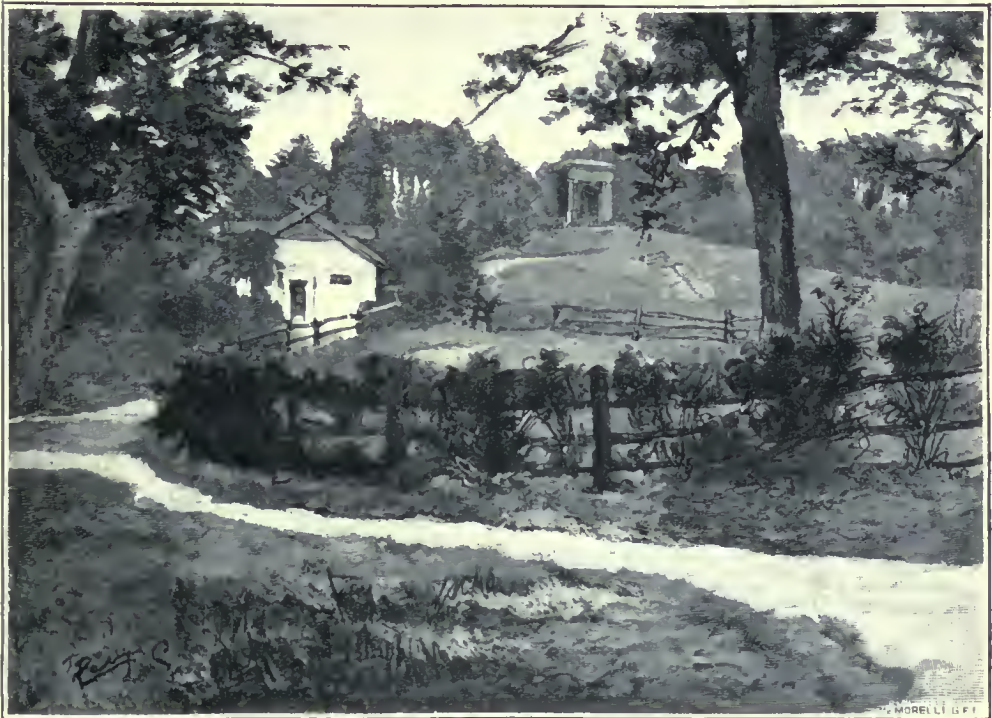
Kisbér und Bâbolna.

Kisbér hat eine verhältnißmäßig noch kurze Vergangenheit. Seine Majestät verfügte mittels Allerhöchsten Handschreibens vom 8. Juli 1853, daß auf der den Grafen Batthyány confiscirten Herrschaft ein Militärgestüt gegründet werde, und die Domäne wurde später, als 1869 das Gestüt ins Eigenthum des ungarischen Staates übernommen wurde, der Familie um 1,700.000 Gulden abgelöst. Der vorgeschriebene Zweck war die Zucht englischer Vollblutpferde und durch englisches Blut veredelten Halbbluts.

Um das Vollblut-Material zu erproben, erhielt das Gestüt von 1860 bis 1867 auch einen Rennstall nebst Trainiranstalt, allerdings mit sehr mäßigem Erfolge, so daß sich vom Standpunkte des Rennwesens, besonders aber der Pferdezucht im ganzen Lande, die im Jahre 1867 eingeführte und seither aufrechterhaltene Einrichtung nützlicher erwies, die englischen Vollblutfohlen als Jährlinge an ungarische oder österreichische Staatsbürger in öffentlicher Versteigerung hintanzugeben, unter der Verpflichtung, dieselben nicht ohne Erlaubniß aus der Monarchie auszuführen.

Eine neue Epoche begann im Dasein des Gestüts, als es Ende 1869, bis zu welchem Jahre es unter der Verwaltung des Militär-Arars gestanden, der Leitung des Ackerbau-Ministeriums unterstellt wurde, wobei übrigens der Dienst im Gestüt fortgesetzt durch ein militärisches Personale nach den Weisungen des genannten Ministeriums versehen wird. Auf diese Neugestaltung, wie auf die der Pferdezucht im ganzen Lande, hat der gewesene Ministerialrath Franz Rozma, als Chef der Abtheilung für Pferdezucht, während seiner fast fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit ungemein förderlich gewirkt. Mit ausgezeichnete Fachkenntniß und starker Hand schied er aus dem Gestüt das nicht dahin gehörige Material aus und entwickelte dagegen das übrig gebliebene zu einer so hohen Stufe, daß die Nachkommen des englischen Vollblut-schlages nicht nur zu Garantien der heute schon hoch emporgeführten Vollblutzucht und des Rennwesens der Monarchie wurden, sondern der ungarischen Zucht auch auf den Rennbahnen des Auslandes Achtung errangen. Andererseits aber entwickelte sich neben dem Vollblut-schlage ein, nahezu 200 Mutterstuten umfassender hoher Halbblut-schlag von englischem Blute, der gegenwärtig bereits die einheimische Zucht mit den hervorragendsten Hengsten versieht und auch durch die Fachautoritäten des Auslandes, z. B. den Engländer Chaplin, ohneweiters als das erste englische Halbblut-gestüt der Welt anerkannt wird. Der Kern der englischen Vollblutzucht befindet sich in dem ehemaligen ausgedehnten gräßlichen Park. Ein interessanter Punkt des Parks ist der malerisch gelegene Wendheim-Hügel, ein Zeichen der Erinnerung an den gewesenen Ministerpräsidenten Grafen Béla Wendheim, der in Kisbér so viel für die Hebung der Vollblutzucht gethan hat. Auf ebenem Felde wölbt sich ein Hügel, auf dem im Kreise

hundertjähriger Tannen das schlichte Denkmal steht. Am Fuße des Hügels liegen die Paddocks und das Ritter-Dörfchen, mit einer einzigen Gasse, wo jedes der hübschen strohbedeckten Häuschen der Stall von zwei Vollblutstuten ist und an den geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Auslaufplatz stößt, auf dem die Stuten und Fohlen frei umherlaufen und grasen können. Weiter zurück befinden sich die Ställe und Auslaufplätze für die fremden Vollblutstuten, wohin die Pferdezüchter nicht nur der Monarchie, sondern auch des Auslandes wegen der Kisbärer Vollbluthengste alljährlich 300 bis 400 Stuten senden.



Der Wendheim Hügel zu Kisbär.

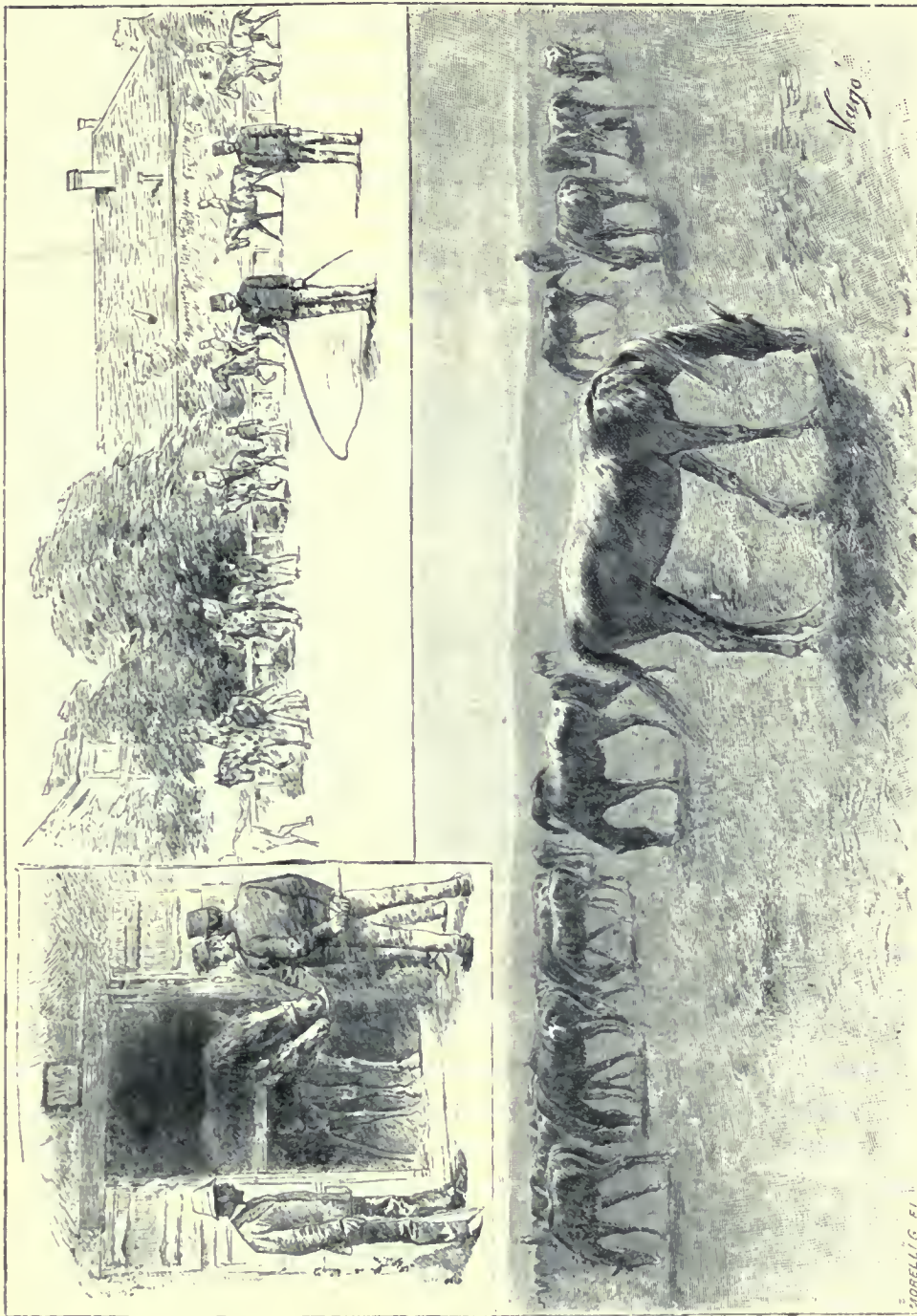
Im Vordergrunde erhebt sich das ehemalige gräfliche Schloß, das jetzt größtentheils Bureau und Gastzimmer enthält; die Front blickt auf hübsche Sommer- und Winterreitplätze nieder und rings um das Gebäude gruppieren sich die ausgedehnten Stallungen der Stammhengste und Jährlinge, sowie der in Training befindlichen und der Gebrauchspferde.

Für die Besucher ist hier der interessanteste Raum der ebenso einfach als zweckmäßig eingetheilte Stall der Vollbluthengste; in geräumigen Boxen stehen die werthvollsten Hengste, und Laien wie Fachmänner treten hier nie ohne eine gewisse Befangenheit ein. Der Laie steht unter dem Eindruck des Gedankens, daß jeder solcher Hengst 60.000,

80.000 bis 100.000 Gulden, ja mancher sogar noch mehr kostet, den Fachmann aber überkommen die vielen Erinnerungen, die sich an diesen Stall knüpfen. Hier stand — um nur einige zu erwähnen — durch eine lange Reihe von Jahren das glorreichste der glorreichen Pferde, der „alte“ Buccaneer, und zwar vom 15. November 1865 bis Mitte April 1887, als er, unter der bei Pferden ungewöhnlichen Last von 30 Lebensjahren zusammengebrochen auf die thierärztliche Akademie zu Budapest geschafft wurde, um dort von der Krankheit des Greisenthums befreit zu werden. Seine Abkömmlinge haben auf den Rennbahnen Englands und des Continents selbst in den vornehmsten Rennen den reichsten Lorbeer für die ungarische Pferdezucht geerntet, das überaus zahlreiche Halbblut aber, das aus seinem Blute hervorgegangen, ist die Blüte des ungarischen Zuchtmaterials geworden, eine Quelle des Nutzens für die Besitzer von Privatgestüten, wie für den kleinen Züchter. Dieser mittelbare Nutzen beläuft sich auf Millionen, aber auch sein unmittelbarer Nutzen war, wie aus einigen Ziffern hervorgehen mag, ein gewaltiger. Der Hengst wurde um 2.600 Pfund Sterling und eine Vollblutstute gekauft; dafür brachte er dem Kisbärer Gestüt an Beschälgebühren und bloß für seine Vollblutfohlen — also die große Zahl seiner Halbblut-Sprößlinge nicht gerechnet — 470.675 Gulden, während seine Fohlen auf den Rennbahnen von England Frankreich, Deutschland und unserer Monarchie über 2 Millionen Gulden an Preisen gewannen.

Und in dem nämlichen Stalle standen Cambuscan, Boix-Russel, Verneuil, Doncaster, Gunnersbury, Craig-Millar, die der ungarischen Pferdezucht so viel Ruhm gebracht haben; hier ist die Wiege von Rincsem, der Wunderstute, die in 54 Rennen lief und nie besiegt wurde, so daß sie ihrem Besitzer außer sechs Ehrenpreisen an Rennpreisen allein 199.705 Gulden heimbrachte. Hier stand ferner der Hengst Kisbár, dessen große Siege den Namen des Gestüts selbst weltberühmt gemacht haben, und so noch manches andere Pferd, dessen Namen einen internationalen Glanz gewonnen hat.

Interessant ist auch der Stall der einjährigen Vollblutfohlen. Nachdem diese ein halbes Jahr lang mit der Mutter frei in den Paddock's herumgelaufen, werden sie von ihnen getrennt und hier vereinigt. Ihr Futter von reichlichem Hafer und Hen wird noch durch Milch und Eier ausgiebiger gemacht, was ihr Wachstum steigert, und dazu kommt noch das tägliche systematische Gehen- und später Laufenlassen auf der zu dem Stall gehörigen Kreisbahn, wodurch sie für ihren zukünftigen Beruf, das Rennen, vorbereitet werden. Hier stählen sich die Muskeln des Fohlens, hier erreicht es einen solchen Grad von Geschmeidigkeit, daß es schon bei der alljährlich Ende Mai abgehaltenen Versteigerung seine Rennfähigkeit zu erweisen vermag; angesichts dieser Leistung kann der Käufer dafür einen meistens ziemlich hohen Preis bezahlen, durchschnittlich etwa 3.000 Gulden, für einzelne aber auch 6.000, 8.000 und 10.000 Gulden, ja ausnahmsweise noch größere Summen.



Oben: Schafstute mit Lämmlern im Ritter-Dörfchen. — Bereitung junger Enten. — Weidenbesitz. —

MOSELLIG. 51.

In den Reiterschulen vor dem Schlosse sieht man dann noch in den Morgenstunden, von militärisch uniformirten Reitknechten geritten, das dreijährige Halbblut an Stuten- und Hengstfohlen, wie es an den Sattel gewöhnt und erst im Schritt, dann im Trab und Galopp geübt wird, worauf die Stuten unter systematisches Training genommen und mit ihnen Rennen veranstaltet werden. Auch in der Kisbärer Halbblutzucht wird nämlich der Grundsatz befolgt, der das englische Vollblut geschaffen und ihm den Vorrang vor allen anderen Pferderassen gesichert hat: daß zur Zucht nur Pferde verwendet werden sollen, deren Gesundheit, Kraft und Reutfähigkeit im Training und auf der Rennbahn erprobt worden, die dann aber auch noch stärkere und siegfähigere Abkömmlinge erzeugen. Von den jungen Stuten werden daher nur diejenigen im Kisbärer Gestüt behalten, die nicht nur den besten Körperbau haben, sondern auch im Training und Rennen erprobt worden sind. Aus demselben Grunde wird jedes Jahr eine große Zahl unfruchtbarer Stuten, wie auch Hengste zur Erprobung in die Reiterschulen und zu den Jagdgesellschaften geschickt. Diesem in allen Staatsgestüten gebräuchlichen Verfahren und der kräftigenden Trainirung verdankt das ungarische Pferd zum großen Theile die Zähigkeit und Ausdauer, die es in der Verwendung so sehr auszeichnen und auch einen Hauptgrund seines Ansehens im Auslande bilden.

Außerhalb des Hauptparkes, in den einzelnen Meiereien werden im Winter in geräumigen, hohen Ställen, im Sommer auf saftigen Weiden die Halbblutstuten, je für sich die Mutterpferde und nach Alter und Geschlecht getrennt die Fohlen, eingestellt. Die Fohlen, nebst ihren Müttern stets unter Menschen weiland, werden äußerst zahm. Sie spielen untereinander und auch unter ihnen tritt Kameradschaft oder Abneigung, die Gesetztheit der älteren gegenüber den jüngeren zu Tage; es zeigt sich das Rosen der Stutenfohlen gegenüber den Zänkereien der Hengstfohlen. Bald jedoch werden sie von den auf flinken Reitpferden sitzenden Csikósen (bekleidet mit fliegenderm blauen Ärmelhemde und Gatyen, gelbköpfiger Weste und Mütze) umkreist und mit knallenden Peitschen hin und her getrieben. Aus dem bewegten Bilde scheidet sich bloß der graue Esel mit seiner unverwüßlichen Ruhe aus. Er findet selten einen Kameraden unter den Fohlen, wird aber in jeder Abtheilung gehalten, damit die Fohlen sich an seine Anwesenheit gewöhnen, um sich etwa vor den langohrigen Verwandten nicht zu scheuen, eine Eigenthümlichkeit, die manchem Pferde innewohnt. Der Gesammthengstenstand in Kisbár beläuft sich gegenwärtig auf 800 Stück, während auf den Hengstendepots 409 Stück Kisbärer Pfleglinge behufs Verbesserung der Allgemeynzucht in Verwendung stehen.

Abgesehen von der Verschiedenheit der Race gewährt auch Bábolna, wohin man von Kisbár über die Ortschaft Tárkány in einer kleinen Stunde fährt, im Großen und Ganzen das nämliche Bild. Während Kisbár die Aufgabe hat, die Pferdezüchter mit englischem Vollblut, besonders aber mit hohem Materiale von englischem Blute zu versorgen,

wird in Bábolna arabisches Blut gezüchtet, für jene Gegenden des Landes, wo die in den Händen der Landwirthe befindlichen Stuten von orientalischem Blute noch nicht hoch genug gewachsen sind, um die Verwendung der größeren Hengste zu gestatten, oder wo die Zucht und insbesondere das Aufziehen und Erhalten noch nicht so weit gediehen ist, daß man sowohl der Stute, als auch ihrem Fohlen das für ein Pferd von englischem Blut unbedingt nothwendige reichliche Futter, nebst sorgfältigster Pflege zuwenden kann. Aus dem Bábolnaer Gestüt stehen jetzt 334 Hengste in den staatlichen Hengstendepots, während der gesammte Pferdebestand des Gestüts etwa 600 Stück ausmacht.

Bábolna ist ein viel älteres Gestüt als Kiszber. Es wurde unter der Regierung Kaiser Josephs II. in den Jahren 1789 und 1790 von der gräflichen Familie Szapáry um



Schweizerei zu Bábolna.

450.000 Gulden für das Militär-Arzt angekauft, und zwar um es als Filiale des Gestüts von Mezöhegyes einzurichten, das dazumal die Armee mit Remounten versah, ja sogar eine große Anzahl Ochsen zur Verpflegung des Heeres und der Stadt Wien lieferte. Dieser Aufgabe entsprechend, war also dort in den letzten Jahren des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts eine systematische Zucht wohl kaum im Gange, obgleich das Gestüt mittlerweile, im Jahre 1806, selbständig gemacht wurde. Die schwere Zeit zu Anfang des Jahrhunderts, die sogar einmal das Gestüt zur Flucht vor den Franzosen nach Mezöhegyes zwang, war der systematischen Arbeit hinderlich, so daß erst 1816 die Paarung der Bábolnaer Stuten mit Hengsten von orientalischem Blut im Princip beschlossen wurde.

Anfangs wurde zwar dieser Grundsat nicht streng gewahrt, vielmehr war zehn Jahre lang das Kreuzen mit Beutepferden aus dem französischen Hengstendepot zu

Rosières mit orientalischen Hengsten, die durch Baron Fectig oder durch Vermittlung einzelner Händler erworben wurden, ferner mit spanischen Hengsten aus dem Kopschaner Hofgestüt im Gange, ja es kam sogar zu Versuchen mit Kladruber Hengsten. Seit den Dreißiger-Jahren jedoch wurde und wird bloß reines orientalisches Blut gezüchtet, zu dessen Auffrischung wiederholt original-arabische Hengste und Stuten aus dem Orient eingeführt wurden. Missionen zum Behuf solcher Ankäufe gingen 1836 nach Syrien, 1843 nach Egypten, 1852 und 1856 wieder nach Syrien; die letzte Erwerbung aber fand dann erst 30 Jahre später, im Jahre 1885 statt, nachdem das Gestüt mittlerweile, Anfang Januar 1869, in die Verwaltung des Ackerbauministeriums übernommen worden war, bei welchem Anlaß jene weniger entwickelten oder charakterlosen oder sonst fehlerhaften Stuten, welche die Übernahme-commission zum Fortzüchten in Bâbolna nicht für geeignet hielt, durch 45 von Mezöheghez herübergenommene arabische Stuten ersetzt wurden.

Unter dem Einfluß der seither betriebenen systematischen Zucht, sowie der reichlicheren Fütterung sind die Pferde des Bâbolnaer Gestüts, obgleich ihr orientalischer Typus sich vollkommen aufrecht erhielt, größer, knochiger, muskulöser geworden, so daß das dort gezüchtete Materiale, trotz der ununterbrochen in reinem Blute erfolgenden Zucht, bedeutend stattlicher an Wuchs ist als das original-arabische und somit dem Bedürfniß der Gegenwart, die bei Reitpferden wie leichten Zuggpferden Stattlichkeit verlangt, besser entspricht. Das Züchtungsprincip besteht darin, daß Stuten, deren Abkömmlinge schon den Beginn einer gewissen Vergrößerung und der Abstreifung des orientalischen Typus zeigen, mit original-arabischen Hengsten oder deren directen Abkömmlingen gepaart werden, dagegen dort, wo eine Verringerung und Überfeinerung des Körpers einzutreten beginnt, stattlichere Hengste eigener Zucht zur Verwendung gelangen. Während uns das Risbärer Gestüt durch seinen großen Werth, sein edles Blut und die merkwürdigen Züchtungsergebnisse anzieht, fesselt uns das Bâbolnaer mehr durch das Interessante, Anmuthige seines Wesens. Die Formen des arabischen Pferdes sind reizvoller, die Farbenmischung der Gestüthe ist lebhafter, mannigfaltiger, insofern die Gesellschaft auch durch die verschiedenen Schattirungen des aus dem englischen Blute schon ausgeschlossenen Grau aufgemischt wird, auch sind die Thiere zuthunlicher, handfrommer. Dabei kommt es freilich bei ihrer nervösen Natur doch alljährlich etliche Male vor, daß ein oder das andere Pferd ohne jeden Grund scheu wird, worauf das ganze Gestüt ausreißt und in rasendem Galopp über Stock und Stein dahinfegt, bis es völlig ausgepumpt stille halten muß. Die schlimmsten Durchgänger gilt es dann oft aus der dritten Dorfgemarkung zurückzuholen. Der angenehme Eindruck bei der Betrachtung dieses wirklich edlen und überdies anmuthigen Pferdeschlages steigert sich noch durch die große Übersichtlichkeit des ganzen Gestüts. Im Hauptdepot, das zu Anfang des Jahrhunderts nach der nicht gerade auf Augenweide abzielenden,

aber bei zweckmäßiger Eintheilung angelegt wurde, sind die Ställe der Hengste, Stuten und der zu dressirenden Fohlen beisammen; in der Mitte des geschlossenen Hofes hat es die gedeckte Winterreiterschule und die mit Tannen umpflanzte offene für den Sommer; aber auch die in den äußeren Meiereien untergebrachten Ställe der Jahrgänge sind zu Wagen bald zu erreichen. Es gewährt einen seltenen Genuß, mit vier Bâbolnaer Grauschimmeln von schöner Gangart, in bequemem Wagen, auf trefflich gekiesten Wegen, diese in einem Stück hingelagerte, von ihren leichten Hügelwellen aus völlig übersehbare Besizung zu durchfahren. Mit ihren überall baumbeschatteten Straßen, ihren Gainen und Wäldern gleicht sie einem riesigen Parke, auf dessen frischem Grün in buntscheckigem Nacheinander mannigfach gefärbte Gestüte, rothbunte Simmenthaler Rinderheerden, helle Schafsheerden und weiße Gruppen im Joch arbeitender Ochsen sich tummeln.

Die Erziehung, Abhärtung, Einübung und Ausprobung geschieht nach denselben Grundjagen wie im Kisbärer Gestüt. Wie dort, so werden auch hier aus dem zuwachsenden Plus die jungen Hengste in das Hengstendepot eingetheilt, die überzähligen jungen Stuten aber, die nicht mehr erforderlich sind, um die Bestände des Gestüts ziffermäßig zu ergänzen, werden regelmäßig anfangs October in Budapest versteigert. Ueberdies liefert das Bâbolnaer Gestüt — gegenwärtig wohl das einzige noch belangreiche arabische Gestüt in Europa — einen großen Theil der berühmten Schimmel der ungarischen Leibgarde, ferner versieht es Kroatien und Bosnien mit arabischen Hengsten, ja auch fremde Staaten, wie Bulgarien und einmal sogar Japan, haben sich hier Hengste von arabischem Blut zur Zuchtverbesserung (Correctoren) geholt.

In Kisbér wie in Bâbolna sind mit den Gestüten ausgedehnte Landwirthschaften verbunden. Der Flächeninhalt der Kisbärer Anlage beträgt 11.255 Katastraljoch, Bâbolna hat 7.105. Solange die Gestüte rein militärisch verwaltet und auch die Landwirthschaften durch Militärbeamte, die dem Gestütscommandanten untergeben waren, mit militärischem Dienstpersonale betrieben wurden, hatten diese Oeconomien ausschließlich die Aufgabe, das Gestüt mit Weidgrund und Futter zu versehen. Seitdem aber diese Anstalten durch das Ackerbauministerium verwaltet werden und die Landwirthschaft von der Gestütsverwaltung völlig getrennt, durch bürgerliche Beamte mit bürgerlichem Dienstpersonale betrieben wird, haben die Oeconomien außer der Versorgung der Gestüte auch noch die Aufgabe, ihren Reinertrag zur Deckung der Ausgaben für die Landespferdezucht beizusteuern, ja überdies noch, soweit die beiden erwähnten Hauptzwecke es gestatten, eine so mustergiltige Wirthschaft zu führen, daß die Landwirthe sich bei ihnen nützliche Erfahrungen und guten Rath holen können.

Nach einem Vierteljahrhundert ausdauernder und folgerichtiger Arbeit in dieser Richtung halten beide Oeconomien nunmehr so weit, daß sie allen diesen Aufgaben mit

Erfolg genügen können. Das auf den Hutweiden und Mähwiesen erzielte, stets ausreichende und gute Futter unterstützt das Gestüt in der Entwicklung des Materials, und überdies betreiben auch die Ökonomen selbst eine ausgebreitete Viehzucht. So züchtet insbesondere die Risbärer Ökonomie Zugpferde vom Ardenner Schlag, Simmenthaler und Bonyhäder Rindvieh, Rambouillet-Schafe und Berkshire-Schweine; ihre Schweizelei erzielt Butter und Dessertkäse vorzüglicher Güte. Die Bábolnaer Gestütsdomäne besitzt einen Stamm von Simmenthaler Rindvieh, der an Zahl wie an Vortrefflichkeit seines Gleichen sucht; auch hat sie eine starke Zucht von Rambouillet-Schafen und Mangolicza-Schweinen.

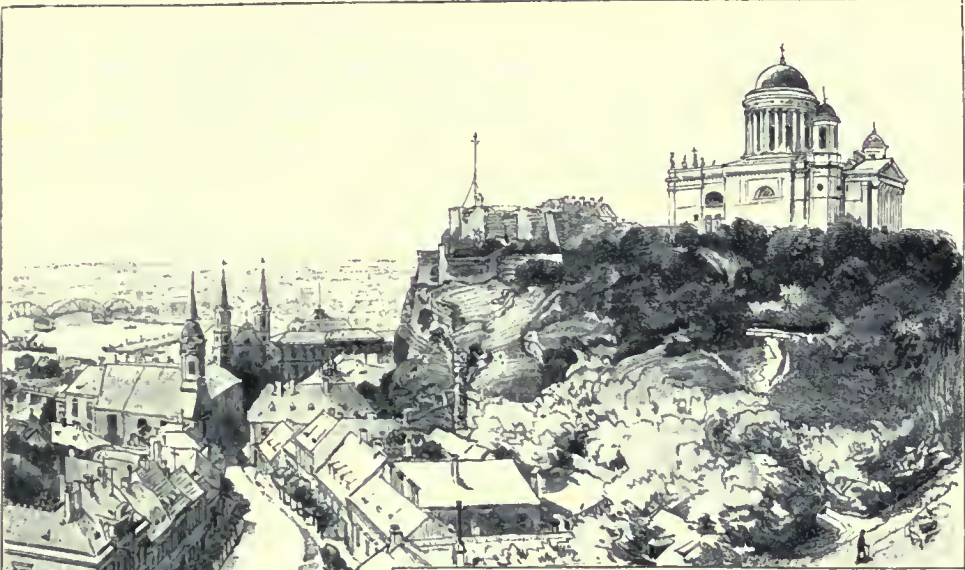
Auf den reichlich gedüngten, mit Dampfpflügen und sonstigen guten Werkzeugen gründlich bearbeiteten, für zweckmäßigen Saatenwechsel eingerichteten Äckern wachsen große Durchschnitte von Getreide, die auf jeder Domäne durch eigene Dampfmühlen vermahlen werden, während zur Aufarbeitung der im Großen gebauten Kartoffeln eine gleichfalls mit den Domänen verbundene Stärkesabrik besteht, deren Kartoffelrückstände als billiges und gutes Futter an die großen Viehmästereien der Domänen zurückgehen.

Die Thätigkeit dieser Landwirthschaften bietet das mannigfaltige, lebensvolle Bild einer ganz auf der Höhe der Zeit stehenden Arbeit, die in vielfacher Hinsicht interessante und werthvolle Belehrung gewährt.

Doch auch die humanitären Gesichtspunkte sind in diesen Arbeitsbezirken der vollsten Beachtung sicher. Das Dienstpersonale wohnt familienweise in gesonderten Stuben und ist gegen Unfälle, die bei der Arbeit vorkommen können, versichert; die Kinder der Leute — Knaben wie Mädchen — erhalten in den Schulen der Anstalt Unterricht; die Kranken werden entweder zu Hause oder in dem Spital, das jede Herrschaft besitzt, durch zugehörige Ärzte unentgeltlich behandelt; endlich sorgt die Verwaltung auch für die Pflege der Religiosität, welches auch das Bekenntniß ihrer Angestellten sein möge.



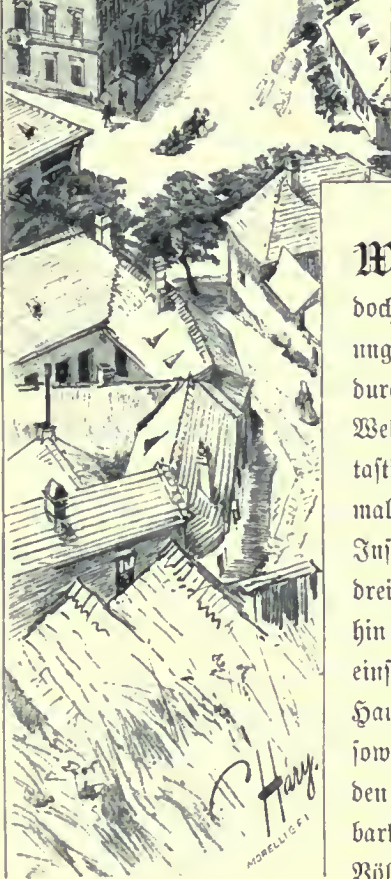
Johllengestüt zu Bábolna.



Gran vom St. Thomasherge gesehen.

Gran und Umgebung.

Wenn der Reisende von Preßburg abwärts die flache, doch keineswegs langweilige Eintönigkeit des kleinen ungarischen Alföld im oberen Theile der Donauegend durchmessen hat, erfrischt sich sein Auge wieder an den Wellenlinien von Bergzügen, kahle Felsberge von phantastischer Form tauchen auf, dichte, dunkle Waldungen, malerisches Ufergelände, Gruppen üppig bewachsener Inseln in frischem Grün und endlich eine Stadt mit dreizehn Kirchtürmen und gewaltiger, die Gegend weit hin beherrschender Kathedrale. Das ist Gran (Esztergom), einst die Residenzstadt der ersten Könige aus Arpáds Hause. Die mannigfaltigen Naturschönheiten dieser Gegend, sowie der Wildreichtum ihrer Urwälder zogen schon in den ältesten Zeiten die Wanderstämme an; durch Fruchtbarkeit und Reichthum wurde sie ein Ziel aller erobernden Völkerströme.



Jener Theil eines der kleinsten Comitats des Landes, der sich längs des rechten Donau-Ufers und über dessen Gebirgsgegend hin zwischen die Comitats Komorn und Pest einschleibt, bildet eine natürliche geographische Einheit von etwa 600 Quadratkilometer Flächeninhalt und ist vermöge des Reichthums seiner Urproduction eines der gefegnetsten Gebiete des Landes.

Die ganze Fläche des Graner Comitats beträgt 1.123·3 Quadratkilometer; seine Bevölkerung beläuft sich auf 78.378 Köpfe, darunter der Nationalität nach 62.505 Ungarn, der Rest Deutsche und Slovaken, dem Glaubensbekenntniß nach aber 65.667 Römisch-Katholische, 9.135 Reformirte, 2.939 Juden, 588 Evangelische A. C. und 37 Griechisch-Richtunirte. Die Bevölkerung des kleinen Comitats ist ziemlich dicht, denn es fallen 70 Menschen auf den Quadratkilometer.

Gran ist die einzige Stadt nicht nur dieser Gegend, sondern des ganzen Comitats. Es bestand bis zum Jahre 1895 aus vier aneinander gebauten, doch unter besonderen Behörden stehenden Stadttheilen, und zwar der königlichen Freistadt Gran mit 9.349, den Großgemeinden Szent-Tamás mit 2.544, Szent-Györgymező mit 2.698 und Biziváros mit 1.158 Einwohnern. Die im kurzen Wege, durch einen Ministerialerlaß vereinigten vier Stadttheile haben zusammen eine Bevölkerung von 15.749 Seelen.

Der Fruchtbarkeit nach steht das Graner Comitats unter den übrigen an achter Stelle, denn seine 170.343 Katastraljoch tragen 5 fl. 15 kr. das Joch. (Bács-Bodrog, das fruchtbarste Comitats, hat einen Hauptdurchschnittsertrag von 7 fl. 58 kr. und Máramaros, das letzte, von 42 kr.)

Das Hauptgewässer des Comitats ist die Donau, ihr Nebenfluß ist die Gran (Garam). Beide überfluthen sehr häufig das flache Land und machen dessen Ernten zunichte. Bäche gibt es wenige, wohl aber viele Quellbezirke.

Das Hauptgebirge des Comitats, die Berggruppe des Pilis, ist ein dem Alpen-system zugehöriges, etwa 160 Kilometer umfassendes Gebirgsland. Das magyarische Volk der Pilis-Gegend nennt eine kahle Bergkuppe und einen kahlen oder rasirten Mönchskopf noch heute „pilis“. Die weitverzweigte Berggruppe hat ihren Namen nicht nur auf ein ehemaliges ungarisches Comitats, sondern auch auf zahlreiche größere und kleinere magyarische und slovakische Ortschaften übertragen.

Ihren geologischen Bau nach sind die malerischen Gruppen der Berge von Pilis und Gerecke dem Ofner Gebirge fast gleich: weißer, dichter Kalkstein, doch mit dünnen rothen Schichten gemischt, aus denen Marmor gebrochen wird. Der rothe Marmor von Gran ist in der ganzen Gegend bekannt, wird aber am meisten in Budapest verwendet zur Pflasterung von Corridoren, in Treppenhäusern und bei Wasserbauten. Der rothe Marmor der hauptstädtischen Paläste und des ganzen Ofner Quai's ist Graner Gervächs.

Die bedeutendsten Marmorbrüche befinden sich auf dem Gereze. Süttö, Pißke und Nyerges-Ujfalú am rechten Ufer der Donau verdanken ihren Aufschwung besonders dem Marmor. Auch die eocänen und oligocänen Ablagerungen nehmen große Flächen ein, es wurden zwischen ihnen mächtige Braunkohlenlager gefunden. Die größte Merkwürdigkeit der nahen Umgebung von Gran bildet ohne Zweifel dieser Bergwerksbezirk von unerschöpflichem Reichthum, der durch die Nähe der Hauptstadt erhöhten Werth gewinnt. Das dortige Kohlenlager hat seit einigen Jahren bereits seine ständige Eisenbahnverbindung mit dem westlichen Verkehr. Nach der Linie Gran-Füzitö wird nun bald auch die Verbindung Gran-Ofen eröffnet werden, was der Urproduction des ganzen Bergwerksbezirkes eine noch größere Blüte in Aussicht stellt. Die Stadt und ihre Umgebung besitzen sehr viele Thermen. In der Mitte der Stadt entspringt eine Quelle von 26° C. und fließt in die kleine Donau ab; am Fuße des St. Thomasberges brechen von Zeit zu Zeit Bitterwasserquellen hervor; doch sind diese Mineralwässer, nach den Ergebnissen mehrfacher wissenschaftlicher Analysen von keiner besonderen Wichtigkeit und Verwerthbarkeit. In den Bergen von Dömös wurden einst ausgebeutete Goldminen entdeckt, deren Betrieb aller Wahrscheinlichkeit nach bis in die römische Zeit zurückreicht. Neuestens beginnt man, den Graner Quarz in den dortigen Glasfabriken zu verarbeiten.

Die alte Geographie erklärte den Ursprung des Namens Eßtergom aus dem Zusammenfluß der Ister (Donau) und des Granum (Gran). Der slavische Name der Stadt ist Ostrihom, der lateinische Strigonium (Istropolis, Istrogramum), jedenfalls Anhaltspunkte genug, um die nach dem Wortklange Etymologisirenden irrezuführen. Mit weit mehr Wahrscheinlichkeit wird aber der Namen Eßtergom aus dem Fränkischen erklärt. Die Franken nannten nämlich diese Grenzfestung ihres Reiches Oster-Ringen, das heißt östliche Burg. Als noch Pannonien bestand, war Gran unter dem Namen Salva eine römische Colonie, die mit den Legionen zugleich verschwand.

In Gran und dem längs der Donau gelegenen Theile des Comitats werden sehr viele geschliffene und ungeschliffene Gegenstände aus der Steinzeit gefunden. Das magyarische Volk schreibt diese grünlich-braunen Steinwerkzeuge dem Blißschlage zu und nennt sie „kalte Donnerkeile“ (wörtlich: kalte Gottespfeile). Die abergläubischen Bauern curiren an manchen Orten nicht nur das schlecht milchende oder kranke Vieh, sondern sogar die häutige Bräune mit diesen kalten Donnerkeilen; daher sind diese Geräthschaften der Steinzeit bei ihnen sehr gesucht und schwer zu erlangen. Von Denkmälern der Urzeit kommen hier noch aus reinem Kupfer gefertigte Spangen, Meißel, Sichel, Wurfspere und Lanzenspitzen vor, am häufigsten aber bronzezeitliche Geräthe jeder Art, die aus den Begräbnisstätten der Urzeit und dem Krümelwerk der einstigen Herdstätten ans Tageslicht kommen. Auch aus der Zeit der Völkerwanderung und Römerherrschaft finden sich

zahlreiche Denkmäler. Doch beginnt man erst in neuerer Zeit die hochinteressanten Alterthümer systematisch zu sammeln. Vor kaum einem Jahr erst hat sich die Graner historische Gesellschaft gebildet, die sich des alten, der Anjouzeit angehörigen, mit lateinischer Inschrift versehenen Siegels der Stadt Gran bedient.

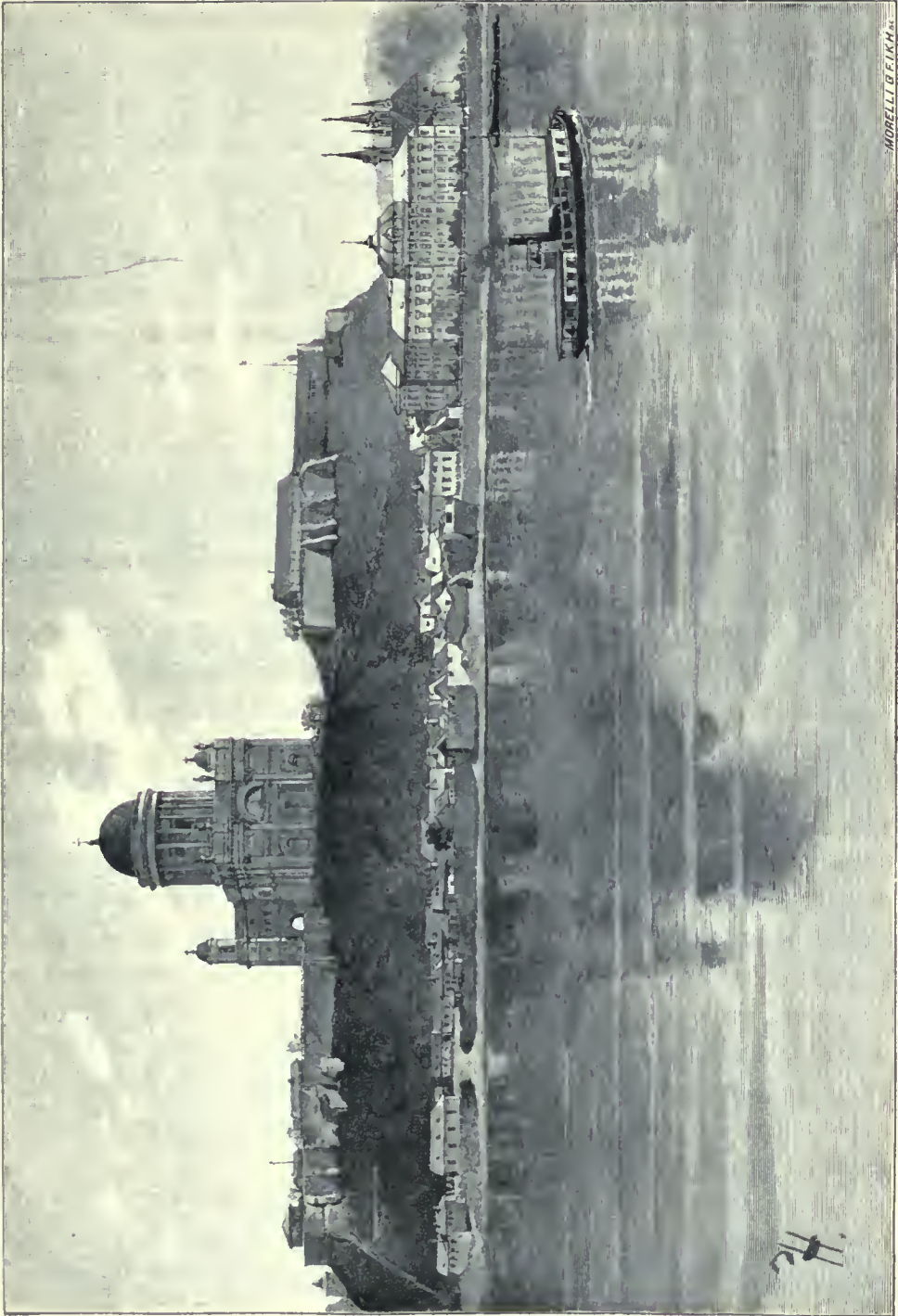
Die ersten Arpáden, die letzten Herzoge und ersten Könige wählten das von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Gran und dessen Umgebung gerne zu ihrem Wohnsitz, ja sie hatten hier ihre Residenzstadt. Zur Zeit des Herzogs Géza, Vaters Stefans des Heiligen, begegneten sich in Gran die östliche und die westeuropäische Bildung, griechischer und deutscher Einfluß; zum ersten Male maßen sich das östliche und westliche Christenthum. In Gran wurde, um das Jahr 970, Stefan der Heilige geboren. Die Graner Überlieferung verlegt seine Geburtsstätte an die Stelle der in den Festungsrüinen wohl erhalten gebliebenen alten Kapelle.

In seiner Geburtsstadt gründete Stefan der Heilige das Graner Erzbisthum als Vorsteher der ersten zehn ungarischen Bisthümer, und von Gran ging vermuthlich die glänzende Gesandtschaft unter Führung des Erzbischofs Astricus nach Rom ab zu Papst Sylvester II., um die heilige Krone zu holen, mit der im Jahre 1001 Stefan der Heilige gekrönt wurde, wodurch Ungarn ein westeuropäisches Königreich und Gran dessen Residenzstadt wurde. Die ersten ungarischen Könige hatten bis zum Beginn des XIII. Jahrhunderts häufig in Gran ihre Hofhaltung.

Die alten Graner Erzbischöfe zogen zum Schutze des Königs und des Landes auch in den Krieg. Erzbischof Matthias fiel in der Tatarenschlacht am Sajó, Erzbischof Ladislaus Szalkay bei Mohács.

Die Niederlagen am Sajófluß und bei Mohács bedeuten auch das Verderben Grans. Die Tataren zerstörten die Stadt, mit Ausnahme der Citadelle, und megelten die Einwohnererschaft nieder. Die Türken aber erschienen nach ihrem Mohács'er Siege, plünderten die wieder aufgeblühte Stadt, verjagten die hohe Geistlichkeit und bengteten die Bevölkerung ins Sklavenjoch. Nach Ladislaus Szalkay wohnte dritthalb Jahrhunderte lang kein Primas in Gran. Nachdem der Tatarensturm vorüber war, gründete Béla IV. seinen Königssitz in Ofen. Der Primas und das Kapitel flüchteten in Folge der Schlacht bei Mohács nach Tyrnau.

In Tyrnau gründete der Graner Erzbischof Miklós Oláh das erste Priester-Seminar Ungarns, das erst im Jahre 1850 nach Gran übersiedelte. In Tyrnau und Preßburg lebte Peter Pázmány, der größte Primas von Ungarn. Zu Tyrnau hielt der Graner Erzbischof Georg Szelepcsényi im Jahre 1683 das feierliche Tedeum ab für die Vertreibung der Türken aus Gran, und im Asyl zu Tyrnau lebte auch der langlebige Erzbischof von Gran, der 103 Jahre alte Georg Széchenyi, dessen Familie



MORELLI & F. K. H. N.

Graz von der Donauferte.

Leopold I. in den Grafenstand erhob und aus dessen Hause der „größte Ungar“, Stefan Széchenyi, stammt.

Das Andenken der Graner Türkenzeit hat sich beim dortigen Volke noch lebendig erhalten und es gehen viele Überlieferungen um über die damals erlittenen Drangsale. Gran war die Grenzveste der Türken. Sechzig Dörfer gehörten zum Sandschak von Gran. Die Abgaben waren jedoch so schwer, daß die magyarische Bevölkerung, um ihnen zu entgehen, aus Gran auswanderte; an ihre Stelle rückten Serben ein, die sich schon an das Tragen türkischer Ketten gewöhnt hatten. Die königliche Stadt Gran hieß in der Türkenzeit Raikenstadt (Rácsváros). Sämmtliche Kunstdenkmäler, mit Ausnahme der Bakócs-Kapelle, wurden zerstört. Aus der berühmten Domkirche des heiligen Adalbert bauten die Türken Festungswälle, und noch jetzt sieht man in den Ruinen der Graner Festung sehr interessante alte Steinmetzarbeiten.

Herzog Karl von Lothringen und Johann Sobieski, König von Polen, befreiten Gran durch den Sieg bei Párkány (1683) vom türkischen Joch.

Selbst nach diesem Siege bedurfte es noch 137 Jahre, bis das Graner Erzbisthum und Kapitel wieder auf ihren uralten Stammsitz zurückkehren konnten, und damit beginnt in der Geschichte Grans die Epoche der Wiedergeburt.

Allein die Geschichte Grans gruppirt ihre Ereignisse nicht bloß um den königlichen und den erzbischöflichen Stuhl. Auch die alten Klöster und Mönche hatten ihren bedeutenden Antheil daran. Fast alle in Ungarn vertretenen Orden wurden im alten Gran ansässig; zur Zeit Stefan des Heiligen die Benediktiner, später die Cistercienser, die Tempelherren, welche ebenso wie die Johanniter und das Graner Kapitel je ein Exemplar der Goldenen Bulle in Verwahrung hatten; dann folgten die Dominicauer und Augustiner, die sehr bedeutende Güter außerhalb der Stadt besaßen. Die Franciscaner wurden durch Béla IV. heimlich gemacht und in ihrer Kirche wurde er später an der Seite seiner Gemalin bestattet. Alle diese Klöster wurden jedoch vollständig zerstört, so daß selbst die Orte, wo sie gestanden, kaum mehr festzustellen sind. Das Kloster der Pauliner bestand sechzig, das der Jesuiten beinahe hundert Jahre lang. Die Jesuitenkirche war die mit dem jetzigen Primatialpalaste zusammengebaute Pfarrkirche der Wasserstadt (Vízváros); auf der Stätte ihres alten Klosters entstand die neue erzbischöfliche Residenz. Die Jesuiten wurden in der Leitung des Mittelschulunterrichtes zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den restituirten Orden der Benediktiner abgelöst.

Der Graner Erzbischof Ferdinand Kuzay, der gelehrte Redacteur der im Jahre 1874 begonnenen „*Monumenta Ecclesiae Strigoniensis*“, ließ in der Gemarkung von Szent-Györgymező die Grundmauern des Ákos-Palastes ausgraben. Dies ist der einzige in Ungarn erhaltene Rest eines Magnatenpalastes aus der Árpádenzeit. Der Benediktiner

Professor Victor Kécsai aber fand bei der Regulirung des Széchenyi-Platzes mitten in der Stadt die Grundsteine der uralten St. Laurentiuskirche auf.

Auch die Geschichte der Graner Insel ist sehr gedenkenswerth. Fünf- bis sechshundert Schritte stromaufwärts von der eisernen Brücke finden sich nämlich am Donau-Ufer hügelartige Erhebungen und Ruinenreste. Hier stand vor alters das Kloster der Inselnonnen, in dem sich die Könige Salomon und Géza versöhnt haben. Auch König Béla der Blinde sprach wiederholt in diesem Kloster vor, welches mehrere Vorrechte genoß, so unter Anderem das Mauthrecht auf der Donau ausübte. Das Kloster fiel den Türken



Gran vom Festungsborg gesehen.

zum Opfer, und erst nach Jahrhunderten wurde durch den Primas Scitovszky wieder ein Nonnenkloster in Gran gegründet.

In der Primasstadt bezieht sich jedes Denkmal auf die Graner Erzbischöfe, deren Würde sich im langen Laufe der Jahrhunderte stetig fortentwickelt hat.

Im Sinne des alten ungarischen Kirchenrechtes, welches Peter Pázmány auf der Tyrnauer Synode im Einzelnen feststellte, müssen dem Erzbischof von Gran, als erstem Kirchenfürsten Ungarns, die übrigen Erzbischöfe Gehorsam leisten; ohne Einwilligung des Primas dürfen sie keine Bischöfe weihen; die Streitfragen der Bischöfe entscheidet der Primas; der Erzbischof ist der Richter der in der Erzdiöcese befindlichen Bischöfe,

der Primas aber der der Erzbischöfe; die Bischöfe appelliren — mit Ausnahme des Erzbischofes von Kalocsa — an den Primas; vom Primas, als geborenem Legaten des heiligen Stuhles, gehen die Appellationen und sonstigen Acten direct nach Rom; der Primas hat das Recht, über alle römisch-katholischen Kirchen, Orden, Klöster und jederlei privilegierte kirchliche Personen und Anstalten, die Erzabtei Martinsberg ausgenommen, Untersuchungen einzuleiten; schließlich hat er das Recht, unter seinem Vorsitz eine nationale Synode einzuberufen, auf der sämtliche Erzbischöfe und Bischöfe des Landes zu erscheinen haben; der Primas ist auch der einzige unter allen ungarischen Kirchenfürsten, der sich das apostolische Kreuz kann vortragen lassen.

Als Ludwig der Große seine Armee nach Italien führte, betraute er mit der Regierung seines Landes den Erzbischof Esanád Telegdi, der fast zwei Jahre hindurch in Abwesenheit des Königs und des Palatins Verweser Ungarns war. Eine ähnliche geschichtliche Rolle fiel dem Erzbischof Thomas III. zu, der während der polnischen Reise Ludwig des Großen Gouverneur von Ungarn war. König Sigismund betraute wiederholt den Primas Georg Ranizsai mit der Regierung des Landes.

Schon im XIII. Jahrhundert gab es einen Cardinal-Erzbischof. Der erste ungarische Cardinal war Stefan Bánca. Im XVIII. Jahrhundert erhielt der Primas den Titel eines Fürsten des heiligen römischen Reiches.

Sechshundsechzig Erzbischöfe hat Gran gehabt, darunter außer adeligen und hochadeligen auch herzogliche, erzhertzogliche und fürstliche. Viele aber erhoben sich aus der Stille des Klosters oder aus dem Schoße des Volkes zu dieser höchsten kirchlichen Würde.

Nach dem Tode Simors beschäftigte sich die öffentliche Meinung bis zur Ernennung Claudius Bafary's mit der Verlegung des Graner Erzbischofsitzes nach Budapest. Die Frage wurde durch folgenden Satz des königlichen Ernennungsdecrets entschieden: „Wir wünschen und erwarten jedoch, daß Unser aufrichtig geliebter Getreuer, Claudius Franz Bafary, so oft Wir, beziehungsweise Unsere Nachfolger längere Zeit in Unserer ungarischen Hauptstadt verweilen, sowie auch während der öffentlichen Verhandlungen des ungarischen Reichstages, wenigstens während des größeren Theiles der winterlichen Periode derselben, ständig in der Hauptstadt Budapest residire.“ Da bald darauf Budapest einen erzbischöflichen Vicar und Bischof erhielt, so wurde die Angelegenheit des Residenzortes von der Tagesordnung abgesetzt.

Der Primas Claudius Bafary begann seine Thätigkeit damit, daß er auf das Recht des Graner Brückenzolles, welches jährlich etwa 10.000 Gulden abwarf, zu Gunsten der neuen staatlichen Eisenbrücke verzichtete. Die neue eiserne Brücke, welche den Namen der Erzherzogin Maria Valerie führt, ruht auf fünf Pfeilern und ist 507 Meter lang, ihr Bau dauerte ein Jahr und die Eröffnung fand im Jahre 1895 statt. Diese stehende Brücke

eröffnet der Entwicklung Gran's einen neuen Weg, da die Stadt wegen ihrer bisherigen ungünstigen Verbindungen oft ganz von der Welt abgesperrt war.

Obgleich Gran lange Zeit sozusagen außerhalb des Verkehrs lag, da es bloß von der Donauschiffahrt berührt wurde, hat es sich doch seit einem halben Jahrhundert wenn auch langsam, doch recht gut entwickelt. Nach den aus dem vorigen Jahrhundert erhaltenen Beschreibungen war es eine Stadt mit deutscher Bevölkerung. Heute ist es eine ganz ungarische Stadt.

Seit der Einweihung der Erz-kathedrale, besonders aber seit der Eröffnung des Primatial-Museums und der Schatzkammer besuchen viele Fremde die Stadt, deren Bild sich vom Festungsberg gesehen am schönsten darstellt. Dort hat man zu Füßen die majestätisch dahinziehende Große Donau, westlich die üppig bewachsene Gruppe kleiner Inseln vor sich, dem Seitenarm des Stromes, der Kleinen Donau entlang die lang hingestreckte



Die St. István-Kapelle und der Festungsberg.

Stadt mit ihren größtentheils ebenerdigen, farbig getünchten Häuschen, ihren Gärtchen und leblosen, schmalen Gäßchen; gegenüber am linken Ufer reihen sich Dörfer mit fruchtbaren Gemarkungen und öffnet sich das wohlbebaute Granthal; im Osten blauen die Honter Berge und ragen weiße Dorfkirchthürme um die Wette mit grauen Fabrik-schloten; im Süden liegen Weinberge, an die sich viele interessante Sagen knüpfen, und die quellenreiche Waldung; dem Festungsberg gegenüber hebt sich der gelbe Lehmrücken des St. Thomasberges, von schlechten Häuschen in wackligen Umzäunungen vermiszt; gegen Südwesten liegen die Marmorbrüche und Kohlenlager; am Ende des Bauern-Stadtheiles

erhebt sich das pantheonartige Kirchlein, das beim Volke „die Rotunde“ heißt; unweit davon erblickt man noch die kleine Eisenbahnstation; unterhalb dieser, gegen die Kleine Donau hin, erstreckt sich das mit dem Namen des ersten Ungarkönigs verknüpfte legendenhafte Szent-Királyföld (Heiligen-Königsfeld), aus deren Hügeln man die Werkstücke einer einst aus behauenen Steinen erbauten Kirche und eines Klosters, dazu alte Marmorfragmente und die Reste von Gebäuden der Arpádenzeit ausgräbt.

Die Erzkathedrale, auf dem Gipfel des 66 Meter hohen Festungs- oder Burgberges (Várhegy) erbaut, ist die größte Kirche Ungarns. Als der Graner erzbischöfliche Stuhl nach 270 Jahren wieder auf seinen ursprünglichen Standort zurückgelangen konnte, begann der Erzbischof Alexander Rudnay den Bau der Haupt- und Kathedralekirche. Die größte und glänzendste Kirche des Landes mußte auf dem Berge errichtet werden, der einst, bis zum Jahre 1543, die alte ungarische Hauptkirche trug. Der Grundstein wurde im Jahre 1822 am Tage des heiligen Adalbert gelegt, unter festlicher Betheiligung des Landes, in Gegenwart des Palatins von Ungarn, zahlreicher Vertreter des Hochadels und aller ungarischen Würdenträger der katholischen Kirche. Eine Sammlung, die im ganzen Lande eingeleitet wurde, um einen Theil der Baukosten zu decken, ergab nicht mehr als 1.500 Gulden. Die Nation überließ die Ausführung ihrer Haupt- und Kathedralekirche der Opferwilligkeit des jeweiligen Primas, und Primas Rudnay allein opferte dafür beinahe eine Million Gulden. Nach seinem Tode setzte Josef Kopácsy den Bau fort. Kopácsy war Bischof von Veszprém und konnte mit königlicher Bewilligung auch die Einkünfte des Bisthums Veszprém drei Jahre lang auf die Arbeiten an der Kathedrale verwenden. Auf den Primas Kopácsy folgte Erzbischof Johann Scitovszky, der die Kathedrale im Jahre 1856 in Gegenwart des Königs und der katholischen Notabilitäten des Landes mit großer Feierlichkeit einweihte. Die Vollendung der Säulenhalle war dem Fürstprimas Johann Simor vorbehalten, der übrigens das Innere des ganzen Domes, namentlich aber 1866, zum Gedächtniß seines 50jährigen Priesterjubiläums, die bis dahin schmucklose Kuppel prächtig anschmückte. Josef Arabi-Lippert, der Hofarchitekt des Primas, entwarf den Plan der Ornamentirung, welche der Decorateur Detama, zumeist mit italienischen Arbeitern, ausführte. Die Geschichte und die architektonische Charakterisirung der Kirche ist in dem Aufsatze über Baudenkmäler des Landestheiles jenseits der Donau (S. 111 ff.) enthalten. Von den Details des Innenraumes lenkt vor Allem das Bild des Hauptaltars die Aufmerksamkeit auf sich: eines der größten Leinwandgemälde der Welt. Es ist eine Copie von Tizians Himmelfahrt Mariä, durch den venetianischen Maler Michelangelo Grigoletti ausgeführt, 6½ Meter breit und 13 Meter hoch. Grigoletti hat das in der Akademie zu Venedig befindliche Bild des alten Meisters in wesentlicher Vergrößerung und mit einigen Änderungen wiedergegeben.

Nach der Hochaltar selbst ist ein Kunstgebilde, dem sich wenige in den schönsten Kirchen Italiens an die Seite stellen können. Es ist ein Werk des italienischen Künstlers Bonani. Auf dem aus carrarischem Marmor gemeißelten und mit farbigen Edelsteinen verzierten Hochaltar erheben sich vier Standbilder von Heiligen, welche Beziehungen zu Ungarn haben: Adalbert zuerst, dann Gerhard, dann Martin und Maurus. Rechts und links vom Hochaltare knien auf Sockeln zwei Engel, welche Armleuchter halten. Der Altar ist mit schönen Reliefs geschmückt und auf seiner Platte stehen sargförmige Schreine mit Glasaufeln, welche zahlreiche Reliquien enthalten. Hinter dem Altar stützen zwei ebenso hohe und dicke Pfeiler, wie die der Kuppel das hintere Gewölbe des Sanctuariums. Links im Sanctuarium, nahe dem Altare, steht der Thron des Fürstprimas, von Lippert im Renaissancestil entworfen, und ihm gegenüber eine kleinere Orgel in einem geschnittenen Eichenschrank. Der Sacraments-



Johann Bitté's Grabdenkmal in der Graner Erz-kathedrale.

altar steht im linken Theile des Grundkreuzes der Erz-kathedrale. Er ist aus Marmor gearbeitet und mit dem schönsten Gemälde Grigoletti's, „Christi Tod“, geschmückt. Das Bild des gegenüberstehenden Altars stellt König Stefan den Heiligen mit seiner Gattin

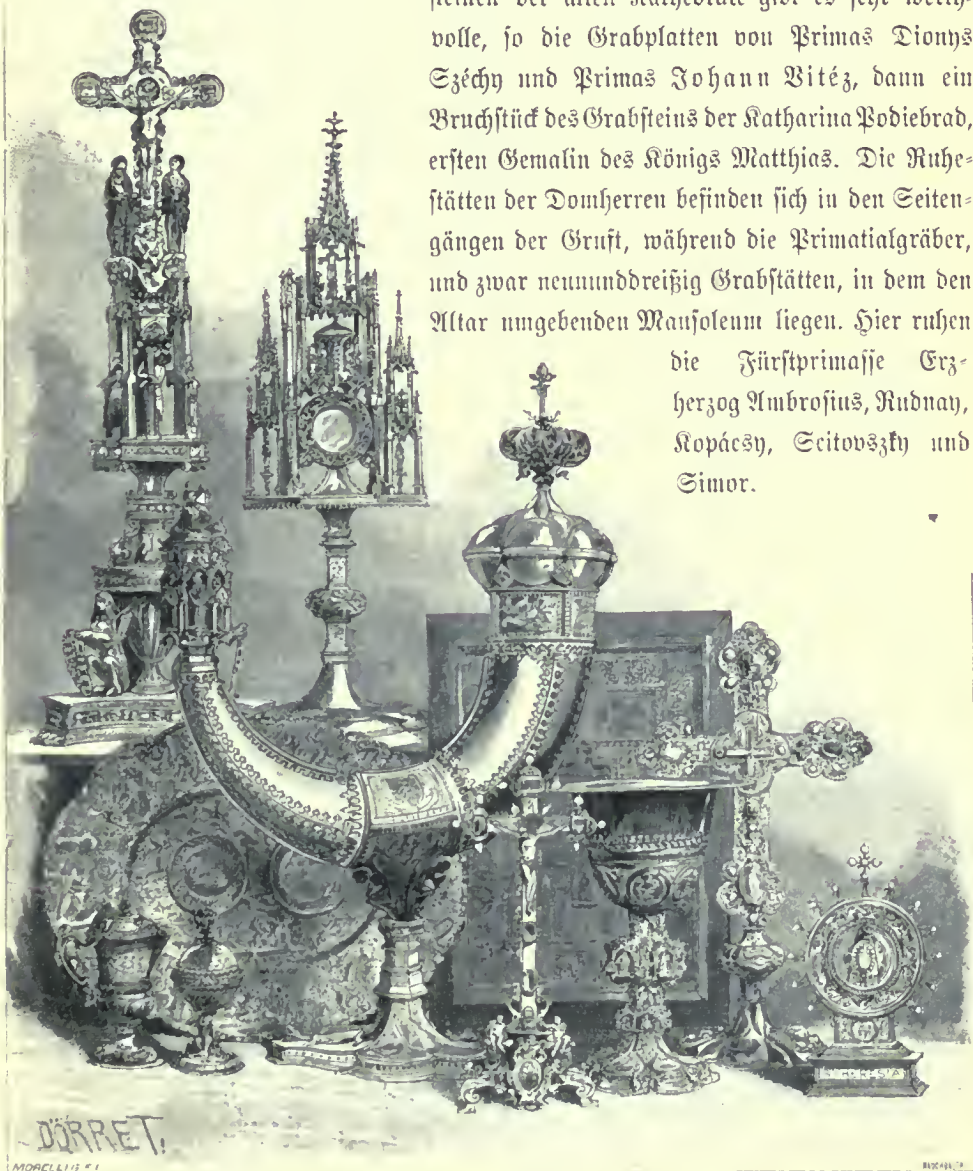
Gisela und seinem Sohne Emerich vor, wie er Ungarn dem Schutze der heiligen Jungfrau empfiehlt. Das Bild ist von Grigoletti begonnen, jedoch von einem mittelmäßigen Wiener Maler vollendet. Unter den schönen Seitenaltären ruhen durch Papst Pius IX. gesandte Reliquien der Heiligen Valentin und Modestina. Neben den Seitenaltären bemerkt man noch den Marmoraltar der Heiligen Josef und Adalbert und darüber die nicht sonderlich gelungenen Fresken des Münchner Malers Moralt. Die einzige historische Statue der Erzkathedrale ist die des Primas Peter Pázmány, der als Kirchenredner dargestellt ist, 3.25 Meter hoch, ein Werk des Turiner Bildhauers Della Vedova. Ihr gegenüber, an die linke Pfeilerwand, wird das in Carraramarmor gearbeitete Standbild des Primas Johann Simor zu stehen kommen, der von Strobl als Donator der Erzkathedrale, mit erhobener Hand seine Kunstschöpfungen darbietend, verewigt wurde.

Die Perle der Erzkathedrale ist jedoch immer die Bakócz-Kapelle (Abbildung S. 143) und steht als ein Denkmal der Renaissance in Ungarn, wo lange Kriege den größten Theil der älteren Kunstdenkmäler vernichtet haben, einzig da. Sie ist noch ein Überbleibsel des alten blühenden Gran; in der Türkenzeit diente sie als Moschee, 1824 wurde sie in den Bau der Erzkathedrale einbezogen. Ihre jetzige Kuppel ist durch Lippert, im Auftrag des Primas Simor, entworfen. Hochinteressant ist der weiß-marmorne Altar der Kapelle mit dem Relief des knienden Cardinals Thomas Bakócz, aber auch die Bogen des Gewölbes und die Gesimse aus rothem Marmor sind in ihrer schönen Ornamentik von gleichem Kunstwerthe. Das Altarblatt ist ein in altem byzantinischem Stil auf Holz gemaltes Marienbild, das nach dem Abzug der Türken ganz unversehrt unter dem Trümmerwerk gefunden wurde. In den kleinen Nischen des Altares stehen die Marmorstatuen der heiligen ungarischen Könige Stefan und Ladislaus aus Della Vedova's Kunstwerkstatt. Die Kapelle hat eine besondere Orgel und Sacristei, einen Taufbrunnen und Marmorbänke für die Domherren. Bemerkenswerth sind die an den Marmorwänden der Kapelle sichtbaren dreihundertjährigen oder noch älteren eingeritzten Inschriften, darunter mehrere Hundert magyarische, von Söldnern, die nach der Belagerung ihre Namen eingeritzt haben.

Die Kapelle gegenüber ist zu Ehren des Märtyrersheiligen Stephanus erbaut. Die Altarstatue, ein Werk des ungarischen Bildhauers Stefan Terenczy, stellt den ins Knie gesunkenen Heiligen vor. Ihr gegenüber befindet sich das Grabdenkmal des Erzherzogs Ambrosius, Erzbischofs von Gran, nach Canova. Dieses Denkmal des im Jahre 1809 während der Franzosenkriege jung verstorbenen Kirchenfürsten wurde von seinen Brüdern Franz, Herzog von Modena, und den Erzherzogen Ferdinand und Max errichtet. In der Mitte der vor kurzem trefflich erneuerten Kapelle steht ein altes, reich vergoldetes lebensvoll polychromirtes Schnitzwerk in gothischem Stil, welches das heilige Grab vorstellt; es stammt aus Garam-Szent-Benedek.

Das Chor der Erzkathedrale weist sechs jonische Säulen und drei Rundbagen auf. Sein Erker ist mit acht Statuen geschmückt und auch über der vom Salzburger Orgelbauer Moser gebauten Orgel, mit vierundsechzig Registern, stehen elf Statuen.

In die Gruft führen bequeme Marmorstufen hinab, an deren Fuße zwei riesige Statuen, die „Unsterblichkeit“ und die „Auferstehung“ Wache halten. Unter den Grabsteinen der alten Kathedrale gibt es sehr werthvolle, so die Grabplatten von Primas Dionys Széchy und Primas Johann Vitéz, dann ein Bruchstück des Grabsteins der Katharina Podiebrad, ersten Gemalin des Königs Matthias. Die Ruhestätten der Domherren befinden sich in den Seitengängen der Gruft, während die Primatialgräber, und zwar neununddreißig Grabstätten, in dem den Altar umgebenden Mausoleum liegen. Hier ruhen die Fürstprimasse Erzherzog Ambrosius, Rudnay, Kopácsy, Seitovszky und Simor.



Aus der Schatzkammer der Graner Erzkathedrale: Calvarienberg des Königs Matthias, Rotiv-Konstranz, Horn für Salböl, Reliquiarien, Kreuze, Ketten u. s. w.

Die Hauptsehenswürdigkeit der Erzkathedrale ist die Schatzkammer, die durch Primas Simor neu gestaltet wurde. Sie enthält kirchliche Kunstschätze im byzantinischen, romanischen, gothischen, Renaissance- und Barockstil, unter denen folgende die werthvollsten sind: Eine Kruztafel („Kor“) von gleicher byzantinischer Arbeit wie die Emailplatten der heiligen Krone, das älteste Kunstdenkmal der Schatzkammer, aus dem XI. Jahrhundert. — Das Schwurkreuz, das einzige altromanische Kunstdenkmal der Schatzkammer. Auf dieses Kreuz pflegen die Könige von Ungarn bei der Krönung den Eid abzulegen. Auch Franz Joseph I. schwor 1867 bei diesem Crucifix. — Das apostolische Kreuz, das der Renaissance angehört. Bei der Krönung wird es dem König vorangetragen und heißt daher apostolisches Kreuz. — Das Szelephényi'sche Friedens-Crucifix, ein mit orientalischen Perlen, Smaragden, Amethysten und Saphiren geschmücktes Emailwerk. — Dionys Széchy's gothischer Kelch, eine mit Filigran-Email verzierte ungarische Arbeit, daher von besonderem künstlerischen Interesse. — Suty's Kelch, vom Beginn des XV. Jahrhunderts, einer der schönsten gothischen Kelche mit weißem, rothem und grünem Email. — Mátyás Diák's (des Studenten Matthias) Kelch, Filigranarbeit vom Ende des XV. Jahrhunderts. — Der Skaliger (Szatolcaer) Kelch, in einer zur Zeit des Königs Matthias beliebten Technik. — Georg Szelephényi's Kelch, vom XVII. Jahrhundert, überreich mit Diamanten, Rubinen und Miniatur-Statuetten geschmückt. — Der Kelch des Primas Erzherzogs Ambrosius, im Barockstil, ein Kleinod von kostbarster Verzierung. — Gothische Monstranz aus dem XVI. Jahrhundert, mit wesentlichen Übergängen zu den Motiven der Renaissance. — Böhthes' Brustkreuz, mit Diamanten besetzt und stilisirten Thiergestalten verziert. — Pastoralstab aus der Niedergangszeit der Gothik. — Becher. Es befanden sich in der Schatzkammer drei mittelalterliche Hörngesäße für geweihtes Salböl; das schönste stammt aus der Zeit König Sigismunds, also Ende des XIV. oder Anfang des XV. Jahrhunderts. — Reliquiar, siebenbürgische Goldschmiedarbeit des XV. Jahrhunderts. — Emerich Egri's Reliquiar, von Kelchform, Anfang des XVI. Jahrhunderts. — Pázmány's Reliquiar, ein kleiner in Silber gefaßter Schrein aus Krystallglas. — Majthényi's Altar, ein zweiflügeliger Hausaltar (Diptychon), augenscheinlich Nürnberger Arbeit. — Kostbarer als Alles ist der Calvarienberg des Königs Matthias, ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst, wo das Wappen des ersten Besitzers dreimal in Email gemalt zu sehen ist. Der obere Theil ist gothisch, der Sockel im Renaissancestil. Gegenstand der Darstellung ist eine kleine gothische Kapelle und darin ein mit Weinranken verziertes Kreuz, an dessen Fuße sich der Schädel Adams, sowie die Gestalten Maria's und Johanni's befinden. Die plastische Durchbildung und kunstreiche Emailaus schmückung dieser inneren Figuren ist von unvergleichlicher Schönheit. Dazu kommen noch die farbigen Emailbilder der Apostel Petrus, Paulus und Jakobus. An dem rechten Renaissance-Sockel sieht man noch Helios



Case des Thomas Baldé.

(den Sonnengott), Zeus und Selene. Das königliche Wappen wird von drei Sphingen gehalten. Unter den mancherlei Motiven des Werkes erscheint sogar der zweischwänzige böhmische Löwe. Das ganze Prachtgebilde ist in reinem Gold getrieben und mit 213 orientalischen Perlen geschmückt. Es ging als Erbstück auf Johann Corvinus über und wurde von diesem um 520 Ducaten bei dem Erzbischof Thomas Bakócz verpfändet, der es 1494 als ewiges Eigenthum der Schatzkammer der Erzkathedrale übergab.

Unter den alten Kirchengewändern sind die bemerkenswerthesten: Gothisches Messkleid aus golddurchwirktem violetten Damast mit Stickerei von starkem Relief. — Casel des Thomas Bakócz, herrliche Renaissancearbeit, mit dem Wappen des berühmten Cardinalpriesters geschmückt. — Messgewand des Primas Antassi, mit meisterhafter Stickerei, zu der auch die Figuren Adalberts, Stefans des Heiligen und Ladislans des Heiligen gehören. — Casel des Primas Szelepcshényi, mit Blumendecor in sorgfältigster Goldstickerei; durch Primas Simor restaurirt. — Spitze des Nikolaus Oláh, Brabanter Arbeit von außerordentlicher Feinheit, von dem Messhemd des Primas. — Stola des Peter Pázmány, eine Reliquie von fast mönchischer Einfachheit. — Unter den Bischofsmützen sind die von gothischer Kunst die ältesten, die barock verzierten die prächtigsten. — Auch ein gesticktes Diptychon kommt in der reichen Garderobe der Erzkathedrale vor, mit farbig gestickten Bildern des Ecce Homo und der Mater dolorosa. Die Stickerei ist aller Wahrscheinlichkeit nach niederländischen Ursprungs. Zu den lehrreichsten alten Handarbeiten gehört ein Subcorporale, ein Leinentuch mit altmagyarischen Stickereien: Tulpen, Nelken, Rosen. Unter den Messbüchern ist das werthvollste das Pontificale des Johann Vitéz, ein Pergamentcodex mit schönen Initialen und Textornamenten. — Das Missale des Thomas Bakócz kann sich mit den schönsten Corvina messen. — Das Oláh'sche Missale ist ein venetianischer Druck von 1543 mit dem erzbischöflichen Wappen auf rothem Sammeteinband.

Primas Johann Simor allein hat die Schatzkammer der Erzkathedrale um 24 Gegenstände bereichert. Sein interessantestes Kunstwerk ist die Motiv-Monstranz, gewidmet 1872, zum Andenken seiner Genesung von schwerer Krankheit. Der Entwurf dazu, im Renaissancestil, rührt vom Architekten Lippert her. Eingefügt ist ihr das Brillantenkreuz, das der Priester zum Andenken an die Krönung von König Franz Joseph erhalten hatte. Ihr Gewicht beträgt 150 Ducaten und den Edelsteinschmuck dieses schönsten Schatzstückes bilden 165 Brillanten, 10 Dalmatine, viele Rubinen, Smaragde und Saphire. Simor hat übrigens auch sämtliche ihm zu seinem Jubiläum gewidmete Kostbarkeiten der Erzkathedrale gespendet.

An den Namen Simor knüpft sich auch die Wiederherstellung der Kapelle König Stefan des Heiligen in den Ruinen der alten Festung. Die Überlieferung verlegt hieher — wie schon früher erwähnt — die Geburtsstätte des heiligen Stefan, die im XII. Jahrhundert in eine Kapelle umgestaltet worden sei. Das kleine, romaniisch gehaltene Gemach

war lange Zeit gänzlich vernachlässigt und erhielt erst im Jahre 1874 sein jetziges Prachtgewand. Siebzehn steile Stufen führen von der Bastei her, wo sich eine herrliche Aussicht auf das Donaugelände eröffnet, durch ein enges Gäßchen zur Kapelle empor. Sie hat einen Flächenraum von ungefähr fünf Quadratmeter und ist mit glänzenden Wandmalereien und Historienbildern geschmückt. In ihrer Mitte dient eine Säule als Aufsatz für die starken Bogen, die sich zu den Pilastern und Wänden hinabneigen.

Steigt man den Festungsberg herab, so findet man drei große Gebäude. Rechts und links ragen die zwölf Domherrenhäuser und links der Bau des Seminars, das durch einen sechzig Meter langen, mächtig gewölbten Tunnel mit der jenseitigen Straße des Festungsberges verbunden ist. Das Seminargebäude wurde 1885 errichtet. Es hat eine romanische Kapelle mit einem Glasgemälde (St. Stefan) als Altarblatt. Das Graner Seminar ist seinem Ursprung und der Zahl seiner Zöglinge nach das erste des Landes. An der Mündung der Kleinen Donau, am Fuße des Festungsberges, erhebt sich der im Renaissancegeschmack erbaute Primatialpalast, im Auftrage Johann Simors nach Lipperts Rathschlägen durch Preßburger und Wiener Architekten erbaut. Den Hauptschmuck dieses Palastes bildet das Treppenhaus. Es ruht auf Säulen von farbigem belgischen und italienischen Marmor, die Wände sind mit gelben Marmorfeldern und die Decke mit Stucco-Lustro verziert. Die Treppenstufen sind carrarischer Marmor, die Treppenbrüstungen aus vergoldetem Schmiedeeisen gefertigt. Auf dem Podest des zweiten Stockwerkes ist Simors Wappen in venetianischer Mosaik angebracht. Der Brunksaal des Palastes ist nicht groß, wirkt aber durch Richtigkeit der Verhältnisse und der Ausschmückung vortheilhaft. Die Wände sind von gelbem Marmor, der Plafond in Stuck ansgeführt. Zwei Niesenpiegel und ein Marmorkamin tragen zur Stattlichkeit des Saales bei, der für 150 Gäste Raum bietet.

Der größte Theil des Palastes enthält das erzbischöfliche Museum. Dieses besteht aus Gemäldegallerie, Kupferstichsammlung, Bibliothek, Archiv, Sammlungen von Prachtwerken, von Antiquitäten und Raritäten. Die Gruppen sind mannigfaltig, die Sammlungen jedoch nicht groß. Simor begann das Sammeln schon als Raaber Bischof und eröffnete seine Gemäldegallerie im Jahre 1875, vorerst in den Oberstocksälen der zur Erzkatheдрale gehörigen Bibliothek. Gegenwärtig ist die Primatial-Bildergallerie auf etwa vierhundert Gemälde angewachsen. Unter den hervorragenderen Meistern befinden sich Ghirlandajo, Cimabue, Pinturicchio, Carlo Dolce, Palma Vecchio, Guido Reni, Crivelli, Carracci und Andrea del Sarto. Simor wünschte in seinem Museum die geschichtliche Entwicklung der kirchlichen Malerei durch Sammeln geeigneter Werke ersichtlich zu machen. Von neueren Meistern finden sich: Seghers, Ittenbach, Dobnashojfsky, Sattler, Blaas und Führich. Von ungarischen Malern sind: Markó, Ligeti, Liezen-Mayer, Szobatics, Molnár und Paczka durch einzelne Werke vertreten.

Die im Nebensaale untergebrachte Kupferstichsammlung besitzt eine Fülle von alten und neuen Handzeichnungen, Stichen und Studien. Von Dürer'schen Stichen finden sich die Blätter der großen und kleinen Passion, die Apokalypse, Adam und Eva, Hubertus und des Meisters Selbstbildniß. Neben Blättern von Lucas von Leyden und Cranach sieht man Rembrandt's Kreuzabnahme und Ecce Homo. Sehr interessant sind auch die Stiche Raphael Morghens nach den Stanzten Raffaels und die heiligen drei Könige Van Eycks.

Die dritte Abtheilung des erzbischöflichen Museums ist die Bibliothek, die auf eisernen Gestellen vierzigtausend Bände vereinigt, darunter 150 Unica und eine große Anzahl von Codexen und Incunabeln. Neben der Bibliothek befindet sich das Primatial-Archiv.

Die Sammlung von Prachtwerken ist eine besondere Gruppe des erzbischöflichen Museums. Sie enthält eine große Anzahl von kostbar ausgestatteten und glänzend illustrierten Büchern, auch von Bilderwerken, die von fürstlichen Höfen herausgegeben wurden und niemals in den Buchhandel gelangten, Publikationen über weltberühmte Bildergalerien, Künstler, Museen und Kunstschätze.

Die Antiquitätensammlung beschränkt sich vornehmlich auf kirchliche Kunstwerke des Christenthums (mit einer Sammlung mittelalterlicher Gewebe), doch finden sich in ihr auch zahlreiche vorgeschichtliche, römische, altchristliche und altungarische Gegenstände.

Das Karitätencabinet ist der letzte Abschnitt des erzbischöflichen Museums. Hieher gehören die werthvolle Münzensammlung, dann allerlei kunstgewerbliche Arbeiten, die Sammlung von Wachstatuen des Kölner Domherrn Hardy, etwa 50 Typenstudien, über die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts selbst Goethe mit großer Anerkennung geäußert hat.

Die pannonischen Steinsärge, Grabsteine, Grenzsteine, die Bruchstücke altchristlicher Plastik, byzantinischen und romanischen Stils, von den Bauwerken des alten Gran und noch andere Alterthümer von Stein sind im Umgange des Primatialhofes untergebracht.

Die Bibliothek des erzbischöflichen Museums wird an Größe nur durch die Bibliothek der Erz-kathedrale übertroffen. Diese bedeutende Büchersammlung wurde durch Ladislaus Közeghy, Dompropst von Gran, im Jahre 1641 gegründet. Erzbischof Georg Lippay vermehrte sie um 1680 Bände aus der berühmten Jagger'schen Bibliothek. Sie hat ihr eigenes Gebäude, das im Jahre 1852 errichtet wurde und drei große Säle, nebst zwölf Zimmern enthält. Die Bibliothek der Erz-kathedrale ist gegenwärtig 70.000 Bände stark. Ihren kostbarsten Schatz bildet der Codex der dem Ladislaus Bátori zugeschriebenen Bibelübersetzung vom Jahre 1456. Sie besitzt auch anderthalbtausend Handschriften, die bis ins XV. Jahrhundert zurückreichen.

Erwähnung verdient noch die Bibliothek der Stadt Gran, 3000 Bände stark, die Stiftung Josef Helichers, eines gelehrten Senators der Stadt, der in den Zwanziger-Jahren die erste Monographie über Gran, in lateinischer Sprache, verfaßt hat.

Unter den alten Gebäuden der Stadt ist das bemerkenswertheste das Palais des Kuruzengenerals Johann Bottyán, das heutige Rathhaus. Bottyán war 1640 zu Gran geboren. Ein in der städtischen Gemarkung befindlicher Teich heißt noch jetzt „Bottyáns-Teich“; ebenso heißt da ein Acker „Bottyáns-Acker“, und ein Brachfeld „Bottyáns Brachfeld“. All das gehörte einst zu den Besizungen des schneidigen Kuruzenführers. Er war von bäuerlichem Ursprung und wurde erst Klosterdiener, dann ein tapferer Soldat in der Besse Gran, von wo er einst infolge einer Wette in Bauernkleidern nach Neuhäusel (Érsekujvár) hinüberging und dort bei helllichem Tage am Hauptplatze vom großen Minaret der Moschee den laut betenden Derwisch herunterstürzte. Hierauf kehrte er wohlbehalten nach Gran zurück. Leopold I. ernannte ihn zum Obersten und Inhaber eines Husarenregiments. Zu dieser Zeit baute er sein Graner Palais. Der Graner Festungskommandant Kuckländer (das heißt Graf Franz Montecuccoli) zog jedoch „sub titulo infidelitatis“ seine Besizungen ein. Als Bottyán seiner Haft in Nyerges-Ujfalú wieder ledig war, schloß er sich den Scharen Rákóczy's an. Er starb, 70 Jahre alt, im Jahre 1709. Das Palais Bottyán erwarb die Stadt von der Witwe des Festungskommandanten Kuckländer um bares Geld. Es steht auf dem Graner Hauptplatze und ist im Barockstil erbaut, stockhoch, mit massiven Pfeilerreihen und Arkaden. Jetzt werden darin die Angelegenheiten der Stadt besorgt. An den Namen Simor knüpft sich die Gründung zweier öffentlicher Gebäude, die zu den wichtigeren der Stadt gehören, beide auf dem Sankt-Georgsfeld. Das eine, das Krankenhaus des Rothen Kreuzes, wurde 1885 erbaut, jedoch auf so schlechtem Grunde, daß im Jahre 1890 der ganze Bau neu aufgeführt werden mußte. Es ist für sechzig Kranke vollständig eingerichtet und dient in Friedenszeiten als Bürgerhospital. Das andere Gebäude ist das erzbischöfliche Waisenhaus, das 1890 für die Waisenmädchen der Erzdiocese gestiftet wurde. Vierzig Zöglinge werden hier durch Nonnen erzogen, die auch eine öffentliche Volksschule für Mädchen leiten. Ein bedeutendes öffentliches Gebäude ist das 1880 erbaute Obergymnasium der Benediktiner.

Am Außenrande der Stadt befindet sich eine neue reformirte Kirche; die Synagoge steht im St. Thomas-Stadttheil; die einst bedeutende griechisch-orientalische Kirchengemeinde ist fast ausgestorben und ihre noch bestehende Kirche sieht kaum mehr einen Besucher.

Einst waren auch die Graner Weine hochberühmt. Sie gehörten zum Meßmélher Weinbezirk und wurden ebenso gern gekauft wie die Graner Weintrauben durch die Einwohner von Nagymaros, welche sie, mit ihrem eigenen Erzeugniß vermischt, auf den nordwestlichen und nordöstlichen Märkten Europa's verkauften. Seitdem aber die Phylloxera in Gran über 1500 hoch Weingärten verwüstet hat, ist es mit dem Weinlesen für längere Zeit vorbei; erst der Neuwuchs der auf Sandboden angelegten Weingärten wird sie wieder beleben.

Das Volk, das bis dahin vorwiegend von seinem Weinbau lebte, ist jetzt ganz willig zu Fabriksarbeit und Bergwerksdienst, was früher beides gründlich verschmäht wurde.

Seit dem Ausbau der Eisenbahn hat in der Stadt und ihrer näheren Umgebung die Glasfabrikation sich stark entwickelt. Quarz von guter Eignung ist reichlich vorhanden.

Die Ziegelbrennereien liefern eine Menge Mauer- und Dachziegel, nicht nur in Gran, sondern auch in der nahen Nachbarschaft, so zu Bajaharcz, Pilis-Maróth, Nyerges-Ujfalv und Sütty. Der Hauptmarkt des fertigen Erzeugnisses ist Budapest. Cementfabriken gibt es in Lábatlan und Nyerges-Ujfalv, wo das nahe Kalksteingebirge den Rohstoff für sehr absatzfähigen Portland- und Roman-Cement liefert. Kalkbrenner gibt es in Szent-Életh, Kéztölcz und Csév, wo die arme Bevölkerung daran einen guten Verdienst hat.

Der berühmte Steinkohlenbezirk von Gran hat folgende Hauptflöze: Die Tokoder Grube, Eigenthum des Graner Seminars, ist über 2½ Millionen Quadratmeter groß und wird seit 1839 ausgebeutet; die Qualität seiner Kohle ist die beste im ganzen Braunkohlenbezirk. An mehreren Stellen ist man schon zu einer Tiefe von 400 Meter gelangt. Die Doroghher Grube, mit fünf Stollen, gehört dem Graner Erzkapitel. Die Pächter arbeiten da schon seit 1850 und fördern auf einem Flächenraum von 1½ Millionen Quadratmeter jährlich ungefähr 800.000 Metercentner Braunkohle. Kürzlich wurde im Doroghher Grubenbezirk eine besondere Arbeitercolonie für 500 Familien von Kohlenarbeitern ins Leben gerufen. Das Bajóth-Szarkájer Kohlenflöz gehört dem Graner Erzbisthum; sein Gebiet beträgt an 1½ Millionen Quadratmeter, mit einem jährlichen Ergebniß von 100.000 Metercentner Steinkohle; die Ausbeutung datirt vom Jahre 1840. Die Sárifáper Grube wurde im Jahre 1812 nach einem Plane französischer Geologen erschlossen. Die Csolnok-Mogyorójer Grube gehört dem Religionsfond und fördert auf einem Gebiet von fast 4 Millionen Quadratmeter jährlich nahe an 1½ Millionen Metercentner Kohle; sie ist seit dem Jahre 1817 in Betrieb. Die Annavölgyer Grube zieht sich in der Gemarkung der Gemeinde Sárifáp, südlich von Tokod entlang. Doch fanden sich außerdem noch reiche Kohlenflöze in der Gemarkung der Stadt Gran, in der Gemeinde Dorogh, ziemlich weit von den im Betrieb stehenden Gruben, dann bei Uny, Kirva, Csolnok, Dágh, Sárifáp, Nagy-Sáp, Bajna, Lábatlan u. s. w., kurz in allen Theilen des ungeheuren Steinkohlenreviers. Unreife Steinkohlenschichten gibt es in Kis-Keserüs bei Dömös, ja selbst in der Párkányer Gegend, am linken Donau-Ufer, wurde Steinkohle gefunden. Nach der Berechnung des Geologen Hantken, der sich am gründlichsten mit der geologischen Formation des Grubenreviers im Graner Comitate beschäftigt hat, sind da noch weit über 400 Millionen Metercentner Steinkohle zu gewinnen.

Die Brennereien zu Bátorfeß und Kenyérmezö, sowie die Graner Weichselholzfabrik beschäftigen gleichfalls zahlreiche Arbeiter. Mit dem Aufschwung der Fabriksindustrie steht

der Rückgang des Kleingewerbes in Verbindung; manche Gewerbe, wie das der Tuchmacher, ist sogar ganz eingegangen. Ebenso ist die Fischerei von Gran jetzt fast nur noch ein Fischhandel zu nennen, und auch die alte Mühlenindustrie hat ihre Wichtigkeit verloren.

Das Volk von Gran und die magyariſche Bevölkerung der nahen Dörfer ſind kräftig, geſund, fleißig und nüchtern, aber nicht geſchäftsgewandt genug. Die Einwohner der Uferorte ſind ſchon ſeit Jahrhunderten Schiffsleute, ſie verlaſſen im Frühjahr den häuslichen Herd, verdingen ſich auf Schleppſchiffe oder als Kohlenfrachter und kehren erſt zu Winters Anfang wieder heim. Ihre ſchönſten Lieder ſchwärmen bloß von der Donau.

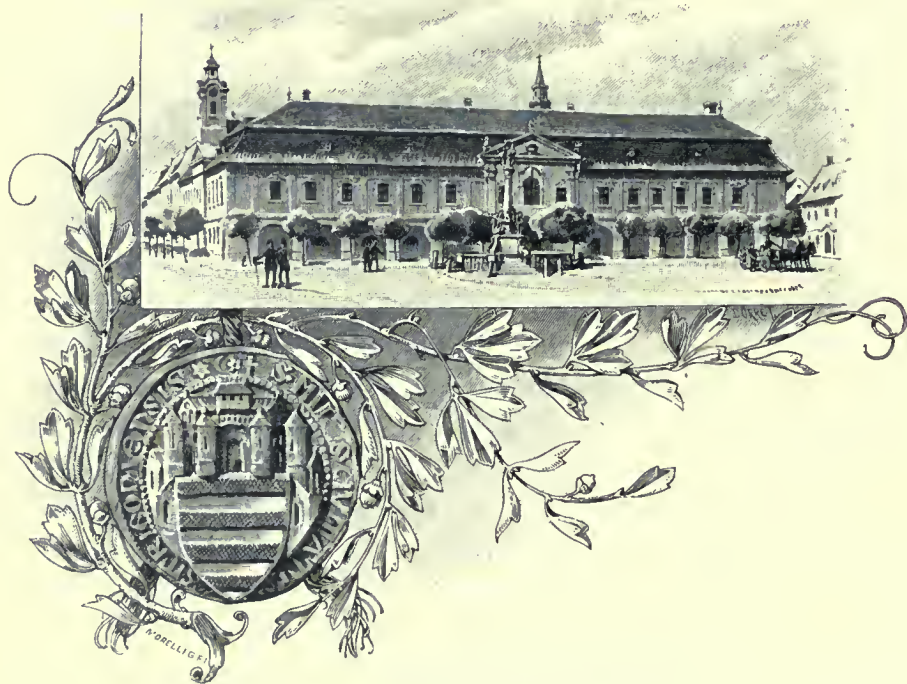
An den Graner und Dömöſer Ufern wimmelt es von Waſſergeflügel, beſonders von Wildenten, Meerſchwalben und Möven, aber auch von Fiſchottern. In den Eichen- und Buchen-Waldungen von Szentlélek, Dömös und Gran, etwa 200 Quadratkilometer, finden ſich recht zahlreich Wildſchwein und Reh, Fuchs, Dachs, Wildkage, Igel, mitunter auch der Hirsch, von der Vogelwelt aber, neben den gemeinen Arten, Schnepfe, Wachtel, Rebhuhn, Thurmfalke, Geier und Adler. Das Graner Jagdrevier iſt alſo eines der dankbareren.

Die anmuthigſte Lage unter den Ortſchaften der Graner Gegend hat Dömös, wo König Béla I. ſo unglücklich um das Leben kam und eine berühmte, durch den königlichen Prinzen Almoſ geſtiftete Propſtei beſtand. Die alte, romanische Kirche der Dömöſer Propſtei wurde durch die Türken zerſtört. Der ſchönſte Ausſichtsberg von Dömös iſt der im Piliſgebirge 700 Meter hoch aufragende Dobogó-Kö. Nördlich ſtürzt von ſeinem Gipfel eine ſenkrechte Wand ab und vom Rande dieſes Abgrundes überblickt man weithin die Krümmungen der Donau. Allein man erblickt auch gegen Nordweſt die Galgóczyer Berge, öſtlich von dieſen den Zobor-Berg bei Neutra, weiterhin den Ptácsnik und dieſſeits derſelben das ganze kleine ungarische Alföld. Nördlich, über den Gipfel des Präpoſt-Berges weg, ſieht man über dem zwiſchen dem Börzönher Berg und dem Hídeg-Berg liegenden Sattel den bei Schemnitz aufragenden Szittnya. Im Nordnordoften erhebt ſich, hinter Diós-Zenö, der bei Alſohl befindliche Pojana, im Nordoften der Karancs, noch weiter die Bujáker und Szandaer Berge. Gegen Oſtnordoften ſteht die Mátra vor uns, weiterhin der Bütk, und dieſſeits dieſer Gebirge dehnt ſich ein großer Theil des großen ungarischen Alföld. Die Ausſicht vom Dobogó-Kö iſt eine der großartigſten im Lande.

Die Ortſchaft Nagy-Bény rühmt ſich eines Denkmals der Árpádenzeit, nämlich einer 1217 erbauten Kirche, die den Tataren- und Türkenſtürmen nicht zum Opfer fiel. Dieſe altkunariſche Kirche zeigt den romanischen Stil und wurde in den Sechziger-Jahren durch Primás Seitovszky wieder hergeſtellt. Noch älter als die Kirche zu Bény ſind jene hohen Erdwälle, welche die Eiſenbahn durchſchneidet; ſie gelten dem Volke als römische Erdwerke. Ein römiſches Caſtrum war die Ortſchaft Nyerges-Ujfalu, wo auf einem Hügel auch Rákóczy ein Fort erbante. In der Kuruzenzeit ſchmolz die Bevölkerung des Dorfes ſo zuſammen,

daß es mit deutschen Colonisten bevölkert werden mußte. Szent=Kereßt hieß einst Péli=Föld und gehörte erst den Johannitern, dann den Paulinern. Die Trümmer eines Paulinerklosters findet man noch in Szent=Lélek, einer in malerischem Thalkessel gelegenen Ortschaft. Die Ortschaft Nána wurde durch König Géza II. dem Graner Kapitel verliehen. Zwischen den slovakischen Dörschen Kestölcz und Esév dehnt sich das sogenannte Tatárzállás (Tatarenherberge) hin, wo 1242 die Tataren die zur Belagerung von Gran erforderlichen Maschinen gebaut haben sollen. Die Magyaren wurden damals ausgerottet und an ihrer Stelle erschienen dann Slovaken.

Nähe dem Donau-Ufer, in der Gemarkung von Pilis=Maróth, stehen sieben große Eichen, welche das Volk die Dobozi=Bäume nennt. Nach der im Volke lebenden Überlieferung ist dies die Stelle, wo das Pferd Michael Dobozi's zusammenstürzte, als er, sein Weib neben sich im Sattel, dieses durch verzweifelte Flucht den türkischen Verfolgern entreißen wollte. Als das Roß nicht weiter konnte, standen sie ohne Möglichkeit der Rettung da und Dobozi stieß den Stahl in die Brust seines Weibes, worauf er sich gegen die Türken wandte und im ungleichen Kampfe den Heldentod fand. Manche Sage und Legende dieser Art hat der Volksmund in Gran und Umgebung lebendig erhalten.



Kathhaus zu Gran und das kleine Stadtsiegel vom Jahre 1389.



Der Belenczeer See.

Das Weißenburger Comitatz.

Das Weißenburger Comitatz (Fejérmegye), eines der reichsten des Landes, ist im Norden von dem Komorner, im Westen von dem Veszprémer, im Nordosten und Osten von dem Pester Comitatz begrenzt.

Sein oberer westlicher Theil ist von den östlichen Ausläufern des Bakonygebirges, sein nördlicher Theil von den südlichen Abhängen des Vértesgebirges bedeckt. Diese beiden Berggruppen sind durch das Moórer Thal von einander geschieden, das die Ujfényer Hochfläche mit der Sárrét-Ebene verbindet. Die höchsten Punkte in den östlichen Ausläufern des Bakonygebirges sind der Sárberkehgy (336 Meter), der Somhegy (348 Meter) und der Baglyás (362 Meter), sämmtlich zwischen Inota, Eszár und Eszurgó gelegen, gleichsam die hochragenden Schlußpunkte des Bakony. Zu ihren Füßen lagern sich das Sárrét und der flachere untere Theil des Weißenburger Comitatz, der mit den ebenen Niederungen des Veszprémer Comitatz zu einem Ganzen verschmilzt. Auf dieser Ebene kommen zwar im westlichen Theile des Sárrét wellige Bodenerhebungen von geringerem Belange bis zu 120 und 140 Meter vor, über dieses Niveau jedoch steigen nur die Jüleer Kuppe (232 Meter) und die Felső-Somlyó-Fußtaer Kuppe (220 Meter) bei Jüle und Szabad-Batthán empor.

Der Vértes hingegen, der zwischen den Comitaten Weißenburg und Komorn nicht nur als Grenze, sondern auch als Wasserscheide dient, zieht als hochragendes Gratgebirge den Nordrand des Comitatz entlaug und setzt sich einerseits in hohen, bis an die Donau hinreichenden Ausläufern, andererseits, durch geringere Flächen unterbrochen, fast in dem ganzen nördlich von Stuhlweißenburg gelegenen Theile des Comitatz fort. Der höchste

Punkt, zu dem sich der Vértes im Weißenburger Comitats erhebt, ist der Csókahegy (479 Meter) bei Moór; dieser ist mit der 345 Meter hohen, über Csákvár aufsteigenden Kuppe, dann mit dem 390 Meter hohen Bászárhegy bei Rozma, dem 335 Meter hohen Szárer Berg, dem auf der Comitatsgrenze stehenden, 360 Meter hohen Gallauer Berg und dem 449 Meter hohen Somlyóvárer Berg durch ein schönes System hochragender Gebirgsgrate verbunden, deren Gipfel nicht spitz, sondern gerundet erscheinen und die durch zahlreiche amuthige, gewundene Thäler durchschnitten sind, ohne doch durch diese in ihrem einheitlichen Charakter gestört zu sein.

Aus diesem den nördlichen Theil des Comitats umgürtenden Gebirge wölben sich noch nach Süden, zerstreut und abgerissen, einzelne Kuppen hervor, von denen jedoch nur der Meleghegy bei Suforó, mit 352 Meter, eine beträchtlichere Höhe erreicht, während die übrigen 200 bis 250 Meter nicht übersteigen. Das nördliche Gürtelgebirge des Comitats wird von umfangreichen, schöngeformten Hügeln abgelöst, die dem nördlichen und östlichen Theile des Comitats, also zwei Dritteln desselben einen wellenförmigen Typus verleihen. Nur der ganze südliche Theil des Sárvißgeländes ist von flacher Beschaffenheit und bildet mit dem ebenen Theile der Nachbarcomitate Békprém und Tolna ein Ganzes. Doch hat selbst dieser ebene Theil noch eine verhältnißmäßig hohe Lage: Stuhlweißenburg liegt 111 Meter und der tiefste Punkt der Sárret-Ebene 92 Meter hoch über dem Meere, das Donaugelände aber, mit Ausnahme der immer wieder aufspringenden höheren Kuppen, überragt fast durchweg in der Höhe eines Festungswalles den mächtigen Strom, der sich unterhalb dahinwälzt. Diesem Umstande verdankt es das Comitats, dessen Ostgrenze doch auf eine Strecke von 100 Kilometer durch die Donau gebildet wird, daß sein weites, durch die Natur geschütztes Gebiet vom Strom nur an wenigen Stellen geschädigt werden kann; andererseits freilich sind zum Theil die hohen Uferränder und die mitunter erschwerte Zugänglichkeit des Stromes schuld daran, daß dieser unvergleichliche Wasserreichtum weder für die Landwirthschaft noch für den Verkehr verwerthet ist, so daß die Wichtigkeit dieses Stromabschnittes sich im Allgemeinen nicht über das Niveau einer localen Bedeutung erheben kann.

Außer der grenzbildenden Donau besitzt das Comitatsgebiet auch einige regulirte Kanäle, welche sämmtlich in südlicher und südöstlicher Richtung verlaufen. Der das Comitats durchschneidende Lauf des Sárret bildet das große Becken, welches alles Gewässer an sich zieht und der Donau zuführt. Unter seinen Kanälen seien erwähnt: der Baaler Kanal, der sich oberhalb Abony in die Donau ergießt, der Kaiser- oder Pátkaer Kanal, der die Gewässer der Fornisbach-Niederung und des trockengelegten Pátkaer See's in den Belencezer See ableitet, dann jenes größer angelegte Kanalnetz, das durch Entwässerung des Sárretgeländes nahe an 100.000 Joch Boden für die systematische Landwirthschaft

gesichert hat und nicht nur zu den umfassendsten, sondern auch zu den ältesten Regulirungsarbeiten des Landes gehört. Dieses Kanalnetz, das sogenannte Sárviznetz, besteht zum Theil aus natürlichen, aber regulirten Bächen, größtentheils jedoch aus künstlich angelegten Kanälen. Es beginnt mit dem von den Bächen des Bakony- und Vértesgebirges gespeisten Moórer Kanal, der im Moórer Thale nach Südost zieht, mehrere künstlich angelegte Kanäle aufnimmt, unterhalb Stuhlweißenburg auch noch den vom Bakonygebirge herabkommenden und eine Strecke weit parallel mit ihm verlaufenden Gaja-Bach als Zuwachs erhält, um sich dann mit dem im Veszprémer Comitat beginnenden großen Kanal zu vereinigen und den das ganze Comitat durchziehenden Palatina- oder Sárvizkanal zu bilden. Diesem parallel zieht der gleichfalls im Veszprémer Comitat entspringende Seb-Bach, unterhalb Mühlkanal (Malomcsatorna) genannt, bis Czece, wo er sich in den Sárvizkanal ergießt, der dann bei Simontornya mit dem Sió-Raposkanal vereint weiter unten in die Donau mündet.

Alle diese Gewässer haben einen regelmäßigen Lauf und verursachen kaum irgendwelche Schäden; nur im Vorfrühling überfluthen sie die tiefer gelegenen Theile des großen Sárret unterhalb Stuhlweißenburg, da aber das Wasser bald wieder abläuft, schaden sie auch hier nicht, sondern tragen vielmehr zur Üppigkeit des Heuwuchses bei und ermöglichen auf den durch Schlamm gedüngten Flächen eine sehr ergiebige Gartencultur. Von diesem durch die Natur gewährten Nutzen abgesehen, bieten alle die regulirten Wasserläufe keinen anderen wirtschaftlichen Vortheil dar, als den Wasserschutz der ihnen anliegenden Gebiete. Das durchschnittlich 4 bis 5 Meter breite und 1 Meter tiefe Wasser ist nicht schiffbar; auch zur künstlichen Bewässerung und zur Verwerthung bei industriellen Anlagen, die Stadt Stuhlweißenburg ausgenommen, ist es nicht herangezogen. Diese Wasserkraft wird Alles in Allem zum Betrieb einiger Wassermühlen benützt, aber auch diese Mühlen verlieren immer mehr an Bedeutung und werden kaum für die Deckung des localen Bedarfes in Anspruch genommen.

Größere Seen, den von Belencze ausgenommen, besitzt das Comitat nicht. Einst waren auch der Csákvärer (Fornaer) und der Pátkaer See namhafte stehende Gewässer und der letztere sogar noch in den Sechziger-Jahren wegen seiner ungemein schmackhaften Fische bemerkenswerth; seither sind sie jedoch entwässert und sammt dem Agotaer See der Cultur unterworfen worden. Außerdem sind noch der Weißenburger Salzsee und der Lóker See zu erwähnen, allein auch diese zeigen mehr den Charakter von bedeutenderen Sümpfen, die höchstens durch etwas Rohrwuchs nutzbar werden und zeitweilig ganz versiegen. Hingegen gehört der Belenczeer See zu den größeren Seen Ungarns, er bedeckt etwa 12 Quadratkilometer mit beständigem Wasser, das in seinem westlichen Theile bei Pátozd und Suforó stellenweise 4 bis 5 Meter tief, im östlichen Theile aber seicht

und mit sehr schönem, ertragsreichem Köhricht bedeckt ist. Der Fischfang ist kaum in Anschlag zu bringen, desto größer jedoch der Reichthum an mannigfaltigem Wasserwild. Dies ist vielleicht der Grund, warum die anrainenden Grundbesitzer, die sich einer so unvergleichlichen und hochergiebigen Wasserjagd erfreuen, keine Maßregeln zur Entwässerung des Teiches ergreifen; sie begnügen sich mit der edlen Annehmlichkeit des Waidwerks und dem schätzbaren, wenngleich verhältnißmäßig doch geringen Einkommen, das sich aus dem Rohr ergibt. Das überschüssige Wasser des See's fließt in den Palatinalkanal, der, wie überhaupt für alle Gewässer des Comitats, auch für diesen See die Abfluß- und dereinstige Ableitungsrichtung angibt.

Auch einige Mineralwässer hat das Comitat aufzuweisen. Das Maper Bitterwasser gehört zu den vortrefflichsten Heilquellen, seine Wirkung ist milder als die anderer derartiger Quellen und dies sichert ihm eine günstige Zukunft; doch beginnt es erst in neuerer Zeit weitere Verbreitung zu gewinnen. Die Magnesiumquelle von Bodajk ist eine der ältesten verwertheten Heilquellen des Landes und in anmuthiger, von Naturschönheiten umgebener Gegend gelegen, doch fehlt es noch immer an Unternehmungsgeist, um ihr zu größerer Bedeutung zu verhelfen. Zu allgemeiner Beliebtheit ist neuerdings der alkalische, kohlenfäurereiche Mohaer Sauerbrunnen gelangt.

Die klimatischen Verhältnisse des Comitats unterscheiden sich kaum von den Eigenschaften der Hochfläcken jenseits der Donau. Der nördliche und westliche Theil des Comitats sind etwas kühler, während die den unteren Theil bildende Ebene mehr den Charakter und das wärmere Klima des Alföld aufweist; immerhin ist der Unterschied zwischen beiden Theilen gering. Die Temperatur beträgt im Mittel 8 bis 9 Grad Celsius, die mittlere Temperatur im Winter +1 Grad, im Sommer +20, der Unterschied also 19 Grad Celsius. Der Niederschlag ist verhältnißmäßig gering, nur 600 Millimeter, die landwirthschaftlichen Verhältnisse aber trotzdem auffallend günstig. Dies hat seinen Grund, nebst dem Charakter und der Fruchtbareit der Bevölkerung, wovon weiterhin noch eingehend die Rede sein soll, vor Allem darin, daß die Temperaturverhältnisse nicht zu Extremen neigen, sondern einen constanten Charakter zeigen. Säge Übergänge und Änderungen kommen selten vor, was wohl den orographischen Eigenthümlichkeiten des Comitats zuzuschreiben ist. Schutz gegen die westlichen und nördlichen Winde und gegen die Kälte bieten nicht nur die den Nordrand des Comitats umziehenden Gebirge, sondern auch die wellige, hügelige Bodengestalt, die, mit Ausnahme des untersten Theiles, das ganze Comitat charakterisirt und auf dem ganzen Comitatsgebiet die Veränderungen von Wärme und Kälte, von Windrichtungen und Niederschlägen gleichsam symmetrisch vertheilt. Dazu kommt noch die unvergleichliche Güte des Bodens. In den Gebirgen finden sich wohl Kalkgestein und Granit, aus dem stellenweise Trachyt hervorbricht,

doch ist der unfruchtbare Theil verhältnißmäßig sehr gering, die hie und da an die Oberfläche tretenden Felsen sind mit ziemlich fruchtbarem Löß umkleidet, die Hügel bestehen aus fruchtbarem Thon, die Senkungen und Thäler aber sind mit Dammerde bedeckt. Es gibt wohl auch Sandstrecken, doch nur sehr vereinzelt in einigen Theilen des Bértes und als größere Fläche in einem Theile der unterhalb Stuhlweißenburg gelegenen Ebene, sowie in der Nähe der Donau, doch haben diese abgegrenzten Sandbezirke nicht den Charakter von Flugland, sie schaden den sie umgebenden Hügeln und fruchtbaren Gebieten nicht, ja der schwarze Sand in einigen Gemeindebezirken der unteren Comitatheile gehört zu den besten Gattungen von Getreideboden. Selbst die kiesigen Strecken, welche einige Gemeinden im westlichen Theile des Comitats aufweisen — so Eször und Inota am Fuße des Bakony, Eszékberény, Dronó, Zámoly am Fuße des Bértes — haben eine dünne Humusschichte und geben Ernten, deren Quantität zwar gering, deren Qualität jedoch, namentlich was Weizen betrifft, vorzüglich ist.

Eine eigenthümliche Mischung von Dammerde kommt in einigen Senkungen des Sárret vor. Der schwarze Humus ist da mit winzigen Schnecken erfüllt, die im Verwittern durch ihren Kalkgehalt die Ertragsfähigkeit des Bodens außerordentlich steigern. Viele halten sie für vorjüngfluthliche Überreste; doch stellen die wohl erhaltenen Schneckenhäuser und namentlich die verhältnißmäßig sehr zahlreich vorkommenden lebenden Muscheln es außer Zweifel, daß diese primitiven Wesen des Thierreichs Producte des feuchten Bodens, der Verschlammung und der Überfluthungen sind.

Der im Allgemeinen überall sehr fruchtbare Boden, von größtentheils überaus glücklicher Mischung, zeigt in seinen nicht kühnen, vielmehr sanft geschwungenen Hügelbildungen das Bild anmuthiger Mannigfaltigkeit. In seinen weitgedehnten Wellenthälern ruht der volle Reichthum der Natur und die Höhen bieten genutzreiche Umschau, nicht auf packende Gegenjäge der Natur, sondern auf ihr ununterbrochenes Nacheinander und die dennoch reiche Abwechslung innerhalb desselben, mit bunt aufeinander folgenden üppigen Aekern, lachenden Wiesenflächen, grünen Feldern, dunkelnder Waldung und systematischen Banmpflanzungen. Im Anschauen dieser Landschaft empfindet man jenes ruhige Vergnügen, das nur eine gutmüthige Natur hervorbringt; auf jedem einzelnen Punkte der fesselnden Rundschau weilt das Auge mit stiller Lust und fühlt sich doch wieder weiter verlockt, bis hinaus an den Gesichtskreis, wo dieses und jenes schmucke Dorf und manches gefällig blühende Gehöft die Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Der vielgestaltige Reichthum des Bodens spiegelt sich auch in der reichen Mannigfaltigkeit seiner Lebewelt. Nicht nur sämtliche landwirthschaftliche Producte des Landes, Körner- wie Hackfrüchte, lohnen hier die Cultur durch reichlichsten Ertrag, sondern auch die frei sprießende Pflanzenwelt — die Gebirgs- und Wasserpflanzen nicht ausgenommen

— erfreut das Auge mit so zahlreichen Gattungen, daß die Flora des Weißenburger Comitats als außerordentlich reich bezeichnet werden muß. Die Tanne kommt nur ausnahmsweise und künstlich gezogen vor, auch ist ihr Holz wegen der Breite ihrer Ringe mürb und nicht recht verwendbar; desto werthvoller aber sind die Buchen- und die schönen Eichenwälder, welche die vorherrschenden Bestände in den Waldungen des Comitats ausmachen. In den südlichen und sandigen Gegenden des Comitats kommt die Weide nebst anderen weichen Hölzern in größeren Mengen vor, sie werden aber auch hier immer mehr durch Akazienbestände verdrängt.

Auch im Kreise des Thierreiches sind nicht nur die allgemeinen Bedingungen zur erfolgreichen Züchtung der landwirthschaftlichen Nutzhire vorhanden, sondern auch der Wildbestand ist reich und mannigfaltig; bei geringer Wartung ist die Jagd nicht bloß unterhaltend, sie wird zugleich nutzbringend. Besonders reich ist das Comitats an Federwild, so können sich mit ihm an Menge der Wachteln nur die südlichen Theile von Temes, an Waldschneppen nur Kroatien, Zala und Somogy, an Rebhühnern nur die westlichen Grenzcomitate messen. Von größerem Wild kommen in den gebirgigen Gegenden das Wildschwein und Reh zahlreich, der Hirsch in ganzen Rudeln vor, und nicht nur die Zahl der Exemplare, sondern auch ihre Stattlichkeit, so namentlich bei den Hirschen die starken, massiven, mit großen Sprossen versehenen Geweihe, verleihen dem Wildstand des Comitats hohen Werth. Nur die Fische sind übel daran; für künstliche Fischzucht sind kaum die Vorbedingungen vorhanden, ihre natürliche Zucht aber hat, seitdem einzelne Seen entwässert sind, fast ganz aufgehört.

Die heutige Bevölkerung des Weißenburger Comitats ist zum größten Theile ungarischer Zunge. Von jenen alten Völkerschaften, welche Pannonien vor der Einwanderung des magyarischen Elements bewohnten, konnte hier kaum etwas erhalten bleiben. Zu Ende des IX. Jahrhunderts, als Árpád mit seinen Völkern eindrang, ließ er selbst sich im Weißenburger Comitats nieder, das er für sein eigenes Geschlecht in Besitz nahm. Später machten sich da Petschenegen ansäßig, besonders im südlichen Theile des Comitats, und zu Ende des XIII. Jahrhunderts jener Theil des kumanischen Volkes, der nicht in dichter Masse, sondern wie in mehreren Theilen des Landes, auch hier sporadisch angesiedelt wurde. Die Türkenherrschaft versprengte die mittelalterliche, magyarische Bevölkerung des Comitats und rottete sie dermaßen aus, daß vom alten Magyarenthum nur noch Bruchstücke übrig blieben. Aus diesen überlebenden Elementen, die sich einestheils durch übersiedelte Magyaren aus den westlichen und oberungarischen Comitaten, andererseits durch fremdsprachige Volkspplitter vermehrten, entwickelte sich das neue Magyarenthum, das die jezige Einwohnererschaft des Comitats bildet. Und bei alledem hat dieses Volk seine alte Eigenart und insbesondere die Urwüchsigkeit und Reinheit seiner Sprache bewahrt, die sich von der

gewöhnlichen Literatursprache zumeist nur durch die Erweichung oder Verhärtung gewisser Laute unterscheidet.

Außer diesem rein magyariſchen Schlage, der nicht nur den Kern, ſondern die große Mehrheit der Comitatsbevölkerung, nämlich etwa 190.000 von 221.000 Seelen, ausmacht, wurden nach Abſchüttlung des türkiſchen Joches meiſt niederöſterreichiſche Deutſche und Oberländer Slovaken in einzelnen weſtlichen Gemeinden des Comitats angeſiedelt, während einige Ortſchaften an der Donau und auch Stuhlweißenburg Serben aufnahmen. Gegenwärtig leben da etwa 26.000 Deutſche, die meiſt den niederöſterreichiſchen Dialect ſprechen, aber bloß 2700 Slovaken und 2100 Serben. Auch dieſe haben ſich übrigens die ungarische Sprache ſchon angeeignet. Die Serben von Stuhlweißenburg verſtehen gar nicht mehr Serbiſch und laſſen nicht einmal durch Sitten und Tracht erkennen, daß ſie verſchmolzenes Fremdvolk ſind.

Die Volkstracht zeigt in den einzelnen Theilen des Comitats weſentliche Verſchiedenheiten. Vor Allem weicht die Tracht der größtentheils ackerbantreibenden unteren Volksclaſſe in Stuhlweißenburg von der der Bevölkerung im übrigen Comitat ab. Die Männer tragen bis an die Knie reichende, am unteren Theil des Schaftes gefältelte, wohlgewichſte Stiefel mit ſehr hohen Abſätzen und abgerundeter Spitze, ungarische Hosen von weitem Schnitt, unverſchnürte Dolmány's und Weſten, an Feiertagen ſeidene Weſten mit großen Silberknöpfen von venetianiſch durchbrochener Arbeit, dazu hohe, oben breit ausgeſchweifte, unten rund aufgekrämpte Hüte mit aufgeworfenem Seidenſtrich. Die Frauen haben nicht allzu kurze Stoff- oder Seidenröcke und bis an die Taille reichende, vorne offenſtehende Tuch- oder Stoffjacken; ſie lieben es durch die Menge der übereinander gezogenen Röcke zu prunken und ſo manche Frau hat deren fünfzehn gleichzeitig am Leibe. „Párta“ (Jungfernkranz) und Haube ſind unbekannt; die Frauen binden ſich zur Feſttracht farbige, die bejahrteren ſchwarze Seidentücher um den Kopf, während die Mädchen im Sommer und Winter barhaupt gehen.

Die Volkstracht auf dem ſachen Lande unterſcheidet ſich von der in Stuhlweißenburg darin, daß die Stiefel der Männer kürzer, am Schaft gefältelt und an den Abſätzen mit Huſeiſen beſchlagen, die Dolmány's und nicht ſelten auch die Weſten verſchnürt ſind und als Kopfbedeckung ein Rundhut mit ſchmaler Krämpfe dient, die Frauen aber keine ſolche Verſchwendung an Röcken treiben. Die Tracht der Deutſchen und Serben unterſcheidet ſich von der magyariſchen nur durch breitere Krämpfen ihrer Hüte. Das Volk kleidet ſich im Allgemeinen nett und reinlich, ja ſogar mit auffallender Wohlhåbigkeit; einen blauen oder grauen Tuchanzug, eine „Bunda“ (Schafpelz) oder wenigſtens einen Szür (Lodenmantel) beſißt jeder irgend beſſere Menſch. Im Winter trägt man an Wochentagen pelzgefütterte Lederkleider und im Allgemeinen ſtatt des Hutes eine rauhe Fellmũge,

die Deutschen an Feiertagen pelzbefetzte Sammtmützen. Längs der Donau sieht man häufig Hüte mit breiteren Krämpfen und bis unter das Knie reichende, mit Flachknöpfen geschmückte Pantalons.

In neuerer Zeit gehen nachgerade auch in der Volkstracht große Veränderungen vor sich; die unterscheidenden Zeichen der verschiedenen Trachten verwischen sich immer mehr; die Bunda, die früher im Sommer und Winter — und zwar im Sommer mit der Pelzseite nach außen — getragen wurde, hört nach und nach auf, das Sinnbild der anständigen Wohlhabenheit zu sein und wird nur noch gegen die Winterkälte ungenommen. Überhaupt sind die Leute sehr geneigt, mit der Volkstracht zu brechen und sich zur allgemeinen bürgerlichen Kleidung zu bekehren. Vermögende Leute wollen jetzt nicht mehr mit glänzenden Stiefeln, verschnürten Dolmány's und Silberknöpfen an den Westen prunken, vielmehr beginnt der westeuropäische Schnitt in der männlichen Kleidung auch auf dem flachen Lande vorzuherrschen.

Wie die Tracht, ist auch die Nahrung der Leute im Weißenburger Comitat gediegen, dabei ihre Lebensweise vernünftig und systematisch. Die Wohnung ist rein und nett, der Hausrath einfach, aber zweckmäßig. Ein rein gehaltenes, mit vielen Federkissen, sauberen Überzügen und einer blanken Decke versehenes Bett, ein harthölzerner Schubladentisch mit ebensolchen Sesseln, längs der Wand eine Bank mit Lehne, darüber ein langgestrecktes Schüsselbrett, ein Schubladenschrank oder „Almarium“ (Hängelkasten) und eine „Tulpentruhe“, dazu die Uhr und etliche Bilder, ein Spiegel, Vorhänge, auf dem Schubladenschrank eine Decke und ein paar Biergläser, dann noch ein Rosmarin- oder Muskatstock, das ist selbst in der schlichtesten Stube vorhanden, sowie selbst die einfachste Haushaltung gut mit Tellern, Tscheng, Kochgeräth und Küchengechirr ausgerüstet ist. Vom Markte zu leben ist schier ungebrauchlich; Haushalt und Lebensweise tragen durchaus den Charakter des Eigenbaues. Von den wichtigsten Lebensmitteln wird der Vorrath für das ganze Jahr angeschafft. Jedermann besitzt sein gemästetes Schwein oder mehrere, deren Schmalz, Fleisch, Speck das Jahr hindurch vorhält. Die Weibslente sind fleißig und ordnungsliebend. Bei den landwirthschaftlich Beschäftigten, ja selbst den Kleingewerbeleuten bearbeiten die weiblichen Hausgenossen den Garten, die Hackfrüchte, zum Theil sogar den Weingarten. Ihnen liegt es ob, das System im Haushalt aufrecht zu erhalten. Selbst der ärmste Mensch ißt jeden Tag, und sogar zweimal, warme, gekochte Speisen, die wohl einfach, aber rein und schmackhaft zubereitet sind. Fleisch wird, wenn auch nicht jeden Tag, doch ein- oder zweimal die Woche das ganze Jahr hindurch gegessen, und in der großen Arbeitszeit, die Ernte hindurch, nährt man sich reichlicher mit Fleisch und Speck. Im Allgemeinen darf man sagen, daß die Ernährungsweise besser und planmäßiger ist als in den meisten Comitaten des Landes.



Häufig

MOPELLI. FI

Eisenberg.

Dem ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß das Volk des Weißenburger Comitats einen so entschiedenen und folgerichtigen, wenig zu Extremen neigenden, selbstbewußten, aber sanften Charakter hat, sowie daß seine Arbeit ausdauernd und erfolgreich ist. Mit gesundem Menschenverstand wahrt es seine Interessen, doch ist ihm selbstfüchtiger Krämergeist fremd geblieben. Seine nationale Gesinnung ist stark, dabei jedoch schonend, er begegnet dem Fremden mit Zuverlässigkeit. Seiner sanften Gemüthsart entspricht es, daß die Religion und die religiös-sittlichen Gesichtspunkte consequent aufrechterhalten werden; dies macht ihn aber weder fanatisch, noch vorurtheilsvoll, und Andersgläubige finden hier stets Duldung, ja Achtung. Diese Eigenthümlichkeit und Charakterbildung hat übrigens auch geschichtliche Ursachen. Unter der Türkenherrschaft und in der darauf folgenden Zeit hing das Volk größtentheils dem reformirten Bekenntniß an. Im vorigen Jahrhundert wurde die Bekehrung zum römisch-katholischen Glauben in diesem Comitate, wo die großen Domänen die Hauptförderer dieser geistlichen Rückeroberung waren, mit großem Eifer betrieben; auch war ihr Erfolg ein wahrhaft durchgreifender, allein trotzdem blieb, was mehr ist als bloße Duldung gegenüber Andersgläubigen, die Achtung vor jeder religiösen Überzeugung im Gemüthe dieses Volkes unausrottbar festgewurzelt. Gegenwärtig gibt es in dem Comitate etwa 148.000 Römisch-Katholische, 58.000 Evangelisch-Reformirte, 6000 Evangelische N. G., 8000 Juden und etwas über 1000 Griechisch-Nichtumirte.

Die Bevölkerung des Weißenburger Comitates ist im Allgemeinen von fröhlichem Temperament; man singt und reimt gern; bei festlichen Zusammenkünften, auf Hochzeiten, Namensfesten, Kirchtagen werden altgewohnte gleichlautende Gelegenheitscarmina vorgetragen, wogegen keine Neigung herrscht, neue Lieder und Verse zu dichten, vielmehr lieber die Lieder und Verse anderer Gegenden herübergenommen werden. Selbst der guten Laune wird mit einer gewissen systematischen Consequenz Ausdruck verliehen. Neben den gewohnten sonntäglichen Wirthshausvergnügungen kommen kaum irgendwelche Stegreif-Unterhaltungen vor; dagegen erhält sich, auf engere Bekanntenkreise beschränkt, die Feier der Namensstage und des Schweineschlachtens. Herzhafter und allgemeiner wird die Lustbarkeit bei Hochzeiten, am zweiten Tage der Hauptkirchenseste und bei Kirchweihfesten.

In älterer Zeit wurden besonders die Hochzeiten mit viel fröhlichem Getöse gefeiert, so daß sogar die Obrigkeit sich bewogen fühlte, durch Verbote die Hochzeitsgelage einzuschränken. Die Synoden der reformirten Kirche erließen zahlreiche und sehr ins Einzelne gehende Verfügungen, die auf Eindämmung der hochzeitlichen Lustbarkeiten abzielten. Heute bedarf es dergleichen nicht mehr, aber auch jetzt noch feiert man die Hochzeiten, ohne Unterschied der Confession, nicht nur im ohnehin breiten Kreise der

Verwandtschaft und „magyarischen Schwägerchaft“, sondern dehnt den Genuß auch auf die weitjchichtige Menge der Bekannten aus.

Die anderweitigen Zusammenkünfte und Unterhaltungen werden immer seltener. Den lustigen Weinlesen hat die verheerende Pnylloxera ein Ende gemacht; die einst an bestimmten Winterabenden gebräuchlichen Zusammenkünfte in den Spinnstuben kommen nur noch selten vor, sie sind den Veränderungen im wirthschaftlichen Leben zum Opfer gefallen. Nur beim Kukuruzschleifen ist es noch Sitte, daß ein engerer Bekanntenkreis sich gegenseitig hilft und in heiterer Stimmung das den Schleifern von jeher zukommende bescheidene Abendbrot verzehrt. Statt der einst beliebten Zusammenkünfte dienen jetzt als eigentliche verbindende Klammern des geselligen Lebens die in großer Zahl entstandenen Lesevereine, Volksklubs, bürgerlichen Casinos und ähnliche Vereinigungen, die nicht nur durch zeitweise arrangirte Unterhaltungen auf breitere Volksschichten wirken, sondern auch ständige Brennpunkte der localen Gesellschaft sind, die an solchen Stätten die für den Ort und die Gegend wichtigen sozialen, culturellen, wirthschaftlichen und gar oft auch politischen Fragen zu erörtern pflegt.

Die wichtigsten Fragen sind für sämtliche Schichten des Volkes die landwirthschaftlichen. Der größte Theil der Comitatsbevölkerung — 76 Procent — beschäftigt sich mit Landwirthschaft, und so ist es natürlich diese, deren Angelegenheiten dem täglichen Leben seine Richtung weisen.

Handel und Gewerbe sind verhältnißmäßig ziemlich gut entwickelt, erlangen aber doch keine besondere Wichtigkeit. Die Nähe der Hauptstadt und die bequeme, rasche Verkehrsverbindung mit Wien bringen es mit sich, daß ein erheblicher Theil der gewerblichen Bedarfsartikel von der Hauptstadt, ja in beträchtlichem Maße von Wien her geliefert wird. Freilich haben gerade diese Verbindungen auch wieder den Einfluß, daß sie das Gewerbe der Provinz auf ein höheres Niveau steigern. In Stuhlweißenburg ist jeder Gewerbebranche durch treffliche, verlässliche, auf der Höhe der Zeit stehende Gewerbetreibende vertreten und auch in einzelnen größeren Ortschaften des flachen Landes, so in Moór und Csátvár, findet sich fast für jeden Gewerbebranche eine tüchtige ausübende Kraft. Über die Linie der localen Bedeutung hinaus können sich indeß alle diese Gewerbebetriebe nicht erheben. Manche Gewerbebranchen weisen zwar, je nach der Größe des localen Bedarfes, eine gedeihlichere Entwicklung auf; so die Tzismenmacher in Stuhlweißenburg, die auch auf Lager arbeiten und auf den Wochenmärkten mit ihren aufgeschlagenen Zelten förmliche Lager bilden, denen sich noch die Zelte der die Tzismen beschlagenden Schlosser anreihen. Allein auch diese Industrie kann, wenn man nicht etwa die für die Armee gelieferten Fußbekleidungen einzelner Gewerbsleute ausnimmt, ebensowenig als das übrige Gewerbe sich über den Bedarfskreis der eigenen Gegend hinaus geltend machen.

Selbst die einst blühende Industrie der Stuhlweißenburger Kohlelederfertigter („Tobaks“) ist zusammengeschrumpft; nur die Esákvárer Thonwaarenindustrie, deren allerdings primitive Waare sich durch vortreffliche Qualität empfiehlt, behauptet ihren ständigen Markt in einem großen Theile des Landes, und eine berühmte große Blandruckfabrik in Stuhlweißenburg vermag mit ihren Erzeugnissen sogar im Auslande durchzudringen. Auch die landwirthschaftliche Industrie ist bloß durch zwei Bierbrauereien und einige Spiritusbrennereien vertreten, welche jedoch, im Vergleich mit früher, eher einen Rückgang als einen Fortschritt erkennen lassen.

Ebensowenig ist, im Verhältniß zu seiner einst bestandenen Entwicklung, ein Aufschwung des Handels zu bemerken. Früher hatte der Handel des Comitats drei bedeutende Wegrichtungen: da war der Handel von Budapest südwärts, der sich hauptsächlich der Donau bediente, und dazu kamen die Handels- und Frachtverkehrsstraßen nach Graz und Wien. Jetzt ist all' dies durch die Eisenbahnen ersetzt, welche Stuhlweißenburg zwar berühren, da sie aber keiner Vermittlungspunkte bedürfen, beinahe spurlos das Stadt- und Comitatsgebiet durchschneiden. Bei alledem besitzen Stuhlweißenburg und das Comitatsgebiet eine handeltreibende Klasse, die sich durch Intelligenz, Vertrauenswürdigkeit und Wohlhabenheit auf der Höhe der Zeit behauptet; sie ist in vollem Maße geeignet und ausreichend, einerseits das locale Bedürfniß zu befriedigen, andererseits aber die zur Verwerthung gelangenden Erzeugnisse des Comitats mit Ausschluß anderweitiger Vermittler direct den Consumtionsplätzen zuzuführen. Diesem Umstande und der günstigen Lage des Comitats ist es zuzuschreiben, daß die Preise der Producte in einem großen Theile des Comitats die hauptstädtischen Preise nicht nur erreichen, sondern zum Theil sogar übersteigen.

Sehr vorgeschritten im Verhältniß zu anderen Landestheilen und noch immer in weiterer Entwicklung begriffen ist ferner die Organisation der Geldinstitute und des Creditwesens. Die Stuhlweißenburger Sparcasse ist eines der ältesten Geldinstitute Ungarns; sie wurde schon im Jahre 1845 gegründet, unmittelbar nachdem zu Anfang der Vierziger-Jahre die Bewegung zur Gründung von Sparcassen begonnen hatte. Seitdem sind sowohl in der Hauptstadt als auch in anderen Ortschaften des Comitats mehrere, einen ansehnlichen Verkehr vermittelnde Sparcassen, Banken, Volksbanken, besonders aber jede gewinnlüchtige Tendenz ausschließende Selbsthilfsvereine entstanden, lauter wirksame Factoren zur Ansammlung von Capital, Hilfsmittel des Wohlstandes und der Vermögenbildung, welche den Wucher beschränken und ein vernünftiges Ausmaß des Creditbedürfnisses, bis in die unteren Volksschichten hinab, zu befriedigen vermögen. Ihnen ist es zum großen Theile zu danken, daß die Bevölkerung des Weißenburger Comitats, die sich fast ausschließlich mit Landwirthschaft befaßt, sich selbst unter schwierigen

Verhältnissen ohne heftigere Erschütterungen auf einer ansehnlichen Linie des materiellen Wohlstandes zu behaupten weiß. Andererseits freilich liegt dies auch daran, daß das Weißenburger Comitats hinsichtlich der landwirthschaftlichen Fachkenntnisse auf einem sehr hohen Niveau steht.

Der systematische Wirthschaftsbetrieb und die Verbreitung von landwirthschaftlichen, sowie anderweitigen Kenntnissen sind dadurch wesentlich gefördert und erleichtert, daß die Bevölkerung in größeren Gemeinden beisammenwohnt; unter den 90 Gemeinden des Comitats gibt es nur 15 mit weniger als 700 Einwohnern, vielmehr entfallen im Durchschnitt 1900 Seelen auf die Gemeinde. Noch günstiger aber für die Verbreitung wirthschaftlicher Fachkenntnisse ist der Umstand, daß das Comitats eine unverhältnißmäßig große Zahl von Herrschaftsgütern aufzuweisen hat, welche, den höheren Anforderungen entsprechend bewirthschaftet, als ebensoviele Musterwirthschaften ein belehrendes Beispiel geben. Die große Anzahl von höher gebildeten Wirthschaftsbeamten, die Menge von ständig angestelltem und gehörig geschultem landwirthschaftlichem Dienstpersonal sind lauter Factoren der Ausbreitung landwirthschaftlicher Fachkenntnisse. Dazu kommt noch, daß das Weißenburger Comitats eine sehr hervorragende Pächterklasse und verhältnißmäßig sehr viele landwirthschaftliche Tagelöhner besitzt, was für die rationelle Cultur und einträgliche Nutzbarmachung des Bodens von großem Vortheil ist.

Im ganzen Lande machen die Wirthschaftsbeamten 0·26 Procent, die Dienstleute 14·93 Procent, die Tagelöhner 7·93 Procent der landwirthschaftlich Beschäftigten aus, während im Weißenburger Comitats die Verhältnißzahl der Wirthschaftsbeamten 0·60 Procent, die des landwirthschaftlichen Dienstpersonales 30·11 Procent und die der Tagelöhner 10·01 Procent beträgt.

Größere Herrschaftsgüter gibt es in allen Theilen des Comitats und außer dem rationellen Ackerbau wird auch eine hochentwickelte Viehzucht betrieben. Früher war die Schafzucht allgemein und hatte an Quantität und Qualität fast keine Concurrenz zu fürchten, sie bildete die Hauptertragsquelle der Herrschaften. Die Schafzüchtereien befaßten sich im Allgemeinen mit den edleren Racen und die edelsten Exemplare des Merinoschafes wurden zu Tausenden gezüchtet. Man rechnete ein Schaf auf jedes Joch einer wohlinstruirten Herrschaft, doch gab es welche mit noch größerem Schafbestand. Die gefundenen Ställe, die fachkundigen Leiter und das wohlgeschulte Dienstpersonal standen nicht nur für Ungarn auf der höchsten Stufe, sondern konnten sich auch mit Allem messen, was derartige Betriebe Frankreichs und Englands boten; dagegen blieben diese Länder an Güte der Zucht und Stärke des Bestandes weit zurück. Jene Schäferklasse, deren einziger Beruf diese Zucht war, hatte sich unter der Leitung ausländischer, namentlich in Deutschland angeworbener Fachleute gebildet und so hoch entwickelt.

Die Schäfer bilden eine ganz besondere Classe des Dienstpersonals und haben auch in ihrer Kleidung manches Unterscheidende. Während die übrigen sich dunkelblau kleiden, tragen sie meistens braune Dolmáns und Westen, dazu Hüte mit breiterer Krámpe und spitzem Deckel. Selbst im Sommer sieht man sie nie ohne den umgehängten weißen Szür, dessen linker Ärmel zugebunden ist. Vorne hängt ihnen am Halse ein Schnappsack aus haarigem Lammfell, darin haben sie ihre Lebensmittel. Im Sommer weilen sie den ganzen Tag auf der Weide, im Winter, mit der Fütterung und um die werfenden Thiere beschäftigt, den ganzen Tag in den Schafställen und Hürden, ohne jede Abwechslung an Fest- und Wochentagen gleichmäßig in Anspruch genommen, so daß sie selbst an den höchsten Feiertagen nicht zur Kirche gehen können. Nur um Michaeli haben sie alljährlich drei Tage Urlaub, während welcher Zeit ihre Arbeit in der Schäferei durch andere landwirthschaftliche Dienstleute besorgt wird. Da strömen sie aus dem ganzen Comitát in Stuhlweißenburg zusammen, lassen sich dort eine besondere Messe lesen und verjubeln ihre drei Tage; wenn sie ihren Dienst wechseln, verdingen sie sich jetzt anderweitig, wenn sie aber auf dem alten Plage bleiben, treten sie dort pünktlich am Abend des dritten Tages wieder an, um sich mit erfrischter Kraft ihrem Berufe hinzugeben.

Der überseeische Wettbewerb und besonders die Vervollkommnung der Maschinen, die auch aus weniger feiner Wolle vollkommenere und gefälligere Gewebe herzustellen vermögen, waren von empfindlicher Rückwirkung auf den Preis der Wolle und zumal der feinen Sorten, und dies brachte auch die Schafzucht in große Bedrängniß. Sie wurde immer mehr eingeschränkt, so daß von den großen Schafzüchtereien nur noch Überreste bestehen, und wenn man sie nicht völlig eingehen läßt, so ist dies nicht ihrer Einträglichkeit, sondern hauptsächlich dem zuzuschreiben, daß das in die kostspieligen Einrichtungen und die Thiere investirte Capital nicht zu Geld gemacht werden kann, andrerseits aber der nur zu diesem Zwecke geeignete kurzhaarige Weidgrund bloß durch Schafe verwerthbar ist. Allein die Schafzucht verliert fortwährend an Boden. Nach den im Jahre 1881 gemachten Erhebungen belief sich damals die Zahl der Schafe im Comitáte noch auf mehr als 457.000 Stück und bedeutete einen Werth von über 4 Millionen Gulden, was nahe an 29 Procent des auf 14½ Millionen geschätzten Viehbestandes ausmachte und, wenn man von den Zugthieren und den zum Haushalte gehörigen Schweinen abzieht, den größten Theil der landwirthschaftlichen Nutzthiere darstellte. Seither hat sich die Lage wesentlich geändert; von der Schafzucht geht man zur Hornviehzucht über und wendet der auch sonst blühenden Pferdezucht besondere Aufmerksamkeit zu. Die Pferdezucht hat auf einzelnen Herrschaften eine sehr hohe Stufe erreicht und zeichnet sich nicht bloß durch edles, werthvolles Zuchtmaterial, sondern auch durch die gute Dressur der Pferde aus. Im Kreise der kleinen Landwirththe hebt sich diese Zucht erst seit kurzem,



Eßlweihenburg: Die Cistercienserkirche — Der bischöfliche Palast — Motiv aus dem Schützengarten — Der Dom —
Das Vörösmarty-Denkmal.

und hauptsächlich weil die staatlichen Pferdezuchtanstalten dem Gebiete dieses Comitates edlere Hengste zutheilen.

Seitdem die Schafzuchtereien nahe daran sind, ihre Rolle ausgespielt zu haben, äußert sich die Vortrefflichkeit der Landwirthschaften im Weißenburger Comitath nicht durch die Viehzucht. In der Viehzucht verräth sich die höhere Intelligenz der dortigen Landwirthe hauptsächlich dadurch, daß sie ihre Thiere richtig füttern und halten, und die intensivere Wirthschaft äußert sich in der Einstellung und Pflege, wie namentlich auch in der Ernährung derselben. Selbst der kleinste Landwirth ist hinsichtlich dieser Forderungen der rationellen Viehzucht im Reinen. Was den Landwirthschaften im Weißenburger Comitath ihr höheres Niveau gibt, was die höhere Intelligenz bekundet, das ist die zweckmäßige und systematisch gute Cultur der Felder. Auch der einfache Bauer hält einen geordneten Fruchtwechsel ein; er pflügt, bearbeitet, düngt sein Feld gut; er folgt in Allem dem Beispiel der großen Wirthschaften; gleich diesen, nützt er seine Acker bei systematischer Wechselwirthschaft im höchsten Grade, aber stets mit Schonung der Produktionskraft aus. Und was die Weißenburger Landwirthschaften besonders in Vorthheil setzt, das ist das gute, fachkundige, seinem Berufe lebende Gesinde. Wechsel der Dienstleute ist selten, auf den größeren Herrschaften fast unbekannt; die meisten landwirthschaftlich Bediensteten verbringen ihr ganzes Leben auf einem Plage, bei einer Aufgabe. Die in den meisten Comitathen gebräuchlichen Verschiebungen kommen hier selten vor. Wo und wie es Einer begonnen, ebendort und ebenso trachtet er auch es zu vollenden. Der Kutscher bleibt Kutscher, der Knecht Knecht; darin liegt der Schlüssel der Thatsache, daß für jede Beschäftigung ihr eigener fachgeübter Mann vorhanden ist.

Dasselbe gilt von den Leitern der Landwirthschaften, den Wirthschaftsbeamten. Auch sie bleiben ständig im Dienste eines Landwirthes auf einer Landwirthschaft. Die Fälle, daß auf einer Herrschaft die Mitglieder der nämlichen Familie durch zwei und mehr Generationen als Wirthschaftsbeamte wirken, sind nicht selten. Dies bringt den großen Vorthheil, daß der Wirthschaftsbeamte und seine Familie ihr ganzes Leben gleichsam mit der Wirthschaft verknüpfen, sie kennen den Boden, dessen Eigenschaften, die gesammten Verhältnisse, das Arbeitervolk, was Alles in gesteigertem Maße zur Hebung der Ertragsfähigkeit beiträgt.

Das Weißenburger Comitath gehört zu den ältesten bewohnten Gebieten des Landes. Unsere ersten bestimmten Daten stammen aus der Zeit der Römer, die es am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt besetzten. Das Comitath gehörte zu Pannonien und war durch zwei Reihen römischer Colonien besiedelt, die es, von Aquincum ausgehend, in südlicher Richtung durchzogen. Eine Zeit lang bildete sein nordwestlicher Strich einen Bestandtheil Ober-Pannoniens, während der östliche Strich zu Unter-Pannonien gehörte;

zu Anfang des dritten Jahrhunderts jedoch wurde das ganze Comitatus zu Unter-Pannonien und nach der am Ende des dritten Jahrhunderts erfolgten Zweitheilung desselben zu Valeria geschlagen. Die römischen Niederlassungen bildeten eine Reihe längs der Donau und eine zweite in anderer Anordnung mitten durch das Comitatus. Durch den an der Donau gelegenen Strich zog die alte Römerstraße von Altosfen nach Esseg hinab, noch jetzt in ihren Überbleibseln erkennbar und zum großen Theile immer noch als Landstraße benützt.

Römerfunde sind auf dem ganzen Comitatusgebiete häufig und bekunden unvorderleglich, daß dasselbe zu den Gegenden gehörte, wo die römische Bevölkerung am dichtesten beisammen wohnte. Dies ist übrigens auch durch seine Lage an der damaligen Grenze gerechtfertigt, wo ja mit den einbrechenden Völkerschaften Jahrhunderte lang um Pannoniens Besitz gekämpft wurde. Im vierten Jahrhundert finden wir hier noch die I. und II. römische Legion, als aber Árpád einrückte, war das Comitatus schon im Besitze einzelner Volksstämme von slavischem Ursprung.

Unter den Königen aus Árpáds Hause und später unter denen aus gemischten Häusern, insbesondere während Sigismunds Herrschaft, war das Comitatus häufig der Schauplatz von Partekämpfen, welche ganze Ortschaften vernichteten; als damaliger Mittelpunkt des Landes sah es jedoch auf jede Verheerung alsbald die Wiedergeburt folgen, da die Besitzungen im Comitatus stets in die Hände der mächtigsten Familien gelangten.

An dem Rande des völligen Unterganges sah sich das Comitatus erst nach dem Jahre 1543, als die Türken Stuhlweißenburg eroberten und dann nicht nur die Ortschaften des Comitatusgebiets zerstörten, sondern auch das Comitatus als solches aufhoben und dessen Gebiet geviertheilt den vier Sandschakschaften des Pascha's von Ofen — denen von Ofen, Weißenburg, Simontornya und Szegzárd — angliederten. Während der nahezu anderthalb Jahrhunderte der Türkenherrschaft zerstreute sich auch ein großer Theil der im Comitatus ansässigen Grundbesitzereklasse und erschien nur zeitweise in dessen Bereiche, persönlich oder in der Person eines Vertreters, um von den Leistungen der Hörigen soviel, als sich eben eintreiben ließ, in Empfang zu nehmen. Die Bevölkerung des Comitatus hatte damals zwei Lasten zu tragen, denn sie zahlte einerseits die ihren Grundherren zukommende Steuer, aber sie hatte auch für die systemisirten Leistungen an die Sandschakschaften aufzukommen. Unter dieser doppelten Belastung und den nebenher laufenden, immer wieder ansbrechenden blutigen Kämpfen und Verheerungen, schmolz die Bevölkerung zusammen, die Ortschaften standen mit der Zeit unbewohnt da, ja unzählige der ehemals blühendsten Gemeinden verschwanden völlig. Zene Fußtenbesitzungen, die jetzt im nördlichen und besonders im nordwestlichen Theile des Comitatus als einzelnen Gemeinden

zugehörig vorkommen, waren früher lauter schöne Gemeinden. Noch heute sieht man die Trümmer ihrer Häuser und Kirchen und kann aus diesen einen Schluß auf ihren hohen Entwicklungsgrad ziehen; der lange Zeitraum voll Kampf und Leiden zerstörte ihre Häuser und Kirchen, ja er hob ihre Religionsverbände auf, so daß auf dem ganzen Comitatsgebiete nur drei katholische Pfarren bestehen blieben; für viele Gemeinden des so gründlich verheerten Comitats gab es überhaupt keine Auferstehung mehr.

Das Comitats selbst wurde zu Ende des XVII. Jahrhunderts neu errichtet, doch hielt es seine Versammlungen nicht auf dem eigenen Gebiete, sondern in Raab ab, und bei der ersten neueren Session, die auf dem Comitatsgebiete selbst, und zwar in Stuhlweißenburg im Jahre 1692, stattfand, waren bloß 52 stimmfähige Edelleute anwesend.

Auf den so arg verwüsteten Trümmern der alten Herrlichkeit reorganisirte sich das Comitats, stellten sich seine Dörfer und Städte wieder her. Nur daß die Erneuerung in dieser neueren Epoche mit weit größeren Schwierigkeiten verknüpft war als in jenen großen alten Zeiten, wo Glanz und Macht des Reiches sich hier als im Mittelpunkte des Ganzen vereinten. Das Comitats wurde mit fremden Elementen besiedelt und diese Bevölkerung führte das große Werk der Neuschöpfung aus eigener Kraft und mit eigenem Fleiße durch, bis die hohe Stufe erreicht war, auf der sich Wohlstand und Cultur heutigen Tages befinden.

Bei der Wiederherstellung wurde das Comitats seiner ganzen Länge nach in der Richtung von Norden nach Süden in drei Bezirke eingetheilt und diese Gliederung blieb bis in die neueste Zeit aufrecht. Gegenwärtig ist es in fünf Verwaltungsbezirke und hinsichtlich der Rechtspflege in fünf bezirksgerichtliche Districte getheilt, die dem Stuhlweißenburger Gerichtshofe zugehören.

In kirchlicher Hinsicht gehören seine 62 katholischen Pfarren zu dem durch Maria Theresia gestifteten Bisthum Stuhlweißenburg, dessen Jurisdiction sich auch auf die meisten Gemeinden der jenseits der Donau gelegenen Theile des Comitats Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun erstreckt. Auch das reich dotirte Domkapitel zu Stuhlweißenburg wurde durch die Königin Maria Theresia wieder errichtet. Die evangelischen Gemeinden A. C. gehören zu dem Kirchendistricte jenseits der Donau, von den evangelisch reformirten etwa die Hälfte zum Kirchendistricte jenseits der Donau, die andere Hälfte zum Donaudistricte, die griechisch-nichtunirten Gemeinden aber zum Ofner Bisthum. Außerdem sind eine unitarische Kirche und 11 jüdische Religionsgemeinden vorhanden.

Und fast alle diese Kirchen erhalten auch Elementarschulen, so daß das Weißenburger Comitats hinsichtlich des Volksunterrichtes zu den fortgeschrittenen Comitaten gehört; die Zahl der confessionellen, communalen und staatlichen Volksschulen beträgt 250, die ihrer Lehrer etwa 400. Die Amtssprache des Staates ist auch unter der Bevölkerung

nichtmagyarischer Zunge durchwegs verbreitet und insbesondere ist es die jüngere Generation, die, wenn sie auch nicht vollkommen ungarisch schreiben kann, doch zum mindesten gut ungarisch liest und spricht.

Als Verkehrsstraße des Comitats dient an dessen Ostrande die Donau. Fünf Dampfschiffstationen und sieben Überfuhren bilden dort die bedeutenderen Verkehrspunkte. Das Eisenbahnnetz des Comitats ist noch nicht ausgebaut, doch wird das Gebiet von mehreren Eisenbahnlinien ersten Ranges durchschnitten; die Budapest-Pragerhofer Linie der Südbahn und die Budapest-Fünfkirchener Strecke der Staatsbahnen durchziehen von Nord zu Süd beinahe das ganze Comitat, während in nordwestlicher Richtung die Stuhlweißenburg-Uj-Szönner Linie der Südbahn, in westlicher Richtung die Stuhlweißenburg-Grazer und die den Nordrand des Comitats berührende Budapest-Brucker Linie der Staatsbahnen, indem sie zugleich die das Comitat quer durchschneidende Wegrichtung ergänzen, sämtlich Verbindungen ersten Ranges sichern. Indes kann dieses 240 Kilometer betragende Eisenbahnnetz nicht alle Bedürfnisse befriedigen, denn der größte Theil der Comitats entbehrt der Eisenbahnverbindung mit dem Comitatssit; die Budapest-Fünfkirchener Eisenbahn und die Budapest-Brucker Linie der Staatsbahnen sind auf ihrem Wege durch das Comitat weder mit einander, noch mit dem Hauptorte verbunden. Die Abhilfe dieser Übelstände ist jedoch bereits in Angriff genommen.

Weit vollkommener stellt sich das Straßennetz des Comitats dar. Es besteht aus 135 Kilometer Staats- und nahe an 700 Kilometer Comitatsstraßen; dieses größtentheils ausgebaut und mit Ausnahme von etwa 200 Kilometer auch gut in Stand erhaltene Straßennetz verknüpft die verschiedensten Punkte des Comitats und die Stadt Stuhlweißenburg in den Richtungen der möglichsten Kürze.

Stuhlweißenburg (Székes-Fehérvár) liegt fast in der Mitte der von Nord zu Süd streichenden Längsrichtung des Comitats und im westlichen Drittel der von Ost zu Süd verlaufenden Comitatsbreite. Es ist in einer fruchtbaren Niederung hingelagert; gegen Osten umziehen es Hügel von mäßiger Höhe, unter denen das in nächster Nachbarschaft der Stadt ansteigende Weingebirge (Szölöhegy) und der etwas entferntere Noé-Berg Erwähnung verdienen; auf dem letzteren soll nach der Überlieferung Árpád, als er auf seinem Eroberungszuge die Donau überschritten hatte, sein ständiges Lager errichtet haben. Nach den anderen Richtungen ist die Stadt von Ebenen umgeben, deren höhere Strecken fruchtbare Ackerfelder bilden, während die tiefer gelegenen sich als Wiesen mit reichem Graswuchs und als wohlgepflegtes Gartenland darstellen; nur gegen Südosten hin liegt rohrbewachsenes Sumpfland, der sogenannte Sóstó (Salzsee) und dieser ist mit Sandboden umgeben. In westlicher und nördlicher Richtung, 10 bis 15 Kilometer von der Stadt, erheben sich die blauen Höhen waldbedeckter Bergketten, des Bakony und Bértes,

sie senden erfrischende Luftströme in die Stadt, was die Schwankungen ihres Klimas angenehm ausgleicht und den Aufenthalt daselbst ebenso behaglich als gesund macht. Der Sárvizkanal durchzieht, mit dem Gaja-Flüßchen vereinigt, die Stadt und umfängt mit einem schmälern Arme die ganze innere Stadt, während eine andere Abzweigung die Palota-Stadt durchschneidet; beide entwässern die tiefer gelegenen Stadttheile und führen zugleich die Schmutzwässer ab. An den belebteren Stellen im Stadttinneren sind diese Kanäle eingewölbt.

Stuhlweißenburg gehört zu den elegantesten Provinzstädten Ungarns. Seine Vorstädte widerspiegeln zwar die einfache Lebensweise einer ackerbautreibenden Bevölkerung, doch sind auch in ihnen nenerdings schöne Straßen und Plätze entstanden; die innere Stadt steht durchaus auf der Höhe der Gegenwart. Die Straßen sind sämmtlich gepflastert und mit Würfel- oder Asphalt-Trottoirs und Alleen versehen; ununterbrochene Häuserzeilen, Gasbeleuchtung, Reihen von Läden mit reichhaltigen Schaufenstern verleihen der inneren Stadt in jeder Hinsicht einen städtischen Charakter.

Zu bedauern ist nur, daß die Stadt beinahe völlig der Denkmale ihrer alten Herrlichkeit entbehrt. Fünfeinhalb Jahrhunderte hindurch haben sich in ihren Mauern zahlreiche wichtige Begebenheiten der Geschichte Ungarns abgespielt. So lange Zeit hindurch war diese Stadt die Zeugin von Lust und Leid einer Nation, aber von all dieser Jahrhunderte hindurch angewachsenen Größe ist kaum ein Stein übrig, um die Nachwelt daran zu erinnern.

Das heutige Stuhlweißenburg ist eine ganz neue Stadt, die seit dem Zusammenbruch der Türkenherrschaft auf der alten Stätte erwachsen, im Laufe der Zeit selbst die Trümmer ihrer Vorgängerin nachgerade aufgezehrt hat. Aus geschichtlichen Aufzeichnungen weiß man zwar, was Alles in der Stadt vorhanden war, wie sie unter den Arpaden und den Königen aus gemischten Häusern ausgesehen, doch ist von den damaligen großen Bauwerken nicht nur nichts erhalten geblieben, sondern von manchen weiß man nicht einmal bestimmt, wo sie gestanden. So bleibt den jetzigen Bewohnern der Stadt nichts übrig, als in Ermangelung sicherer Anhaltspunkte nach den meisten Richtungen hin eine allgemeine Pietät im Herzen zu hegen für das Gedächtniß jener großen Zeiten, deren Geschichte sich an ihre Vaterstadt knüpft.

Über die Entstehung und Benennung Stuhlweißenburgs gehen die Ansichten weit auseinander. Wahrscheinlich ist es, wie ja alle bedeutenderen Punkte des Landes jenseits der Donau, schon in römischer Zeit Colonie gewesen; einige sind der Meinung, es habe an der Stätte des heutigen Stuhlweißenburg die Römerstadt Herculia gestanden. Vielleicht hat noch Arpad seinen Grundstein gelegt, als er den nordwestlichen Theil des Comitats dem Glöd, von dem das Geschlecht der Csák abgeleitet wird, überließ,



Das Rathhaus zu Stuhlweißenburg.

den übrigen Theil des Comitats aber, also Stuhlweißenburg nebst Umgebung, für sein eigenes Haus in Besitz nahm. Ihre eigentliche Größe jedoch verdankte die Stadt dem heiligen Stefan; an seinem Feste wurden hier später die Gerichtstage abgehalten; auch der Reichstag trat früher oft in Stuhlweißenburg zusammen und die Könige von Ungarn wurden zumeist hier gekrönt und bestattet. Der Glanz der Stadt hob sich auch dadurch, daß Stefan der Heilige die Kirche zur heiligen Jungfrau erbauen ließ als Krönungs- und Begräbnißstätte der Könige. Dieser Dom gehörte durch seine Größe, wie durch den verschwenderischen Glanz seiner Ausstattung zu den bedeutendsten in ganz Europa. Er stand unter einem besonderen Propst und dieser war hinsichtlich der dem Dome zustehenden Rechte auch von der bischöflichen Jurisdiction eximirt.

Dem Beispiele Stefans des Heiligen folgten noch andere Könige. Sie umgaben die große Kirche mit Kapellen; die des Prinzen Emerich lag westlich, die Ludwigs des Großen südlich, die des Königs Matthias nördlich der Domkirche, und allesammt waren sie Meisterwerke der Baukunst. Südwestlich vom Dome erhob sich die königliche Burg, als deren Begründer gleichfalls Stefan der Heilige angesehen wird. Und noch andere schmuckreiche Kirchen wurden von einzelnen Königen aufgeführt; so die St. Peterskirche,

wo bei der Krönung die Ritter vom Goldenen Sporne geweiht wurden und zweimal auch die Urtheilsverkündung in Proceffen erfolgte; dann die St. Martinskirche, wo der König den Eid ablegte. Außerhalb der Stadt stand die St. Nikolauskirche und vor ihr wölbte sich der Krönungshügel, auf dem der König nach Beendigung der Krönungszeremonie sein Schwert nach den vier Weltgegenden blitzen ließ; wenn kein Krönungshügel errichtet war, wurden die vier Schwertstiche auf der Höhe des St. Nikolausthürmes gethan.

Das hervorragendste Bauwerk war die königliche Burg selbst. Sie hatte zwei Thore, nach Palota und nach Ofen hin. Geschützt war sie durch breite Wassergräben, sowie durch weitgedehnte Sümpfe, die sich seit der Regulirung der Schlammgewässer in fruchtbare Acker und Wiesen verwandelt haben.

Durch nahezu drei Jahrhunderte war die Stadt fast unausgesetzt die Residenz der Könige. Karl Robert verlegte seinen Königssitz nach Bisegrád, doch blieb Stuhlweißenburg auch weiterhin der königliche Krönungs- und Bestattungsort, sowie die Versammlungsstätte der Krönungs-Reichstage, bis zur Niederlage bei Mohács. Die königliche Burg blieb bestehen, war jedoch, wie es scheint, außer Benützung gesetzt, wenigstens kann man dies aus dem Umstande schließen, daß die Könige später nicht in der Burg, sondern in der Propstei abzustiegen pflegten. Fünfunddreißig Könige und Königinnen haben im Laufe von fünf Jahrhunderten in den Mauern dieser Burg ihre Krönungsfeste, und viele auch ihre Hochzeitsfeste gefeiert; fünfzehn gekrönte Könige — unter ihnen Stefan der Heilige, Koloman, Karl Robert, Ludwig der Große und Matthias — haben durch den Staub ihrer Gebeine den Boden dieser Stadt geheiligt.

Doch die mit dem XVI. Jahrhundert anhebenden inneren Wirren und die türkische Eroberung zerstörten auch diesen Altar der Pietät einer ganzen Nation. Stuhlweißenburg fiel 1543 in die Hände der Türken, die sich hier 145 Jahre lang, bis 1688, zu behaupten wußten. Nachdem das türkische Heer 1593 bei Pákozd und 1601 bei Burg Csókaó geschlagen worden, wurde die Stadt zwar im Jahre 1601 auf ein einziges Jahr zurückgewonnen, doch knüpfen sich an diesen Sieg traurige Erinnerungen, denn bei Gelegenheit dieser Belagerung wurde die Perle Stuhlweißenburgs, die durch Stefan den Heiligen erbaute Kirche zerstört und die königliche Burg durch die Türken in die Luft gesprengt. Die Verwüstung war so ungeheuer, daß auch die übrigen Kirchen spurlos untergingen und von einzelnen bis auf den heutigen Tag nicht einmal der Standort zu ermitteln war. Die Festungsmauern Stuhlweißenburgs wurden nach der Rückeroberung im Jahre 1688 nicht wieder aufgebaut. Nachdem eine königliche Verfügung vom Jahre 1709 den bis dahin aufrechterhaltenen Festungscharakter der Stadt aufgehoben, wurde auch der noch bestehende Theil der Festungsmauern in die umgebenden Sümpfe hinabgestürzt. Nur das Palotaer Thor, eine Mauer an der Nordseite der Festung und ein ebenda befindlicher

stumpfer Thurm wurden verschont. Josef II. bewilligte die Weiterverwendung des Materials der Festungsmauern, worauf die Bürger all das Trümmerwerk als Baustoff verwertheten. Das Palotaer Thor stand noch bis zum Beginn dieses Jahrhunderts aufrecht, da wurde auch dieses als Baumaterial verschleppt, desgleichen die Trümmer der Propstei, aus denen der bischöfliche Palast gebaut wurde. Im Jahre 1848 stieß man auf die Krypta der Kirche Stefans des Heiligen, man fand die Gebeine König Bélas III. und seiner ersten Gemalin. In den Jahren 1862 und 1874 aber wurde unter Leitung der ungarischen Akademie der Wissenschaften ein bedeutender Theil der Kirche Stefans des Heiligen soweit ausgegraben, daß es möglich war, den Grundriß der Kirche sicher festzustellen; da jedoch die neue Stadt auf der Baustelle der alten steht, und da über den Grundfesten der Kirche gegenwärtig der bischöfliche Palast und Garten, sowie einer der verkehrsrreichsten Theile der Stadt, Platz und Straße, sich befinden, so mußte man sich darauf beschränken, einzelne Pfeilerstücke, Inschrifttafeln und werthvollere Materialtheile, alles vollgiltige Beweise für die Großartigkeit der Kirche, ans Tageslicht zu fördern, worauf diese geheiligte Stelle wieder zugeschüttet wurde. Ja, auch seither noch wurde bei Gelegenheit einer Straßenregulirung selbst jener stumpfe Thurm abgetragen, das letzte bedeutendere Überbleibsel der einst mächtigen Festung. Was gegenwärtig die letzte Kunde gibt von den untergegangenen Denkmalen, das ist eine, die eine Seite des Bischofsgartens schützende Masteinmauer, ferner einige eingemauerte Inschriftsteine, einige Gedenktafeln und zwei der Kapelle Ludwigs des Großen entnommene Säulen. Dennoch ist wenigstens ein altes Kunstdenkmal aus der großen Vergangenheit erhalten geblieben, nämlich die unter König Matthias erbaute St. Anna-Kapelle in der Nachbarschaft der jetzigen Domkirche. Sie ist ein einfacher, aber gefälliger kleiner Bau mit gothischen Fenstern und im Inneren mit hübschen Säulen, zwei größeren und acht immer kleineren, welche die Gallerie tragen.

Unter den jetzigen Gebäuden der Stadt fallen einige hübsche Privathäuser auf und besonders die neuerbauten Miethhäuser zeichnen sich durch geschmackvolle Façaden und zweckmäßige Eintheilung aus. Das Fichy-Wäldchen in der oberen Stadt, das auf einer Seite durch die Honvédkaferne und eine hübsche Häuserreihe begrenzt wird, dann weiterhin die Palatingasse mit dem Theater und zum Theil neumodischen Gebäuden, denen sich eine ältere, aber immerhin stattliche Häuserreihe anschließt, dann der Platz vor der Bischofsresidenz, der Mathiansplatz, der der inneren Stadt zugehörige Theil der Palaisstraße, sodann als Fortsetzung der Comitatshausplatz, ganz besonders aber der Börösmartyplatz sind schöne, wohlgehaltene Straßen und Plätze, die auch einer großen Stadt zur Zierde gereichen würden. Bemerkenswerthe öffentliche Gebäude sind das bischöfliche Palais, vom Ende des vorigen Jahrhunderts, das Ordenshaus der Cistercienser, mit Kirche und neugebautem Gymnasium, das Comitatshaus, das kleine,

aber durch eine elegante Façade hervorragende Rathhaus, schließlich die neue, unter Maria Theresia erbaute und nach dem heiligen Stefan benannte Domkirche, wo der Schädel des großen Königs aufbewahrt wird. Die übrigen Kirchen sind einfach und enthalten auch keine Kunstwerke, mit Ausnahme der Seminarikirche, wo sich ein Fresko von Maulpertsch, „Christus am Kreuze“, befindet. Die übrigen öffentlichen Gebäude entsprechen wohl ihrem Zwecke, sind aber einfache Nutzbauten ohne künstlerische Ansprüche.

Als Culturanstalten besitzt die Stadt außer den gut gelegenen und eingerichteten Elementarschulen jedes Stadttheils eine Industrieschule, eine Handelsakademie, eine Staats-Oberrealschule und besondere Zeichenschule, das durch den Großpropst Franz Sarkas von Királyhegy gestiftete und von Nonnen des heiligen Vincenz von Paula geleitete Frauenerziehungsinstitut, ein katholisches Priesterseminar und ein von dem Cistercienserorden besorgtes, gut ausgestattetes Gymnasium. An diesem lehrte eine Zeit lang Benedikt Virág, der „feurige Erwecker der Seele der Nation“, hier studirte der begeisterte ungarische Gelehrte Stefan Horváth und hier lernte zu Anfang unseres Jahrhunderts auch der große ungarische Dichter Michael Börösmarty. Humanitäre Institute sind das Waisenhaus, dessen Fonds durch den in Stuhlweißenburg geborenen Primas Johann Simor mittelst einer Spende von 100.000 Gulden vergrößert wurde, das Comitats-Krankenhaus und das mit einer Versorgungsanstalt und einem Armenhause verbundene städtische Krankenhaus, eine der ältesten Anstalten dieser Art. Ferner sind verschiedene wohlthätige Vereine vorhanden, desgleichen gesellige und literarische Verbindungen, die ein höheres Niveau behaupten, so insbesondere der historisch-archäologische Verein für das Weißenburger Comitats und die Stadt Stuhlweißenburg, der ein eigenes Museum besitzt, und der Börösmarty-Club, der sich die Pflege der ungarischen literarischen Interessen zur Aufgabe gemacht hat.

Unter den Bibliotheken ist blos die bischöfliche erwähnenswerth, deren eigentlicher Begründer der Bischof Johann Pauer war. Dieser gelehrte Mann besaß eine Büchersammlung, die, besonders reich an historischen Werken und Geschichtsquellen, auch zahlreiche und seltene Incunabeln enthielt; sie bildet jetzt den werthvollsten Theil der bischöflichen Bibliothek. Die Archive, sowohl das des Comitats als das städtische, enthalten größtentheils nur Urkunden aus den drei letzten Jahrhunderten. Von den vielen werthvollen alten Schätzen ist nichts erhalten, ja selbst von dem, was namentlich im Stadtarchiv von den bösen Zeitläuften verschont geblieben war, nämlich von den auf die Stadt bezüglichen älteren Urkunden, ist seit der traurigen Epoche von 1848 bis 1861 nichts mehr vorhanden.

Unter den Körperschaften von amtlichem Charakter sind die Advokatenkammer, das Gewerbebegremium und der landwirthschaftliche Verein, endlich unter den öffentlichen Anstalten die neuerrichtete Besserungsanstalt zu erwähnen.

Das für die nationalen Interessen jederzeit empfängliche Publikum des Comitats und der Stadt hat es durch seine Opferwilligkeit schon im Jahre 1818 ermöglicht, in Stuhlweißenburg systematisch nationale Schauspieldarstellungen zu veranstalten, an denen die ersten Künstler des Landes mitwirkten. Und seitdem hatte die Stadt mit geringen Unterbrechungen immer ein Theater und zu dessen Unterstützung einen Theaterverein. In neuerer Zeit wurde aus den gern beigesteuerten Spenden des Publikums ein schmuckes neues Theater erbaut, das in den Wintermonaten eine der besseren Schauspieltruppen der Provinz beherbergt und unter Mitwirkung der besten Künstler Ungarns einen ständig gesicherten Theaterbetrieb gestattet.

Die Stadt besitzt auch mehrere ausgedehnte, schön mit Bäumen bepflanzte und gut in Stand gehaltene Promenaden, unter denen die Promenade der oberen Stadt, das Zichy-Wäldchen, der Comitatshausplatz und besonders das Börösmarty-Wäldchen zu erwähnen sind. Im letzteren erhebt sich das eherne Standbild des großen Dichters, ein Werk des einheimischen Bildhauers Baron Nikolaus Bay aus dem Jahre 1865. Außer den innerhalb der Stadt gelegenen Promenaden gibt es noch einen schönen Spazierweg längs des Sárviz, der sich im Verein mit der Széchenyi-Promenade als etwa fünf Kilometer lange Allee vom nördlichen bis zum südlichen Rande der Stadt erstreckt. Am Nordende der Allee befinden sich recht gut eingerichtete Dampf- und Wannenbäder nebst kalten Bädern, die aus dem Sárviz-Kanal gespeist werden; am Südennde der Stadt aber endet die beliebte Promenade mit den ausgedehnten Anlagen des oberhalb des Sóstó (Salzsee) gelegenen Sóstó-Wäldchens.

Ein angenehmer Ausflugsort ist noch der am Bahnhofs gelegene Schützengarten, mit einer zweckdienlich eingerichteten Schießstätte und einem Gasthause nebst Tanzsaal. Der liebste Ausflugsort der Stuhlweißenburger ist jedoch das Weingebirge, das sich östlich längs der Stadt hinzieht. Zwar sind die schönen und werthvollen Pflanzungen der Phylloxera zum Opfer gefallen und ihre Erneuerung kommt nur langsam in Gang, auch sind die Lustbarkeiten, die hier einstens in großer Zahl stattfanden, seither seltener geworden, wohl aber stehen noch immer die vielen anmuthigen Häuschen und dienen zahlreichen Familien fortwährend als Ziel für Ausflüge, wie als Sommerfrische.

Die Bevölkerung von Stuhlweißenburg betreibt auch Landwirthschaft. Ein großer Theil lebt sogar von dieser, da die 120 Quadratkilometer der städtischen Gemarkung mit geringer Ausnahme aus fruchtbarster Dammerde bestehen. In den Niederungen längs des Sárviz wird ergiebiger Gemüsebau betrieben, der sich auf sämtliche Gartengewächse erstreckt. Nicht nur der locale Bedarf wird von hier aus völlig befriedigt, sondern es findet auch reichliche Ausfuhr nach anderen Plätzen, namentlich nach Budapest statt. Auch jene Einwohner, die sich mit Handel oder Gewerbe beschäftigen, und sogar die der

Intelligenz Angehörigen sind sehr für die Gärtnerei eingenommen; die meisten in der Stadt wohnenden Familien besitzen, auch wenn sie sich sonst nicht mit Landbau befassen, wenigstens ihren eigenen Küchengarten oder einen auch für Gartencultur geeigneten Wiesengrund. Die Gemarkung der Stadt umschließt auch mehrere bedeutende Landgüter, die nur zu geringem Theile in häuslichem Betrieb, größtentheils aber in mittlerer oder Kleinpacht stehen, während der Rest von etlichen hundert Joch theils als Hutweide, theils als militärischer Exercirplatz benützt wird.

In Stuhlweißenburg befindet sich das Commando eines Honvédbezirkes und die Honvéds haben da eine stattliche Kaserne; außerdem ist eine Infanteriekaserne vorhanden mit den nöthigen Magazinen und Nebengebäuden zur Unterbringung eines Reserve-Regimentscommandos und eines Infanteriebataillons; eine dritte, sehr schön und zweckmäßig gebaute Kaserne ist für ein ganzes Cavallerieregiment berechnet. Besondere Erwähnung verdient noch das staatliche Hengstendepot, das größte im ganzen Lande, wo etwa 300 der werthvollsten Hengste des Staates eingestellt sind. Die förderliche Wirkung, die von diesem Depot über einen großen Theil des Landes ausgeht, ist in erster Reihe im Comitate selbst zu verspüren. Außer dem Hengstendepot tragen noch die berühmten Jahrmärkte dazu bei, Stuhlweißenburg zu einem bedeutenden Centrum der ungarischen Pferdezucht zu machen.

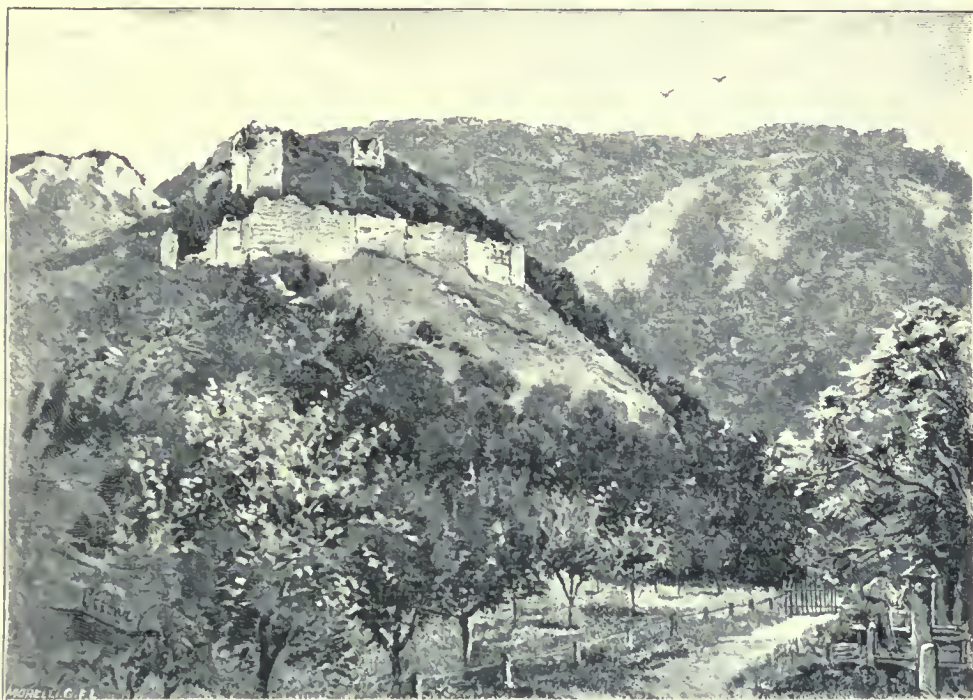
Die Stuhlweißenburger Jahrmärkte gehören zu den größten derartigen Veranstaltungen. Der Markt gibt der ganzen Stadt ein anderes Gesicht. Endlose Wagenreihen erfüllen in dichtem Nacheinander die Straßen, so daß es kaum möglich ist, von dem einen Bürgersteig auf den anderen hinüber zu gelangen. Herrliche Gespanne brausen vorüber, Prachtexemplare von Pferden tänzeln in der Reihe dahin, so daß der Wagenzug immer neues Ansehen erregt.

Der Stuhlweißenburger Pferdemarkt gehört nicht nur zu den bedeutendsten, sondern er zeichnet sich auch durch die Vorzüglichkeit der dort erscheinenden Pferde aus. Schaarenweise strömen in- und ausländische Käufer herbei, in dem sicheren Bewußtsein, daß hier nicht die Pferde eines einzigen Comitates, sondern die eines ganzen, auf dem Gebiete der Pferdezucht weit vorgeschrittenen Landestheiles zu ihrer Auswahl bereit stehen. Auch die mit den Pferdemarkten gleichzeitig abgehaltenen Viehmärkte sind sehr lebhaft. Auch diese haben keinen localen Charakter, sondern eine über Zucht und Bedarf der Stadt wie des Comitats weit hinausreichende Wichtigkeit. Selbst aus dem Alföld, ja aus Siebenbürgen gelangt hier viel Vieh von ungarischer Race, insbesondere Ochsen, zum Auftrieb.

Viel Leben herrscht ferner in der Regel auf dem Waarenmarkte. Die in gutem Ansehe stehenden Gewerbetreibenden von Stuhlweißenburg haben hier Gelegenheit, wenigstens zur Marktzeit sich nicht bloß auf die Befriedigung des örtlichen und Comitatsbedarfs

zu beschränken, sondern ihre Waaren auch den Ankömmlingen aus weiterer Ferne, aus fremden Comitaten zu verkaufen; an solchen fehlt es ja nicht, da die Stuhlweißenburger Frühjahrs- und Herbstmärkte im ganzen Lande jenseits der Donau berühmt sind.

Doch wir wollen nun die Urbäterstadt verlassen und uns in der Umgebung umsehen, der sie als Kern dient und aus der die Wurzel ihrer Neublüte, wie ihrer zukünftigen Entwicklung den Nährstoff saugt.



Burg Csófás.

Westlich, nordwestlich und nördlich von Stuhlweißenburg liegt jene bergige Gegend des Comitats, die sowohl hinsichtlich der Erhebungen, als auch der geologischen Bildung und der hydrographischen Eigenschaften sich als ein selbständiges geographisches Ganzes darstellt. In nordöstlicher Richtung reicht dieses geographische Ganze in sanfteren Erhebungsformen bis an die Comitatsgrenze, während es im Südwesten den Sárrét zur Grenze hat.

In westlicher Richtung führt der Weg von Stuhlweißenburg über Bárpalota nach Beszprém. Der am Weitraube der Stadt gelegene Theil der Sárrét-Niederung bildete einst die Gemarkung der Gemeinde Jngovány (= Sumpf), die zum Besitz des Weißenburger Kapitels gehörte, von den Türken aber so gründlich verwüstet wurde,

daß selbst ihr Standort und Umfang nicht mehr sicher zu bestimmen ist. Die gut in Stand gehaltene Landstraße zieht an Ißka=Szent=György vorbei, das sich bis zur Phylloxera-Epoche durch wohlgepflegte Weinberge und einen entsprechend geschätzten Tischwein auszeichnete. Ißka=Szent=György bildete ehemals zwei Gemeinden: Ißka und Szent=György; jenes gehörte den Kreuzrittern, dieses der zu Sigismund's Zeit mächtigen Familie Szentgyörgyi, die sich sowohl durch ihre fortwährenden Eingriffe in die Besitzrechte der Grundeigner, als auch auf den Palatinal- und Comitatsversammlungen sehr unbequem machte. Jetzt gehört es den freiherrlich Bajáth'schen Erben. Sein hübsches Schloß, am Fuße eines Vorsprungs, den eine Windung des Bakonygebirges hervorschiebt, hebt sich mit angenehmer Wirkung von dem hinten aufsteigenden Waldgebirge ab und bietet eine schöne Aussicht nach Norden auf das Vértesgebirge, nach Osten und Süden auf die Stadt Stuhlweißenburg und die sie umgebende fruchtbare Ebene. Ißka=Szent=György besitzt auch eine warme Quelle, die im Sommer und Winter etwa 17 Grad Réaumur zeigt und balneologisch sehr interessant, auch recht ergiebig, aber noch nicht zur Verwerthung gelangt ist. Solche Thermen von gemäßigter Temperatur kommen in den Höhenlagen der nördlichen Comitatstheile mehrfach vor; so in Magyar-Almás und Bodajk. Jenseits von Ißka=Szent=György liegt der Ort Csór am Fuße des Bakonygebirges mit schönen Schlössern der Familien Szögyény und Medeczky; an das Szögyény'sche schließt sich eine ausgedehnte Herrschaft mit landwirthschaftlichen Gebäuden und ein schöner Park. Hier wohnt außer den beiden genannten Familien viel Kleinadel, der jedoch heute kaum über den besseren Bauernstand hinausragt. Im höheren Theile der Gemarkung, sowie in dem Gebiet der nach Csór folgenden Gemeinde Inota ist der steinige Untergrund bis an die Comitatsgrenze bloß mit einer dünnen Schichte allerdings gehaltreicher Fruchterde bedeckt, die eine geringe Menge guten „Stahlweizen“ hervorbringt. Der steinige Untergrund ist ein bröckliges Kalksteingebilde, das den zum Schenern im Hause besonders geeigneten und weithin verkauften sogenannten „Reißsand“ liefert. Diese Kalksteinbildungen drängen sich im ganzen westlichen Verzweigungsbezirk des Bakony stellenweise in größeren Massen hervor und erstrecken sich sogar in das Vértesgebirge hinüber. Ihr Kalkgestein gibt sehr guten Kalk, der aber, wenn er nicht bald gelöscht wird, leicht zu Staub verwittert.

In nordwestlicher Richtung laufen von Stuhlweißenburg aus zwei Straßenzüge: der eine über Moór nach Kisbér und Raab, der andere über Lovasberény nach Csákvár und von da mit östlicher Schwenkung über Bicske an Mészith vorbei nach Budapest.

Der Raaber Landstraße folgend, findet man von Stuhlweißenburg an längs des Sárviz-Kanals bis Moór hinauf zehn größere Wassermühlen, die schon wegen ihres bis ins XIII. Jahrhundert zurückreichenden Alters bemerkenswerth sind und, wenn auch in



Am Fuße des Sárres bei Moor.

ihrer Wichtigkeit stark zurückgegangen, noch jetzt das Mahlbedürfniß eines bedeutenden Landstrichs befriedigen.

Etwa sieben Kilometer von Stuhlweißenburg liegt das Dorf Kerekestes mit 2000 Einwohnern, die auf ihren guten, obgleich hart zu bebauenden Äckern rationelle Landwirthschaft betreiben. Links davon liegt die Gemeinde Mooha mit ihren alkalischen Mineralquellen. In der Mitte des weiten Blachfeldes zwischen Kerekestes und Mooha war schon im XIV. Jahrhundert eine reiche kohlen-saure Mineralquelle unter dem Namen „Áldó-Kút“ (Segensbrunnen) bekannt. In neuerer Zeit wurde ihr Wasser bloß in der Umgebung und auch da nur spärlich benützt; die Quelle stand verlassen, höchstens dann und wann von einer Ausflüglergruppe aus dem Bürgerstande Stuhlweißenburgs besucht. Sie war nicht systematisch verwaltet und bekam oft Zuflüsse von Süßwasser, die sie um ihren ganzen Werth brachten. In den Siebziger-Jahren ließ Herr v. Kempelen, der größte Grundbesitzer der Gemeinde Mooha, in seinem schönen Park, und zwar in dem über das Flachland erhabenen hügeligen Laubwald eine neue Quelle erbohren, die sehr wasserreiche Agnes-Quelle, die Dank ihrem Reichthum an freier Kohlen-säure zu den vorzüglichsten derartigen Wässern zählt. In ganz zeitgemäßer Weise schonte er keine Kosten für die Installation seiner Quelle, die Conservirung und Bouteillirung des Wassers, so daß dieses jetzt zu den beliebtesten Tafelwässern der Welt gehört. Durch diesen Erfolg angeeifert, ging man dann daran, auch die alte Quelle in der Ebene neu zu erbohren, zu isoliren, gehörig einzurichten, und gegenwärtig liefert auch diese, die Stefanie-Quelle, ein beliebtes Sauerwasser von guter Qualität.

Ein Theil der Gemarkung des Dorfes Kerekestes bildet mit der benachbarten Puszta Tgar, wo sich im Mittelalter eine einträgliche Mauth befand, und der Gemeinde Csurgó eine schöne und werthvolle Fideicommißherrschaft der gräflichen Familie Károlyi. Csurgó ist bedeutend durch das schöne Schloß, den großen Park und die stattlichen Herrschaftsgebäude der Grafen Károlyi, sowie durch die zahlreichen „Kumanenhügel“ seines Gebiets; auch sein Sauerkraut ist berühmt, ja der Same des hier gezogenen Kopfkohls (Krautes) eine selbst in weiter Ferne verlangte Waare.

Rechts der Landstraße liegen die Gemeinden Magyar-Umás und Csákberény; bald darauf erblickt man auf einer abgezweigten Kuppe des Bértes die malerisch aufsteigende Ruine der Burg Csókaö.

Magyar-Umás ist durch seinen milden, süß schmeckenden Meerrettig (Kren) bekannt, der einen localen Handelsartikel bildet. Csákberény, der Mittelpunkt einer ausgedehnten Herrschaft der gräflichen Familie Lamberg, hat ein wohnliches Grafenschloß in wohlgepflegtem Parke und in den zugehörigen Forsten einen ungewöhnlich reichen Bestand an Rothwild. Der hier umhegte Waldbezirk am Fuße des Bértes beträgt an

10.000 Joch. Landwirthschaftlich ist dieses große Gebiet nur in geringerem Maße nutzbar gemacht, da der überreiche Wildstand die Wiederaufforstung der Kahlschläge erschwert, an Wild aber gehört diese Waldgegend zu den allerreichsten. Das mächtige Heer der Hirsche lebt da frei in Rudeln von 150 bis 200 Stück und ihre Zahl nimmt bei dem schonenden Jagdbetrieb immer zu, wobei der Bestand auch noch den Vorzug hat, eine seltene Zahl alter Exemplare aufzuweisen.

Burg Csókafo steht auf einer aus der westlichen Flanke des Vértes hervorspringenden Felspitze, über einem ehemals Báralja, jetzt gleichfalls Csókafo genannten Dorfe. Die Burg wurde in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts durch das Geschlecht der Csák erbaut. Zu Beginn des XIV. Jahrhunderts gelangte sie in den Besitz Karl Roberts, der sie durch einen Burgvogt verwalten ließ und mit ausgedehnten Burggütern versah. Nahezu ein Fünftel des Weißenburger Comitats, und überdies mehrere zu den Comitaten Besprém und Komorn gehörige Gemeinden wurden zu dem Burgbesitz geschlagen. Dieser bestand schließlich aus 34 Gemeinden, deren einige — wie überhaupt dieser Theil des Comitats — unter der Türkenherrschaft zeitweilig zum Besprémer oder Komorner Comitats gehörten. Die militärische Bedeutung der Burg bestand darin, daß sie durch ihre Lage die Stuhlweißenburg-Naaber Straße beherrschte und den Rückenschuß für Stuhlweißenburg bildete. Die Burg selbst war kein umfangreicher Festungsbau, jedoch durch ihre hohe Lage schwer zugänglich. Sie blieb bis 1440 in königlicher Hand. Um diese Zeit wurde sie durch König Sigismund dem Ladislaus Rozgonyi verpfändet und von Königin Elisabeth im Jahre 1440 sammt allem Burgbesitz dem Sohne Ladislaus Rozgonyis, Stefan, und dessen Nachkommen verliehen. Im Besitze dieser Familie verblieb sie bis zum Beginne des XVI. Jahrhunderts, wo sie an der Hand der weiblichen Linie dieses Geschlechtes in das Eigenthum der Familie Nádasdy überging. Hier blieb sie bis zum Jahre 1671, wo Franz Nádasdy enthauptet und seine Besitzungen confiscirt wurden. Nun erhielt der Erzbischof von Kalocsa, Georg Széchenyi, Burg und Burggüter zu lebenslänglichem Eigenthum, bis sie schließlich 1691 für 60.000 rheinische Gulden unter dem Titel der mixta donatio an die freiherrliche Familie Hochburg und deren Abkömmlinge beiderlei Geschlechtes übergingen. Nachmals wurden die umfangreichen Burggüter unter den Abkömmlingen der weiblichen Linie dieses Geschlechtes vertheilt und sind unter diesem Rechtstitel noch heute in ihrem oder ihrer Rechtsnachfolger Besitze.

Mit dem Falle Stuhlweißenburgs im Jahre 1543 fiel auch Burg Csókafo in die Hände der Türken. Als im Jahre 1566 der kaiserliche Feldherr Salm die Burgen Totis, Bitán und Geftes eroberte, ließen die Türken auch Csókafo im Stich, jedoch nur um es bald wieder zu besetzen. Im Jahre 1598 wurde es durch Schwarzenberg, Pálffy und Nádasdy den Türken wieder abgenommen und um diese Zeit spielte es als Festung

seine größte Rolle, denn in seinem Schatten wurde die große Sárreter Schlacht (1601) geschlagen, die mit der Niederlage der Türken schloß und zur Wiedereinnahme Stuhlweißenburgs führte. Als dann (1602) Stuhlweißenburg wieder an die Türken kam, theilte Esókaó dieses Schicksal und blieb türkisch bis zum Jahre 1686, das mit der Wiedereroberung Ofens der Türkenherrschaft in diesem Landestheile ein Ende machte. Ein Pascha residirte in der Burg nur einmal, und zwar der Stuhlweißenburger Pascha Saben Tischeri; übrigens hatte es zu Anfang des XVII. Jahrhunderts eine Besatzung von 28 bis 50 Mann unter dem Befehl eines Disdar (Burghauptmanns). Nach seiner Rückeroberung diente es noch bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts als Verwahrungsort für einige türkische Gefangene, hatte aber nicht mehr den Charakter einer Burg. Keine Belagerung, sondern die Angriffe der Zeit brachen die Beste, und als sie erst zu verfallen begonnen, hatten ihre Mauern von den Schatzgräbern noch mehr zu leiden als von der Zeit. Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren drei Höfe und die Eintheilung der Burg noch gut zu unterscheiden; seitdem ist der Berchfried gestürzt, die Wälle gehen immer mehr ein, und die übereinander gekollerten Trümmer gestatten kaum mehr sich ein Bild von dem Ganzen aufzubauen.

An den Fuß der Burg schmiegt sich ein schöner Obstgarten, in dem das sogenannte Vörösház (rothe Haus) steht — ein einfaches, festes Gebäude mit einigen Zimmern und einer herrlichen Aussicht. Es gehörte einst den Jesuiten, jetzt ist es Graf Lamberg'sches Eigenthum. Die malerische Lage der Burg lockt zahlreiche Ausflügler herbei und längs des hinanföhrnden Pfades sind die schwarz bemooften Felswände mit Anfangsbuchstaben von Namen solcher Bergnügungspilger bedeckt. Unterhalb der Burg liegt vom Vértés bis zum Bakonygebirge ein breites Thal hingedehnt mit reichen Aekern, dichtbelaubten Wäldern und grünem Gefölde, aus dem das Wasserneß des Sárviz emporblinkt. Im Süden erscheinen auf flachem Lande Stuhlweißenburg mit seinen Thürmen und weiterhin aufgereiht alle die hübschen Dörfer mit ihren Kirchen und Schlößern und den diese umgrünenden Parks; im Westen heben sich die waldigen Kuppen des Bakony, durch sanfte Thäler geschieden, während nördlich der Marktöcken Moór und das schöne Moórer Thal sich dem Blick aufthut, weithin bis an den Punkt, wo die ausstrahlenden Hügelwellen des Vértés und des Bakony sich umarmen.

Der Burg zu Füßen und weiterhin zwischen kühn anfragenden Bergen führt ein schmales Thal in den Vértés hinein; es birgt zwei Echos, welche mehrere Silben wiedergeben, das eine mit klangvoller, das andere mit verhauchender Stimme. Dieses Thal windet sich in nördlicher Richtung hinan und gestattet den höchsten Punkt des Vértés zu erreichen, wo eine Aussichtswarte den Blick freigibt über die weithingespante herrliche Landschaft, von der Donau unterhalb Budapests herwärts und über den Bakony hin bis Pannonhalma.

Ésókafő gegenüber liegt am westlichen Abhang des Thales die Ortschaft Bodajk. Vor ihr fließt der Sárviz vorbei und hinter ihr erheben sich Kalkberge, grün von kurz-
narbigem Gras, denen die waldbedeckten Bakonyer Berge als Hintergrund dienen. Längs
des Sárviz liegt zwischen hohen Silberpappeln das magnesiashaltige Bad des Dorfes
mit Wannen- und Marmorbädern und einem sauber ummauerten klaren Teich, der als
kaltes Bad dient. Das Wasser des Teiches hat Sommer und Winter 13 Grad Réaumur.
Er ist mit einer anmuthigen Promenade und einigen hübschen Landhäusern umgeben.

Weit besuchter als dieses Bad ist die Marienkirche am Südufer des Teiches, mit
der neben dem Pfarrgarten sprudelnden Marienquelle. Die Kirche ist der Wallfahrtsort
für eine weite Umgebung und im Mai, besonders aber im September strömen unter
Führung der Geistlichkeit Tausende von Andächtigen nicht nur aus den Nachbargemeinden,
sondern auch aus weiter Ferne dahin. Der hohe Berg gegenüber der Kirche ist der
Calvarienberg, von wo man einen schönen Blick genießt, hinunter in das weitgedehnte
Thal und gegenüber auf den Vértes, sowie in einige hübsche Thäler des Bakony, die sich
dorthin öffnen. In dem anmuthigen Park am Südrande des Dorfes, gerade unter dem
steilen Absturz des Calvarienberges, steht ein schönes Schloß, das einst Eigenthum und
Wohnsitz der Freiherren von Miske war.

Das Vértesgebirge ist größtentheils mit Eichenbeständen überzogen; seine westlichen
und südlichen Abhänge sind an ihrem Fuße, von Dronb angefangen über Ésókafő bis
Moór und bis zu dem an der Comitatsgrenze gelegenen Pusztavám, mit einer ununter-
brochenen Reihe von Weingärten bedeckt. Es ist dies eine der größten und bestekultivirten
Weingegenden des Landes. Der Wein aus der Gegend von Ésókafő hat ein feines
Bouquet und ist ein dem Résmélyer vergleichbarer Tischwein bester Qualität, während
der schwere und süße, dabei sehr angenehm schmeckende Wein der Moórer Hügel zur
Mischung mit leichteren Weinen besonders geeignet und darum sehr gesucht ist. Die
Verheerungen der Phylloxera haben auch diese Hügelgegend geschädigt, die Weingärten
der Ésóker Gegend, die einen steinigern Boden hat, sind fast ausgerottet, während
die Moórer Weingärten mit ihrem sandigen Lehmboden auf die Hälfte zurückgegangen
sind. Und doch war in der Hügelgegend auch die Kellerwirthschaft mustergerthig; die öster-
reichischen Weinhändler erschienen hier als gewohnte Käufer und in der Stadt Moór
waren auch die commerciellen Vorgänge behördlich geregelt; sachkundige Senjale bewerk-
stelligten den Verkauf und die Stadt führte regelmäßige Aufzeichnungen über jeden
Umsatz, um so ihre Interessen im Hinblick auf die Veräußerung falscher Waare zu schützen.
Es war gar keine Seltenheit, daß aus der Stadt Moór allein mehr als 50.000 Hektoliter
Wein ausgeführt wurden, zu 22 bis 25 Gulden der Hektoliter. Die Intelligenz beschäftigte
sich größtentheils mit dem Aufkaufen des Mostes und dessen rationeller Behandlung;

die Ackerbauer zogen großen Nutzen aus dem Weinertragniß und auch der Gewerbestand fühlte sich gefördert, nicht nur durch den aus dem allgemeinen Wohlstand ihm erwachsenden Gewinn, sondern auch durch seine eigenen Weingärten oder den nebenbei betriebenen Weinhandel. Gegenwärtig wendet die fleißige Bevölkerung der Stadt alles an, um ihre Weingärten wieder herzustellen; sie kauft um theueres Geld die benachbarten Sandgebiete an, um sich durch deren Bepflanzung das Einkommen zu sichern, das sie bisher aus dem Weine zog, und um auf diesem Wege ihre unvergleichliche Fachkundigkeit im Weinbau zu bethätigen.

Moór gehört zu den seit uralten Zeiten bewohnten Orten. Unter den Árpádischen Königen gehörte es sammt seiner Mauth durch Donation Ladislaus des Heiligen zum Besiß des Erlauer Bisthums, während die jetzt ihm zugehörigen Pfüsten, welche vordem besondere Gemeinden bildeten, zur Begüterung von Personen des königlichen Hofhalts dienten. König Karl Robert entschädigte das Erlauer Bisthum durch die Gemeinde Gornulb im Heveser Comitatz, nebst der Hidvéger Mauth, während er Moór und die Nachbargemeinden, sammt der Gemeinde Sárkány an der Komorner und der Gemeinde Beleg an der Bepřremer Grenze, den Burggütern von Csófakó angliederte.

Gegenwärtig bildet Moór mit dem früher selbständigen Bajal eine Gemeinde und zählt 9500 Einwohner. Es ist Mittelpunkt des Bezirkes und Sitz der Bezirksämter und besitzt in jedem Fach zahlreiche gut ausgebildete Gewerksleute, die eine eigene gewerbliche Körperschaft bilden, eine Schule für gewerbliche Lehrlinge erhalten und die gewerblichen Bedürfnisse eines großen Umkreises befriedigen. Es hat in jedem Stadttheile Elementarschulen, sowie eine Knaben- und eine Mädchen-Bürgerchule, ferner ungarische und deutsche römisch-katholische, sowie evangelisch-reformirte Kirchen, eine Synagoge, eine Sparkasse, einen Creditverband, ein Casino, mehrere Lesecirkel, einen wohlthätigen Frauenverein, einen Feuerwehverein. Die Straßen sind wohl geordnet, doch haben bloß der Markt und einige in den Markt mündende Straßen einen mehr städtischen Charakter. Der höher gelegene Theil des schönen großen Marktes ist durch das Kapuzinerkloster, der tiefer gelegene Theil durch das große, jetzt von mehreren Parteien bewohnte Kastell der Freiherren von Luzinský, das sogenannte „Ketten-Kastell“ abgeschlossen. Um den Markt her erblickt man das jetzt als Schule dienende Comitatzhaus, eine bedeckte Reitschule, mehrere recht hübsche Privathäuser und im Schatten breitästiger alter Bäume das aus dem vorigen Jahrhundert stammende parkumgebene Schloß der Grafen Lamberg mit seinen ausgedehnten Nebengebäuden. Seitlich ist der Markt mit Bäumen bepflanzt, die dem Spaziergänger zugute kommen, und sein östlicher, höher gelegener Theil bildet eine hübsche Promenade. Die Grundstücke im östlichen Theile der Stadt bis zum Kapuzinerkloster waren noch zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Wald bedeckt.



Mészáros und Umgebung, vom Gasparner Wald gesehen.

Setzt tragen die Hügel wohlgepflegte Weingärten und ihrem Fuße entlang reihen sich nette Winzerhäuser. Auch die uralte Eiche, die als letztes Überbleibsel der einstigen Waldung bis vor einigen Jahren gehegt wurde, ist abgestorben und nur die Kapuziner besitzen am Ende ihres schönen und großen, hinter dem Kloster gelegenen Gartens einen kleinen Waldcomplex.

Die Bevölkerung von Moór ist zu zwei Dritteln deutschen Ursprungs, spricht aber gegenwärtig fast durchaus magyarisch. Ihren römisch-katholischen Theil kennzeichnet ein besonderer religiöser Eifer. Auch ist der Markt mit drei Heiligenstatuen geschmückt, auf der Straße und längs der Wege stehen viele Kreuze, Kapellen und andere religiöse Denkmäler.

Die die Stadt umgebenden Weingärten haben angenehme Spazierwege und der alte Friedhofsberg in der Stadt, sowie der am nördlichen Stadttende befindliche Rókavágás bieten eine schöne Aussicht auf die unten hingelagerte Stadt, deren waldige Umgebung, die Berge des Bértes und Bakony und auf die große Ebene oberhalb des nördlichen Stadttheiles, wo im Jahre 1848 die Schlacht geschlagen wurde.

Beliebte Ausflugsorte sind der bei der Eisenbahnstation gelegene Egrestö, in größerer Entfernung aber das Bodajfer Bad und die Ruine Csótfakő. Die Ruinen im Umkreise der Stadt weisen schöne landwirthschaftliche Gebäude auf und auf einigen finden sich auch noch Trümmer der Ortschaften, die einst dort standen. So erinnern auf der Ruine Timár die Hausstellen und die Trümmer der alten Marienkirche, auf der Ruine Felső-Dobos die Reste eines kleinen kreisförmigen, grabenunzogenen Forts an die alte Zeit. Dieses kreisrunde Fort, dessen Steine schon größtentheils verschleppt sind, stammt vermuthlich noch aus der Zeit der Árpád'schen Könige, denn es war nach Form und Bauart ganz identisch mit der Burg von Gerencsér, die an der Grenze des Comitats, nahe bei Pusztavám — schon im Gebiete des Komorner Comitats — liegt und ein bevorzugtes Jagdschloß der Könige aus Árpád'schem Hause war.

Der zweite, von Stuhlweißenburg in nördlicher Richtung ausgehende Straßenzug führt unter die östlichen Abhänge des Bértesgebirges. Wo er die Gemarkung von Stuhlweißenburg verläßt, streift er die Ruine Borbála und führt über die Gemeinde Zámoly nach Csákvár.

Die Ruine Borbála ist jetzt unter die Herrschaften Csurgó und Zámoly getheilt; ehedem war sie königlicher Besitz, wovon die Überlieferung noch lebendig ist, da eine Stelle noch heute Árpád'sthal heißt.

Zámoly (früher Zámor) ist ein großes Dorf mit schönen Herrschaftsgebäuden am Fuße des Bértes; es gehört dem Grafen Lamberg. Nach der Überlieferung wäre der flüchtige König Peter hier gefangen und geblendet worden.

Csákvár, mit nahe an 5000 Einwohnern, liegt auf der mit den Flanken des Vértes zusammenhängenden welligen Ebene hingestreckt und ist im Norden und Westen mit schönem, hochstämmigem Wald umkränzt, der einen reichen Wildstand mit prachtvollen Exemplaren enthält. Seine Waldungen sind die Fortsetzung des wildreichen Csákberényer Waldes.

Die Stadt hat viele Gewerbsleute und unter diesen zahlreiche Töpfer, deren ausgezeichnete Topfwaare sich weithin einen Ruf gemacht hat. Übrigens beschäftigt sich der größte Theil der Einwohner mit Landwirthschaft.

Das prächtige herrschaftliche Schloß steht in einem Park von seltener Schönheit, dessen cultivirter Theil einen Flächenraum von über 200 ungarischen Joch bedeckt, eine Vegetation von seltener Schönheit aufweist, alle Zweige des Gartenbaues in sich faßt, Teiche und aus den Überbleibseln mittelalterlicher Gebäude errichtete Denkmäler enthält, kurz einen überraschenden Eindruck macht.

Die zahlreichen anschließenden Beamtenwohnungen und sonstigen herrschaftlichen Gebäude verleihen der ganzen Ortschaft eine angenehme Stattlichkeit. Die durch den Bischof von Erlau, Grafen Karl Esterházy, im Barockstil erbaute römisch-katholische Pfarrkirche beherrscht das Ganze.

Csákvár war bis zum XIV. Jahrhundert Besizthum des Geschlechtes Csáki, ist aber nicht identisch mit der durch dieses Geschlecht erbauten Burg Csáki. Jene alte Burg Csáki, die nach der Überlieferung durch Csáki, den Enkel des Feldherrn Szabolcs, erbaut wurde, lag nordwestlich vom heutigen Csákvár an der Grenze des Comitats zwischen Kőhánzás und Vértes-Szent-Kerepest, wurde aber schon im XIII. Jahrhundert zerstört.

Das heutige Csákvár mag auch ein burgartiges Gebäude bejessen haben, wenigstens scheint dies daraus hervorzugehen, daß der Hügel, auf dem die reformirte Kirche steht, noch jetzt Burghügel heißt. Der Ort kam zu Beginn des XVII. Jahrhunderts an den Palatin Nikolaus Esterházy und ist als Mittelpunkt der Csákvár-Gestejer Herrschaft noch jetzt im Besiz der gräflichen Linie des Hauses. Diesem Umstande dankt es auch seine blühende Verfassung und den größten Theil seiner öffentlichen Anstalten. Die gräfliche Familie erbaute außer dem prächtigen parkumgebenen Schloß und den herrschaftlichen Gebäuden die katholische Kirche, einen Bau von seltener Schönheit; sie erhält eine von Nonnen des heiligen Vincenz besorgte, mit Volksküche und Mädchen-Erziehungsanstalt verbundene Töchterchule, sie ermöglicht durch ihre Spenden das Bestehen des katholischen Gesellenvereines und des Feuerverwehvereines und erhält überdies auf ihrem Meierhose Gubi auf eigene Kosten eine Ackerbauerschule, in der sie praktische Landwirthse für alle Zweige der landwirthschaftlichen Arbeiten ausbilden läßt.

Von Csákvár gelangt man über Vértes-Boglar, eine blühende Gemeinde von württembergischen Colonisten, die wiederum durch die Grafen Esterházy angesiedelt wurden, nach Bicske, das mit über 6000 Einwohnern der drittgrößte Ort des Comitats ist.

Ehedem Besizthum der Familie Szerdahelyi, wurde es später, mit Tamási im Tolnaer Comitats, eine Appertinenz der den Széchy gehörigen Burg Balog. Zu Beginn des XIV. Jahrhunderts wurde es mit den Besitzungen der Burg Bitán vereinigt, gelangte dann nach Abschüttlung der Türkenherrschaft an das gräfliche Haus Batthyány, wurde jedoch nach 1848 dem Grafen Kasimir Batthyány confiscirt, und seitdem vertheilt sich die früher eine große Domäne bildenden Grundcomplexe als mittlerer Grundbesitz unter zahlreichen Eignern. Bloss das alte Schloß und einige größere landwirthschaftliche Gebäude erinnern noch daran, daß es einst der Verwaltungssitz einer großen Herrschaft war.

Die Straßen sind gut gehalten und weisen auch etliche hübsche Häuser auf, doch hat der Ort keinen städtischen Charakter. Seit Eröffnung der Budapest-Szönyer Eisenbahn belebt sich auch sein Handelsverkehr und seitdem wird Bicske nebst Umgebung, sammt den umliegenden Ortschaften, sogar von den Budapester Ausflüglern häufig besucht, ja bereits als Sommerfrische benützt.

In nördlicher, beziehungsweise nordöstlicher Richtung gehen von Stuhlweißenburg noch zwei wichtigere Straßen aus: die eine über Lovasberény nach Mészúth, die andere an dem Belenceer See vorbei durch das Martonvásárer Thal nach der Hauptstadt.

An der Westseite der Stuhlweißenburger Weinberge gelangt man über die Puszta Csala, wo ein hübsches Georg v. Régl'sches Schloß steht, nachdem man die an Kumanenhügeln reiche Ortschaft Pátka links liegen gelassen, nach Lovasberény. Dies ist einer der bedeutenderen Orte im Comitats und Verwaltungssitz der gräflich Cziráky'schen Fideicommiss'herrschaften.

Die alte Kirche, zu Ehren des heiligen Andreas errichtet, ist trefflich erneuert. Auch die Israeliten haben hier eines ihrer ältesten Bethäuser, da ihnen an diesem Orte die Niederlassung seit alten Zeiten gestattet war. Daher kommt es wohl auch, daß Lovasberény noch immer von zahlreichen Israeliten bewohnt wird und einen verhältnißmäßig sehr entwickelten Handel hat. Das hübsche gräflich Cziráky'sche Schloß, inmitten eines schönen Parkes gelegen, die dazu gehörigen gut gehaltenen Herrschaftsgebäude, schönen Acker, gut bewirthschafteten Wälder, in denen sich auch ein Jagdschloßchen befindet, tragen dazu bei, diesen Ort anziehend und den Weg angenehm zu machen, der über die zur Mészúther Herrschaft gehörige Ortschaft Mésa nach Mészúth führt. In Lovasberény ist der einst bekannte Wiener Humorist Saphir geboren.



Hauptfaçade des Alcsúthter Schlosses.

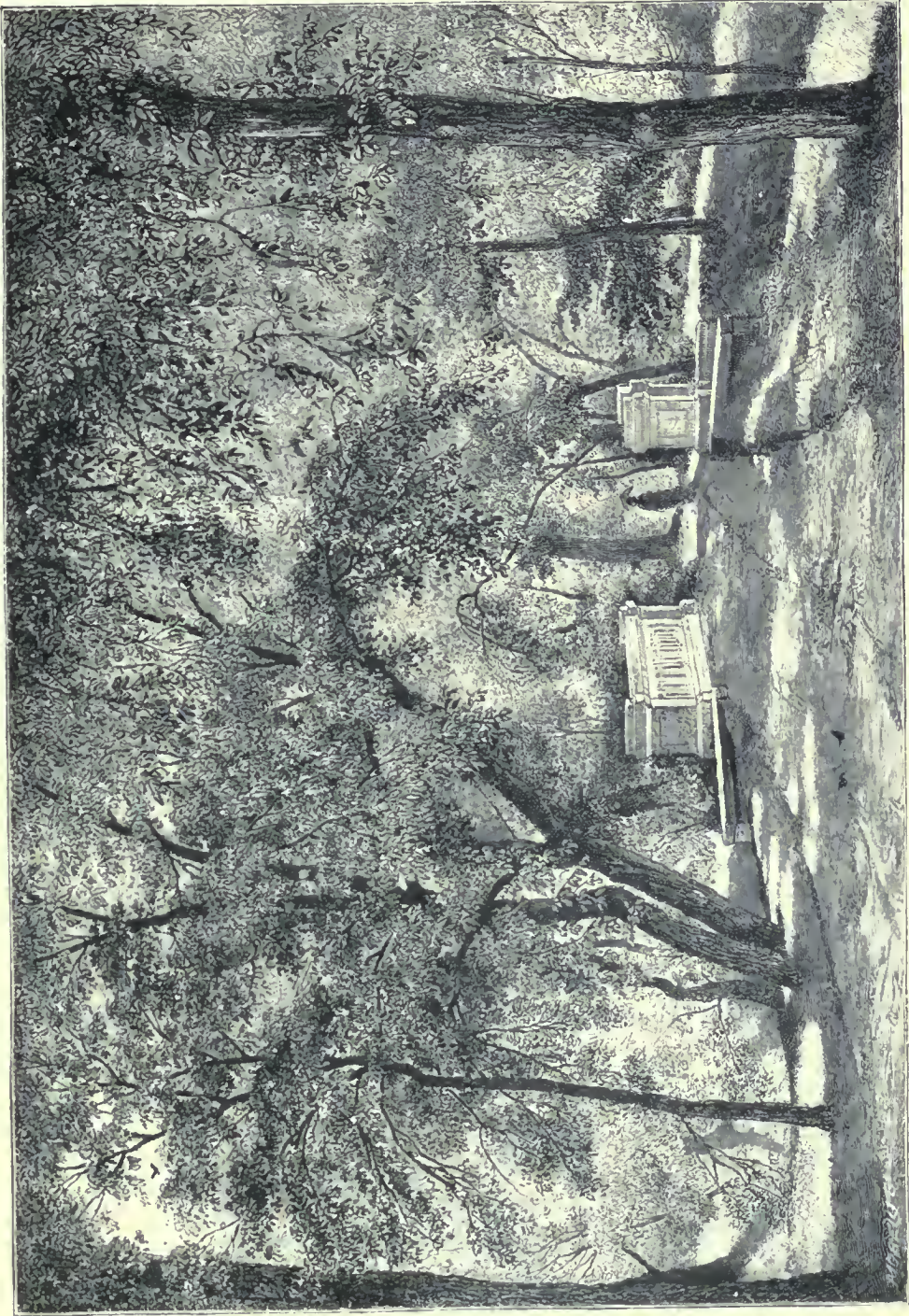
Obgleich die ganze Gegend, die von hier bis Alcsúth durchfahren wird, schön bebaut ist und alle Erfordernisse der wirthschaftlichen Entwicklung und Organisation aufweist, hat man doch einen förmlich packenden Eindruck, wenn man Alcsúth erreicht.

Von hoch geschwungenen Hügeln blickt man hier auf das Baáler Thal nieder, dessen blühende Auen sich bis in den Horizont hinein erstrecken, in Hufeisenform umschlossen von den 13.000 Joch der Domäne Alcsúth, mit ihren acht regelrecht gebauten Meierhöfen und ihren auf der höchsten Stufe des Landbaues stehenden Wirthschaftsbetrieben. In den Thälern grünt es von dichtnarbigen, rasenähulichen Wiesen und in den blumigen Gefilden blitzt hie und da das Silberband eines Baches oder Wasserlaufes auf; die aubanfähigen Hänge und Hochflächen sind als Acker benützt und in große regelmäßige Tafeln getheilt, wo jedes Fußbreit das schöne Bild einer intensiven Cultur erkennen läßt. Auf den 7.500 Joch Ackerlandes wiegt sich in gleichmäßigen Wellen das Gold der Aehren, während große Strecken durch das üppige Gedeihen ihrer Hackfrüchte und der mannigfaltigsten Futtergattungen den hochentwickelten Zustand der Wirthschaft bekunden; die gleichförmigen grünen Reihen der Rübensafeln und die mächtigen Quadrate der fruchtreichen Maisfelder wechseln ab mit der lilafarbigten Blüte der Futterbohne, dem sanften Blau der Luzernentafeln und dem weithin glühenden Roth der Klee- und Esparsettafeln. Die höheren Lehnen der Hügel haben kurznarbigen Weidegrund, von dessen Hellgrün sich da und dort in angenehmer Buntheit ein Gebüsch oder Hain abhebt,

während über die Wölbungen der Kuppen dunkler Laubwald seine Schatten breitet. Und die Theile dieses heiteren, mannigfaltigen Bildes sind durch breite Alleén, welche die Herrschaft durchziehen und deren jede an sich schon ein Meisterwerk der Baumcultur darstellt, wie durch Bänder untereinander verknüpft. Unvergleichlich ist eine Allee von *Platanus orientalis* und *Gymnocladus canadensis* oder eine Allee von lauter *Juglans nigra americana*; eine Lindenallee, welche sämtliche Lindenarten in mächtigen Prachtexemplaren vereinigt, wird selbst der Fachmann höchlich bewundern. Bloß im nordöstlichen Theile der Herrschaft, bei der Szent-Györgyer Meierei, treten jene kahlen Berge und steilen Felswände auf, die sich aus der Gemarkung der Nachbargemeinde Sóskut herüberstrecken und einen Sandstein liefern, der als Sóskuter Stein allbekannt die Hauptstadt mit ihrem besten Baumaterial versorgt.

Das idyllische Bild erhält noch eine harmonische Ergänzung durch die feinen Merinoheerden, welche die zur Weide bestimmten Abhänge beleben, und durch Heerden von Zimthaler und besonders Simenthaler Rühen, die sich durch Exemplare von seltener Gleichmäßigkeit des Typus auszeichnen, einen großen Theil des Saarfutters nutzbar machen und der hochentwickeltesten Viehzucht, sowie dem großen Milchreichthum der Domänen das beste Zeugniß ausstellen. Und doch ist all diese Schönheit kein Geschenk der Natur, sondern die Frucht der Arbeit, Fachkundigkeit und des Geschmacks, das Ergebniß der Schöpferkraft eines hochgearteten Geistes.

Der unvergeßliche Palatin Erzherzog Josef hatte, als er im Jahre 1819 diese Herrschaft vom Religionsfonds im Tauschwege übernahm, nur öde Hügel, einen ausgepumpten Boden und größtentheils sogar Flugland vorgefunden. Wo einst Wälder gestanden, wucherte bloß wildes Buschwerk, vom weidenden Vieh benagt; der überwiegende Theil der Domäne bestand aus schwacher Weide, die Äcker betrugten nur 1900 Joch, wovon 600 Joch in häuslicher Weise mittelst Robotarbeit bewirthschaftet wurden, während 1300 Joch in Halbtheilwirthschaft an die keineswegs besonders wohlhabenden Bewohner der Gegend vergeben waren. Der schöpferische Geist des Palatins brachte die große Umgestaltung zuwege, änderte das Gesicht der Natur, der Gegend und schuf — auch auf diesem Gebiete vorbildlich für seine Nation — nicht nur seiner Familie ein unvergleichlich gemüthliches Heim und der vaterländischen Landwirthschaft ein mustergiltiges Beispiel, sondern er ließ seine segnende Hand besonders auch das Volk dieser Scholle fühlen, das durch die fortgesetzte väterliche Fürsorge der erzherzoglichen Familie aus der früheren Verwahrlosung zu einer hohen Stufe des Wohlstandes aufstieg. Allesüth insbesondere verdankt dem Palatin und dessen Sohne, dem Erzherzog Josef seinen heutigen Wohlstand und Fortschritt, seine öffentlichen Anstalten, darunter eine Feuerwehr ersten Ranges, eine in mancherlei Richtung entwickelte Industrie,



Aus dem Meesäter Park: Morib aus dem Spertenshain.

die der Erzherzog sowohl für seine Domäne, als auch für seine persönlichen Bedürfnisse gern in Anspruch nimmt.

Der Glanzpunkt der Herrschaft, sowie der ganzen Gegend ist der Alessüther Park mit dem erzherzoglichen Schloß. Kein Comitat im ganzen Lande hat so viele in echter Münsterwirthschaft stehende Herrschaften, so viele schöne hochadelige Heimstätten und Parks aufzuweisen, als das Weißenburger Comitat, allein hinsichtlich der hohen Stufe gärtnerischer Installation steht auch unter diesen der Alessüther Park an erster Stelle.

Der Park, im Ausmaße von 90 Katastraljoch, dehnt sich auf einer schönen, aus mehreren Hügelrücken bestehenden Höhe aus; das erzherzogliche Schloß bildet seinen Mittelpunkt. Es ist dies ein in griechischem Stil gehaltener einfacher, aber schöner Bau, vorne mit einer großen, von vier jonischen Säulen getragenen Garten-Veranda, die in den geräumigen, auch durch das obere Stockwerk reichenden Speisesaal führt. Um diesen gruppiren sich die Empfangsalons, der Rittersaal, die Wohngemächer, in Verbindung mit den im Oberstock befindlichen Kinderzimmern und den Wohnstuben des inneren Hofstaats; ein Flügel des Gebäudes enthält die Wohnungen für das Personal der erzherzoglichen Hofhaltung und die Gastzimmer, ein anderer Flügel, in dem die Bibliothek untergebracht ist, führt zur neu erbauten Kapelle, die in der That nicht nur eine architektonisch hervorragende Schöpfung ist, sondern auch durch tadellosen Kunstgeschmack die meisten ähnlichen Bauten übertrifft.

Die Bibliothek ist überreich an seltenen, kostbaren Publikationen und enthält auch die werthvollen Schriften des in glorreichem Andenken stehenden Palatins. In den Wohngemächern und Sälen, besonders im Ritter- oder Waffensaal, begegnet man einer reichen und mannigfaltigen Sammlung der verschiedensten Waffen, sowie zahlreichen ethnographischen Gegenständen; Gemälde und Statuen von Künstlern ersten Ranges fesseln das Auge, ganz besonders aber sind die auf einzelne Mitglieder der erzherzoglichen Familie bezüglichen Andenken, deren Statuen, Bildnisse, eigenhändige Zeichnungen und Malereien geeignet, auch im Beschauer jenes zarte Gefühl der Pietät zu erwecken, welches die Familienmitglieder für diese Reliquien empfinden, ein Gefühl, das jeden mit Achtung erfüllt, der da sieht, wie hoch die Mitglieder des erzherzoglichen Hauses die Innigkeit des Familienlebens über allen Glanz und Pomp stellen.

Der Platz vor dem erzherzoglichen Schloß ist mit Meisterwerken der Teppichgärtnererei geschmückt und das staunende Auge mag über Rasenflächen von seltener Schönheit hinunterblicken bis zu dem glatten Spiegel des Teiches, dessen klare Fluth anmuthige Haine umspielt, üppige Wasserpflanzen schaukelt und den mannigfaltigen Bäumen seines Uferandes die Stämme oder auch die hineinhängenden Äste badet. Im Parke befinden sich mehrere Weiher, unter denen der als Reservoir für die Wasserleitung

dienende sich durch seine hohe Lage und schöne Niederblicke in die Thalmulden des Parkes auszeichnet. Die gewaltige Wasserleitung versieht nicht nur jeden Punkt im Parke reichlich mit dem erforderlichen Wasser, sondern die beiden großen Fontainen, die das Wasser liefern, steigern auch noch den Wasserreichthum eines rauschenden Baches und ernähren mehrere Springbrunnen.

Der schönste Theil des Parkes ist der „Hohlweg“ nebst Umgebung. Die verschiedensten Arten von Tannen entfalten da in höchst mannigfaltiger Gruppierung ein üppiges Wachsthum, die feisten, fleischigen Blätter der Alpenrosen, das bunte Vielerlei einer frischen Hochgebirgsflora, hohe Böschungen mit durchbrechenden Felszacken, mit tosenden Sturzbächen, reichlich einherjickernden Quellen, dazwischen Kaskaden und schließlich eine unversehens aufschießende Felswand: all das erregt eine Empfindung, als sei man an einen Punkt der hohen Tátra versetzt, wo Mutter Natur in freigebiger Stunde alle ihre Schönheiten vereinigt hat. Erst im Weitererschreiten, wenn man wiederum den Meisterstücken der Gartenkunst begegnet und eine aus mancherlei Laubbäumen zusammengesetzte Vegetation, ständig gepflegte Rasenpläne und Teppiche, hie und da ein südländisches Gewächs und dazu die Hochstrahlen der Fontainen um sich hat, erst da gewahrt man, daß jener „Hohlweg“ eine genau nachgeschaffene Alpengegend, ein Werk menschlicher Bildnerkraft ist, das kunstvolle Gebilde einer an Kunstschaffen grenzenden Gartencultur. Im Mesúther Park bethätigt sich nicht nur die höchste Steigerung der Gartenkunst, sondern auch jener verfeinerte Kunstgeschmack, der alle Schätze der Natur zur Hervorbringung des ästhetisch Schönen zu vereinigen weiß. Von jedem Punkte des Parkes sieht man ein herrliches Panorama sich entfalten. Aus dem Parke führt an dem Weinberg vorbei im Schatten dichtbelaubter Baumreihen ein breiter Weg zu einer ebenen Hochfläche, dem Csaplärer Wald empor, so daß dieses Plateau von 450 Foch Flächeninhalt füglich als ergänzender Theil des Parkes betrachtet werden kann.

Der Wald besteht aus stattlichen Exemplaren von Laub- und Nadelhölzern und ist sternförmig angeordnet, so daß jeder seiner Radien in eine andere reizende Landschaft blicken läßt. Zu Füßen hat man den Mesúther Park selbst und die herrschaftlichen Wirtschaftsbetriebe mit ihren verschiedenen gartenähnlichen Meiereien; zwischendurch streift das Auge die Häusergruppen umliegender Dörfer, ruht in weiter Ferne auf den wolkenähnlichen, blau dunkelnden Graten der Ofner Berggruppen, dann wieder in den grünlich verschwimmenden Senkungen des Baáler Thales und versinkt schließlich im Dunkel der hochstämmigen Waldungen, die den Berdes bedecken.

Noch überraschender jedoch als selbst die Schönheiten des Parkes und der Ausichten ist der Anblick, den die Innenwelt der Gärtnerei und ihrer Glashäuser bietet. Aus dem Laubdickicht der Bäume blinkt eine Reihe weißer niedlicher Gärtnerhäuschen

hervor, denn die Pflege des Parkes liegt zwölf Kunstgärtnern ob und die Bevölkerung zweier Dörfer (Mesúth und Dobož) strömt zur Arbeit herbei. Acht parallel gebaute Glashäuser, eine großartige Drangerie und ein Palmenhaus, mit dem sich wenige messen können, bilden die Schatzkammer der mit großen Opfern und gründlicher Fachkenntniß betriebenen Gärtnerei. Diese Gebäude sind auch im Winter das Asyl der südländischen Gewächse, in ihnen sind jene Unmassen mannigfaltiger Pflanzen und Blumen aufgespeichert, die aus allen Weltgegenden hierher gezogen wurden. Man findet hier sozusagen alle Seltenheiten, welche die Bananen, Rhododendren, Azaleen, Camelien, Orchideen und verschiedenartigen Palmen der Tropenwelt darbieten, und nicht nur die Anzahl der Arten und Exemplare, sondern auch die bewunderungswürdige Schönheit der einzelnen Individuen macht diese Glashäuser selbst für den Fachmann zu seltenen Sehenswürdigkeiten. Die Glashäuser bilden eine Doppelreihe und sind durch unterirdische Gänge verbunden; dies ist auch bei den Palmenhäusern der Fall, doch stehen diese andererseits mit den Appartements des Schlosses durch einen vom Dachgeschoß herüberführenden geschlossenen Corridor in Verbindung.

Diese mannigfaltigen und großartigen Leistungen der Gartenkunst machen Mesúth zu einer Zierde nicht nur des Comitats, sondern des ganzen Landes. Wer jemals Gelegenheit hat, es zu besuchen, wird den bleibenden Eindruck genußreicher Bewunderung mit sich nehmen, aber auch eine ebenso tiefe Hochachtung für die fürstliche Familie, welche die Herrlichkeit dieser Stätte ins Leben gerufen.

In der Nachbarschaft von Mesúth liegt das Dorf Dobož, dessen Einwohner sämtlich alte, jedoch verarmte Edelleute sind und nun die besten Arbeiter des erzhertzoglichen Parkes abgeben. Bei Dobož liegt Tabajd, wo zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts, während der Nákorzy'schen Bewegung, eine Comitatsversammlung abgehalten wurde. Tordas ist eine slowakische Gemeinde, deren Einwohner jedoch größtentheils auch schon ungarisch sprechen.

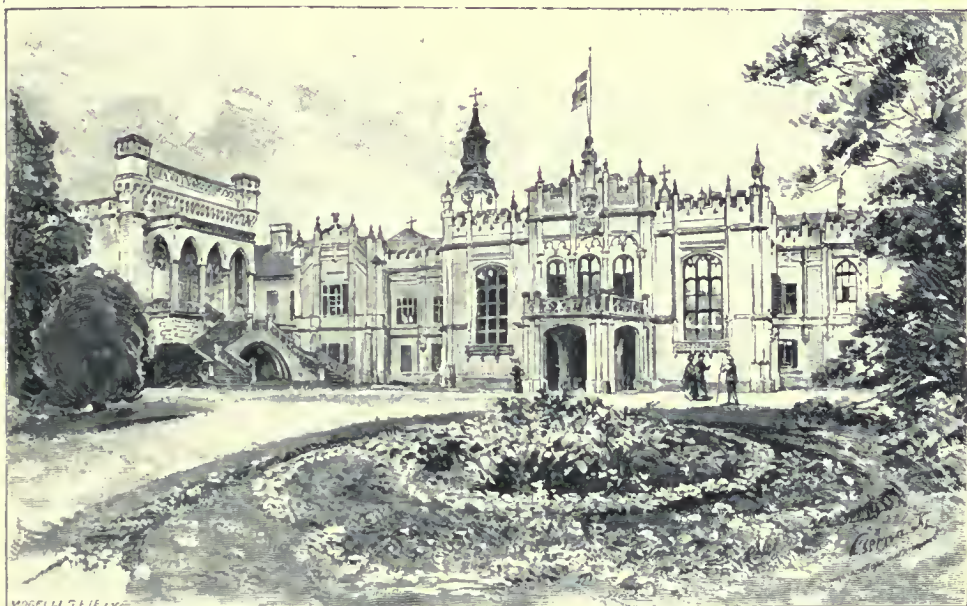
In südöstlicher Richtung von Mesúth verläuft das Baáler Thal, dessen Gewässer durch den Baáler Kanal oberhalb der Ortschaft Dima-Abony in die Donau abfließen. Dieses anmuthige Thal, das sich zwischen Hügel von mäßiger Höhe einjunkt, öffnet sich in das Martonvájärer Thal.

Unter den Ortschaften des Thales verdient Baál als Bezirksitz besondere Erwähnung, es bildet aber auch einen kleineren Brennpunkt des localen Handels- und Gewerbefleißes und ist überdies Verwaltungssitz einer ansehnlichen Herrschaft. Seine Weingärten, die einen guten Weißwein spendeten, hat die Phylloxera verheert und mit der Rebenerneuerung geht es langsam, allein das fleißige Volk weiß durch den Ertrag seiner wohlbebauten Felder und der Obstzucht den Ausfall so ziemlich zu decken.

Johann Bajda, der vortreffliche ungarische Dichter, verbrachte seine Kinder- und Jugendjahre in Baál, wo sein Vater herrschaftlicher Oberförster war; den Baáler Wald besang er in mehreren schönen Gedichten.

Wo diese beiden Thäler zusammenstoßen, bilden sie das Rajásko-Thal; hier sollen, wie die uralte Sage will, die Gebeine des in der Tárnoker Schlacht gefallenen Feldherrn Keve bestattet sein.

Das Martonvásárer Thal ist einer der anmuthigsten Theile des Comitatz. Es öffnet sich unterhalb Eresis auf die Donau. Von Tárnok an verläuft es zwischen fruchtbaren



Das Schloß zu Martonvásár.

Hügeln, die an verschiedenen Punkten Ausblicke auf schöne Ebenen gewähren. Später verflacht sich die wellige Oberfläche zu einer geneigten Ebene, in deren tiefstem Grunde, zwischen die Höhen von Sukoró und Pákozd gefaßt, der Spiegel des Velencezer See's aufblüht. Durch dieses Thal nehmen die Budapest-Stuhlweißenburger Landstraße und die Südbahnlinie ihren Weg.

Die schönste Ortschaft ist Martonvásár, mit 2200 Seelen, Sitz der reichsten Domäne des Comitatz. König Sigismund hatte sie sammt ihren Gestüten seiner Gemahlin Barbara geschenkt; später war sie Eigenthum der durch Maria Theresia in den Grafenstand erhobenen Familie Brunswick, neuestens wurde sie durch Erzherzog Josef angekauft. Von der Eisenbahn aus hat man einen schönen Blick in den laubreichen,

600 Foch großen Park, in dessen großem Weiher sich das Schloß spiegelt. Hier waren die werthvolle Bibliothek und die ansehnliche, aus seltenen Werken bestehende Gemälde-sammlung der Grafen Brunswick untergebracht; die Gemälde verblieben im Besitze der Familie und wurden nach dem Verkauf der Besizung fortgeschafft. Die Kirche und deren Kapelle sind reich an Kunstwerken, unter denen einige Fresken von Maulpertich, Kirchengewänder von seltener Schönheit und künstlerisch gearbeitetes Kirchengeräth zu erwähnen sind. In dieser Kirche ist Gräfin Theresia Brunswick bestattet, die ihr ganzes Leben und ihr großes Vermögen der Sache der Kindererziehung und der Einbürgerung des Krüppelwesens gewidmet hat. Im Park von Martonvásár bewahrt ein Baum mit dem eigenhändig eingeschnittenen Monogramm Beethovens das Andenken an den Aufenthalt (1806) des großen Tondichters.

Von Martonvásár weiter folgt längs des Thales eine Reihe von wohlfeingerichteten Besizungen mittlerer Größe und auf der Linie Baracska, Pettend, Kápolnás-Nyék, Velence erblickt man hübsche Herrensitz und Parks. Es sind dies die ständigen Wohnorte eines großen Theiles der Grundbesitzerclasse dieses Comitats, was sowohl der Annehmlichkeit des geselligen Verkehrs, als auch der Nähe des Velenceer See's mit seiner ganz prächtigen Jagdgelegenheit zuzuschreiben ist.

Der See besteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen großen See mit beständig tiefem und klarem Wasser und dem seichten, stellenweise ganz versiegenden Rohrsee, der sich gegen Südost erstreckt. Die Jagd ist auf beiden Partien überaus interessant und ergiebig, nur daß sie im seichten Rohrsee größtentheils vom Anstand aus betrieben wird, während im großen See Treiber und Jäger auf zahlreichen Röhren das Wild aufjagen.

Der untere Theil des See's dehnt sich bis zur Gemeinde Dinnyés, sieben Kilometer von Stuhlweißenburg, aus. Am Ufer des Velenceer See's liegen Sukoró und Pákoz, beide größtentheils Kapitelbesiz; jenes durch seine vorzüglichen Kirchen, dieses durch seinen Wein berühmt. Unweit des See's liegt Pusztá-Nyék (jetzt Kápolnás-Nyék), der Geburtsort Michael Börösmarty's.

Am Anfang des Tárnoker Thales, bei Erd, schwenkt die Budapest-Zünfkirchner Linie der ungarischen Staatseisenbahnen nach Süden ab, um dann das ganze Comitats der Länge nach zu durchschneiden und bei Simontornya in das Tolnaer Comitats überzugehen. Parallel mit ihr zieht längs der Donau, gleichfalls durch das ganze Comitats, eine der ältesten Landstraßen, die noch auf den Resten der alten Römerstraße von Aquineum nach Eßeg angelegt wurde.

In der Richtung dieser Straße lagen die altrömischen Colonien längs der Donau, und zwar: *Matrica* zwischen Vatta und Greszi, *Vetus Salina* an der Stelle von

Abony, Intercisa (nach Anderen Potenciana) an der Stelle von Duna-Pentele. Unter den jetzigen Donau-Ortschaften sind folgende zu erwähnen: vor Allem die große Ortschaft Erd oder Hamzsabég, die zur Hälfte am Stromufer, zur Hälfte auf einer Höhe liegt, von wo sich eine prächtige Aussicht über die weiten Flächen des Alföld bietet. Hier übernachtete Ludwig II. im Schlosse des Ambrosius Sárkány und als er dann auf seinem Leibpferde nach Mohács aufbrach, that dieses einen Sturz. Einst war der Ort eine Citadelle, von der aber keine Spur übrig ist. In türkischer Zeit war er von einem Planzenzaun umgeben. Hier begegnet man unfern der Donau dem letzten in diesem Comitats vorhandenen Türkendenkmal, einem vollkommen wohl erhaltenen Minaret. Nach der hunnischen Sage sollen die Hunnen unterhalb Erds bei Batta in das römische Reich eingebrochen sein; auch die hier befindlichen „hundert Hügel“ (Százhalom) hält die Überlieferung für den Bestattungsort der in der großen Tarnokthaler Schlacht gefallenen Hunnen, wogegen die wissenschaftliche Forschung zu ergeben scheint, daß diese Begräbnisstätten weit älteren Ursprunges sind und aus keltischer Zeit stammen dürften.

Weiter unten liegt Ercsi, eine der größten Gemeinden des Comitats, mit 5.700 Einwohnern. Es ist der Verwaltungssitz einer berühmten Herrschaft, die in der Hand des Freiherrn v. Lilien ihrer ganzen Einrichtung nach eine der ersten Landwirthschaften des Landes war; später fiel sie der freiherrlichen Familie Cötvös zu. Schloß und Park haben schon viel von ihrem Glanze verloren, dagegen finden sich im Park noch jetzt einzelne altrömische Denkmäler, zum Beispiel ein Meilenstein der alten Aquincum-Effeger Heerstraße. Das hier befindliche Grab des Barons Josef Cötvös wird von der jungen Generation noch jetzt zuweilen pietätvoll besucht.

Unter der Türkenherrschaft war auch Ercsi ein mit Pfählen umzäunter Ort, in dem die Türken die erste türkische Herberge, ein mit Blech bedecktes Karawan-Serai errichteten. Diesem Orte, wie überhaupt den Donau-Ortschaften wandten die Türken besondere Sorgfalt zu, da seit der Mohács'er Schlacht dies ihr gewöhnlicher Weg nach Ofen war. Deshalb war auch das weiter stromab gelegene Duna-Abony ein wichtiger Platz. König Matthias schenkte es dem Kinizsy, von dem es auf seine Gematin, Benigna Magyar, überging, um dann an ihrer Hand der Familie Horváth von Káunzát zuzufallen. Näheres über seine Vergangenheit ist nicht bekannt, denn nur eine Reisende des vorigen Jahrhunderts, Lady Wortley Montague erwähnt Abony in ihrer zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts verfaßten Reisebeschreibung, und zwar habe damals die in der Türkenzeit so wichtige Ortschaft bereits in Trümmern gelegen und die Gegend unterhalb des Ortes, bis nach Mohács hin, sei mit Wäldern bedeckt gewesen und kaum von einem Menschen betreten worden. Jetzt ist Abony wieder ein bedeutender Ort mit 4.500 Einwohnern, Bezirksämtern, einer localen

Industrie und lebhaftem Handel. Es ist der Haupt-Verbindungsort zwischen der Insel Csepel und dem Weißenburger Comitat und Abony selbst ist mit Stuhlweißenburg durch zwei Straßenzüge verbunden. Der eine vereinigt sich bei Kápolnás-Nyék mit der Budapester-Stuhlweißenburger Landstraße, der andere führt über die Gemeinde Seregélyes geradeaus nach Stuhlweißenburg.

Die einst waldbedeckten Strecken weisen jetzt die schönsten Landwirthschaften auf und Abony ist gegenwärtig der Verwaltungssitz einer der größten und auch besten Herrschaften; es ist Eigenthum des Grafen Ferdinand Zichy. Diese Domäne nimmt durch ihre fortgeschrittene Landwirthschaft und Viehzucht, besonders aber auch durch ihr englisches Gestüt, das in der Erzielung von gewählter Form, wie von edlem Blut eines der ältesten und auch größten Gestüte im Lande ist, unter den Landwirthschaften Ungarns einen ersten Platz ein.

Unter den Donau-Ortschaften unterhalb Abonys sind noch Rác-Úlmás und Duna-Pentele hervorzuheben; jenes liegt auf einer schönen Höhe, dieses in anmuthiger Gegend und zum Theil auf den Resten einer römischen Stadt. Beide Orte bieten die schönste Aussicht auf den unteren Theil des Weißenburger und einen großen Theil des Tolnaer Comitats, dann auf den Lauf der Donau und das gegenüberliegende Pesther Comitat. Landwirthschaft und Donauhandel sind in beiden entwickelt, ihre guten Weine waren früher weithin gesucht, unter ihren Einwohnern gibt es zahlreiche Donaufischer.

Zwischen den zwei Ortschaften lag einst die Gemeinde Szigetfő, auch Tikus genannt, deren Kirche an einer noch jetzt als Szent Kut (heiliger Brunnen) bezeichneten Stelle stand. Ihre Überfuhr wurde schon zur Zeit Stefans des Heiligen benützt, später auch von König Salomon, als dieser aus der Moghoröder Schlacht (1074) nach dem Lande jenseits der Donau entfloh.

Duna-Pentele ist mit dem Comitatssitz durch eine über Nagy-Perkátá und Seregélyes führende Landstraße verbunden. Nagy-Perkátá ist eine beträchtliche Ortschaft auf der fruchtbarsten Hochebene des Comitats. Es hat blühenden Ackerbau und soll den „stählernsten“ Weizen dieses ohnehin weizenberühmten Comitats erzeugen. Es ist der Sitz einer ausgedehnten Herrschaft, die sich durch ihre Merinozucht von seltener Schönheit auszeichnet; die Herrschaft gehört der weiblichen Linie der gräflichen Familie Györy.

Seregélyes war in früherer Zeit gleichfalls Mittelpunkt einer großen Herrschaft, die aber jetzt unter mehrere Mitglieder des gräflichen Hauses Zichy vertheilt ist. Die Bevölkerung treibt Ackerbau. Am Rande der Ortschaft steht, an einen alten Eichwald gelehnt, ein großes Schloß mit ausgedehntem Park.

Von der längs der Donau dahinziehenden Landstraße zweigt sich an der Comitatsgrenze bei Duna-Földvár noch eine Comitatsstraße ab und führt über Herczegfalva und Sározd auf Seregélyes und weiter nach Stuhlweißenburg. Herczegfalva ist eine der größten Ortschaften des Comitats. Ihren großen Rußtenbesitz hat zu Beginn dieses Jahrhunderts die Abtei Zircz mit größtentheils aus der Zirczer Gegend verpflanzten Deutschen besiedelt und den Ort zu Ehren des Palatins Josef, dessen Steinbild auch die Hauptstraße schmückt, Herczegfalva (Herzogsdorf) genannt. Die breiten Straßen sind mit Baumreihen bepflanzt, die durch Gärten getrennten Häuserzeilen sehr gut gegen Feuer geschützt.

Die Einwohner, die ihren ohnehin beträchtlichen und guten Landbesitz noch durch den Ankauf einer benachbarten Rußta vermehrt haben, betreiben ausgedehnte Landwirthschaft und genießen allgemeinen Wohlstand.

Der herrschaftliche Besizhantheil von Herczegfalva gehört zu der 42.000 Joch großen, in der Nähe von Herczegfalva gelegenen Glöfälláser Domäne der Abtei Zircz. Die in häuslicher Weise betriebene Landwirthschaft, eine der größten Herrschaften im Lande, zeichnet sich durch zweckmäßig eingetheilte Meierhöfe, eine berühmte Pferdezucht, ein großes Gestüt, in welchem schwere Kutschenpferde von hohem Blut gezüchtet werden, und durch eine große ungarische Stamm-Rinderheerde aus, neben der neuerdings, unter Beschränkung der weniger einträglichen Schafzucht, auch auf die Mästung von Vieh und auf Züchtung westlicher Rinderracen immer größeres Gewicht gelegt wird.

Bei Herczegfalva liegt in nordwestlicher Richtung die Ortschaft Nagy-Lók, die mit den zugehörigen Rußten eine größere Herrschaft des gräflichen Hauses Zichy bildet. Außer der systematisch betriebenen Landwirthschaft verleiht ihr noch der Umstand ein besonderes Interesse, daß die hier vorgenommenen Nachgrabungen zur Entdeckung eines großen Urnenfeldes geführt haben, das mit seinen bronzezeitlichen Denkmälern eines der vollständigsten und lehrreichsten Bilder der Urgeschichte in Ungarn erschloß. Nördlich von hier liegt die Gemeinde Sározd mit hübschem Schloß und Park der Grafen Esterházy, nordöstlich aber die Gemeinde Nagy-Santos mit Schloß und vorzüglich bewirthschafteter Herrschaft des Grafen Johann Nep. Zichy sen.

In südlicher Richtung führen von Stuhlweißenburg fast parallel zwei Straßen nach dem Tolnaer Comitat, und zwar auf der östlichen und westlichen Seite des Sárviz-Kanal-Thales. Längs derselben lagen einst Colonien von Rumänen und Petschenegen, die aber in der Türkenzeit meist zugrunde gegangen sind. Tölgye, Esözi, Töbörcsök, Szent-Mgota, Tatárfalva, Karácsonyhállás, Glöfällás, Gallostellke, Zedreg, Menyöd, das waren einst lauter blühende Ortschaften, jetzt sind es bloß Rußtenbesizthümer,

meist große herrschaftliche Landwirthschaften, und nur hier und da erinnern die Trümmerreste einer Kirche an die alten Zeiten. Hier liegen die Ortschaften Aba, Sár-Kereftur, Sár-Bogárd, Alap, Tzeetze, Mjó-Szentiván, Bajta, meist von mittleren Grundbesitzern bewohnt. Gut eingerichtete, wenn auch nicht eben große Meierhöfe, hübsche Gärten, wohnliche Herrensitze wechseln in dichter Folge ab, und mitunter erscheint ein parkumgebenes Magnatenschloß, das den größeren Herrschaften, die aus den zwischen den Ortschaften verstreuten ausgedehnten Puzten gebildet wurden, als Mittelpunkt dient.

Zu Bajta hat Graf Ferdinand Zichy, in Felső-Szent-Iván Graf Eugen Zichy einen schönen Park mit neuerbautem hübschem Schloß, beide auch an Kunstschätzen reich; auf Puzta Höresök steht ein Schloß des Grafen Paul Zichy, in Nagy-Láng ein Schloß des Grafen Johann Zichy, beide von nicht gewöhnlicher Stattlichkeit.

Das Schloß zu Höresök heißt Annavár (Annaburg) und wurde während der Fünfziger-Jahre auf einem öden, früher als Hutweide benützten Grundstück in gothischem Stile erbaut. Seine schönen Verhältnisse, die künstlerische Durchführung jedes Details, die bequeme Eintheilung machen es zu einem der gelungensten unter den Gebäuden dieser Art. Auch der Park ringsum ist mit höherem Kunstgeschmack angelegt; weiterhin folgen dann die herrschaftlichen Wirthschaftsbetriebe. Die Ökonomie ist eine der fortgeschrittensten Musterwirthschaften, die der seltenen Fachkenntniß ihres Besitzers ein schönes Zeugniß ausstellt.

Das Schloß zu Nagy-Láng wurde zu Beginn dieses Jahrhunderts erbaut; die Giebelseite ist mit Säulen geschmückt, die Säle sind im Rococo-Stil gehalten, es hat eine imposante Einfahrt, ein geschmackvolles Treppenhaus und etwa 100 Zimmer, die prächtigen gewölbten Ställe und bequemen Nebengebäude nicht zu vergessen. Es ist einer der größtangelegten Herrensitze und steht in einem herrlichen Park von 100 Joch, dem sich die herrschaftlichen Dienstgebäude umschließenden parkartigen Nemeß-Pflanzungen, ein großer Teich mit schöner Insel und eine Tapanerie von etwa 120 Joch anschließen.

Die Rosenhaine im Park und vor dem Schlosse, die großen kreisförmigen Teppichbeete, namentlich aber die prächtigen Glashäuser, das abgeordnete Palmenhaus und das Ananasshaus zeigen, daß die hiesige Kunstgärtnerei ersten Ranges ist. Die große Domäne Láng gehörte einst zu den schönsten Musterwirthschaften, betrieb die feinste Schafzucht und unterhielt das berühmte, jetzt in Adony befindliche Gestüt. Zu dieser Domäne gehört auch die Puzta Föveny, wo eine römische Colonie stand und viele Alterthümer gefunden werden. Die Schaaren Ladislaus des Kumanen schlugen hier eine Hauptschlacht gegen die hochadeligen Anführer.

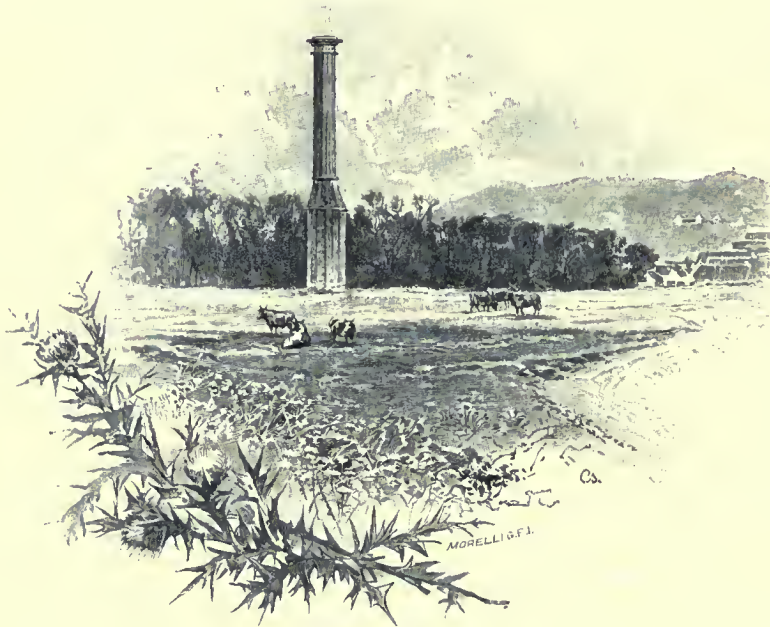
Südlich von hier liegt das Dorf Káloz, vormals Sitz einer großen Herrschaft des verstorbenen Grafen Edmund Zichy, nun im Besitze seiner Erben; in südwestlicher Richtung folgt Sárbogárd, mit wohlhabenden, intelligenten Bauern und einer höheren Classe von Kleingrundbesitzern. Diese Gemeinde hat 4.300 Seelen und ist Sitz der Bezirksämter.

Nach südwestlich von Stuhlweißenburg liegen größere Herrschaften, deren Einfluß viel dazu beiträgt, daß das wohlhabende Bauernvolk seine ohnehin fruchtbaren Äcker mit voller Zweckmäßigkeit cultivirt und auch auf dem Gebiete der Viehzucht große Fortschritte macht. Hier liegt Sár-Pentele, Eigenthum der gräflichen Familie Széchenyi, ehemals Hauptsitz des religiösen Lebens der Römer in Unter-Pannonien. Hier wurde der berühmte alte Motiv-Denkstein gefunden, den die Priesterschaft des unteren Pannonien dem Jupiter Dolichennus geweiht hatte. Jenseits von Sár-Pentele liegt das Dorf Szent-Mihály, wo Graf Eugen Zichy einen ausgedehnten Park mit einem hübschen ebenerdigen Schloß besitzt. Noch weiter folgt das ganz an der Comitatzgrenze gelegene Nádasd-Ladány, mit dem neuerbauten Schlosse des Grafen Franz Nádasdy, worin die Bildergalerie und das Archiv der Familie aufbewahrt werden. Auch dieser Bau gehört in seiner Art zu den prächtigsten und der schattige Park vereinigt Üppigkeit der Natur mit allem Zauber der Gartenkunst. Allgemeines Interesse erregt ein durch den Ingenieur Révy angelegtes großes Wasserwerk, das zur Berieselung der Wiesen verwendet wird.

Die Straße, die von Stuhlweißenburg in mehr südwestlicher Richtung nach dem Bessprémer Comitath führt, geht über die Ortshaften Szabad-Batthány und Polgárdi. Beide sind wohlhabende große Gemeinden mit einer intelligenten, wohlhabenden Bauernbevölkerung, schönen herrschaftlichen Meierhöfen und reichen Äckern. Polgárdi ist das alte Besizthum der Batthyány; Graf Géza Batthyány hat hier einen großen, prächtigen Park mit schönem Schloß. Zwischen den beiden Gemeinden erhebt sich 220 Meter hoch der Somlyóberg, der einstens gleichfalls eine berühmte römische Niederlassung trug. Auf dem Gipfel des Berges ließ Graf Géza Batthyány umfassendere Nachgrabungen anstellen, die eine große Zahl von alten Kunstdenkmälern und überhaupt viel Lehrreiches für die Archäologie an den Tag brachten. Es wurden viele interessante alte Grabstätten, auch Schmuckfachen (Ringe, Kreuze u. s. w.), aus dem X. und XI. Jahrhundert gefunden. Der merkwürdigste Schatz ist der silberne Dreifuß, der nun eines der werthvollsten Kunstdenkmäler der Römerzeit im ungarischen Nationalmuseum ist.

Vom Somlyóberg öffnet sich eine prächtige Aussicht, einerseits auf das Bessprémer Comitath mit seinen Höhen, seinen anmuthigen Thälern und den vom Plattenjee begrenzten Ebenen, anderseits auf die abwechslungsreiche Niederung des Sárret, über dessen hübsche

Dörfer und schöne Ruften hinweg der Blick die Donau erreicht, um jenseits des Stromes sich im Alföld, auf dem Tummelfelde der Fata Morgana zu verlieren; in nördlicher Richtung aber blinken die Thürme von Stuhlweißenburg auf, hinter denen die höher gelegenen Theile des Comitats, die Berge des Bakony und Vértes mit dem Dunkel ihrer Waldungen den Gesichtskreis abschließen.



Minaret zu Erd.



Die Halbinsel von Tihany oberhalb Balaton-Füred.

Der Plattensee.



Der Plattensee (Balaton) ist der größte See Ungarns, ja der größte unter allen Seen Mittel- und Südeuropas. Der Ungar ist stolz auf ihn und nennt ihn gern „das ungarische Meer“. Ein Land, das keine Meeresküsten besitzt, das nur von einem kleinen Zwickel bei Fiume aus einen Blick auf die See frei hat und das keine bedeutenderen Wasserspiegel kennt als die Überschwemmungen des Frühjahres, spielt im Geiste gerne mit dem Gedanken, daß es denn doch ein stehendes Gewässer besitzt, das einem Meere gleicht und auf dem sich ein Schwarm von Rähnen, Segelbarken und Dampfern schaukelt.

Sein Flächeninhalt beträgt rund 160.000 ungarische Joch, also 120.000 Katastraljoch, in internationalen Ziffern ausgedrückt: 12 geographische Quadratmeilen oder 690 Quadratkilometer. Seine Länge, von dem nordöstlichsten Punkte bei Keneze bis zum südwestlichsten Punkte bei Fenék gemessen, macht 82 Kilometer. Seine größte Breite, im Beszprémer Comitat zwischen Gamáza und Füzö, ist 15 Kilometer, die zwischen Mjó-Örs und Siófok $9\frac{1}{2}$, zwischen der Puszta Ságly und Szemes $8\frac{1}{2}$, zwischen Badacsony und Tonyód 6, endlich zwischen der Leseneze Mündung und Balaton-Kereftur 10 Kilometer. Etwas schmaler ist der See längs des Fenéker Ufers. Bei den Übersuhren ist die

Seebreite bedeutend geringer: zwischen der Fülöper Überfuhr und Boglár 5 und bei der Tihanyer Überfuhr, an der Spitze der Tihanyer Halbinsel, nur 1½ Kilometer. Der See zieht sich in der Richtung von Nordost zu Südwest durch das westliche Viertel Ungarns, das sogenannte Dunántul (Viertel jenseits der Donau) und der ganzen Länge nach am südöstlichen Fuße des Bakonygebirges hin. Er besteht aus drei Buchtenbildungen. Die östliche Ausbuchtung reicht von Keneze bis zur Tihanyer Halbinsel; das mittlere Becken hängt bei der Tihanyer Seeenge mit dem östlichen zusammen und streicht von Tihany bis zu den Fenéker Gestaden hinab; die westliche Bucht endlich, die den Namen Kleiner Plattensee (Kis-Balaton) führt, hängt bei der kaum 50 Meter breiten Fenéker Enge mit der mittleren Bucht zusammen. Diese westliche Bucht ist die kleinste, sie beträgt sammt ihren Gestrüppflächen kaum 5000 Joch.

Der Ursprung seiner Geschichte fällt mit dem seines Namens zusammen. Vor der römischen Eroberung und zu Beginn der christlichen Zeitrechnung war die Gegend von keltischer Volke bewohnt, das dem See den Namen *Belso* oder *Peiso* gab. Die römische Welt behielt diesen Namen bei, ja sie übertrug ihn auch auf den Neusiedlersee (Fertö), in dessen Gelände der bojische Stamm der Kelten haufte. Und dieser wird wohl auch am Plattensee gewohnt haben. Zur Zeit der Avaren gebrauchen die lateinischen Schriftsteller noch den Namen *Peiso* und erst später entsteht der Name *Balaton*, der im Slavischen (*blatto*) einen Sumpf bedeutet. Urheber dieses Namens sind die Slaven, die als Hörige der Avaren in der Gegend saßen. Die erste ungarische Urkunde von zweifelloser Glaubwürdigkeit, die den See erwähnt, und zwar als *Balatin*, ist ein Stiftungsbrief König Andreas' I. vom Jahre 1055. Jetzt gibt es in der Nähe des Plattensees kaum ein oder zwei Dörfer von slavischem Ursprung und auch ihre Bevölkerung wurde im vorigen Jahrhundert ange siedelt; slavische Ortsnamen jedoch kommen zahlreich vor, und zwar sämtlich aus der Zeit der avarischen Herrschaft. Solche sind: *Komárom*, *Tapolcza*, *Tihany*, *Paloznak* u. s. w.

Das Seegebiet ist administrativ unter drei Comitaten vertheilt. Die nördlichste Ecke von *Ulmádi* bis *Füzö*, das ganze nordöstliche Ufer von *Füzö* bis *Ukarattya* und das südöstliche Ufer von *Ukarattya* bis *Siófok* gehören zum *Beszprémer* Comitats; eine Linie, die man von der Mitte des *Sió-Flusses* nordwärts in der Richtung des Dachgiebels der *Ulmádir Csárda* zieht, theilt die Wasserfläche einerseits dem *Beszprémer* Comitats, andererseits den Comitaten *Somogy* und *Zala* zu. Diese imaginäre Linie ist die Ursache zahlreicher juristischer Verwicklungen und ihre Feststellung besonders bei den Besitzstörungen auf dem Gebiete des Fischsanges jedesmal von größter Wichtigkeit, wie nicht minder die Bestimmung der Linie, die nach der Längsrichtung des Plattensee's die Grenzscheide zwischen den Comitaten *Somogy* und *Zala* bildet.

Der Plattensee ist nach seiner ganzen Ausdehnung in viel höherem Maße als die oberitalienischen oder Schweizer Seen Privateigenthum. Jeder Abschnitt des Ufers und auch die ganze Oberfläche des Wassers, diese durch imaginäre Grenzlinien abgetheilt, ist grundbücherlich auf die Namen einzelner Besitzer eingetragen. Im Beszprémer Comitat sind die Besitzer: bei Almádi und gegenüber bei Siófok das Beszprémer Domkapitel, bei Börösberény und Kenese die Börösberényer Stiftungsherrschaft, bei Balatonfö-Kajár das adelige Compoffessorat und die gräfliche Familie Zichy.



Der Sió-Kanal.

Zu Zala sind die Eigenthümer: bei Alsó-Cörs das adelige Compoffessorat, weiterhin bis Balaton-Füred das Beszprémer Kapitel, noch weiter der Pápaer Zweig der Grafen Esterházy, das Füreder adelige Compoffessorat und die Benediktinerabtei zu Tihany. Westlich von diesem folgen, außer zwei kleinen adeligen Compoffessoraten, Besitzungen des Beszprémer Bisthums, des Fürsten Esterházy, der Freiherrn Puttheány von Szigliget, der Grafen Deym und Forgács und der Familie Freystädter, dann ein mächtiger Strich längs des ganzen südwestlichen Plattensee-Ufers bis in das Somogyer Comitat hinab und sogar noch in diesem weiter als Besitzthum der gräflichen Familie Festetics von Refthely,

die übrigens, mit Ausnahme weniger Strecken von Kleingrundbesitz, auch die ganze dritte Ausbuchtung, den kleinen Plattensee, ihr eigen nennt.

Im Somogyer Comitats sind, mit Ausnahme der gräßlichen Familien Hunyady, Jankovich, Zichy, Széchényi, des Barons Wodianer und einiger adeliger Compossessorate von geringerem Belang, die Tihanyer Abtei und abermals das Beszprémer Domkapitel die privatrechtlichen Herren des Plattensees.

Die Gesamtzahl der Besitzer macht also etwa 25 aus. Diese betreiben den Fischfang und genießen den sonstigen Fruchtgenuß, ihnen gehören die Bäder am Gestade und ohne ihre Erlaubniß wäre nicht einmal der Verkehr von Dampfschiffen und Yachten zulässig. Das Staatsrecht hat dem Staate gar kein Recht an den Plattensee vorbehalten, aber auch dem Publikum nicht, denn es darf weder baden, noch den See beschiffen, noch dessen Eisdecke zum Wagen- und Frachtverkehr benützen. Indes hindern die Eigenthümer das Publikum nicht im geringsten in der Ausübung dieser Rechte und das Publikum hat sich gewöhnt, von Fischfang und Rohrgewinnung abgesehen, den Plattensee als sein Eigenthum zu betrachten.

Der Plattensee wird in mancherlei Weise nutzbar gemacht, insbesondere für den Verkehr, den Fischfang, die Rohrgewinnung und das Baden.

Der Verkehr findet zu Wasser und auf dem Eise statt. In alter Zeit bestanden blos zwei Überfuhrgelegenheiten, vom Beszprémer nach dem Zalaer und andererseits nach dem Somogyer Comitats. Die eine an der Tihanyer Überfuhr, die am Somogyer Ufer Szántóder Überfuhr genannt wird und wo auch jetzt ein Fährboot läuft; die andere, an der Fülöpöberfuhr, zwischen der Puszta Fülöp und Voglár, wo seither ein Dampfer das Fährboot verdrängt hat. Den Sommer hindurch und überhaupt wenn der See nicht von Eis bedeckt war, pflegte das unter einander verkehrende Publikum der drei Comitats gewöhnlich diese Überfuhren in Anspruch zu nehmen. Über die Tihanyer Halbinsel führte eine ziemlich schlechte und stellenweise überaus steile Gebirgsstraße an das See-gestade hinab, wo eine Csárda und ein gedeckter Wagenschuppen, beides von primitivster Construction, den Reisenden zur Verfügung standen. Das Verkehrsmittel aber war eine Platte, die gleichzeitig fünf bis sechs Wagen nebst den vorgespannten Pferden und 30 bis 40 Menschen befördern konnte; diese Platte wurde durch die Fährleute an das jenfeitige Ufer gerudert. Es waren vornehmlich Marktleute, Hochzeitsgesellschaften und Leute, die zur Mühle fuhren, welche sich so übersetzen ließen. Zur Förderung des Wasserverkehrs bildete sich im Jahre 1846, nach dem Plane und auf die Anregung des Grafen Széchényi, eine Actiengesellschaft, die auf dem See Dampferfahrten ins Leben zu rufen trachtete. Sie schaffte auch einen Dampfer an, dessen Maschinerie aus England kam, während der Schiffsrumpf theils in Ofen, theils in Balaton-Füred gebaut wurde.

Dieses Dampfschiff hieß „Kisfaludy“, nach dem großen Dichter des Zalaer Comitats. Das scharfe Auge Széchényi's blickte schon in jene ferne Zukunft hinaus, die für den See selbst jetzt noch nicht Gegenwart geworden ist, deren Erfüllung jedoch nahe bevorsteht. Dann werden beide Ufer des Sees mit Badeplätzen, Landhäusern, größeren und kleineren Städten und Ortschaften bedeckt sein und ein fortwährendes massenhaftes Kommen und Gehen, im Sommer von bade- und erholungslustigem, im Winter von handel- und gewerbetreibendem Publikum, wird diese Gestade beleben und mit einander



Nachtregatta auf dem Plattensee.

verbinden. Der „größte Ungar“ konnte dies nicht erleben und 11 Häfen, die er im Jahre 1846 geplant und angelegt hatte, sind im Laufe der Zeit auf zwei, höchstens drei zusammengeschmolzen. Es sind dies Balaton-Füred, Siófok und Keszthely; die anderen Landungsplätze mußten in Ermangelung von Publikum aufgelassen werden. Auf der ganzen weiten Wasserfläche des Balaton war 30 Jahre hindurch nur jener einzige Dampfer zu sehen. Erst im Jahre 1875 wurde, gleichfalls mit Hilfe einer localen Actiengesellschaft, ein zweites kleines Dampfschiff vom Stapel gelassen, das bestimmt war, den Personen- und Güterverkehr zwischen Badacsony, Tüskő und Boglár zu vermitteln, allein schon im folgenden Jahre ging das Unternehmen ein, gerade wie das Jahr

vorher eine Propellerunternehmung, welche Balaton-Füred zum Ausgangspunkt ihres Verkehrs gewählt hatte. Sowohl der Eigenthümer des Propellers, als auch dessen Publikum sahen bald ein, daß ein kleinerer Dampfer von geringem Tiefgang, in der Art der Donau-Propeller, sich auf dem Plattensee wegen des oft mächtigen Seeganges nicht halten kann. Seit dem Jahre 1880 ist Balaton-Füred der Mittelpunkt eines mehr als vornehmer Zeitvertreib betriebenen Yachtsports geworden; im dortigen Hafen pflegen sich, wenn sie alle beisammen sind, etwa 30 Yachten verschiedensten Formats auf den Wellen zu schaukeln. Es sind dies Segelyachten von englischem Typus, aber kleiner als die für das Meer bestimmten Yachten; ihre Bemannung bestand anfangs aus englischen Matrosen, später jedoch wurden Bauernburschen aus der Gegend zur Handhabung der Schiffe und Segel abgerichtet. Der Yachtclub und seine Schiffe erfreuen sich auch jetzt der schönsten Blüte; mit Güterbeförderung befaßt er sich ganz und gar nicht, wohl aber zuweilen im Sommer mit Personenbeförderung. Seine Hauptthätigkeit bildet immerhin die Privatschiffahrt nebst den Regatten, welche alljährlich durch die Schiffseigenthümer selbst um ausgesetzte Ehrenpreise veranstaltet werden. Außerdem hat eine im Jahre 1888 gegründete Actiengesellschaft drei Dampfer angeschafft, die seit einigen Jahren die Personen- und Güterbeförderung auf dem ganzen Plattenseegebiet mit allen seinen Bädern und Häfen versieht, und wenngleich heute noch die Plattenseeschiffahrt sowohl vom Staate, als auch von den Nachbarcomitaten unterstützt werden muß, so ist es doch bei dem gewaltigen Aufschwung, den das Badewesen am See genommen hat, sicher zu erwarten, daß nach einigen Jahren diese Dampfschiffe auch ohne Subvention in der Lage sein werden, den geregelten Verkehr aufrechtzuerhalten.

Die andere Art des Verkehrs ist die per Achse, wenn der Plattensee zugefroren ist. Dies erfolgt regelmäßig bei vier bis fünf Grad stiller, windloser Kälte und der See pflegt dann zwei bis drei Monate lang seine Eisdecke zu behalten. Sobald das glatte Eis sich hinreichend, nämlich auf fünf bis sechs Zoll Dicke, befestigt hat, belebt sich die Seeoberfläche, bei windstillem Wetter und wenn es nicht schneit, sofort und Tag für Tag. Dies ist die Hauptzeit für die Bevölkerung des südlichen Ufers, um Bausteine nach dem Bezprémer und Somogyer Comitat zu schaffen, wie man einst aus der großen Weingegend des Nordufers den Wein heimfuhr. Die Bevölkerung des Nordufers aber fährt nun nach dem Somogyer Ufer, um sich Wagenladungen voll Getreide zu holen und den Stroh- und Futterbedarf dazu; desgleichen benützen die Marktleute das Eis als aller kürzeste Linie, um auf ihren Fuhrwerken ohne jeden Umweg von Ufer zu Ufer zu wechseln.

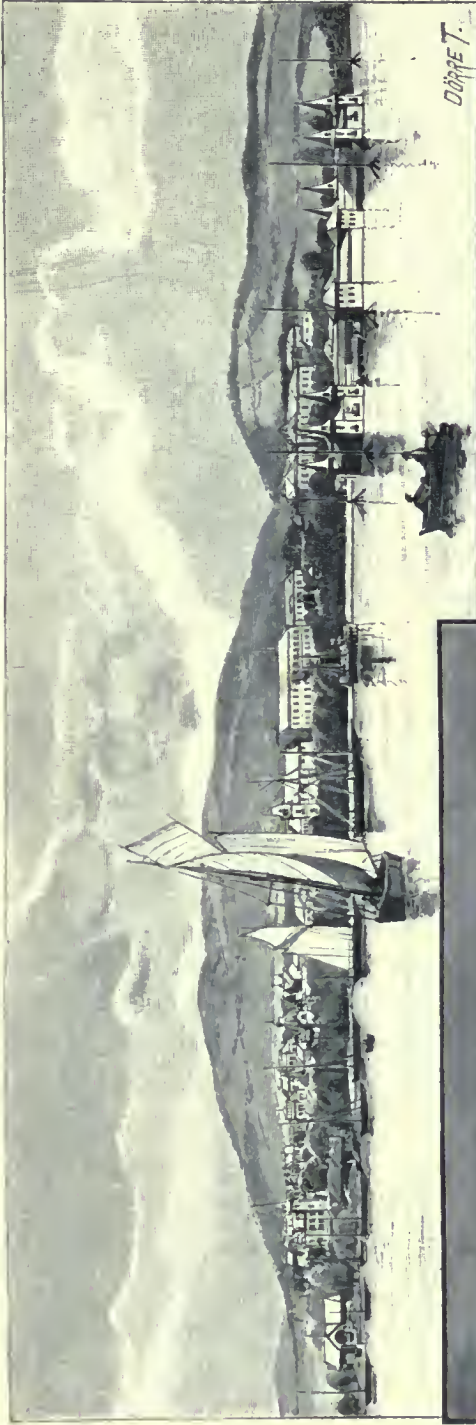
Der Fischfang wird durch gewöhnliche bäuerliche Fischer betrieben, so daß keines der Ufer eine lediglich von der Fischerei lebende Bevölkerung besitzt. Indes gibt es sogenannte Fischerkoppeln oder „Fischerkumpaneien“, deren Mitglieder durch den Obmann

in Lohn genommen, im Winter ausschließlich und im Sommer größtentheils dem Fischfang obliegen. Die Sommer- und Winterfischerei sind natürlich grundverschieden. Die Winterfischerei gilt hauptsächlich dem Fogas, die Sommerfischerei mehr den übrigen Fischarten. Die Obmänner dieser Fischertoppeln haben die Fischerei auf Grund ein- oder mehrjähriger Pachtverträge, theils als Hauptpächter von den Uferbesitzern, theils als Aflerpächter von größeren Unternehmern in Pacht; sie bezahlen für die ganze Fläche des Plattensees insgesammt höchstens 25.000 bis 30.000 Gulden an Pachtschilling, wozu sie aber auch noch andere Nebenleistungen zu bieten haben. Der Plattensee-Fogas ist auf den europäischen Speisefarten überall unter diesem Namen bekannt und ist in Mittel- und Südeuropa bloß dem Plattensee in so vorzüglicher Güte eigen. Sein wissenschaftlicher Name ist *lucio-perca sandra*; bis zum Gewicht von zweieinhalb Kilo heißt er „süllö“ (Schiel, Zander), nachher Fogas. Die größeren wiegen zehn Kilo. Die ausnahmsweise vorkommenden noch größeren Exemplare nennt die Uferbevölkerung „Fogaskönig“. Der Fogas haust während des Sommers in größeren Wassertiefen und wird daher nicht so zahlreich gefangen als im Winter, wo er überall nahe an das die Wasserfläche bedeckende Eis kommt. Unter den Fischen, welche für die Fischerei noch in Betracht kommen, steht der Maifisch (Aise) voran; man nennt ihn auch Plattensee-Häring. Im Herbst steigt er in solchen Mengen an die Oberfläche und wird dann oft in solchen Massen gefangen, daß er, obgleich ein wohlschmeckender, feiner Fisch, mitunter schon zu vier bis fünf Kreuzer das Kilo verkauft wird. Überdies wird er, der Länge nach entzwei geschnitten, gesalzen und an der Sonne getrocknet, mit Weißfischen und Eltfischen (Kühlingen) zusammen vielfach als Fastenspeise für die griechisch-orientalische Bevölkerung nach Siebenbürgen und Serbien ausgeführt. Die Uferbewohner nennen den Maifisch, wenn er zur Laichzeit massenhaft gefangen wird, den „gesehenen Fisch“. In großen Mengen werden auch Karpfen, Karauschen und Schleien gefangen, sämmtlich Sumpffische und, obgleich schmackhafter als die in sumpfigen Seen gefangenen, dennoch den wohlfeileren Fischen zugehörig. Auch der Hecht wird systematisch gefangen, und zwar zu jeder Jahreszeit, da sich die Schonzeit auf ihn nicht erstreckt. Sein Fang geschieht im offenen Wasser mit dem Neze, im Röhricht mit dem Speer. Massenhaft wird der Weißfisch gefangen, ein schmackhafter, allein überaus grätiger Fisch, der aus diesem Grunde hauptsächlich von der ärmeren Volksklasse genossen wird. Zu erwähnen sind ferner der Barsch, die Quappe (Rutte), der Eltfisch und die Sprotte. Sie alle übertrifft als Handels- und Verbrauchsartikel der Wels, der im Plattensee bis zum Gewicht von 70 und 80 Kilo heranwächst.

Zur systematischen Fischerei werden im Winter wie im Sommer hauptsächlich große Neze von mehreren hundert Meter Länge verwendet. Im Sommer tragen die Fischer das lange Netz bei Tage ins Wasser hinein und tauchen es ausgepannt unter.

Die Stelle, wo dies geschieht, wird mit einem aus Binjen geflochtenen Apparat („kaczér“, Flotte) bezeichnet, der stets auf der Wasserfläche schwebt; erst gegen Morgen, so lange es noch dunkel, rudert man hinein, ihn zu holen, und holt auch das Netz sammt den darin gefangenen Fischen in den Rahn ein. Diese Fischerfahne waren vor Alters gewöhnlich aus einem einzigen mächtigen Eichenstamme ausgehöhlte Einbäume, sieben bis acht Meter lang und in der Mitte sammt den Wandungen etwa einen Meter breit; die Ausshöhlung erfolgte derart, daß sie sich nach innen ausbauchte, die Öffnung aber eben nur weit genug war, um einem kräftigen Manne das Sitzen auf dem Querbrett zu gestatten. Ein solcher Rahn hieß „hodony“, Tonne, Tonnenfahn. Diese Form wurde vermuthlich auf Grund praktischer Erwägung eingebürgert, weil sie bei großem Sturm, wenn der Infasse sich im Kiel niedergelegt hat, dem Wellenschlage gut widersteht und nicht sinkt. Doch sind gegenwärtig kaum noch ein paar solche Rähne auf dem Plattensee zu sehen und an ihrer statt bedienen sich auch die Fischer eines dem Rettungsboote nachgebildeten Typus. Die Winterfischerei geschieht natürlich ohne Rähne. Die Fischer tragen das große Netz hinein und hauen dort, wo sie es versenken wollen, Reihen von Löchern in das Eis. Durch diese Löcher stopfen sie das Netz mittels eines Stopfholzes durch und versenken es dann ganz so wie im Sommer. Das Wiedereinholen des Netzes gestaltet sich natürlich schwieriger und erfordert mehr Menschenkräfte als im Sommer. Die Preise der Fische sind verschieden. Bei den Uferbewohnern erreicht das Kilo Schiel 30, andere Fische 20 Kreuzer; in etwas entfernteren Städten, wie in Beszprém, Tapolca, Keszthely, Karád u. s. w., sind sie um fünf bis zehn Kreuzer theurer. Bei großem Fischreichtum und zur Sommerszeit sinken natürlich die Preise. Moorgründeln werden im Plattensee nicht gefangen oder doch nur selten in den Grundschlamm führenden Theilen im sogenannten kleinen Plattensee; wohl aber fängt man Krebse, wenn auch nicht für den Handel, sondern jeder nur zu seinem Hausgebrauch, und zwar auf eigenthümliche Weise. Es gibt im Plattensee zwei Sorten eßbarer Krebse: den gemeinen Flußkreb (Astraculus fluviatilis) und den sogenannten „Ziegenkreb“ (Sumpfkreb, Astaculus leptodactylus). Diese haben bekanntlich die Gewohnheit, Abends dem Ufer zuzueilten, ja sie steigen sogar an das Ufer, ins Gras, um auf die dort vorfindlichen Insecten Jagd zu machen. Da gehen dann nach Sonnenuntergang die Knaben und Burschen ans Ufer hinab, zehn bis zwölf Rohrhalm unter dem Arm, die sie an einem Ende anzünden, um bei diesem Lichte, bis an die halbe Wade im seichten Uferwasser umherwatend, die landwärts drängenden Krebse abzufangen und mit gefüllten Schnappsäcken heimzukehren.

Rohr besitzt der Plattensee nicht überall, immerhin wachsen davon bedeutende Mengen in den großen Buchten, besonders denen von Füzfő, Csopak und Szigliget; auch im kleinen Plattensee und bei Genék kommen verhältnißmäßig große Röhrichstrecken vor,



Züreb — Fahlöv — Uresjö oder die Mönchslande in der Gegend der Fahlövs Fähr.

deren jährlicher Ertrag gewiß einige hunderttausend Garben ausmacht. Das Rohr wird, wenn es nicht vorher durch das Eisstreiben geknickt worden, was übrigens selten geschieht, auf dem Eise abgebrochen, in Garben gebunden an das Ufer geschafft und zu Bauzwecken verkauft. Das Tausend Rohrgarben kostet 50 bis 60 Gulden, so daß das Erträgniß der Rohrgewinnung beinahe der Einnahme aus dem Fischereipacht gleichkommt.

Den größten Theil seiner wirthschaftlichen Bedeutung gewinnt der Plattensee durch seine Bäder. Zum Baden in primitiver Form wurden seine Ufer ihrer ganzen Länge nach von uralten Zeiten her benützt. Die Bewohner der Ufer und ihres nächsten Hinterlandes zogen im Sommer, besonders nach Beendigung der Ernte- und Drescharbeit, an Feiertagen zu Fuß und zu Wagen in hellen Hanfen an den Strand. Sie nahmen Lebensmittel mit, und an den warmen Sommernachmittagen wimmelte es in den seichten Gewässern und auf den sandigen Böschungen des Sees gleich einem förmlichen Jahrmarkte von Hunderten badender Männer, Frauen und Kinder, Groß und Klein bunt durcheinander. Diese Art von Badevergnügen pflegte von Anfang Juli bis Mitte August zu dauern. Später wurde es bei den in der Nähe wohnenden herrschaftlichen Familien regelmäßiger Gebrauch, sich täglich an den Plattensee hinunter zu begeben und ein Bad zu nehmen, zu welchem Zwecke sie aus Rohr oder Brettern kleine Aus- und Ankleidehütten erbauen ließen. Solche Badeeinrichtungen bestanden schon in älterer Zeit bei Gamássa, Siófof, Szántód, Boglár, Szemes, Fonyód und das nordöstliche Ufer entlang von Késthely bis Börös-Berény bei fast sämtlichen Dörfern und Csárdas, besonders aber bei jedem solchen Weinberge, dessen Fuß sich bis an den Plattensee hinab erstreckte. Gegenwärtig gibt es auch schon zeitgemäß eingerichtete Badeniederlassungen. Unter diesen steht Balaton-Füred voran, das seit mehr als hundert Jahren den ersten Platz unter den Badeorten des Landes jenseits der Donau einnimmt. Es ist für die Nachbarcomitate, sowie selbst für Budapest schon seit Anfang dieses Jahrhunderts als Unterhaltungs- und Erfrischungsort ungefähr ebenso wichtig, wie für das Oberland in den Karpathen Bartfeld (Bártfa) gewesen. Der Grund und Boden der Badeniederlassung von Balaton-Füred gehört von Hause aus der Abtei Tihany, dem Beszémer Kapitel, dem Balaton-Füreder adeligen Compossessorat und dem Pápaer Zweige der Grafen Esterházy. Der Säuerling jedoch, der ursprünglich diesem Bade so großen Zulauf brachte, war stets Eigenthum der Abte von Tihany und gelangte auch bei der Besitzregelung in deren Hand. Das Bad wurde durch die Tihanyer Abtei gegründet, ausgebaut und alle die Zeit her in Stand gehalten. Private begannen erst seit dem Jahre 1845 auf dem Badegebiete zu bauen. Doch gab es bis zu den Sechziger-Jahren außer den Baulichkeiten der Tihanyer Abtei bloß fünf oder sechs Privatgebäude. Nun erst begannen auch Private Sommerwohnungen, Villen und Absteigehäuser zu bauen, so daß jetzt Wohnräume genug

vorhanden sind, um gleichzeitig 1000 bis 1500 Menschen bequem unterzubringen. Dieses Bad liegt südlich von Balaton-Füred, dicht am Seeufer, und sein localer Name ist Savanyviz (Sauerwasser). Es übt eine mächtige Wirkung, besonders bei katarrhalischen Erkrankungen der Athmungswerkzeuge, bei Nervenschwäche, bei krankhafter Knochen- und Nervenentwicklung der Kinder, bei rhachitischen Übeln und deren mannigfachen Folgen,



Der Hévíz-See — Badanstalt Hévíz.

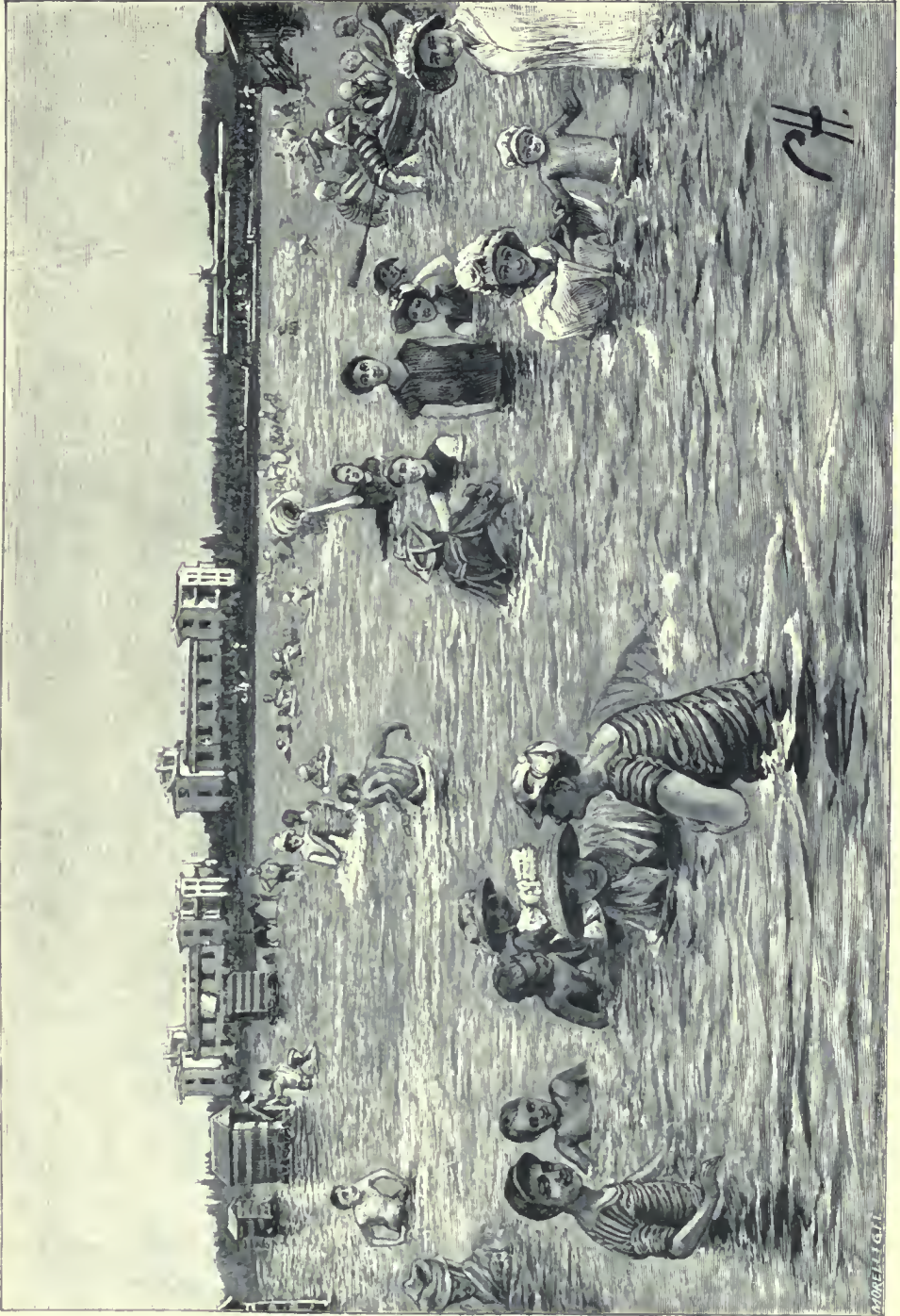
endlich im Allgemeinen zur Wiederherstellung eines normalen Kräftezustandes nach überstandenen Krankheiten. Das Mineralwasser ist von geringem Eisen- und Kohlensäuregehalt; es gehört zu den sogenannten alkalischen Wässern. Doch liegt das Geheimniß der Wirkung dieses Brunnensortes nicht sowohl im Wasser, als in der Reinheit und Milde seiner Luft.

Eine bedeutende Badeniederlassung ist auch Keszthely, wo sich die zeitgemäß eingerichteten kalten Bäder außerhalb der Stadt, gleichfalls am Plattensee-Strande

befinden. Auch dieses Bad ist schon etwa 50 Jahre alt; es besteht aus Badehäusern, die im Wasser auf Pfosten stehen und seither wiederholt erneuert wurden. Unter die Badeorte der Plattensee-Gegend gehört ferner das Bad Héviz, westlich von Késthely, mit einem eigenthümlichen Wasser, das nicht ermangeln konnte, die Aufmerksamkeit der Ärzte auf sich zu ziehen. Dieses Wasser ist nämlich ein kleiner, etwa 2 Foch großer See, der am Fuße der Báhofer Hügel inmitten einer reizenden Ebene liegt; es ist schwefel- und kohlenensäurehaltig, hat eine Temperatur von 28 Grad Réaumur und sein Schlamm besteht aus eigenthümlichen kleinen, schuppenartigen Körnchen. Der nördliche Theil des Sees ist, trotz der Wärme des Wassers, dicht mit Rohr und Schilf bewachsen, an seinem Südende aber leitet ein beträchtlicher Bach das mächtig sprudelnde Quellwasser des Sees in den Plattensee ab. Das Landvolk kannte dieses Wasser seit uralter Zeit und benützte es stets gegen rheumatische und gichtische Leiden, aus Verrenkungen oder anderen Ursachen entstandene Geschwülste und noch mancherlei ähnliche Krankheiten; zu Hunderten zog es, namentlich an Festtagen, aus den benachbarten Dörfern an den See und blieb 5 bis 6 Stunden lang in dessen Wasser sitzen. Das Gebiet gehört dem Grafen Tassilo Festetich, dessen Onkel, Graf Tassilo Festetich der Ältere, bereits vor 30 Jahren die Umwandlung des Bades in einen modernen Badeort begann. Er baute daselbst ein hübsches Logir- und Gasthaus, schuf Kühlungsplätze, errichtete für den Sommer eine ständige badeärztliche Station und sorgte für bequeme Verbindung mit Késthely. Gegenwärtig hat das Bad schon einen so guten Ruf, daß die jeden Sommer zufließenden Kranken nicht einmal alle unterzubringen sind. Auf dem Gebiete des Zalaer Comitats gibt es noch einige kleinere Badeorte, so: Alsó-Örs, Csopak, Kév-Fülöp und Szepezd.

Unter den Plattensee-Bädern des Veszprémer Comitats steht Siófof voran. Es wird zwar von dem leidenden Publikum, namentlich den Frauen und Kindern, schon seit mehr als zwei Jahrzehnten benützt, ist aber erst seit 1892 als modernes Bad zu betrachten. In diesem Jahre ließ eine Actiengesellschaft den Strand zwischen der Eisenbahnstation und dem Plattensee nivelliren und auf dieser aufgeschütteten Fläche schöne, mit aller Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit eingerichtete Gasthof- und Speisegebäude herstellen. Seither entwickelt sich diese Badecolonie mit erstaunlicher Rührigkeit und die Zahl ihrer Besucher reicht schon beinahe an die von Balaton-Füred.

Siófof gegenüber liegt nördlich, am unteren Ende des Dorfes Börös-Verény, das Bad Almád; die Gegend ist durch Hügelreihen belebt und kann sich anmuthiger Landschaftsmotive rühmen. Dieses Bad wird kaum erst seit anderthalb Jahrzehnten regelrecht verwaltet, hat aber doch schon zahlreichen Besuch, insbesondere aus dem nahen Veszprém, sowie den Comitaten Veszprém und Weißenburg. Jedenfalls ist es schon ein besser entwickelter Badeort als das in der Mitte des nordöstlichen Plattensee-Strandes gelegene Keneze,



Rubensmarkt zu Sjöbol.

MORELL & CO.

das jedoch Dank seiner windgeschützten Lage auf eine große Zukunft rechnen darf. Das Somogyer Comitát hat noch keine eingerichteten Badeniederlassungen, immerhin sind die Sommerfrischen Szántód, Boglár und Fonyód schon in kräftigem Aufschwung begriffen und weisen bereits zahlreiche Sommerparteien, namentlich aus der Hauptstadt, auf.

Der Plattensee vermag den Gebrauch der Meerbäder ziemlich zu ersetzen. Sein Wasser ist schon an sich ein Mineralwasser und viel reicher an Salzen als das Wasser irgend eines anderen Sees in Mittel- und Südenropa. Sein Wellenschlag ist am südlichen Ufer regelmäßig und ziemlich stark; der Badestrand der verschiedenen Stationen, namentlich am Südgestade, hat einen sammtartigen, glatten Grund, der aus feinem Sande besteht, und die Temperatur des Wassers, besonders wo es seicht ist, steigt oft auf 22 bis 23 Grad Réaumur, was namentlich für Frauen und Kinder, sowie für alle Reconvalescenten nach schweren Krankheiten eine ganz wunderfame Heilwirkung bewährt. Die Gesamtzahl der Badegäste rings um den Plattensee ist gegenwärtig schon auf etwa 10.000 zu schätzen und steigt bedeutend von Jahr zu Jahr. Man pflegt gegen den Plattensee vorzubringen, daß es an seinen Ufern, und besonders am südlichen, fast durchaus an kühlen Plätzen fehlt. Allein dieser Umstand bietet mindestens ebenso große Vortheile als Nachtheile, da die Krankheiten und krankhaften Schwächezustände, gegen welche die klimatischen Bäder angewendet zu werden pflegen, größtentheils gerade durch die unmittelbare Einwirkung der Sonnenwärme und der Windströmung gründlich geheilt werden und insbesondere die Bewohner der Großstadt mehr des Sonnenscheins und der frei bewegten Luft bedürfen als des Schattens. Diese Auffassung bürgert sich auch in der ärztlichen Wissenschaft von Jahr zu Jahr fester ein, und sobald die hinsichtlich der älteren Bäder bestandene überlieferte ärztliche Anschauung die neuere Auffassung zu der berechtigten Geltung gelangen läßt, wird das Badeleben des Plattensees sofort vollauf jene Wichtigkeit für den allgemeinen Gesundheitszustand und die Volkswirtschaft erlangen, zu der es sich seit einigen Jahren schon mit so rüstiger Kraft zu erheben trachtet.

Untersuchen wir das Wasserhystem des Plattensees, so lautet die Hauptfrage: ist dieser See das Überbleibsel einer früheren geologischen Periode oder ein Sammelbecken für die aus atmosphärischen Niederschlägen stammenden Gewässer — oder vielleicht beides zugleich? Eine Specialcommissión der ungarischen geographischen Gesellschaft studirt den Plattensee seit dem Jahre 1891, und ein Hauptgegenstand ihrer Forschungen ist eben die endgiltige Antwort auf jene Frage. Die darauf abzielenden Studien sind jedoch noch nicht beendigt.

Die Ufergegend des Plattensees ist hinsichtlich des hydrographischen Systems in zwei Abschnitte zu gliedern. Der eine ist die südwestliche Ufergegend, von Badaesony nach Westen hin, über Pesthely und den kleinen Plattensee, im Somogyer Comitáte

weiter bis Boglár. Alles Gewässer dieses Uferlandes strömt in den Plattensee. Um Badacsony und Szigliget die Bäche Eger, Tapoleza und Lesencze, westlich von Késthely der in den kleinen Plattensee fallende Zalafluß und die Bäche Héviz und Határarok, dann östlich von diesen die Gewässer des Nagy-Berek (Große Au), deren regulirtes Flußbett gleichfalls Határarok (Grenzgraben) und Nagyarok (Großer Graben) genannt wird.

Der Nagy-Berek ist eine Tiefebene von etwa 140 Quadratkilometer im Somogyer Comitat, zwischen den Gemeinden Balaton-Kerekestur, Balaton-Ujlak, Késthely, Tót-Szent-Pál, Táska, Buzsák und Balaton-Cséhi. Seine Meereshöhe übersteigt den gegenwärtigen höchsten Wasserstand des Plattensees kaum um 1 bis 2 Meter. Vor der im Jahre 1863 stattgefundenen Entwässerung war bei hohem Wasserstande oft auch ein großer Theil des Nagy-Berek überfluthet und die Oberfläche des Sees erschien dann um etwa ein Fünftel größer als die jetzige.

Zieht man von Badacsony nach Boglár eine gerade Linie, so fällt das nordöstlich von dieser gelegene Ufergelände in unseren zweiten Abschnitt. Dieser liefert dem Plattensee, soviel man sehen kann, einen sehr geringen Wasserzuwachs. Allerdings laufen von Badacsony bis Alsó-Örs etwa 8 bis 10 kleine Bäche von den Uferhöhen nieder. Das Volk nennt diese Wasseradern *Séd*. Diese Uferstrecke ist nahe an 50 Kilometer lang. Es scheint unglaublich, daß die hinter dieser Linie liegenden bewaldeten Höhenzüge mit ihren gesammelten atmosphärischen Niederschlägen nur das Wasser für diese 8 bis 10 kleinen Quellbäche liefern sollten. Von Alsó-Örs aber nach Nordost bis Füzfő und von da südlich bis Marattya und schließlich von hier südwestlich bis Szöllös-Györök führt, mit Ausnahme der unbedeutenden Wasserläufe von Völle und Öböd, kein einziger Bach dem Seebecken Wasser zu. Diese Uferlinie ist 70 Kilometer lang und das hinter ihr liegende Ufergelände besteht aus Bodenschichten von stark wasseraufsaugender Natur. Wohin geräth also das aus den atmosphärischen Niederschlägen dieser Gegend angesammelte Wasser?

Auf diese Frage ist wohl keine andere Antwort möglich, als daß die Niederschlagswässer der hinter dieser 70, beziehentlich 120 Kilometer langen Strandlinie sich hinziehenden hügeligen, bergigen, waldigen Ufergegend wenigstens zum Theile durch natürliche unterirdische Kanäle dem Becken des Plattensees zuschießen. Wenn einmal die gesammelten geologischen und physikalischen Eigenschaften des Plattensees sorgfältig durchstudirt sind, werden auch für diese Thatsache unwiderlegliche wissenschaftliche Beweise erlangt sein. Als ganz sicher erscheint es zum Beispiel, daß die Annahme, als ob einerseits die jährliche Verdunstung der Seeoberfläche, andererseits das Einströmen der atmosphärischen Niederschläge und der Quellgewässer die einzigen Factoren des nach Jahreszeiten wechselnden Steigens und Sinkens des Wasserstandes wären, keine Berechtigung hat. Wäre der

Plattensee lediglich auf Regen, Schnee und die Bäche angewiesen, so müßte sein Becken in dürren Jahren, wie 1863 oder 1875, zum großen Theil trocken liegen, wie das des Rensiedler-Sees trocken lag. Der Siófluß z. B. führt bei Siósof, an der Grenze des Beszprémer und des Somogyer Comitats, durchschnittlich ungefähr so viel Wasser aus ihm ab, als der größte Zufluß, der Zalafluß, ihm zuführt. Das Wasser der sämtlichen übrigen Bäche macht zusammen kaum mehr aus als das des Zalaflusses. Im Laufe eines regenlosen heißen Sommers und Herbstes müßte also der Plattensee um mehr als bloß 2 bis 2½ Fuß sinken, was thatsächlich die Grenze seines tiefsten Sinkens ist.

Im Plattensee müssen also wasserreiche Quellen aufgehen, welche die durch den Boden zur Tiefe gesickerten Gewässer des ganzen im Beszprémer Comitats gelegenen Ufergeländes, und eines Theiles des zum Zalaer und Somogyer Comitats gehörigen unterirdisch in den See ableiten. Mit dieser Auffassung stimmt auch die Meinung der Uferbevölkerung überein. So kennen die Fischer in der Bucht zwischen Tihany und Balaton-Füred sogenannte „Heves“ (warme Stellen), wo im Winter wegen des unten aufsprudelnden wärmeren Quellwassers das Eis nie so stark wird wie anderswo. Eine mächtigere unterseeische Quelle erwähnen die Uferbewohner auch in der Richtung auf die Tihanyer Kirche. Desgleichen nehmen genaue Kenner des Sees ergiebige Quellen in der Bucht von Füzö an.

Allein die Theorie von der Ansammlung der atmosphärischen Niederschläge reicht nicht hin, um den Ursprung des Plattensees zu erklären. Dieser See ist der Überrest einer verfloffenen geologischen Periode, und zwar nach Sachkundigen der miocänen Epoche. Daß er entweder aus dieser Zeit oder noch aus der vorhergehenden Übergangsperiode stammt, erweist sich durch die chemischen Eigenthümlichkeiten seines Wassers, durch seine Versteinerungen, den geologischen Bau der Ufer und die Bildungen, welche manche Uferstellen aufweisen.

Sein Wasser erscheint im Glase hellgrau. Zur Hervorbringung dieser Farbe tragen wahrscheinlich die darin befindlichen mikroskopischen Thiere und Pflanzen das Meiste bei. Das Wasser wird gewöhnlich getrunken; abgekühlt wird es durch vierundzwanzigstündiges Stehen klar und wohlgeschmeckend. Es gehört unter die sogenannten weichen Wässer und ist etwas herb. Dieser Anflug von Herbheit kommt von den darin enthaltenen Salzen, Säuren und deren Zusammensetzungen.

Buchten hat der See an seinem Südrande, in den sich die Comitats Beszprém und Somogy theilen, keine. Diese Ufer sind flach, kaum einige Fuß höher als der höchste Wasserstand des Sees und zumeist Anschwemmungen aus neuerer Zeit, wiewohl stellenweise diluviale Ablagerungen. Die nördlichen, den Comitaten Beszprém und Zala zugehörigen Ufer sind walddige, felsige, vieldurchrissene Höhen, bei Tihany und in der Gegend von

Badaacsony mit mächtigen vulcanischen Bildungen, von denen bei der Schilderung des Zalaer Comitats eingehender gesprochen wurde. Die größten Seebuchten öffnen sich bei Füzö im Veszprémer und bei Szigliget im Zalaer Comitats, wenn man nicht etwa auch die beiden Seitenbuchten des Tihanyer Vorgebirges als solche rechnen will. Szigliget liegt eigentlich zwischen zwei Buchten. Nach Urkunden aus der Árpádenzeit war es noch vor 500 bis 600 Jahren eine Insel, hinter der die Mündungen der Bäche Leseneze und Eger ein zusammenhängendes, gestrüppdurchwachsenes Gewässer bildeten.



Szigliget.

Zum Gegenstand besonderer geologischer Erforschung verdient das nordöstliche Ufer gemacht zu werden, von Máma bis Keneze und von Csittény über Karattya bis Gamáza. Hier erheben sich die gesteinlosen, verhältnißmäßig mürbe gearteten, aus sogenanntem pontischen Thon bestehenden Erdböschungen fast unmittelbar am Uferrand in senkrechter Steilheit bis nahe an 200 Fuß über das Wasser, als wären sie erst seit kurzem durch die reißende Strömung eines riesigen Flusses ausgewaschen. Die Donau hat um Erd und Batta solche Ufer, jedoch von geringerer Höhe. Doch ist es dort nicht schwer,

die Ursache dieser Uferbildung zu ermitteln. Die ewig wandernde Fluth des Donaustromes scheuert sich die als Ufer dienenden Hügel entlang, von denen sie unausgesetzt Theile lospült und losreißt. Daher die fast senkrechte Steilheit.

Ohne Zweifel haben auch die Ufer bei Mátá, Eszittény und Gamáza einst durch irgend einen riesigen Strom ihre jetzige Form erhalten. Allein woher und in welcher Richtung mag dieser Strom seine furchtbaren Fluthen einhergewälzt haben? Jenes Riesgeröll, das sich nördlich der Ruína Világos findet, bietet in dieser Hinsicht keinerlei Aufklärung. Es beweist nur, daß in einem früheren geologischen Zeitalter etwa 180 Fuß über der heutigen Oberfläche des Plattensees in der Richtung der Riessschichte ein großer Strom dahinzog, dessen Bett jedoch durch spätere Umgestaltungen bis zur Spurlosigkeit verschüttet wurde. Wenn man sich hingegen einen Riesenstrom der diluvialen Periode denkt, der, von Besprém her über die Gemarkungen von Szent-Király-Szabadjá und Börös-Berény gegen Kenese hinschwenkend, durch das Thal des Sió seine brausenden Wellen nach Südost gewälzt habe, so kann dieser Strom die wunderbaren Ufer bei Mátá und Kenese gestaltet haben. Der Wellenschlag eines stehenden Gewässers war und ist nicht im Stande, dies zu bewirken. Aber auch von diesem gedachten diluvialen Riesenstrom ist gegenwärtig kein Bett mehr zu finden. Spätere geologische Umbildungen haben auch dieses begraben. Jene enge Schlucht, die von Szent-Király-Szabadjá gegen Börös-Berény hinabführt und am Fuße des Apáczafera vorbei die Richtung auf den Badeort Almádi nimmt, mag sich an der Stelle des alten Bettes befinden, ist aber kein Überrest desselben. Es ist die Aufgabe der aus tüchtigen Fachmännern bestehenden Plattensee-Commission, volles Licht zu verbreiten über den geologischen Ursprung des Plattensees und die Geschichte seiner Entwicklung zur gegenwärtigen Gestalt.

Auch die Farbe des Seespiegels verdient Beachtung. Diese Farbe wechselt unausgesetzt. In plötzlichem Umschlag durchlaufen ihre mannigfaltigen Farbentöne eine ganze Scala, vom hellglänzenden Grau angefangen durch Hellgrün und Hellblau bis zum dunklen Grün und Blau. Oft sieht man, vom Tihanyer Gipfel oder der Akarattyá-Höhe aus, in demselben Moment diese ganze Farbenpracht vor sich aufgerollt. Die Ursache dieser Mannigfaltigkeit sucht man auf verschiedene Art zu erklären. Ihr einziger Grund ist jedoch, wie bei dem Meere, die Wieder Spiegelung der Farben, die der wolkenlose oder bewölkte Himmel trägt.

Zugefroren, mit Eis bedeckt, zeigt uns der Plattensee ein ganz anderes Gesicht. Im Sommer lächelt und trauert der See mit uns, und als verstünde er das ganze Gefühlsspiel unserer Phantasie, leben und regen sich Glanz und Getöse, Wellenschlag und Farben seiner Fluth nach dem Pulse unserer Gedanken. Fischerkähne, Dampfschiffe und Segelbarcken schwimmen oder stehen fern auf dem See. Spähende Kraniche recken sich



Der Plattensee bei Miga.

an den Wasserfäulen. Wildgänse, Wildenten rudern zu Tausenden auf den tieferen Gewässern oder die inneren Ränder der Rohrwälder entlang. Über die glatte Fläche der Fluth oder die Reihen ihrer Wellenkämme zucken auf weißem Fittig Möven und Meer-
schwalben hin. Überall ewige Bewegung.

Im Winter ist der Plattensee eine öde, düstere Leichengestalt für Jeden, der ihn im Sommer gekannt und geliebt hat. Alles mit Eis bedeckt, und das Eis überall mit Schnee und der Schnee überall mit Nebel. Das Eis begräbt die Farbe, den Strahlenglanz und jede Lebensregung. Der Nebel verhüllt uns die wechselnden Formen, ja selbst Umriffe der fernem jenseitigen Ufer. Was näher und was ferner, was tief und was hoch gelegen: in all dem finden wir uns nicht zurecht. Ist Windstille, so lastet auf unserer Seele der Druck einer Stummheit, wie sie vor der Schöpfung geherrscht. Braust der Sturm einher, so verschwindet uns Alles miteinander, die frei über die Eisfläche jagende Windsbraut hüllt für unser Auge den ganzen Plattensee in eine einzige graue Schneewolke ein. An klaren kalten Tagen sogar erblickt man nur sehr selten in der Ferne ein Fuhrwerk oder einen Trupp Fischer. Einzeln wagt sich kein Mensch auf den gefrorenen Plattensee hinaus. Dieser einsame Gang könnte der Tod sein, bei plötzlich eintretendem Sturm oder dichtem Nebel.

Das Bersten des Eises geschieht mit einem furchtbaren, donnernden Krach. Der Riß ist oft 5, 10, 15 Kilometer lang und entsteht gewöhnlich nach der Längsrichtung des Sees. Das 30 bis 40 Centimeter dicke Eis klappt oft 1 bis 2 Schritt auseinander und in der Spalte toben die Gewässer mit freiem Wellenschlag. Was mag die Ursache des Berstens sein? Als Hauptursache, und vielleicht die einzige, wird der Druck des Windes betrachtet, der sich in der Mitte des Plattensees mit solcher Wucht auf das Eis legt, daß dieses, wenn auch nur unmerklich, sich auf bedeutende Strecken einbaucht und das Wasser gegen die beiden Ufer preßt; wenn dann der Druck des Windes aufgehört hat, drängt das zur Seite gepreßte Wasser an seinen Platz zurück, drückt das Eis nach oben und bringt es dadurch zum Bersten. Der Druck des Windes verursacht, wie die Entstehung der Spalte, oft auch deren abermalige Schließung. Nach einer anderen Auffassung jedoch, die auch auf ernste Beachtung Anspruch machen darf, wäre der rasche Umschlag der Temperatur die Ursache des Berstens.

Übrigens wimmelt das Hirn der Leute von einem ganzen Schwarm falscher Meinungen und mit wissenschaftlichen Gründen nicht belegbarer Ansichten über den Plattensee. Einige derselben müssen hier erwähnt werden.

Viele meinen und behaupten es sogar in ihren Schriften, daß das Wasser des Plattensees, wie das Meer, einen gewissen, wenn auch geringen Grad von Ebbe und Fluth besitzt, und diese Ansicht hängt mit dem Glauben zusammen, daß das Wasser des

Plattensee's zuweilen selbst ohne allen Wind, bei ruhigstem Wetter Wellen schlägt oder, wie die Uferbewohner sagen, wallt und branst.

All dies ist unbegründet. Ebbe und Fluth der Meere sind ihrer Natur nach durch die Wissenschaft schon ziemlich ausreichend erklärt. Und wenn die Ursachen und Bedingungen der Gezeiten, denen das Meer gehorcht, sicher erkannt sind, dann ist es zweifellos, daß der Plattensee, in Ermanglung jener Ursachen und Bedingungen, keine Ebbe und Fluth haben kann. Dieser seinem Wesen nach theoretische Schluß wird thatsächlich durch keinerlei widersprechende Erscheinung entkräftet. Der aufmerkame Beobachter, wenn er z. B. an ruhigen Sommertagen stundenlang am Ufer von Gamáza sitzt, nimmt zwar mitunter am Wasser eine Schwellung von mehreren Centimetern wahr, bald aber trifft ihn auch die Berührung irgend eines irren Lusthanches von Balaton Jüred oder Jüzfö her, dessen Druck auf die Wasserfläche schon einige Minuten früher jene Schwellung hervorgerufen hat. Das Wasser ist äußerst empfindlich. Die Geschwindigkeit, mit der sich diese Empfindlichkeit fortpflanzt, zu messen, ist vielleicht unmöglich. Jedenfalls ist die durch den Winddruck verursachte Schwellung am Ufer schon wahrzunehmen, bevor der Wind, der den Druck ausübt, dahin gelangt.

Eine Erscheinung ähnlicher Natur hat Veranlassung zu der irrigen Ansicht gegeben, daß das Wasser zuweilen auch am ruhigsten Tage aufwalle. Die Winde der Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr und Herbst, sowie die in sehr breitem Strich verlaufenden Winter- und Sommerstürme bringen natürlich den ganzen Plattensee in starke Bewegung. Bei solcher Gelegenheit denkt kein Mensch an die Theorie des Aufwallens bei ruhigem Wetter. Es gibt jedoch, besonders im Sommer, einen schmalen Strich bestreichende Fleckenwinde und Wirbelwinde von kurzem Durchmesser, die ihren Druck nur auf einen kleinen Theil der Seefläche ausüben und folglich nur auf diesem umschriebenen Theil einen Wellenschlag hervorrufen. Den Fleckenwind und Wirbelwind kann der Beobachter vom Ufer aus nicht wahrnehmen, wenn der Wind keinen Staub und Scherich mit sich führt, was ihm ja auf dem Plattensee nicht zu Gebote steht. Wohl aber sieht er das Wellengekränzel und die Schaumkämme der Wellen. Und dann beschränkt sich das Gewoge nicht bloß auf den Ort und die Zeit des Winddruckes. Der Flecken- oder Wirbelwind hat sich längst befänstigt oder gelegt, während das Wasser natürlich noch immer wallt. Dieser Wind hat die Ruhe des Wassers vielleicht mehrere Meilen weit von dem am Ufer stehenden Beschauer gestört, aber die Wellenbewegungen pflanzen sich immer weiter fort und gelangen schließlich bis zum Beobachter. Diese Erscheinungen nähren den erwähnten Irrthum.

Die Tiefen des Plattensee's sind noch nicht überall vermessen. Auf der Linie zwischen Siófof und Balaton-Jüred beträgt die größte Tiefe vier Meter. Auch die Tiefe der

Bucht zwischen Kenese und Tihany scheint durchschnittlich nicht größer zu sein. An der inneren Seite der Rohrbestände erreicht die Tiefe selten zwei Meter. Auf noch tiefer gelegnem Seegrund wächst im Plattensee kein Rohr. Bei der Tihany-Szántóder Überfuhr wird die Tiefe auf elf bis zwölf Meter angeschlagen. Bei dem Tihanyer Vorgebirge gibt es eine Vertiefung, die nach der Ansicht der dortigen Einwohner selbst den Füreder Kirchturm verschlingen würde und die der Volksmund den „Brunnen“ nennt. In der Bucht zwischen Tihany und Fenék ist der Grund des Seebeckens nicht gleichmäßig. An den Balaer Ufern kommen, ihrer Gestaltung entsprechend, größere Tiefen vor, so z. B. bei Badacsöny. Am südlichen Ufer ist das Wasser längs des ganzen Sees seicht. Es gibt Stellen, wo es auf Entfernungen von 300—400—500 Meter kaum mannhoch wird. Daher ist das Baden an dieser Seite angenehmer, zumal der Seegrund aus feinem, reinem Sande besteht und sich teppichartig anfühlt.

Das starke Wellentreiben dringt bis auf den Seegrund hinab und bringt die ganze Masse des Wassers in Bewegung. Aus diesem Grunde duldet das Wasser keine Leiche, keine Abfälle irgendwelcher Art in seinem Schoße, wenn dessen spezifisches Gewicht nicht viel bedeutender ist als das des Wassers. Die durch einen Unfall im See ihr Leben verlieren, deren Leichen sind nach acht bis fünfzehn Tagen oder auch 30 Tagen ganz sicher auf dem Sande des südlichen Ufers zu finden. Und gerade hier, weil die Winde meistens von Nordwest, West oder Nordost blasen und die Wellen dem südlichen Ufer zutreiben.

Unfälle kommen zahlreich vor. Alljährlich fallen dem Plattensee mindestens zehn bis fünfzehn Personen zum Opfer. Der Schiffer in seinem Kahn und auch der Ausflügler wird gar oft von einem unversehens aufspringenden Sturmwind ergriffen und diese Abenteuer nehmen häufig ein Ende mit Schrecken. Eis und Wintersturm fordern mehr Opfer. Die Fischer wagen sich oft auch auf eine schmelzende, schwammige Eisdecke hinaus und ihre Tollkühnheit wird nicht selten mit dem Tode gebüßt. Oftmals kommt es vor, daß das Eis noch fest genug ist, allein der heftige Sturm es da und dort aufreißt und vor sich hintreibt. Wen er zu solcher Zeit auf dem Eise trifft, für den gibt es keine Rettung. Im Jahre 1828 riß das Wasser acht Fischer aus Alsó-Örs auf einer großen Eistafel mit sich hinaus. Die Uferbewohner sahen die Gefahr, konnten aber nicht helfen. Gegen Abend trieb die Eistafel näher ans Ufer, wo man die Hilferufe der Gefährdeten vernahm. Ihre Familie kniete betend am Strande. Abends sprang der Wind um, ein bleischwerer Regen begann niederzugehen, vollständige Finsterniß trat ein und die Eistafel trieb aus der Ufernähe langsam wieder hinaus gegen die Mitte des Plattensees. Die Fischer, lauter glaubenseifrige Männer, sangen in ihren letzten Augenblicken Kirchenpsalmen. Die schluchzenden Laute ihres heiligen Gesanges tönten immer leiser und leiser



Der Klattentee bei der Pitia Nidagos.

an die Ohren der weinenden Frauen und Kinder. Dann auf einmal verstummte der Ton, Dunkelheit und Sturm und Woge verschlangen die Sänger der heiligen Lieder. Im Jahre 1868 entstand bei helllichem Tage plötzlich ein gewaltiges Sturmwetter und begrub 18 Fischer aus Balatonj-Kajar unter die aufgethurnten Schollen des aufgerissenen Eises. Ein neunzehnter Fischer blieb unerklärlicher Weise unter dem Schollengeschiebe am Leben. Zu Hunderten wissen die Uferleute solche und ähnliche Fälle zu berichten.

Die Uferleute sprechen auch fast nur von solchen Dingen. Lieder, Sagen, Volksmärchen, alte überlieferte Erzählungen über den Plattensee kennt das Volk wenig. Allenfalls wird erzählt, daß einst, in uralten Zeiten, an der Stelle des Plattensees ein Dorf gestanden habe, das aber versunken sei und daß der Klang seiner Kirchenglocken zuweilen auch jetzt noch aus den Tiefen der Gewässer emporklinge. Diese fromme Sage ist schon ein Kind der christlichen Zeit und kommt auch nicht dem Plattensee allein zu. Auch an den Ufern anderer größerer Seen ist ähnliches Gerede heimisch.

Die Wissenschaft hat, wie wir bereits erwähnten, erst in den letzten Jahren begonnen, sich mit dem Plattensee fachmännisch zu beschäftigen. Wenn die zoologischen und botanischen Forschungen beendet sind, wird die Fachwissenschaft in der Kenntniß der mikroskopischen Thiere und Pflanzen einen Fortschritt zu verzeichnen haben. Dies ist schon nach den bisherigen Ergebnissen dieses Strebens als sicher anzusehen. Obgleich nämlich die mit großem Eifer betriebene wissenschaftliche Forschungsarbeit noch keineswegs beendet ist, sind dennoch bereits zahlreiche neue Arten festgestellt. Vor zehn Jahren kannte man von den wirbellosen Thieren des Plattensees kaum 70 bis 80 Arten und gegenwärtig sind schon 438 Arten beschrieben und eingetheilt, worunter mehrere, die eine Erweiterung unseres zoologischen Wissens bilden. Die Zahl der Fischgattungen beträgt 28. Diese sind wohl von Otto Herman in einem ausgezeichneten Werke beschrieben, allein auch sie wurden einer neuerlichen fachmännischen Beobachtung unterzogen und werden in den nächsten Publikationen der Plattensee-Commission neu bearbeitet werden.

Ebenso reich wie an Mikrozoen, ist der Plattensee auch in seiner Mikroflora. Die botanischen Beobachtungen haben bisher einen wunderbaren Artenreichthum der herrlichsten Moose, Algen und Flechten an das Tageslicht der Wissenschaft gefördert. All dieses Material und so auch die höher entwickelten Pflanzen (Wassergras, Rohr und Schilfarten u. s. w.) wird die Plattensee-Commission in einem großen Werke, dessen Erscheinen bevorsteht, dem für die Wissenschaft empfänglichen größeren Publikum zugänglich machen.

Zu erwähnen ist noch, daß wiederholt davon die Rede war, ob der Plattensee nicht trocken gelegt werden könnte und welcher Nutzen sich daraus für das Land und insbesondere für die Eigenthümer des Seebeckens ergeben würde.

Wäre der Grund des Plattensees im Allgemeinen so fruchtbar wie der fruchtbarste Theil seiner Ufer, würde die Fruchtbarkeit nicht durch die aus der tiefen Lage folgenden Nebel und Spätfröste unverläßlich gemacht, und wären die nach der höchsten Schätzung etwa hunderttausend Joch Boden zu drainiren, so ließe sich durch vollständige Entwässerung eine Strecke Culturboden gewinnen, die zum höchsten Capitalswerthe auf 15 bis 20 Millionen geschätzt wird. Da aber der Grund des Plattensees zum großen Theil nicht fruchtbar wäre, vielmehr große Flächen von dürrer Sand und humuslosem, steinigem Terrain zu Tage treten, dazu aber auch noch die fruchtbaren Theile arg durch die Nebel, die frühen und besonders die späten Fröste zu leiden hätten, so darf man den Capitalswerth der etwa zu gewinnenden Bodenfläche auf kaum die Hälfte jener Summe berechnen. Dagegen würden die Gewinne aus Schiffahrt und Fischerei, und vielleicht auch der Ertrag der Rohrgewinnung zum großen Theil verloren gehen.

Der größte und in der That sehr bedeutende Schaden träte jedoch durch die Änderung des Klimas und das Eingehen der Badeniederlassungen ein. Das in den Badecolonien investirte Capital beträgt schon jetzt nahe an zwei Millionen. Allein der Plattensee wird auch, wie bereits erwähnt, in einer sehr nahen Zukunft auf die Höhe seiner großen Bestimmung emporgelangen, die in der klugen Ausnützung seines Klimas und seiner Seebäder als Heilkräfte besteht. Die Summe, welche der baderbesuchende Theil der ungarischen Gesellschaft jeden Sommer im Auslande verzehrt, beträgt alljährlich mehrere Millionen. Diese Millionen steckt gegenwärtig die Gesellschaft des Auslandes ein, während sie doch zum Besten unserer Gesellschaft verwerthet sein sollten. Der Veruf des nicht entwässerten, unverstümmelten Plattensees ist es, einen großen Theil dieser Millionen in der Heimat zurückzuhalten, ja dieselben noch durch das Geld des von auswärtigen Nationen gestellten Bade- und Vergnügungspublikums zu vermehren. Einige Jahrzehnte der Aufmerksamkeit, Klugheit und Betriebsamkeit werden dieses Ziel erreichen lassen. So wie die Hauptstadt Ungarns im Zeitraum von dreißig Jahren sich zu einer der größten Städte der Welt entwickelt hat, so wird der Plattensee nach Ablauf einer einzigen Generation unter die größten Badecentren und Heilstätten des Erdenrunds emporrücken. Was die Natur dazu geben konnte, das hat sie Alles gegeben. Es galt nur, all dies zu entdecken, wie die Goldfelder Afrikas. Nun ist die Entdeckung erfolgt, ja auch die Ausbeutung hat begonnen. Allein das Gold der Goldfelder erschöpft sich, während die wunderwirkende Kraft des Plattensees von ewiger Dauer ist. Das schwachgeborene Kind, die Frau mit den kranken Nerven, der an Altersschwäche leidende Greis, der in langsamer Erholung begriffene Kranke, das ermüdete Gehirn, die halbentschwundene Lebenslust, die angegriffene Lunge — sie alle werden hier immer und ewig das klare Licht der Sonne finden, und die gleichmäßige Wärme des Sommers und die kräftige Bewegung der reinen Luft,

die Wogen der heilkräftigen Wasser, den sanfteren Wellenschlag des Meeres. Und dazu die Röthe der Wangen, den festeren Ausbau der Knochen, die Stärkung der Nerven, die Beruhigung des Gehirnes, das Wiederauffchäumen der Lebenskraft, die Lust zur Arbeit und die mannigfachen Freuden des Lebens nebst einem großen Theil des Frohsinns, der dazu gehört. Nur mögen Literatur und Tagespresse, sowie die Männer der ärztlichen Wissenschaft ihre große Pflicht erfüllen; das Capital und das große Publikum werden nicht ausbleiben, ja nicht einmal säumen.



DB
17
029
Bd.20

Die Österreichisch-ungarische
Monarchie in Wort und Bild.
[Bd.20]

**PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET**

**UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY**

